Jahrbuch der Charakterologie

Herausgegeben von Emil Utitz

IV. Jahrgang / Berlin 1927 / Band IV

Pan-Verlag Rolf Heise

Digitized by Google

BF
833
.J2
1927

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG
IN FREMDE SPRACHEN, VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1927 BY PAN-VERLAG ROLF HEISE
IN CHARLOTTENBURG 2

OHLENROTH'SCHE BUCHDRUCKEREI ERFURT

Digitized by Google

083004-298

INHALT

Seite

EVERTH, Erich, Individualität und Geistesgeschichte 1

LIEBERT, Arthur, Die Angst vor der Technik 43

PETZELT, Alfred, Vom Problem des Verstehens 63

UTITZ, Emil, Charakterologie und Ethik 97

PRINZHORN, Hans, Die Begründung einer reinen Charakterologie durch Ludwig Klages 115

GUNDEL, W., Individualschicksal, Menschentypen und Berufe in der antiken Astrologie 133

ZIEHEN, Th., Charakterologische Studien an Verbrechern 195

ERISMANN, Th., Der Massenmensch 211

KRONFELD, A., Zur phänomenologischen Psychologie und Psychopathologie des Wollens und der Triebe 239

WALTER, Fr. K., Über die Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften („Diagnoskopie") nach Bißky. Eine kritische Besprechung 297

HOFFMANN, Hermann, Charakterforschung und Vererbungslehre 325

LIPMANN, Otto, Der Periphertrieb 351

KATZ, David, Charakterologie und Tierpsychologie 359

EILERS, Konrad, Hermann Löns als Mensch und als Dichter 385

Digitized by Google

Ein Inhaltsverzeichnis der Bände I und II/III
befindet sich am Schluß dieses Bandes

Digitized by Google

Individualität und Geistesgeschichte

Von ERICH EVERTH (Wien)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die folgende Untersuchung ist entstanden aus einer gewissen Besorgnis, daß unter der modernen geistesgeschichtlichen Methode in Kunst- und Literaturwissenschaft der Sinn für die Bedeutung des Individuums und für den Wert der Persönlichkeit leiden könnte. Unter Geistesgeschichte ist hier also eine begrenzte Erscheinung verstanden, die erst ein bis zwei Jahrzehnte alt ist und etwas Anderes sein will als die ältere kulturgeschichtliche Betrachtungsweise der geistigen Lebensgebiete, anders auch als die moderne soziologische Forschung. Jene, die kulturgeschichtliche Untersuchungsweise, war in der Literatur- und Kunstwissenschaft eher ausgebildet (Hettner, Schnaase) als in der eigentlichen Geschichtswissenschaft selber, in der Lamprecht und Breysig den jetzt lebenden Generationen als Bahnbrecher dieser Methode am vertrautesten sind. Sie geben zwar beide auch Geschichte geistiger Entwicklung, und die Kulturgeschichte ist ihnen im letzten Grunde Seelengeschichte, aber sie gehören nicht in den Zusammenhang der heut im engeren Sinne sogenannten Geistesgeschichte, die sich eben auf die geistigen Gebiete beschränkt und die politischen, sozialen, wirtschaftlichen Ereignisse in der Hauptsache ignoriert, zum Teil sogar mit vornehmer Geringschätzung behandelt. Daher gehören auch Forscher wie Max Weber und Ernst Troeltsch nicht in diesen Zusammenhang, ja sie stehen beide in einem gewissen Gegensatz zu der im spezifischen Sinne sogenannten Geistesgeschichte. Troeltsch hat einmal erzählt, wie Weber im „Heidelberger Soziologischen Klub" mit den Georgejüngern diskutierte und ihnen zu sagen pflegte, daß ihre neue Romantik, wie die alte, stets an dem ehernen Felsen der realen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse zerstäuben werde, und Troeltsch war durchaus derselben Meinung. Auch er hielt den Georgeschülern, die in gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen und Notwendigkeiten nur momentane Vordergründe und womöglich bloß Gemeinheiten sehen, entgegen, daß eine Lebenshaltung, die praktische Wirkungen hervorbringen wolle, eben die praktischen Lebensdinge nicht einfach mit Ekel und Verachtung beiseite schieben könne, sondern sich auf das einrichten müsse, was unabänderlich zu den Lebensformen einer Zeit gehöre. („Die Revolution in der Wissenschaft", Schmollers Jahrbuch 45, IV, 1921.) Hier handelt es sich nicht um Kritik dieser Schule oder Gemeinschaft, sondern um Abgrenzung, und diese Stimmen sind nur angeführt worden, um zu zeigen, wie bedeutende Kräfte der heute noch und wohl noch weiterhin wirkenden geisteswissenschaftlichen Forschung nicht zu der Gruppe gehören, die sich jetzt Geistesgeschichte im engeren Sinne nennt. Auch ein so grundlegender Erforscher der geistigen Entwicklung des Abendlandes wie Burdach rechnet sich nicht dazu und steht sogar ebenfalls in ausgesprochenem Gegensatz gerade zu den bekanntesten Erscheinungen dieser Gemeinde.

Die ältere kulturgeschichtliche Betrachtungsweise hatte die Realien im Verhältnis zum Geistigen eher zu sehr betont. Ihr gegenüber bedeutet die moderne Methode zweifellos eine Vertiefung. Jene nahm die Kunst nur als einen Spiegel der Zeit, ihre Werke also als bloße Reflexe des wahren Lebens; diese hat erkannt, daß sie viel mehr ein Stück oder eine Seite des eigentlichen Geschehens selber ist. Zu wie oberflächlichen Auffassungen jene ältere Einstellung führen konnte, zu der sich noch heute lebende Gelehrte bekennen, zeigen z. B. Äußerungen wie die folgenden von Adelbert Matthaei aus seiner Kriegsbroschüre „Die bildende Kunst in Deutschland", die freilich im geistigen Unglücksjahr 1914 erschienen ist:

Digitized by Google

„Die Kunst schafft nicht Werte, sondern sie ist ein Hinweis, daß Werte da sind. Sie ist, wie Schnaase schon vor einem Jahrhundert treffend gesagt hat, der feinste Ausdruck des geistigen Wesens eines Volkes. Sie ist Trösterin und Verklärerin des Lebens," — als ob das keine schöpferischen Werte wären, selbst wenn die Kunst nur dies wäre; aber sie ist eben noch mehr. Und dafür schärft nun die geistesgeschichtliche Methode dankenswert den Blick. Wenn Taine das Milieu ziemlich äußerlich und seine Einwirkungen etwas mechanisch verstand, so bewegt sich die moderne Methode in geistigeren Regionen.

Die Geistesgeschichtler sind unter sich nicht homogen, sondern ziemlich verschieden. Bei manchen handelt es sich um einen neuen Einbruch der Philosophie und Psychologie in die Literatur- und Kunstwissenschaft, der in Zusammenhang steht mit den um die Jahrhundertwende wieder erwachten systematischen Bedürfnissen und insofern in die Behandlung der Geschichte ein eigentlich unhistorisches oder in den besseren Fällen überhistorisches Element hineingebracht hat. So war es z. B. bei Rudolf Unger, dessen erste hierhergehörige Schrift, ein Vortrag von 1908 über „Philosophische Probleme der neueren Literaturwissenschaft", für das Recht psychologischer Fragestellungen neben den philologischen und für Berücksichtigung der Philosophiegeschichte in der Literaturgeschichte eintrat, was ja zur Beseitigung von früheren Scheuklappen, z. B. der Schererschule, dringend nötig war. (Nur nebenher sei erwähnt, daß in dieser Schule z. B. Schillers Verhältnis zu Kant für so unwichtig erklärt wurde, daß man sich damit nicht zu beschäftigen brauche, und daß, wie Robert Petsch erzählt, sogar Erich Schmidt im Schillerkolleg die philosophischen Schriften übersprang!) Nun steht natürlich weder Philosophie noch Psychologie im Gegensatz zu einer Beschäftigung mit der Persönlichkeit, im Gegenteil, ihnen wie der Betonung des Geistigen überhaupt liegt Würdigung der Individualität im Grunde näher als der positivistischen oder auch materialistischen Auffassung, die vorhergegangen war und gegen die z. B. in der Kunstgeschichte der Begriff des Kunstwollens sich erhoben hat. Die neue Methode ist entschieden idealistisch, und dieser Idealismus müßte sich selbst untreu werden, wenn er den Idealismus der Persönlichkeitswerte oder die persönlichen Formen des Idealismus nicht zu schätzen wüßte. Gleichwohl kann Geistesgeschichte im modernen Sinne zur Gleichgültigkeit gegenüber den einzelnen schöpferischen Geistern, ja selbst gegenüber den einzelnen Werken führen. Denn das systematische Interesse ist in der neuen Geistesgeschichte, wie schon die Titel der Werke vielfach zeigen, stark, und wer vor allem darauf ausgeht, was die Künstler gewollt haben, wird weniger darauf sehen, was sie gekonnt haben, und was doch schließlich allein die künstlerische Wirklichkeit ausmacht; über dem geistigen Gehalt kann die Gestalt des Werkes und des Künstlers leicht vergessen werden, was freilich wenig künstlerisch gedacht wäre. Auf systematischen Wegen dringt auch Wölfflin vorwärts, der zwar keineswegs zu den Geistesgeschichtlern gehört, aber am liebsten eine Kunstgeschichte ohne Namen und Daten schreiben würde, in der nur anonyme oder unpersönliche Kräfte, Tendenzen, Strömungen entscheidend wären und die Menschen bloß als Vertreter, Exponenten oder Symbole für etwas Anderes, das erst das Wesentliche sein soll, vorkämen oder nur als Beispiele zur Veranschaulichung allgemeiner Zusammenhänge dienten; die Individuen könnten dabei zu Puppen werden, die an unsichtbaren Drähten gezogen werden, und die in Umkehrung eines griechischen Wortes von sich sagen müßten: *ἔχομαι, οὐκ ἔχω*. Wölfflin will nur eine Geschichte des künstlerischen Sehens geben — die Geisteshistoriker werfen ihm deshalb Formalismus vor — und auch sein Dürerbuch behandelt nur Dürers Kunst, und zwar bloß ihre Formprobleme.

Wölfflin und die Geistesgeschichtler haben das gemeinsam, daß sie bei der Entscheidung: Person oder Sache? — auf der gleichen Seite stehen. Man hat oft, wenn man von persönlicher und sachlicher Kultur sprach, unter der zweiten lediglich Zivilisation,

Digitized by Google

technische, materielle Errungenschaften verstehen wollen. Das ist einseitig. Sachliche Kultur ist nicht bloß Kultur der Sachen, sondern auch der sachlichen Inhalte des Geistes, die sehr ideell sein können. Die Inhalte der geistigen Bewegung haben ein eigenes Leben neben und in dem persönlichen Leben, das sie in den Köpfen und Herzen individueller Menschen führen, und man kann die eine oder andere Seite daran betonen, die persönliche oder die sachliche, ohne daß man sich etwa für eine entscheiden müßte; denn sie bezeichnen in Wahrheit keinen Gegensatz, wie denn die Sachlichkeit allgemein zugleich als eine persönliche Tugend gilt. Indessen ist die geistesgeschichtliche Methode unzweifelhaft mehr sachlich als persönlich orientiert. Diese Methode ist vielleicht zum erstenmal von Windelband in seiner systematisch nach Problemen, nicht nach Persönlichkeiten geordneten Geschichte der Philosophie geübt worden. Der Unterschied ist kein bloß methodischer, sondern, wie übrigens die meisten Verschiedenheiten der Methoden, zugleich ein Unterschied von Erlebnisweisen.

Ich möchte paradigmatisch zwei Aussprüche nebeneinander stellen, deren einer, sozusagen extrem geistesgeschichtlich, wenngleich nicht aus unserer Zeit, merkwürdigerweise von Hans von Bülow stammt, der weder Hegelianer noch Marxist, dagegen selber eine höchst eigenwillige Persönlichkeit war. Er hat einmal geschrieben: „Die Menschen, die Iche sind sterblich, die Ideen sind unsterblich. Erstere zählen überhaupt erst, wenn und soweit sie letzteren dienen, hingebend in ihnen aufgehen." Das war nun zu bescheiden gedacht, und er selbst war ein lebendiger Gegenbeweis. Aber nicht nur ein Künstler und Mensch seines Grades, sondern der Mensch überhaupt ist an sich wertvoll, auch ohne Ideen, denen er dient, oder neben ihnen, jedenfalls unabhängig von ihnen. Man müßte keinen Sinn für Naturen haben, wenn man das verkennen wollte, und Bülow selber hat jenen Sinn in hohem Maße gehabt. Gewiß, manche Menschen sind weniger als ihre Werke, und für sie mag jenes Wort allenfalls gelten, andere aber sind mehr als alle ihre Leistungen zusammen und also auch mehr als das, was sie für Ideen getan haben. Es gibt Menschen, die ihr Bestes darin geben, was sie tun, andere aber, die Vieles und Bedeutendes geschaffen haben, geben doch ihr Wertvollstes in dem, was sie sind. Zu diesen gehört Goethe, und er hat niemals bloß Ideen dienen wollen und ist kaum je in ihnen aufgegangen. Er war immer noch etwas außerdem.

Das andere Diktum stammt ebenfalls von einem Künstler, Ludwig Thoma, und steht in einem Brief, den er an einen politischen Freund schrieb und worin er ausführte, daß er den offiziellen Kultus Bismarcks nicht mehr unbedingt mitmache, daß sich aber seine Freude an dem deutschen Manne Bismarck nicht gemindert habe: „Ich halte jetzt die Stellung Bismarcks zur sozialen Frage, zu Kulturkampf und vielen anderen Dingen für falsch" (das waren Ideen!), „aber diese Fehler wuchsen aus seiner Erziehung, Entwicklung, Rasse, und gefallen mir trotz ihrer Schädlichkeit. Denn sie vervollständigen sein Bild, er war aus einem Gusse." Hier ist das sachliche Interesse an Werk und Wirksamkeit, an wichtigen Dingen, die auch der Schreiber des Briefes als wichtig empfand, doch zurückgestellt hinter das Interesse für die Persönlichkeit, und ich meine, es wäre kümmerlich, wenn wir die großen Menschen nur noch, wie der englische Sozialist H. G. Wells es in seiner Weltgeschichte tut, nach dem Nutzen beurteilten, den sie den anderen Menschen, womöglich einer recht großen Masse, gebracht haben, wonach er denn alle großen Männer vom Typus der Machtmenschen, Feldherren, Politiker usw. für kleine Männer oder Schädlinge erklärt. Das ist eine kleinbürgerliche oder auch krämerhaft und puritanisch beschränkte Wertblindheit.

Ebenso falsch ist es nun aber, Erscheinungen der Geistesgeschichte nur nach ihrer historischen oder entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung zu beurteilen. Da werden gleichsam nur einzelne Fäden aus einem reicheren Gewebe gezogen. Denn es kommt vor, daß eine Persönlichkeit nur mit einem Teil ihres Wesens oder ihrer Leistung an der weiteren historischen Entwicklung teilgenommen hat. Die französische Malerei

Digitized by Google

des 19. Jahrhunderts war kunstgeschichtlich unbedingt einflußreicher und wichtiger als die deutsche des gleichen Zeitraums, aber es wäre falsch zu meinen, daß diese deshalb überhaupt weniger wert wäre, daß sie künstlerisch und menschlich niedriger stünde. Im besonderen war der Rang der deutschen Künstlerpersönlichkeiten nicht geringer als der der französischen, und auch die Qualität ihrer besten Werke weicht der der besten französischen nicht. Daß die Franzosen einheitlicher, stetiger, zielbewußter an der malerischen Eroberung der Natur und der Fortbildung der im engeren Sinne malerischen Kultur gearbeitet haben, ist eine Folge ihrer älteren und festeren Tradition; daß diese in Deutschland fehlte, war zum Teil historisch bedingt, zum Teil auch durch den Individualismus der deutschen Künstler, der sie befähigte, so bedeutende menschliche Dokumente ihrer Persönlichkeiten zu schaffen, drittens aber durch die „Ideen", denen die deutschen Maler nachgingen und die sie auszudrücken suchten. Wollte man nur nach diesen Ideen urteilen, so würde man der französischen Kunst nicht gerecht, und urteilt man nur nach der sachlichen Entwicklung, in diesem Falle des malerischen Prinzips, so wird man ungerecht gegen die deutsche. In der Kunstgeschichte ist uns auch ein Typus Schaffender vertraut, die schwerer historisch einzuordnen sind als andere, da sie sich weniger aus dem allgemeinen Fluß des künstlerischen Geschehens erklären oder gar ableiten lassen. Oft sind es gerade die bedeutendsten Individualitäten, bei denen das schwierig und unmöglich ist. Ebenso gibt es Künstler, deren Einwirkung auf die weitere Entwicklung kaum zu erkennen ist, und es können trotzdem sehr bedeutende Schöpfer gewesen sein. Ein solches Genie war z. B. Böcklin, der für den allgemeinen Fortschritt der Malerei seiner Zeit weit weniger bedeutet hat als manche andere viel geringere Kraft. Der Entwicklungswert ist nicht derselbe wie der Wert des Werkes an sich betrachtet oder gar der Wert der Persönlichkeit, der sich in den Werken ausdrücken kann. Dieser Persönlichkeitsgehalt ist bei Böcklin größer als bei den meisten anderen Künstlern seiner Zeit, und es mußte ein ganz falsches Bild von dem Range seiner Werke und der Höhe seines Könnens herauskommen, als man ihn lediglich im Zuge der malerischen, wohl gar der impressionistischen Evolution der Mitte des 19. Jahrhunderts betrachtete. Schließlich ist der „Fall Böcklin" von Meier-Gräfe, der ebensogut ein „Fall Meier-Gräfe" heißen könnte, nichts als eine solche Beurteilung von unangebrachten Gesichtspunkten und mit unpassenden Maßstäben. Der schriftstellerische Pionier des Impressionismus war zu sehr an seine Mission gebunden, um eine ganz andersartige schöpferische Kapazität zu würdigen. Auch die Literaturgeschichte kennt Dichter ersten Ranges, die abseits für sich stehen. So hat man von Kleist gesagt, er gehöre deshalb nicht mit den Klassikern zusammen, weil er nie eine Erziehungstendenz oder Humanitätsidee vertreten habe, und Ernst Cassirer („Idee und Gestalt") bemerkt dazu: „In der Tat wird man den eigentlichen Maßstab für Kleist, für sein Wesen und seine Dichtung immer nur seiner Individualität selbst, nicht der allgemeinen Entwicklung der deutschen Geistes- und Bildungsgeschichte entnehmen können. Das Gesetz und die innere Norm seiner Künstlerschaft steht dieser großen Entwicklungslinie als ein Eigenes und Selbständiges gegenüber." Aber auch, wo ein großer Schöpfer starke Spuren in der Produktion der nach ihm Gekommenen hinterlassen hat, kann man ihn nicht lediglich danach einschätzen. Es geht nicht an, das Urteil über Michelangelo darauf zu begründen, wie er auf die folgenden Generationen der Künstler gewirkt hat, ihm alle seine Nachahmer aufs Konto zu setzen und darüber zu vergessen, was er für sich gewesen ist, und womöglich sein Souveränitätsrecht auf sein unvergleichliches, einmaliges Wesen zu verkennen. Auch Nietzsches spätere Beurteilung Wagners krankte zum Teil daran, daß er in seinem begreiflichen Dégoût an den Wagnerianern Wagner selber von diesen nicht zu trennen wußte, ein Mißgriff, der ihm hundertfach nachgemacht worden ist. Ob die Wirkung eines großen Schöpfers auf seine Nachfolger segensreich war oder nicht, das heißt doch wohl wieder, ob er deren eigenes Wesen zu

Digitized by Google

selbständiger Äußerung anregte oder alle Ursprünglichkeit in seinem Umkreis erdrückte und die anderen zu wertloser Wiederholung seiner Art verdammte, das ist eine Sache für sich; jedenfalls kann der Wagnerismus und alles Ähnliche den Wert der eigenen Werke eines solchen überragenden Künstlers nicht antasten. Wagner selbst wünschte sich Nachfolger und keine Nachtreter und mahnte immer: „Kinder, macht Neues."

Das Individuum ist das schlechthin Einmalige und müßte darum ein bevorzugtes historisches Objekt für eine Geschichtswissenschaft sein, die Geschichte bleiben und nicht in Systematik aufgehen will. Für eine Historie aber, die vor allem nach Gesetzen sucht, wie nicht bloß Spengler tut, sondern auch ein Teil der Geistesgeschichtler, bleibt das Individuum ein Rest zu tragen peinlich. Es läßt sich nicht durch familiäre und gesellschaftliche Ursprünge plus Stammesart und Landschaft erklären, das Exempel geht nie auf, die individuellen Anlagen sind zum größten Teil unableitbar, jeder Mensch ist ein Novum und darum auch oft interessanter als Massenerscheinungen selbst geistiger Art, zumal wenn sie schematisch gedacht werden. So wie sachliche Probleme nicht nur historisch zu behandeln, sondern auch grundsätzlich und mit sachlichen Gründen auszutragen sind (was der Historist Spengler in seinem Relativismus selbst an der Mathematik übersieht oder wegeskamotieren möchte), so ist auch das Individuum nicht bloß historisch zu begreifen, sondern bleibt ein Gegenstand der Psychologie und der Charakterologie. Geistesgeschichte und Charakterologie können sich ergänzen; ja, wonach die Geistesgeschichte strebt: im Wechsel historischen Geschehens systematische Zusammenhänge, mehr oder weniger bleibende Strukturverhältnisse aufzudecken, das ist ihr in der menschlichen Persönlichkeit erleichtert oder gleichsam vorgebildet; auch da ist ein Bleibendes im Wandel des Lebenslaufes, sind durchgängige und dauernde Züge in der Mannigfaltigkeit des Lebens, auch da sind Gesetze, individuelle Gesetze, also echt historische Gesetze, denn historische Gesetze können nur individuell sein.

Wir stehen heute freilich, geistesgeschichtlich betrachtet, im Zeichen eines Generalangriffes des Kollektivismus, der auf allen Seiten eingesetzt hat, auf der einen durch den Sozialismus, der vom Kommunismus verschärft wird, auf der anderen durch die katholische Kirche, die im geistigen Leben wieder militant auftritt und, anders als der Sozialismus, über ansehnliche Streiter, ja über eine Partei auch in der geistigen Elite verfügt und eine Reihe bekannter Namen auch in den hier zur Debatte stehenden Wissenschaften im Felde stehen hat. Einige davon werden im folgenden behandelt werden. Eine dritte Strömung ist die völkische, der z. B. der Heidelberger Richard Benz angehört und aus der heraus der Wiener Soziologe Othmar Spann in seinem Buch über den „wahren Staat" einen radikalen Kollektivismus verficht. In Büchern und Zeitschriften aller drei Richtungen kann man lesen: „Es gibt nur ein Wissen, das Wert hat, nur eine Bildung, die zu achten ist: die, die das Volk als Ganzes hebt und fördert." (Als hätte Nietzsche nie gelebt.) Von ihnen allen wird das Individuum, das sich in der Hauptsache auf sich selbst gestellt fühlt, bekämpft, von allen der Individualismus als eine „liberale" Denkweise bezeichnet, und der Liberalismus sei doch tot und abgetan. Der politische Liberalismus mag erledigt sein, der Individualismus überhaupt aber ist davon unabhängig und ist nicht tot, höchstens wieder einmal aus der Mode. Immer wieder wird es persönliche Synthesen der Kulturelemente geben, und nur Beweglichkeit gegenüber korporativen Bindungen kann zu der Fülle individueller Bildungen führen, die das Leben einer Zeit reich und farbig macht. Heute aber stehen andere Werte auf der Tagesordnung: Bindung, Dienst an einem größeren Ganzen, als die einzelne Persönlichkeit sein kann, Autorität; und schon erschallen Anpreisungen des alten Dogmas einträchtig neben dem Schrei nach einem neuen Dogma. Die Folge ist kurz gesagt, neben anderen, die nicht geleugnet werden sollen, eine Bedrohung der Individualität und des Individualismus in ihrem Eigenrecht, das nicht von einem größeren Ganzen abgeleitet sein will.

Digitized by Google

Es könnte sich also, wenn auch auf anderem Niveau, wiederholen, was im Gefolge des Positivismus, den unsere heutigen Geisteshistoriker freilich ohne Unterschied perhorreszieren, vielfach geschehen ist: namentlich durch Nachwirkungen von Karl Marx wurde das Individuum oder besser gesagt die interessante und bedeutende Individualität an den Rand des Gesichtskreises gedrängt. In der Kunst wurde das persönlich schöpferische Element unterschätzt und verdeckt. Die Kunst erschien als ideologischer oder idealer Oberbau auf einem materiellen Unterbau, der vorher dagewesen und maßgebend sein sollte, oder als „Funktion" andersartiger Vorgänge und Zustände, die als das eigentlich Wirkende angesehen wurden; seltener wurde der Begriff Funktion in seinem mathematischen Sinn verstanden, in dem er gegenseitige Abhängigkeit bedeutete, also auch der Kunst und Dichtung ihrerseits spontane Einwirkungen auf das außerkünstlerische Dasein zugestanden wurden und die Möglichkeit offen blieb, daß auch einmal die geistigen Bestrebungen vorangehen und die Entwicklung der anderen Gebiete folgen konnte. Der Däne Brandes, der mit jenem Positivismus eng zusammenhängt, wie er denn sogar im Rationalismus des 18. Jahrhunderts seine eigentliche Heimat hat, handhabte jene Methode in seinen „Hauptströmungen" in freier, wirklich geistiger Weise, er bewahrte sich einen lebhaften Sinn für schöpferische Persönlichkeiten, für fesselnde Einzelmenschen und wurde ein Vorläufer der modernen geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise, sofern sie ebenfalls auf die Feststellung von großen Geistesströmungen ausgeht.

Von dem sozialistischen Kollektivismus freilich war diese Forschungsart in ihren Ursprüngen, die namentlich bei Dilthey und in Nietzsches Schrift über die Tragödie mit ihrer Gegenüberstellung von apollinischem und dionysischem Erleben und Gestalten lagen, weit entfernt. Dilthey hatte mit der Biographie Schleiermachers begonnen, hatte dann in seiner berühmten „Einleitung" die Geisteswissenschaften methodisch selbständig gemacht, sich der Analyse des Menschen in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit gewidmet, eine Typologie der philosophischen Weltanschauungen angebahnt und dann unter dem Titel „Das Erlebnis und die Dichtung" seine Essays über große deutsche Dichter herausgegeben, wobei die Titel der einzelnen Arbeiten einfach durch die Namen jener Heroen gegeben waren. Da war also keine Sorge, daß das Recht und die Bedeutung des einzelnen in der Geistesentwicklung korporativ verkannt würden. Dilthey gab dem Schöpferischen sogar mehr Raum als die zünftige Literaturgeschichte seiner Zeit, wie er sich denn in verschiedenen Schriften mit der Einbildungskraft des Dichters, das heißt den Vorgängen des künstlerischen Schaffens, beschäftigt hatte. Wenn unter dem Einfluß des Sozialismus Paul Ernst eine gewisse soziologische Betrachtung der Tragödie, des Dramas usw. übte, so war bei diesem Formenkünstler und Klassizisten von vornherein Gewähr gegeben, daß der begeisterte Vorkämpfer Hebbels und Schüler Nietzsches die Rolle des Genies, das stets bei wenigen nur gewesen, nicht unterschätzte. Eher waren Besorgnisse schon angebracht bei Samuel Lublinskis „Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert", wo das Individuum etwas zurücktrat hinter den Kollektivgebilden, unter denen er die Nation, aber auch einander bekämpfende Klassen aufführte, deren Wortführer — und dazu rechnete er auch Dichter und Künstler — „im Grunde" nur, wie in Wunschträumen, die Ideale der Gemeinschaft propagierten, die aus ihnen und durch sie hindurch spräche. Es kommt hier auf ein Mehr oder Weniger an, es ist eine Gradfrage, wie man den Anteil der einzelnen und der Massen begrenzt; niemand wird leugnen, daß jene Gesichtspunkte eine Erweiterung des Blickes gebracht haben; wenn aber die Auffassung von der Wirkung allgemeinerer Lebensformen direkt antiindividualistisch wird, entfernt sie sich nicht bloß von der Wahrheit, sondern schädigt auch den Sinn und das Verständnis für die Lebensform des Individuums und seine Struktur. Das könnte gerade bei der deutschen Geistesgeschichte zu schiefen Bildern führen, denn der Deutsche ist nun einmal von jeher besonders individualistisch gewesen, bis zur Eigenbrödelei, ein

Digitized by Google

„Original" bezeichnet in Deutschland etwas Wertvolles, selbst wenn es zugleich etwas Absonderliches meint. Die Rolle, die in Frankreich die Gesellschaft und auch der Staat spielt, hat man bei uns nie gekannt, und so öffentlich wie bei den südlichen Völkern ist schon aus klimatischen Gründen unser deutsches Leben nie verlaufen. Wenn Stefan George und die Seinen ein spartanisches Gemeinschaftsleben in Deutschland anstreben wollen, so wird das ein romantischer Klassizismus bleiben, der nicht mehr umgestaltenden Einfluß auf das Volk ausüben wird, als irgendein anderer Klassizismus gekonnt hat.

Glücklicherweise findet sich unter den Vertretern der Geistesgeschichte gleichzeitig doch zu viel geistiger Aristokratismus, der in der Form der Werke oft deutlich, für manchen Geschmack sogar zu deutlich zum Ausdruck kommt, als daß das Verständnis für die starken Persönlichkeiten der Geschichte und der Geschmack an ihnen fehlen sollte. Es kommt hinzu, daß wenigstens einige dieser Forscher außerordentlich von George beeinflußt sind, und dieser Einfluß geht gerade auch dahin, daß literarische Standbilder der Heroen der Vergangenheit errichtet werden sollen. Georges Jünger lehren ganz in seinem Sinne und auch zu Gunsten seiner Autorität, es komme vor allem auf die Hierarchie der Werte an, auf Rangordnung, also auf Unterschiede.

Im übrigen haben die heutigen Geisteshistoriker alle Hegel gelesen, was ihre Vorgänger aus der vorigen Generation fast ebenso ausnahmslos und dezidiert nicht getan hatten; die Darstellungsform in den neuen Büchern zeigt das bisweilen nicht zu ihrem Vorteil. Da ist oft eine Neigung zum Unlebendig-Begrifflichen, ein Aufstreben in Regionen der Abstraktion, deren Höhe nicht unter allen Umständen eine entsprechend tiefe Einsicht und weite Übersicht verbürgt, bisweilen eine förmliche Leidenschaft für geistige Anstrengungen, die sich völlig im Schattenreiche der „Idee" abspielen. Eine neue Welle im langen Flusse der Geschichte des Platonismus.

II.

Ich beginne die Übersicht über die bisher vorliegenden geistesgeschichtlichen Leistungen theoretischer und praktischer Art mit den ersteren, die in der Minderzahl sind. In einem programmatischen Aufsatz, der den ersten Band des Jahrbuches „Die Dioskuren" eröffnet, hat der Herausgeber Walter Strich 1922 über „Wesen und Bedeutung der Geistesgeschichte" gehandelt, nachdem er acht Jahre früher „Die Prinzipien der psychologischen Erkenntnis, Prolegomena zu einer Kritik der historischen Vernunft" geschrieben hatte. In der späteren Arbeit beginnt er sogleich mit dem Problem der Individualität. Geist, die bewußte Auseinandersetzung mit der Welt, vollziehe sich in individuellen Bewußtseinsprozessen, denn nur im Individuum liege das Schöpferische, nicht in einem metaphysischen allgemeinen Geiste. Aber nicht auf jene Prozesse komme es in der Geisteswissenschaft an. Denn so wie das Werk als dauernde, selbständige Existenz dem Prozeß, aus dem es entstanden ist, enthoben sei, so auch die Persönlichkeit, deren Ausdruck das Werk ist. Auch sie besitze eine selbständige, dauernde Existenz und sei im Nacheinander der Erlebnisse nicht greifbar; „nur weil sich die Persönlichkeit wandelt, ist das Problem ein historisches." Sonst sei die Aufgabe systematisch, nämlich: das Werk dem geistigen Inhalt der Individualität einzuordnen und seinen systematischen Zusammenhang mit anderen Objektivationen zu finden. Das geisteswissenschaftliche Problem sei also die Gestalt, die das Dasein im Bewußtsein und im Werk angenommen habe, das biographische Material komme nur in Betracht, soweit es gestaltet oder entscheidend für Bewußtsein oder Werk geworden sei. Darüber werden sich Geistesgeschichte und Charakterologie einig sein. Doch ein Unterschied ist da: „das Individuum interessiert in der Geistesgeschichte nur als Symbol des Geistes, als besondere Gestalt des schöpferischen Bewußtseins." Das ist in der Charakterologie natürlich anders. Wenn Strich dann

Digitized by Google

aber weiter von einem a priori des Bewußtseins spricht, das durch seine Form das Leben mehr zum persönlichen Schicksal mache, als daß es aus einem solchen Schicksal zu begreifen wäre, so findet er sich wieder auf einer Linie mit der Anschauung des Charakterologen. Im übrigen identifiziert Strich Geistesgeschichte mit Ideengeschichte, denn auf die Geschichte der Ideen oder der geistigen Inhalte und Formen komme alles an, nicht auf die Individuen, die freilich die notwendigen Träger der Ideen seien, aber eben nur ihre Träger, ohne die eine Idee gedacht werden, bloß nicht verwirklicht werden könne. Der Unterschied ist also der: die Geistesgeschichte hat es mit objektiven Inhalten und Formen zu tun, die Charakterologie, wie alle Psychologie, mit Subjekten. Strich lehnt deshalb Psychologie als Grundlage der Geisteswissenschaften ab. „Es gibt eine Psychologie des Menschen im 19. Jahrhundert, des Deutschen, des Protestanten, des Proletariers, des Künstlers usw. Soweit dabei eine geistige Einstellung, eine Lebensauffassung oder Gestaltung im Zusammenhange mit der historischen Situation, dem Charakter, der wirtschaftlichen, soziologischen Struktur usw. gedacht wird, ist die Untersuchung selbst Geisteswissenschaft und nicht ihre Grundlage." Er lehnt die Mitarbeit der Charakterologie ab oder bezeichnet diese, soweit sie den Geisteshistoriker interessiert, schon als Geistesgeschichte. Ob mit Recht, darüber läßt sich streiten, jedenfalls wird umgekehrt der Charakterologe gern die Hilfe der Geistesgeschichte bei seiner Behandlung der gleichen Komplexe annehmen, ohne einen Streit darüber zu entfesseln, wo die Charakterologie anfängt und die Geistesgeschichte aufhört. Wenn Strich selber sagt: „Geisteswissenschaft ist eine erweiterte Physiognomik, Einstellung auf den Ausdruck ist die Grundvoraussetzung," so wird sich auch der Charakterologe leicht mit ihm einigen.

Er führt dann weiter aus, daß die Kulturwandlungen in der Geschichte von dem Genie ausgehen, das eine neue Wesenhaftigkeit erlebe und verkünde, daher es immer seiner Zeit voraus sei und unmöglich von der Allgemeinheit verstanden werden könne. Da liege keine psychologische Unzulänglichkeit der Vielen vor, sondern eine unvermeidliche Tragik. Nur aus der Spannung zwischen der umgebenden Wirklichkeit und seiner eigenen Art, die Dinge anzusehen, schöpfe das Genie die Kraft des Schaffens (ohne daß das Neue, das es bringe, ihm bewußt zu sein brauchte; der Künstler wisse fast nie, wie er mit seiner Tat an einer neuen Wirklichkeit arbeite, die für die gesamte Kultur verbindlich sein kann). Gegenüber dem modernen Kollektivismus bemerkt der Verfasser, auch die Aktion einer Mehrheit sei nur von dem Einzelnen aus zu verstehen, trotz aller Psychologie der Masse, deren Feststellungen davon natürlich unberührt bleiben. In dieser Hinsicht hat sich ja Vierkandt seit mehreren Jahrzehnten Verdienste um die Erkenntnistheorie und Sozialpsychologie erworben und einer heute populären Metaphysik entgegengearbeitet. Strich, der ihn nicht erwähnt, sagt ausgezeichnet: „Den Ablauf der realen Ereignisse können wir bestimmt ohne die Individuen nicht erkennen. Natürlich kann man Geschichte schreiben, ohne Cäsar zu erwähnen, wenn man nämlich auf die Erzählung des realen Vorganges verzichtet. Aber durch die freiwillige oder unfreiwillige Ausschaltung der Individualität aus der Erzählung beseitigt man nicht seine Tatsächlichkeit aus der Geschichte. Und es bleibt nicht etwa nur das weg, was sich auf die Persönlichkeiten selbst bezieht, sondern auch die Ereignisse, etwa das Zeitalter Cäsars oder des Augustus, sind nicht zu verstehen, wenn man diese beiden Männer ausschaltet." In der Tat, das merkt man z. B. an der von Ludo Hartmann, dem Sozialisten, herausgegebenen Weltgeschichte: da gibt es auf große Strecken keine Erzählung, sondern Reflexion oder Querschnitte. Die Geschichte wird entsprechend unkünstlerisch und menschlich uninteressant, je mehr die Individuen zurücktreten. Für den Schöpferischen aber ist, wie Strich mit Recht sagt, alles Gegebene, womit es in Zusammenhang gebracht werden kann, nur ein Anreiz zur Tat. Wie schon jede primitive Lebensäußerung nicht mehr als Wirkung einer mechanischen Ursache, sondern als spontane Reaktion auf einen Reiz zu

Digitized by Google

verstehen sei, so sei auch ein Bekenntnis reinen Schöpfertums eine Steigerung des Lebendigen. Das hat die moderne Kunst- und Literaturgeschichte längst begriffen, sie hat eingesehen, daß kein Einfluß ohne eine vorher vorhandene Disposition in dem Beeinflußten möglich wäre. „Man findet nur, was man sucht," sagt Wölfflin einmal, als er die Legende ablehnt, wonach Goethes Entwicklung durch Italien von ihrem eigentlichen Wege abgebogen worden sei: „daß Lebendiges aus dieser Einwirkung hervorgehen konnte, beweist eben, daß befruchtungsfähige Keime vorhanden waren. Auch wenn man es nicht wüßte, müßte man annehmen, daß Goethes Natur für diese Berührung irgendwie prädisponiert gewesen ist." (Kunstchronik 1925, Nr. 49.)

Strich seinerseits fährt fort: die Geistesgeschichte frage nun, wie die schöpferischen Menschen die Welt gesehen haben und gesehen wissen wollten, nicht wie das Werk entstanden ist. „Die Frage der historischen Ableitung erzeugt die Gleichgültigkeit gegenüber dem Gestalten des Geistes. Die andere Frage, was die Gestaltung sagen wollte, kann dies nie." Er meint, die philologische Art der Geschichtsbetrachtung negiere das Schöpferische, sie setze ein ganz leeres Bewußtsein voraus, das immer nach denselben Regeln zu Phantasieinhalten komme, die nur durch den erlebten Inhalt unterschieden seien: „Indem man alle Individualität nur nach den Regeln des allgemeinen Geschehens begreifen will, schaltet man das Individuum aus. Wenn die Geschichte wirklich auf das Individuelle gestellt werden soll, so kann das nur heißen, daß man seine besondere Stimme hört."

•

Den Geisteshistorikern nahe steht Alfred Weber, der aber doch ihre Einseitigkeiten abwenden will, namentlich in der Stellung zu gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen Tatsachen und Problemen. In einem Aufsatz „Prinzipielles zur Kultur-Soziologie" hat er (im Archiv für Sozialwissenschaft 1920, 47) drei große Arten von historischen Prozessen unterschieden: den sozialen, den zivilisatorischen und den kulturellen. Den sozialen zu untersuchen, ist nach ihm Sache der Soziologie, der zivilisatorische eine Angelegenheit des Intellekts und der Mechanisierung, also der Technik, und der kulturelle ist im Wesen individuell und mit den Methoden etwa Gundolfs zu erfassen. Das interessiert hier deshalb, weil da, wo alle Vorgänge individuell sind, auch die Rolle des Individuums und der Individualität nicht gering geschätzt werden kann.

III.

Nach diesen zwei allgemeinen Arbeiten mögen zwei andere folgen, die sich mit der geistesgeschichtlichen Methode in der Kunstwissenschaft befassen. Eine Vorstufe zu dieser Methode, die ja in der Kunstgeschichte zuerst in Wien von Dvořak angewendet worden ist, war die Wiener Schule Wickhoffs und Riegls. Ich habe keinen Grund, auch sie hier heranzuziehen, aber der verstorbene Ernst Heidrich hat in einer Besprechung von Hans Jantzens Buch über das niederländische Architekturbild, das unter Einfluß Riegls entstanden ist, Grundsätzliches zur Kritik dieser Methode gesagt, was sich in manchem Betracht mit dem berührt, das uns hier interessiert. (Wieder abgedruckt in den nach seinem Tode herausgegebenen „Beiträgen zur Geschichte und Methode der Kunstgeschichte", 1917.) Er spricht von dem offensichtlichen Bemühen dieser Gelehrten, dem dargestellten historischen Prozeß den Charakter der Denknotwendigkeit zu verleihen, und sieht darin eine Vergewaltigung des natürlichen Verhaltens gegenüber dem Kunstwerk, das dort auf bestimmte, von vornherein feststehende Begriffe und Ablaufformen abgehört werde, so daß der geschichtliche Prozeß nur unter dem Gesichtspunkt der Begriffsentwicklung betrachtet werde, und er zeigt, daß dieses Ideal wissenschaftlich von den exakten Naturwissenschaften herkommt und im Widerspruch zu der ganz anderen Art des geisteswissenschaftlichen Stoffes steht. Man begnügt sich nicht mit der Feststellung, daß die Dinge so verlaufen

Digitized by Google

sind, sondern sucht zu beweisen, daß alles gerade so kommen mußte, wie es gekommen ist. Das ist eine in der Geschichtsbetrachtung alte Neigung, die schon oft mit ihren trügerischen Ansprüchen widerlegt worden ist, u. a. von Simmel in seiner Geschichtsphilosophie. Doch anscheinend ist jene Neigung stärker als alle Logik, und dazu kommt bei kleineren Geistern bisweilen die Versuchung, stupende Einsichten mit dem kategorischen Ton der Offenbarung und der Selbstbewunderung zu verkünden. Aber auch die Individualität kommt dabei zu kurz. Die Wiener Schule vor Dvořak nimmt eine immanente künstlerische Entwicklung an, die z. B. vom Gestalten haptischer oder taktiler Werte zu optischen Werten vorschreitet, aber diese zwangsläufige Entwicklung schränkt die Beweglichkeit des Individuums außerordentlich ein, bis zu mystischen Vorstellungen wie dieser, „daß die Kunst gleichsam in der Richtung des geringsten Widerstandes sich die jeweilig geeignetsten Völkerbegabungen für ihre Zwecke wählt" (Jantzen). Auch Heidrich stellt gegenüber dem Jantzenschen Entwicklungsschema einige Fragen persönlichen Inhalts, und es zeigt sich sofort, daß jenes Schema fraglich wird. Jantzen hatte, das Beispiel ist ja auch hier interessant, die Rolle der flämischen Malerei innerhalb der Geschichte des Architekturbildes geschickt abgegrenzt und sozusagen als apriorisch notwendig konstruiert: demgegenüber wirft Heidrich ein, daß die drei für das Antwerpener Architekturbild führenden Maler gar keine Flamen gewesen sind! Hier hat sich also eine gewisse Vernachlässigung individueller Faktoren der Kunstentwicklung selbst in einer wissenschaftlich hochstehenden Arbeit gerächt. Ähnlich macht Heidrich zur Erklärung der Tatsache, daß das Architekturbild auf dem Standpunkt des 16. Jahrhunderts stehen blieb, auf Zusammenhänge aufmerksam, „die von jeder begrifflichen Konstruktion weitab liegen, wie vor allem: daß keiner der großen flämischen Maler des 17. Jahrhunderts sich seiner annahm." Auch das hätte Jantzen gewiß beachtet, wenn er nicht von den persönlichen Faktoren zu sehr abgesehen hätte.

•

In der sehr lesenswerten Sammlung „Die Kunstwissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen", die der Verlag Felix Meiner herausgibt, hat der Wiener Professor Hans Tietze sich grundsätzlich über geistesgeschichtliche Kunsthistorie geäußert, und zwar in so klarer, sachlicher Weise, daß man die Lektüre jedem, namentlich auch jüngeren Adepten der neueren Forschungsweise empfehlen kann. Tietze, der vor seiner Neuorientierung in der Dvořakschen Richtung ein methodologisches Buch vom Standpunkt der vorigen Generation geschrieben hat, verfällt auf dem neuen Wege nicht in Einseitigkeiten. Er betont immer wieder, daß der schöpferische Geist gleichzeitig individuell und überindividuell ist, „denn die künstlerische Tätigkeit ist absolut individuell — jedes Kunstwerk wurzelt in der persönlichen Schöpferkraft seines Urhebers — und doch sozial gebunden; und aus der Spannung dieser Gegensätze ergibt sich vielleicht ihre erregendste Lebensenergie. Die soziale Funktion der Kunst besteht darin, daß sie immer von neuem, was allgemeines Eigentum der Zeit ist, erfaßt und ins Individuelle umsetzt." Schärfer könnte man es auch in unserem Sinne nicht formulieren. Der Verfasser spricht weiter von der Neuerweckung und Belebung der Ikonographie in einem weiteren Sinne, als der Begriff bisher verstanden wurde, so daß er das gesamte geistige Leben einer Zeit umfaßt, und verlangt gleichzeitig, daß sie auch umgekehrt auf die Erlebnissphäre des einzelnen zu verengern sei, auf die Eigenart des Individuums, die eine frühere Auffassung, z. B. die Wölfflinsche, die sich vor allem für die Formentwicklung interessierte, etwas vernachlässigt hat. Tietze weist auf die individuelle Psychologie der letzten Jahre hin, die das Interesse für die einzelne Persönlichkeit wieder angeregt hat, und zitiert in diesem Zusammenhange auch das Buch Prinzhorns über die Bildnerei der Geisteskranken, das gelehrt habe, „des Künstlers Werk als Ausdruck seiner Geschichte zu erkennen." Er bemerkt die Gefahr der geistesgeschichtlichen Richtung, sich in bloße Abstraktionen zu verlieren: „Im Kunst-

Digitized by Google

werk den Schnittpunkt verschiedener geistiger Kräfte zu sehen, könnte noch gefährlicher sein, als es zu einem Bündel sich schneidender Formalentwicklungen zu machen. Das Kunstwerk läuft Gefahr, aus einem organischen Ganzen zum bloßen Träger von Ideen zu werden." Er glaubt aber, daß die Einsicht in die Verankerung des Künstlerischen im allgemein Geistigen eine gesteigerte Schätzung des Individuellen mit sich bringe, ein Optimismus, dem man nicht für alle Fälle zuzustimmen braucht. „Aller Rätsel Lösung liegt im Mysterium des Künstlers eingeschlossen. Auch die Kunstgeschichte fühlt stärker als früher, daß sie in der Relativität der Entwicklungsphasen hier einen absoluten Standpunkt zu suchen hat; nur vom Künstler ausgehend vermag sie der Kunst näherzukommen." (Das Wort „ausgehend" könnte mißverstanden werden, es ist gewiß nicht so gemeint, daß man sich zunächst mit dem Künstler und dann erst mit dem Werk beschäftigen solle, was ein Irrweg wäre; richtig ist, daß man von dem Werk aus-, aber auf den Künstler zurückgeht, und dann wieder die Werke als den allein noch objektiv vorliegenden Tatbestand würdigt; doch das nebenbei.) Jedenfalls muß man hoffen, daß wir im Zusammenhange mit der geistesgeschichtlichen Methode auch eine neue Künstlergeschichte im modernen Geiste bekommen, die Tietze sogar als das dringendste Postulat bezeichnet. In einer etwas späteren Publikation „Lebendige Kunstwissenschaft, zur Krise der Kunst und der Kunstgeschichte" (1925) sagt er: „Eine intensivere Konzentration auf das individuelle Phänomen, als die Monographie alten Schlages sie gekannt hatte, verheißt neue Aufschlüsse; aus diesem Schacht, in den leidenschaftliche Versenkung führt, münden zahlreiche Querstollen ins breite Erdreich der namenlosen Kunst. Es gilt den Künstler nicht als den Urheber einer bestimmten Gruppe von Arbeiten festzustellen, sondern ihn als eine geistige Totalität zu begreifen, als ein Wesen, das fühlend und denkend teil an seiner Zeit hat, im aktiven und passiven Sinne." Ansätze zu solchen modernen Monographien sind ja bereits vorhanden, sowohl in der Kunst- wie in der Literaturgeschichte. Tietze ist schließlich auch für eine entschiedene Wertung der Künstlerpersönlichkeiten nach ihrem Range, auf die man zeitweilig ebenfalls verzichtet hatte. „In einer Entwicklungsgeschichte," sagt er an der zuerst zitierten Stelle, „sind alle Kettenglieder, ob sie groß oder klein sind, im wesentlichen gleichberechtigt" (ähnliches hatte schon Heidrich bemerkt), „in einer Geistesgeschichte sind sie als Glieder nur im Hinblick auf die Hauptphänomene, ihre Vorbereitung oder Nachwirkung von Interesse." Das ist eine aristokratische Wertung im Sinne Nietzsches. Tietze meint, in der jungen Generation, in ihrer „fast komischen Abneigung gegen allen Durchschnitt," Anzeichen zu finden, „daß die nächste Phase der Kunstgeschichte im Zeichen eines wissenschaftlichen Heroenkultus stehen wird." Hoffentlich!

IV.

Für die Literaturgeschichte hat Rudolf Unger, der Verfasser eines der bedeutendsten geistesgeschichtlichen Werke, über Hamann, sich schon frühzeitig auch theoretisch mit den Fragen beschäftigt, die hier zur Erörterung stehen, in einem Vortrag über „Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft" (1908). Darin trat er der Alleinherrschaft der philologischen Methode entgegen, was heute nicht mehr nötig wäre, und für das Recht der Psychologie auch in der Literaturwissenschaft ein. „Wie ohnmächtig steht doch eine Forschungsweise, die sich psychologischer und ästhetischer Analogien prinzipiell begibt, einem Kleist oder Ibsen, einem Wagner, Hebbel oder Nietzsche gegenüber." Er wendete sich gegen Scherers Methode der Vergleichung durch Parallelisierung und Kontrastierung, und man meint heute, einen Kritiker Spenglers, aber auch gewisser einseitiger Geisteshistoriker zu hören: „Denn gerade auf die individuelle Eigenart des einzelnen kommt es in den historischen Wissenschaften in erster Linie an, auf die organisch gewachsene innere Besonderheit, nicht

Digitized by Google

auf allgemeinere Züge der äußeren Erscheinung und Daseinsform. Zwischen letzteren lassen sich natürlich immer unschwer von allenthalben her mehr oder weniger deutliche Analogien und Parallelen oder auch Kontraste finden. Solche mögen gelegentlich neues Licht auf eine oder auf beide der verglichenen Erscheinungen werfen. Weit öfter aber führt das geflissentliche Aufsuchen solcher Analogien irre, indem über dem Bestreben, die beiden fraglichen Erscheinungen in möglichst symmetrische Parallelen oder ebensolche Kontraste zu bringen, das eigentlich Wesentliche, die innere Besonderheit einer jeden, verkannt wird. Überhaupt vermag diese ganze Methode der Vergleichung, wenn sie nicht zu psychologischer Charakterisierung vertieft und durch den Gedanken von der organischen Individualität alles Geschichtlichen modifiziert wird, mehr Schaden als Nutzen zu stiften, indem sie zu lauter Zirkelschlüssen führt. Abgesehen von den Verdunklungen und Verschiebungen der wahren Verhältnisse im einzelnen Falle schadet diese moderne Analogiensucht namentlich auch dadurch, daß auf diese Weise der natürliche, unbefangene Sinn für organische Zusammenhänge und spezifische historische Eigenart selbst in wissenschaftlichen Kreisen schwer beeinträchtigt wird." Weiterhin spricht er von einem wichtigen Unterschied der älteren und der neueren deutschen Literaturgeschichte: dort die gemeinsame kirchliche Weltansicht und entsprechendes Lebenssystem, hier Entwicklung des Individualismus und Subjektivismus in der ganzen Weltauffassung; hier sind psychologische Fragestellungen in ganz anderem Umfange nötig als gegenüber der älteren Literaturentwicklung, in der wir nur wenig von den Individualitäten der einzelnen Dichter wissen, zumal eben Tradition und Konvention damals mächtiger waren als später, so daß nur wenige Namen für uns eine deutlichere Physiognomie erhalten. Dagegen den späteren gegenüber gilt es vom Buche zum Menschen durchzudringen, denn diese Werke sind persönlicher als die älteren und um so mehr, je bedeutender der Schöpfer ist. Diese methodischen Ansichten hat Unger dann einige Jahre später in seinem „Hamann" mit schönem Erfolg in die Praxis umgesetzt.

•

Ein jüngerer Fachgenosse von ihm, Herbert Cysarz, Verfasser eines viel besprochenen Buches über die Barockdichtung, hat kürzlich ein methodologisches Buch vorgelegt „Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft, Kritik und System" (1926). Gegen diesen Titel ist einzuwenden, daß Literaturgeschichte immer Geisteswissenschaft, nämlich nicht Naturwissenschaft gewesen ist, die moderne Geistesgeschichte aber etwas Besonderes ist. Geisteswissenschaftlich in höchstem Sinne ist z. B. Bertrams Nietzsche, doch gehört das Werk meines Erachtens nicht zur Geistesgeschichte. Oder, wenn ich von einer eigenen Arbeit reden darf, mein Buch über C. F. Meyer ist durchaus geisteswissenschaftlich auch in dem Sinne, wie Cysarz das Wort versteht, aber ganz und gar nicht geistesgeschichtlich. Doch das nebenbei. Cysarz hat der Individualität ein großes Kapitel gewidmet mit der Begründung: „Jegliche Geisteswissenschaft ist eine Wissenschaft vom feinsten individuellen Leben." Wenn er sagt, daß in dem Neben- und Gegeneinander von Zeitenstrom und außerzeithafter Form das Schwerste und zugleich Edelste der Persönlichkeitskultur beschlossen ist, so berührt er auch ein Problem der Charakterologie. „Was uns fehlt, sind vor allem Organe, das Unmittelbarste zu fassen." Wenn er dann freilich Kant anschuldigt, weil seiner Erkenntnistheorie solche Organe nicht zu entnehmen seien, so ist zu entgegnen, daß Organe überhaupt nicht zu entnehmen sind, sondern wachsen, daß man sie hat oder nicht hat, daß man sie ausbilden kann, daß aber auch eine so abstrakte Erkenntnistheorie, wie Cysarz sie in seinem ersten Kapitel betreibt, kaum etwas dazu helfen kann. Diese Auseinandersetzung unter dem Titel „Zeit und Raum" ist für die Literaturwissenschaft ebenso entbehrlich wie für die Charakterologie, der einfache Gegensatz von systematisch und historisch, der im Grunde gemeint ist, genügt vollkommen zur Bezeichnung der verschiedenen Methoden, und ebenso der andere von seelisch und körperlich. Denn

Digitized by Google

es handelt sich einerseits darum, die eigentümliche Natur des Seelischen zu erkennen und zweitens darum, es nicht bloß zeitlich, sondern auch systematisch aufzufassen. Das Ineinander des Seelischen, des Objekts der Geisteswissenschaften, und das Neben- und Außereinander des Körperlichen, das die Naturwissenschaft behandelt, in ihrem Unterschied zu erkennen, dazu braucht man keine neue komplizierte Erkenntnistheorie, da die theoretischen Grundlagen längst einfach und klar vorliegen. Daß der Begriff des Raumes hier nur in einem übertragenen, ganz abstrakten, mathematischen Sinne gemeint sein kann — „natürlich nicht der dreidimensionale Raum Euklids, sondern ein Idealbild aus begrifflichem Stamm" — sollte eben vor der Anwendung des Begriffs in diesen Zusammenhängen warnen; denn es ergibt sich das Paradox, daß der Begriff des Raumes hier gerade wieder für seelische Dinge angewendet werden soll, was nur zur Verwirrung führen kann, da das Wort Raum nun das In- und Durcheinander des Seelischen bezeichnen soll, das gewiß nicht bloß zeitlich, aber noch weniger räumlich ist. Was der Verfasser meint, ist im Grunde sehr einfach und nicht überraschend: „Wir haben das Lebendige als solches, den wahren Gegenstand unserer Wissenschaft, nach dem Zeitlosen hin zu bearbeiten. Die Geisteswissenschaft sucht darum möglichst breite, warme Fülle in möglichst geschlossene, beharrende Formen zu tragen. Sowie wir als den höchsten Künstler jenen nennen, der den wildesten Überschwang in die reinste Gestalt bannt, so gilt uns als tiefster Betrachter, wer heißester Mitschwingung strengste Zergliederung paart." Man sieht, das sind zwar keine Offenbarungen, aber Grundsätze, denen auch die Charakterologie zustimmt, die ja auch eine Geisteswissenschaft ist. In diesem Zusammenhange sei ein konkreter charakterologischer Beitrag dankbar notiert; der Verfasser spricht von den verschiedenen Graden der Zeitnähe oder Gegenwartsverbundenheit im Lebensgefühl z. B. von Dichtern und nennt für den Typus der zeitnächsten Art Liliencron, den Sturm und Drang, Grabbe und Büchner, auch heutige Expressionisten und gewisse Barockdichter; ihnen stellt er gegenüber Grimmelshausen, Opitz, der sich als nachgeborener Römer fühlte und schon nach zeitlosen Werten strebte, an ewig Gültiges glaubte, wie die Renaissance, wie dann Lessing, Winckelmann, Humboldt, Goethe, Schiller, kurz die deutsche Klassik und weiterhin der Klassizismus. Der Verfasser sagt auch Gutes über den Unterschied von Klassik und Klassizismus, was sich auch charakterologisch wird verwerten lassen, soweit es nicht in dem bekannten Buch von Fritz Strich bereits geschehen ist. Zustimmen wird man ihm auch, wenn er den Vorsatz kund tut: „Wir suchen nicht von den Dingen loslösbare Zeichen und Formeln, sondern nur die mit der Erfahrung untreunbar verbundenen Gestalten."

Doch muß man ihm öfter widersprechen. So, wenn er den Satz: „Individualität ist Einheit in der Ganzheit, Ganzheit durch die Einheit" monistisch preßt. Natürlich ist die Individualität einheitlich, aber das besagt nicht, daß sie aus einem Punkt zu verstehen wäre. Der Verfasser glaubt z. B.: „wir können Schillers Schriften nicht als Ganzes und Kontinuum auffassen, ohne sie zugleich auch als Auswirkung eines Kernes zu deuten," — dieser Kern klingt sehr nach der alten metaphysischen Lehre von der seelischen Substanz. Die Einheitlichkeit der Persönlichkeit kann sich nicht bloß mit großer Vielheit vertragen, was eine Banalität ist, sondern auch mit einem Dualismus der Urphänomene, ja mit einem Antagonismus zweier ungefähr gleich starker Grundtendenzen, wie das z. B. bei dramatischen Menschen häufig sein wird. Bei manchen kann eine dreifache oder vierfache Wurzel vorhanden sein, die nicht weiter zurückführbar ist. Dabei handelt es sich nicht bloß um Rassencharaktere, Epochenzeichen und andere kollektive Merkmale neben den rein persönlichen, sondern auch um den eigentümlichen Grundriß des Individuums selber. Es ist auch allzu monistisch, wenn der Verfasser sogar meint, daß man auch kollektive Schicksale und komplexe Vorgänge nur durch „Beziehung auf eine schöpferische Einheit" verstehen könne; die Kreuzzüge z. B., die Bauernkriege, die russische Revolution verstehe man als lebendige

Digitized by Google

Akte nur dadurch, „daß man jede dieser Mannigfaltigkeiten auf einen Mittelpunkt visiert, geradezu anthropomorphisch durchdringt." Das wäre, wie mir scheint, sehr unhistorisch oder historisch falsch. Die Kreuzzüge werden nur noch in der Fibel auf eine Quelle zurückgeführt, sie sind aus vielen Rinnsalen und Flüssen zusammengeströmt, und man versteht sie schwerlich tiefer, wenn man das ignoriert. Sie sind auch unter sich verschieden gewesen, das Wort bezeichnet eben nur einen Begriff und keine Individualität, und selbst die Individualität ist, wie bemerkt, nicht immer unitarisch, sondern oft föderalistisch konstituiert. Hier könnte man von Übertreibungen der, wie Cysarz nach Spengler sagt, morphologischen Methode reden. Wenn er z. B. die Scholastik oder Patristik mit grundsätzlich der gleichen Einstellung deuten will wie die Werke Klopstocks, die doch von einem Menschen stammen, während jene geistigen Ströme unendlich vielfältiger bedingt sind, namentlich auch durch viele Individuen, die als Individualitäten nicht unbedeutender waren als Klopstock für sich, so wird diese „Beseelung" mehr künstlerisch als wissenschaftlich erscheinen. Aber Individuen gegenüber hat er recht, wenn er sagt: „Der Standpunkt der reinen Erfahrung des Lebendigen nötigt uns, über den gegenständlichen Inhalt hinauszugehen, indem wir das Wesen suchen." Diese Wesenskonzeption will er, mit Recht, von bloß begrifflicher Bearbeitung unterscheiden. „Othello, Wallenstein, Peer Gynt, das sind zunächst gewissermaßen Melodien, die wir auf Zentren beziehen; wir können die Melodie nicht vernehmen, ohne nach einem Kern zu horchen, und wir können das Wesen nicht denken, ohne uns der Melodie zu entsinnen." Und auch das Verhältnis zum Milieu wird gut erfaßt: „Der Tatbestand zeigt nicht: der Geist ist es, der den Körper baut! Überhaupt nicht, daß irgendwo ein Ich vorhanden ist und dann eine Umwelt formt; aber natürlich erst recht nichts von einem Vorrang des Milieus. Das Ich und die Wirklichkeit bedingen sich wechselseitig: nicht wir sind vorher und nicht unser Wirken nachher. Wir sind, was wir erleben und wirken; wir sind darin, nicht vorher oder darüber! Ein Tizian, der nur 50 Jahre gelebt hätte, wäre kein halber, sondern ein anderer Tizian", (wäre die ganze Lebenskurve anders?). „Unser Denkzwang, der uns die vollendeten Vorgänge nicht anders als kausal erfassen läßt, verleitet eben oft zur trügerischen Annahme eines Realzwanges, zur Auflösung einer lebendigen Ganzheit in eine kausale Kette, zur Losreißung eines erzeugenden Subjekts vom vermeintlich Bewirkten. Diese törichte Unterstellung auszurotten, ist eine Hauptaufgabe aller Geisteswissenschaft. Der Nerv der individuellen Akte ist nicht Ursache und Wirkung, sondern die vorerst durch keine Formel zu bindende Einheit in der Vielheit."

Den letzten Sätzen muß ich wieder eine Einschränkung entgegenstellen. Mit Recht spricht Cysarz von einem kausalen Denkzwang, während andere Gegner der Kausalität so tun, als sei die kausale Funktion nur ein sinnlos gewordenes Rudiment, eine Art geistiger Blinddarm. Aber dieser Denkzwang ist doch wohl noch mehr wert, als auch Cysarz glaubt. Die „eine kausale Kette" freilich werden wir alle in geisteswissenschaftlichen Untersuchungen preisgeben, denn jeder hat dabei schon erfahren, daß man bei manchen Fragen nicht weiß, was das Frühere und was das Spätere ist; aber wir kennen doch Wechselwirkung, wir haben den Funktionsbegriff, der eine Gegenseitigkeit einschließt und dabei Kausalität nicht ausschließt. Der Denkzwang könnte am Ende ein ganz brauchbarer Hinweis auf die tieferen Vorgänge sein, nur daß wir deren Gewebe nicht aufzulösen vermögen, weil zu viele „Ketten" und Einschläge hin und her schießen wie in dem tausendfach zitierten Webermeisterstück der Gedankenfabrik. Ganz „töricht" ist also die Unterstellung kausaler Vorgänge auch dabei nicht, wenn wir sie auch nur hypothetisch annehmen und keine saubere Kette von Ursachen und Wirkungen herstellen können. Wie man diesen Tatbestand anerkennen kann und darum doch die kausale Denkweise nicht aufzugeben braucht, zeige ein beliebiger Satz von Ranke, über Karl den Großen: „Große Männer schaffen ihre Zeiten nicht, aber sie werden auch nicht von ihnen geschaffen. Es sind originale Geister, die in den Kampf der

Digitized by Google

Ideen und Weltkräfte selbständig eingreifen, die mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden." Wie klar und bei unserem Denkzwang, den auch Cysarz zugibt, faßlich ist das, gegenüber der „durch keine Formel zu bindenden Einheit in der Vielheit", die doch eine romantische Bildung ist, zumal wenn unter Vielheit auch das Milieu begriffen wird. Die heutigen Gegner der Kausalität freuen sich aber gerade am Irrationalen und steigern es durch möglichst interessante und komplizierte Formulierung, sie gehen manchmal so weit, daß die unerschütterliche Bedeutung der Kausalität für die Naturwissenschaften ganz übersehen wird. Auch wird deren Ablehnung verdächtig inbrünstig von Forschern gepredigt, die teils stark katholisch empfinden, teils nationalistische Mystik kultivieren, bei denen also das wissenschaftliche Interesse mit anderen Interessen Kompromisse schließt. Die Wissenschaft wird gut tun, nie zu früh auf kausale Betrachtungen zu verzichten, sondern erst dann, wenn sie muß. Abgesehen davon aber kann man vielem, was der Verfasser über konkrete Fälle sagte, zustimmen, so z. B., wenn er von Schopenhauer meint, daß sein Bildnis infolge einseitig kausaler Betrachtung zwischen zwei Extremen schwanke: „Ein Schopenhauer, so sagen die einen, überragt seine Zeitgenossen so hoch, daß sie ihn nicht verstehen können, eben dies vergällte in tragischer Weise sein Leben; das ist der Glaube der Jungen und Gärenden, dem wohl ein jeder einmal gehuldigt hat. Andere wenden ein: der Genius Schopenhauers war leider mit einem egozentrischen Temperament verknüpft, das seine Gaben nicht auch in die Umgebung sich auswirken ließ; das ist die Ansicht vieler Satter und Verkalkter. Beide haben ihr Teil Recht! In beiderlei Fällen aber wird die ursprüngliche Einheit zwischen Schopenhauers Werk und Leben schnöde zerrissen. Es ist ja überhaupt die Sendung großer Männer, daß sie die Einheit nicht erst einem Dichter zu gestalten überlassen, sondern uns allen geformt und geprägt vererben." Gut. Und daß bei der Persönlichkeit „in jedem jedes, alles mit allem" verwachsen sei, ist heute schon Allgemeingut aller, die sich mit Erfolg um die Erkenntnis von Individualitäten bemühen. Weiterhin skizziert der Verfasser (Seite 83) die Herausbildung des modernen Persönlichkeitsbegriffes in der deutschen Klassik und der ihr vorhergehenden Zeit, zwar nur impressionistisch, aber doch so, daß wieder einmal das Verlangen nach einer wirklichen Geschichte des Persönlichkeitsbegriffes, die ja auch für die Charakterologie von Belang wäre, rege wird.

Cysarz glaubt freilich, daß dieser Persönlichkeitsbegriff nur eine vorwiegend deutsche Angelegenheit sei, die z. B. für den formlosen russischen Menschen gar nicht gelte und demgemäß auch wissenschaftlich nicht auf ihn anwendbar sei. Wenn er außerdem einen spanischen und einen italienischen Typus voller Spannungen statt der deutschen Einheit anführt, so ist zu bezweifeln, aber wohl auch nicht gemeint, daß jeder Spanier des Barock und jeder Italiener des Mittelalters diesen Typ gezeigt hat, und zu fragen, ob ihn nicht auch mancher Deutsche von bedeutender Persönlichkeit ausgeprägt hat. Jenen Typ der vorherrschenden inneren Spannung gibt es, wie ich schon ausführte, auch unter uns, wenn auch nicht mit den Inhalten des barocken Spaniers oder des mittelalterlichen Italieners. Schließlich wird auch bei vielen Russen der Unterschied vom deutschen Typus der Persönlichkeit nur graduell sein, wenngleich der typische Russe wahrscheinlich ziemlich weit davon entfernt ist. Bisweilen muß man eben vor typologischem Kurzschluß warnen. Das Leben tut uns nun einmal nicht den Gefallen, alle blendenden Antithesen zu respektieren.

V.

Genug jetzt von der Theorie der Geistesgeschichte, betrachten wir nun ihre Praxis. Der bekannteste Bahnbrecher der geistesgeschichtlichen Methode in der Kunstgeschichte war der verstorbene Max Dvořak. Sein Hauptwerk „Idealismus und

Digitized by Google

Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei" hat mit individuellen Problemen nichts zu tun, da das Thema kaum etwas davon enthält. Das Gleiche gilt ja auch von Worringers „Formproblemen der Gotik", und es ist wohl kein Zufall, daß diese beiden berühmtesten Werke der geistesgeschichtlichen Kunsthistorie sich mit dem Mittelalter beschäftigen: da herrschte nicht bloß der körperschaftliche Geist, da war auch die Gesamtgeistigkeit noch verhältnismäßig einfach, weil das kirchliche System sie wesentlich bestimmte. Andere Zeiten liegen für solche Methoden nicht ganz so bequem. Dvořak nun saß das Korporative tief im Blute: er war Katholik. Die Abneigung gegen die materialistische und überhaupt naturwissenschaftliche Weltanschauung, gegen naturalistische Maßstäbe in der Kunst ist gewiß allgemeiner in der heutigen Geisteslage verbreitet, aber bei manchen Zeitgenossen ist das noch besonders begründet in ihrem Katholizismus, und so auch bei Dvořak. Es bedarf nicht des Hinweises auf ausdrückliche Bemerkungen, die er z. B. in dem Aufsatz über Greco gegen die Reformation gerichtet hat — die Gegenreformation sei innerlicher gewesen als der Protestantismus, der in den katholischen Ländern tiefer eingewirkt habe als in den protestantischen, und dergleichen mehr — Dvořak hat die ganze neuzeitliche Geschichte etwas, und bisweilen sehr, vom katholischen Standpunkt gesehen. Die große Geistesgeschichte der neueren Jahrhunderte ist ihm das Zeitalter des Kausalitätsaberglaubens, des lediglich technischen Fortschritts, der Mechanisierung der Kultur, und er meint, daß das 18. und 19. Jahrhundert keine Herzenskultur mehr gehabt hätten, sondern nur Augen- und Hirnkultur, — trotz Pietismus, Romantik usw. Seine Betonung des Geistigen bekommt manchmal etwas Geistliches, und an dem „geistig Absoluten", für das er entflammt ist, scheint das Absolute im kirchlichen Sinne nicht unbeteiligt zu sein. Aber damit verträgt es sich immerhin, daß er z. B., ebenfalls im Greco, den Satz schreibt: „Nicht Massen, wie das vorige Jahrhundert glaubte, sondern geistig führende Menschen bestimmen die Entwicklung und die ganze geistige und materielle Kultur," und er führt als Beispiel den späten Michelangelo an, in dessen persönlichem Schicksal um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich auch das Schicksal der damaligen Kultur und Kunst vollzogen habe.

Was uns hier vor allem interessiert: eine Reihe seiner Aufsätze sind Individuen, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne individuellen Problemen gewidmet, er hat, von dem früheren Buch über die Brüder van Eyck abgesehen, über Schongauer, Dürers Apokalypse, Brueghel und Greco geschrieben, und wenn auch das im engeren Sinne Persönliche daran ihn immer weniger interessiert als das Repräsentative, die allgemeinere, symbolische und historische Bedeutung dieser Führer, so gibt doch diese Betrachtungsweise einer Erscheinung wie Brueghel eine sehr wichtige Stellung in der ganzen abendländischen Kunstgeschichte. Man könnte sagen: Dvořak stellt Knotenpunkte der Entwicklung gern an dem persönlichen Œuvre eines großen Künstlers dar, doch interessiert ihn das Œuvre und seine stellvertretende und typische Rolle im großen Zusammenhange der Geistesgeschichte mehr als die Persönlichkeit des Schöpfers.

Auch ist nicht zu verkennen, daß er für spiritualistische Themen und Menschen ein besonderes Talent hatte, sein Greco ist demgemäß im Ganzen schwungvoller als sein Brueghel, und dessen Höhepunkte ergeben sich da, wo der Verfasser in gehobene geistige Sphären aufsteigen konnte. In dieser Richtung liegt seine Bedeutung, er war ein Geist, dem erst wohl wurde, wenn er in die Tiefe dringen oder in jenseitige Höhen aufblicken konnte, am wohlsten vielleicht, wenn er in Geheimnissen der Offenbarung schwelgen oder sich für eine Heiligenlegende begeistern und überhaupt den Boden des Verstandes und des natürlichen Lebens, das ihm leicht banal erschien, verlassen durfte. Es ist aber die Gefahr aller vom Geiste Besessenen, zu denen in der Kunstwissenschaft schon Thode gehörte, daß sie allerlei Visionen und Aufschwünge auch vor Werken erleben, denen ein unbefangenes Auge nichts dergleichen ansieht. So hat Thode bei aller verdienstlichen Pionierarbeit für die Schätzung Tintorettos doch im einzelnen

Digitized by Google

unglaubliche Mißgriffe in der Ausdeutung oder Hymnisierung begangen, und so geht es bisweilen auch Dvořak. Was er z. B. in seinem Greco über den alten Michelangelo und seine angeblich völlige Spiritualisierung sagt, wird durch die beigegebene Abbildung der späten Skizze zu einer Kreuzabnahme nicht gestützt, sondern bestritten — der Künstler interessiert sich auch da, nach seiner alten Weise, für die Körper, bis zur genauen Wiedergabe des Bauchnabels und bis zur völligen Vernachlässigung der Kleidung selbst bei der Maria — und was Dvořak über die ebenfalls in Abbildungen beigegebenen drei Marien am Grabe von Bellange äußert, die in Wahrheit das Rokoko vorausnehmen, wo es am kokettesten und pikantesten ist, das kann man nur als voreingenommene Schönfärberei bezeichnen. Wo bleibt da die unverfälschte Würdigung des Individuellen?

Ich glaube nicht, daß es individualistische Voreingenommenheit meinerseits ist, wenn ich die Aufsätze Dvořaks, die an einen großen Künstlernamen anknüpfen, höher stelle als sein größtes geistesgeschichtliches Werk „Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei". Von Dürers Apokalypse z. B. entsteht ein sehr durchgeistigtes und stark einprägsames Bild im Bewußtsein des Lesers, und dasselbe gilt vom Greco, obwohl das eigentlich Individuelle des Künstlers da nicht zur Sprache kommt, sondern alles als allgemeines Geisteszeichen der Zeit gedeutet wird. Die schriftstellerische Form ist sowohl im Dürer wie im Greco und auch im Brueghel unvergleichlich frischer, lebhafter als in dem genannten Hauptwerk, das durchaus kunstfremd geschrieben ist und inhaltlich öfters das Gefühl bloßer Konstruktion erweckt. Daß so die Arbeiten Dvořaks, die konkrete Einzelprobleme, im besonderen einzelne Künstler behandeln, glücklicher, lebendiger wirken als rein geistesgeschichtliche Darstellungen ganzer Perioden, das kann in unserem Zusammenhange über den Fall Dvořak hinaus nachdenklich machen.

VI.

Ungleich zahlreicher als in der Kunstgeschichte sind die geisteswissenschaftlichen Arbeiten in der Literaturwissenschaft. Wenn ich nun eine Reihe von ihnen durchmustere, werde ich mich in der Auswahl der Beispiele aus diesen Schriften vornehmlich an die große Zeit des deutschen Geistes, rund gesprochen, die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, halten, die zugleich die hohe Zeit des deutschen Individualismus, des Idealismus der schöpferischen und kultivierten Persönlichkeit war. Es ist erfreulich, daß besonders viele bedeutende Arbeiten geistesgeschichtlicher Methode dieser Zeit gegolten haben.

In der Literaturgeschichte haben der eigentlichen Geisteshistorie im heutigen Verstande fast gleichzeitig Unger und Gundolf die Bahn gebrochen, jener mit seinem „Hamann", dieser mit seinem Shakespearebuch. Schon im Titel beider Werke kommt ihr methodischer Charakter zum Ausdruck: „Shakespeare und der deutsche Geist" heißt das eine, „Hamann und die Aufklärung, Studien zur Vorgeschichte des romantischen Geistes im 18. Jahrhundert" das andere, und die geistesgeschichtliche Vertiefung geht in beiden noch weiter als die Titel zeigen, denn es werden auch die Beziehungen jener bedeutenden Geister zum Ewig-Menschlichen einbezogen. Im Sinne der Typen- und Strukturlehre der Diltheyschen Psychologie wird einmal das Schicksal einer großen geistigen Erscheinung durch mannigfache Wandlungen verfolgt, das andere Mal der Gegensatz zweier allgemein menschlicher Geistesrichtungen, des Rationalismus und des Irrationalismus, im Anschluß an eine historische Persönlichkeit betrachtet; aber eine bestimmte Persönlichkeit bleibt immer im Mittelpunkt, sie ist nicht etwa nur Veranlassung oder gar Vorwand für allgemeinere Induktionen und Deduktionen.

Unger beginnt mit einer Liebeserklärung für seinen Helden, er spricht zuerst von seiner Zuneigung zu der Persönlichkeit Hamanns und erst in zweiter Linie von

Digitized by Google

seinem Interesse für die allgemeinen geistesgeschichtlichen Probleme, die sich an jenen Namen knüpfen, und noch mehr als seine Bedeutung im Reiche des Geistes gilt ihm, daß Hamann eine große und edle Persönlichkeit gewesen ist. Er findet es notwendig, das geistige Auge zunächst auf die höchst individuelle Eigenart dieses Mannes einzustellen, ohne Seitenblicke auf seine Rolle als Vorläufer und Anreger Anderer. Er bekennt ferner, daß die Einheitlichkeit im geistigen Wesen des Magus viel mehr eine psychologische als eine sachliche ist und daß man ihn dementsprechend nicht lediglich logisch interpretieren darf. Er will die innere Struktur dieses Geistes erschließen. Kaum bei irgendeinem anderen der geistigen Führer Deutschlands im 18. Jahrhundert sei die gesamte Wirksamkeit so unmittelbar und unbedingt Ausdruck der geistigen Persönlichkeit gewesen, und so gibt er im dritten Kapitel eigentlich eine breit ausgeführte Charakterologie Hamanns. Der zweite Teil dieses Kapitels ist ganz nach psychologischen Kategorien eingeteilt: nacheinander wird das Sinnenleben, das Gefühlsleben, die Phantasie, die Willensseite und Ethisches besprochen, und überall werden sogleich die Fäden zu der geistigen Schöpfung gezogen, die dann im letzten, größten Kapitel „Die Gedankenwelt und die Wirksamkeit nach ihren inneren Zusammenhängen und nach ihrer zeitlichen Entfaltung" umfassend untersucht wird. Das erste Kapitel behandelt die Grundrichtungen des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Reformation und der Aufklärung, das zweite die ästhetisch-literarische Konstellation in Deutschland um die Mitte des 18. Jahrhunderts und ihre Vorgeschichte. So ist das Bild der Persönlichkeit selber eingebettet zwischen dem allgemeinen Teil, der ihre geistesgeschichtlichen Voraussetzungen behandelt, und einem anderen Teil, der ihre Resultate und ihre Einflüsse auf die weitere Entwicklung schildert. Eine Biographie wird nicht gegeben, der gewöhnliche Lebensstoff, namentlich des äußeren Lebens wird als bekannt vorausgesetzt, das Hauptinteresse gilt der Analyse und Synthese der Persönlichkeit, in deren Wesen und Werden das Irrationale eine so große Rolle gespielt hat. Wenn Stefan Zweig einem schönen Buch über Hölderlin, Kleist und Nietzsche den Titel gab „Der Kampf mit dem Dämon" und mit der Hand des Künstlers unerhört eindringliche Bilder von dem Dämonischen in Begabung und Schicksal dieser Menschen entworfen hat, so bleibt er eigentlich in der Linie dieses Ungerschen Werkes, und es wird durch beide Werke recht klar, welchen Wert auch für die Charakterologie ein solcher Irrationalismus des Betrachtenden überhaupt haben kann, auch wenn es sich um die Behandlung von minder dämonischen oder genialen Menschen handelt. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch" hat ein großer Dichter, der sich auf die Gestaltung von Menschen verstand, Hutten sagen lassen, und er hat für Luther ein Wort geprägt, das auch für Hamann und ähnliche Naturen und Schicksale gilt: „Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet, mich wunderts nicht, daß er Dämonen sieht." Unger gelingt es schnell, seinem Helden beim Leser, sofern nur irgendwelche persönliche Vorbedingungen dafür vorhanden sind, Interesse und Sympathien zu erwecken, so daß man dankbar wird für diese Bekanntschaft mit einem ganz lebendigen, wenn auch fremdartigen Menschen. Hier liegt also eindeutig ein Fall vor, wo die neue geistesgeschichtliche Forschungsrichtung der literaturgeschichtlichen Charakteristik und auch der Charakterologie mit manchen speziellen und allgemeineren Anregungen zugute kommt. Es ist klar, wie schon allein der Umstand, daß diese Art von Forschern ganz anders psychologisch ausgerüstet ist als lediglich philologisch vorbereitete Gelehrte, sie auch für charakterologische Aufgaben besser befähigen muß, vorausgesetzt, daß sie das gleiche Naturtalent dafür mitbringen, das frühere bedeutende Philologen, wie z. B. Erich Schmidt, gehabt haben und das freilich keine Methode ersetzen kann.

Gleichsam eine Fortsetzung zu Ungers Hamann bringt Christian Janentzky in seinem Lavater, der den Untertitel trägt „Lavaters Sturm und Drang im Zusammenhange seines religiösen Bewußtseins" (1918). Das Religiöse spielt ja auch bei Unger

Digitized by Google

eine große Rolle, und der Sturm und Drang schließt zeitlich ziemlich unmittelbar an Hamann an. Auch bei Janentzky steht eine Persönlichkeit im Brennpunkt der Aufmerksamkeit, und sie bildet den Ansatz für alle Betrachtung seiner Umgebung. Auch Janentzkys zweite Schrift über „Mystik und Rationalismus" (1922) behandelt eigentlich dasselbe geistesgeschichtliche Thema wie Ungers Hamann, wenn auch die vorwiegend irrationale Seite des Gegensatzes enger gefaßt, eben auf die Mystik beschränkt ist. Dafür geht Janentzky über das 18. Jahrhundert hinaus, ja er verläßt eigentlich die geistesgeschichtliche Betrachtung zu Gunsten der geistesmorphologischen Erörterung eines überzeitlichen Gegensatzes, den er aber wieder in der Geschichte aufsucht. Dabei kommen Persönlichkeiten nur als Beispiele in Betracht, doch kann die tiefere Erklärung geistiger Verhaltungsweisen auch als Voraussetzung für charakterologische Forschung, z. B. über weltanschauliche Charaktere, von Wert sein. Der Verfasser warnt davor, die Zweiteilung seines Themas einfach als einen Gegensatz sich ausschließender Verhaltungsweisen aufzufassen, da dies „dem Einzelnen, der konkreten Individualität, nicht gerecht würde." Im übrigen ist die Arbeit ein Beitrag zur Charakterologie der typischen Weltanschauungen im Sinne von Jaspers.

Noch ein anderes Werk sei seines Themas wegen hier gleich angeschlossen, Herbert Cysarz' „Erfahrung und Idee, Probleme und Lebensformen in der deutschen Literatur von Hamann bis Hegel" (1921). Das Buch behandelt freilich mehr Probleme als Lebensformen, es will ein Beitrag zur Typologie der Weltanschauungen sein, aber der Gewinn, den die Charakterologie daraus ziehen kann, ist geringer als der allgemein geistes*wissenschaftliche*. Zwar nimmt die Behandlung von Persönlichkeiten einen großen Raum ein, Lessing, Hamann, Herder, Jean Paul, Goethe, Schiller, Hölderlin, Schleiermacher, Kleist, Hebbel werden nacheinander in umfänglichen Abschnitten behandelt, dazwischen werden allgemeinere Themen erörtert, doch ist das Ganze sehr abstrakt. Nicht nur der Stil ähnelt mehr philosophiegeschichtlichen Werken als lebendiger Persönlichkeitsdarstellung, auch inhaltlich steht das Denken der behandelten Personen im Vordergrunde, obwohl es sich um Künstler handelt. Hier zeigt sich eine Gefahr der geistesgeschichtlichen Methode, daß nämlich zu viel Philosophie in die Charakteristik hineinkommt, eine Gefahr, der ja auch Dvořak keineswegs entgangen ist. Cysarz zitiert einmal ein Wort Hebbels, das dieser gegen Julian Schmidt gerichtet hat: „Zwischen einer bloßen Abstraktion und einem lebendigen Charakter besteht der empirische Unterschied, daß die eine uns kalt läßt, während der andere uns hinreißt." Damit ist zugleich die Klippe angedeutet, die nicht nur alten Hegelianern, auch jungen Geisteshistorikern von heute droht, wenn ihre Methode gegenüber Persönlichkeiten nicht mit viel menschlichem Verständnis für Naturen angewendet wird. Wenn Cysarz in seinem Vorwort meint, daß die Methode, die auch er befolgt, „das einzig wissenschaftliche Verfahren birgt, sich über individuelle Geistesäußerungen verbindlich, redlich (!), folgerichtig zu verständigen", so vermag sein Buch, ein Jugendwerk, nicht von der Wahrheit dieses etwas verwogenen Satzes zu überzeugen. Was hier z. B. über Schiller gesagt wird, darunter erfreulicherweise positive und empfundene Sätze, betrifft im Ganzen weit mehr seine Poetik als seine Dichtung, mehr seine Gedanken als seine Anschauungs- und Gefühlsweise, und zwar vor allem den Inhalt der Gedanken, nicht so sehr die Form des Denkens oder die Art der Gedankenbildung. Nach Äußerungen seines neuen, im vorigen erwähnten Buches ist der Verfasser sich über diese Mängel inzwischen klar geworden, und es ist zu hoffen, daß in dem Schillerbuche, das er ankündigt, diese Einseitigkeiten überwunden sein werden; die rechte Gesinnung gegenüber Schiller, die ja seit langem durchaus nicht selbstverständlich ist, darf man von ihm erwarten.

*

Nun eine andere Reihe, die teils von Gundolf ausgeht, teils mit ihm in Zusammenhang gebracht zu werden pflegt, weil er zeitlich der erste war, der in dieser Reihe hervor-

Digitized by Google

trat. Er selbst warnt einmal davor, zu viel Abhängigkeit unter gleichzeitig Lebenden und auch unter zeitlich einander Folgenden zu vermuten, und macht mit Recht geltend, daß oft eine ursprüngliche Verwandtschaft der Naturen — man könnte hinzufügen: ein gemeinsames Fluidum der Zeit — mehr zu der Ähnlichkeit der Leistungen getan hat als Einflüsse oder gar Anlehnungen. Und da wir hierin schon einen Beitrag zur Charakterologie haben, zur Selbständigkeit der geistigen Individualität nicht bloß der großen Führer, sei die betreffende Stelle aus dem zweiten Buch seines „Shakespeare" hervorgehoben. Er führt da aus, daß viele verschiedene Wege zu den gleichen Resultaten führen und daß man erst die geistigen Methoden kennen müsse, ehe man von Abhängigkeit reden solle. „Ich setze nirgends eine Beeinflussung voraus, wo der Autor kraft seines eigenen Lebensgesetzes zur selben Meinung, Form und Gebärde, kommen mußte, und selbst wörtliche Übereinstimmung bedeutet noch nichts." Das gilt auch manchmal von der angeblichen Nachfolge, die er selber gefunden hat. Auch er hat, gerade die geistesgeschichtliche Betrachtung führt darauf, nur Methoden angewendet, die am Anfang des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts in der Luft lagen, wie sich denn die geistesgeschichtliche Methode selber in der Kunst- und in der Literaturgeschichte ausgebildet hat, ohne daß die eine von der anderen abgehangen hätte. Denn man kann bei dem Führer dieser Richtung in der Kunstgeschichte, bei Dvořak, keine Einwirkung der Literaturgeschichte annehmen, und umgekehrt auch nicht. Wenn starke Anregungen Wölfflins in der Literaturwissenschaft aufgenommen worden sind, so haben diese zwar bei Fritz Strich, aber z. B. bei Walzel nicht sofort zu einer geistesgeschichtlichen Betrachtung geführt.

Gundolfs erstes großes Buch gibt nun nicht allein wertvolle Beiträge zur Charakterologie Shakespeares, ohne dies gerade zu wollen, sondern mehr noch zur Charakteristik des deutschen Geistes. Aber das geschieht weniger kollektivistisch als individuell, nämlich durch Betrachtung der Persönlichkeiten, die eine entscheidende Rolle in der Geschichte Shakespares in Deutschland gespielt haben. Schon im Inhaltsverzeichnis findet man ebensoviel Personennamen wie Abstrakta, die geistige Strömungen und Kollektivmächte bezeichnen. Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller bilden Kapitel ebenso wie das Theater, der Rationalismus, Stürmer und Dränger (wieder, wie man sieht, persönlich gefaßt), Publikum und Theater, Klassiker und Romantiker. Und was der Verfasser in jenen persönlichen Kapiteln über die Führermenschen sagt, bringt jedesmal hochwertiges Material zu ihrer Charakterologie, Material, das noch unter rein charakterologischen Gesichtspunkten, also ohne die künstlerischen und historischen Aspekte, unter denen Gundolf hauptsächlich sieht, ausgebeutet werden kann. Er sagt zwar in seiner Vorrede auch manches, was ohne Kenntnis des Buches bedenklich machen könnte, z. B.: „Alle einzelnen Zeugnisse und Inhalte, auch die Personen, sind die Träger und Ergebnisse von Lebensbewegungen, alle Stoff-, Ideen- und Menschengeschichte ist Niederschlag der Kräftegeschichte, nicht mehr Endzweck, sondern Mittel für den Forscher." Freilich fährt er fort: „Das heißt nicht, daß die Personen in der Geschichte nebensächlich sind, vielmehr, daß sie alles sind: nämlich, daß nur im individuellen Symbol das allgemeine überhaupt sich offenbart, daß wir nur am farbigen Abglanz das Leben haben." Immerhin kann man fragen, ob nicht die lebendigen Individuen noch mehr sind als bloß Symbol für etwas Allgemeines oder als ein farbiger Abglanz von etwas Anderem, das erst das eigentlich Wesentliche, Wichtige, Wirkliche oder „das Leben" wäre. Ich gestehe, daß ich dieser Meinung bin, und daß ich jene Sätze schon zu weitgehend finde. Sie geben eine Betrachtung der Menschen ähnlich der Art, wie Hegel Kunstwerke ansah, nämlich als das „sinnliche Scheinen der Idee". Wenn an den Persönlichkeiten nur noch das interessieren sollte, was von allgemeineren Bewegungen und Strömungen durch sie hindurchgeht, so könnte das eine Schematisierung ergeben, die durchaus nicht leer zu sein brauchte und doch dem Leben gegenüber — nicht bloß einer „Wirklichkeit" im banalen Sinne, auch einer wert-

Digitized by Google

vollen Wesenheit gegenüber — arm bleiben könnte. Was Gundolf selbst in diesem Buch an Persönlichkeitsbildern gibt, ist allerdings ebenso reich wie scharf, aber im Zusammenhange seiner Betrachtungen kommen in der Hauptsache naturgemäß die Seiten in Betracht, die sich dem Phänomen Shakespeare zugewendet haben oder von ihm bestrahlt worden sind. Glücklicherweise geht er nicht selten darüber hinaus, streckenweise ist der Zusammenhang mit Shakespeare nur locker, und das kommt dann der Charakteristik der großen Deutschen zugute. Daß er sie nicht zugunsten eines modischen Kollektivismus der Massen zurücktreten läßt, ist bei dem Jünger Georges selbstverständlich und wird ihm von allen gedankt werden, für die das Wort Individualität mehr bedeutet als eine theoretische Meinung oder Denkweise. Er nennt die führenden Persönlichkeiten einmal „primäre Menschen" und stellt sie der Masse gegenüber, spricht von Massenepidemien beim Wertherismus, Pietismus, Lavaterismus usw. und fährt dann fort: „Die Synthese zwischen Leib und Geist, zwischen Sinnlichkeit und Denken, die seit Lessing sich in den großen deutschen Männern zu vollziehen beginnt, ist im deutschen Publikum noch keineswegs vollzogen. Für die Geschichte des Geistes kommt wenig darauf an, in welchem Umfange jene Synthese zwischen Leben und Geist statt hat, an wie vielen sie sich vollzieht: daß sie sich überhaupt vollzieht, wenn auch nur an einem Einzigen und unter welchen Umständen, das ist bedeutsam für die Kräftegeschichte, die wir schreiben wollen. Ein einziger Mensch, in dem eine neue Synthese sich vollzieht, ist wichtiger als die Umwälzung ganzer Volksmeinungen. Ein Gefühl Goethes ist wichtiger als alle Massenepidemien."

Gundolf interessiert sich freilich etwas exklusiv nur für Individuen höheren Ranges, für repräsentative Menschen, für atmosphärische Naturen, die mehr mit sich führen als nur ihr eigenes Wesen. So meint er, auch die größten Talente des 19. Jahrhunderts hätten nur sich und keine Gesamtwelt mehr ausgedrückt. Es gäbe keine geistige Bewegung mehr, die sich dichterisch, das heißt als Sprachausdruck, offenbaren könnte, fast alles bleibe bloße Literatur. Das soll sogar für Kleist und Hebbel gelten: „Sie blieben bloße Individuen, heroische Käuze, nicht in Individuen konzentrierte Weltbewegungen im Sinne Jacob Burckhardts." Abgesehen davon, ob das richtig ist und ob wirklich Kleists Verhältnis zu Shakespeare nur in seine Biographie gehört und nicht in die Geschichte des deutschen Geistes, wie Gundolf behauptet: die Wirklichkeit und auch die Geschichte des deutschen Geistes werden schon verengt, wenn man solche Persönlichkeitsgrade nicht beachtet und sie aus jener Geschichte hinausweist. Da wird eine Auslese vorgenommen, die allzu anspruchsvoll wenigstens für die Erkenntnis der geistigen Wirklichkeit ist. Wenn man das Eigene von Kleists Leistung und Persönlichkeit, das, was er nicht von Shakespeare hatte, als bloße „Hysterie" bezeichnet und darin nur „eine Nuance, eine Talentsache, keine geistesgeschichtliche Tat" sieht, so wird man sich am Ende das Verständnis wichtiger Gebiete des seelischen und geistigen Lebens, für die man statt hysterisch in solchem Fall auch das Wort dämonisch brauchen könnte, verschließen.

Derselbe Verfasser hat ja später Kleist ein eigenes Buch gewidmet, das nun eigentlich nicht geistesgeschichtlich ist, denn der Ton liegt dort gerade darauf, daß Kleist die Fühlung mit der deutschen Geistesentwicklung verloren oder nicht gefunden habe. Ja der Verfasser geht so weit, zu meinen, daß er nicht nur ein Einsamer, sondern auch ein Einspänner ohne typische Bedeutung gewesen sei. Dennoch bietet auch dieses Werk gerade in seiner kritischen Behandlung und einer durch George beeinflußten Einseitigkeit für den Charakterologen mancherlei. Dieselbe Einseitigkeit, aber mit umgekehrtem Vorzeichen kennzeichnet dann den George Gundolfs: wenn bei Kleist das Negative überbetont wird, so hier das Positive. Dieses Werk ist wieder mehr geistesgeschichtlich, weil der Verfasser in seinem Helden einen der ganz großen Kulturheroen sieht, und der erste der drei Teile behandelt demgemäß „Zeitalter und Aufgabe"; doch wird George möglichst stark als Gebender und möglichst wenig als Empfangender hingestellt. Er

Digitized by Google

empfängt eigentlich nur die Aufgabe von seinem Zeitalter, das im übrigen vor allem als Piedestal für sein „Standbild" wirkt. Seine eigenen „Ursprünge", die im zweiten Teil behandelt sind, werden so weit hinabgeführt, daß er eben möglichst ursprünglich dasteht. (Einer dieser Ursprünge ist der Katholizismus des Dichters, und hier ist manches zur Charakterologie des katholischen Menschen zu gewinnen.) George ist für diese Anschauung nicht auf dem Beet des Zeitalters gewachsen, sondern ist wie ein Baum, der seine Wurzeln in viel tieferes Erdreich streckt. Und er reicht so hoch hinauf über der Erde in den Himmelsraum, daß er sich ins Mythische reckt, und daß dieses Standbild fast wie ein Gegenstück zu dem riesigen Bismarck wirkt, der in Hamburg steht. So ist das Ganze weniger Charakterologie als Panegyricus, Heroisierung, Apotheose.

Anders der Goethe Gundolfs. Auch er eine Stilisierung, aber sozusagen eine natürlichere, weil hier der Umkreis der behandelten Persönlichkeit größer war und die Vereinfachung daher nicht so weit gehen konnte, auch weil gegenüber der so viel gewaltigeren Gestalt das Bedürfnis des Darstellers, zu steigern, nicht so lebhaft sein konnte wie bei der anderen Aufgabe, mit der ihn besondere persönliche Fäden verbanden. Aber alle diese Gestaltungen von Gestalten, nicht nur die Gundolfs, auch andere, die mehr oder weniger unabhängig von ihm für die heutige Literaturwissenschaft charakteristisch sind, bringen der Charakterologie weniger Stoff entgegen als die ältere Biographik, da sie viel straffer, in einer Art von phänomenologischer Wesensschau, das Bezeichnende, Wesentliche auswählen, nicht mehr das Leben eines Menschen in seiner Breite und Länge erzählen, sondern seine geistige Physiognomie zeichnen, und zwar ein möglichst kunstähnliches Bildnis geben wollen, keine Photographie mit allen Fältchen und Nebensächlichkeiten. Die beherrschenden Züge werden hervorgehoben, und dies geht nun in derselben Richtung wie die Charakterologie, wenn auch nicht eigentlich auf ihrem Wege, sondern auf einer anderen Straße: die Charakterologie, wenn sie sich mit diesen Darstellungen beschäftigt, findet in ihnen nicht bloß Material, sondern schon eine Verarbeitung, aber das erleichtert ihre Aufgabe nicht immer, weil die Verarbeitung eben unter anderen Gesichtspunkten vorgenommen ist, unter künstlerischen, wenn es sich um Künstler handelt, unter wissenschaftlichen, wenn Forscherleistungen in Betracht kommen. Oft wird die Auffindung des für Charakterologen wichtigen Materials auch erleichtert, da der Stoff durch die Bearbeitung neu gesehen werden kann, aber es kann vorkommen, daß mancher nun gerade nicht erfährt, was für ihn von Wert wäre, er kann bisweilen das Empfinden haben, daß ihm hier für ihn wichtiges Material vorenthalten werde, und er kann es schmerzlich vermissen. Charakterologisch vermag eben manches noch aufschlußreich zu sein, was in jenen Darstellungen als geistesgeschichtlich zufällige Kleinigkeit usw. ausgeschieden ist. Und je mehr jene „Gestaltungen" ins Typische oder gar absolut Gültige hinauf- oder in phänomenologische Tiefenschau hinabstreben, desto mehr können sie eine Einbuße an Interesse für das Allerindividuellste mitbringen, zu dem die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit gehört. Der Charakterologe wird trachten müssen, diesen Sinn für das rein Individuelle, auch für das „Ausgefallene" in sich lebendig zu erhalten. Er wird sich zu helfen wissen, indem er bei der Untersuchung einer, in dieser geistesgeschichtlichen Art schon behandelten Figur neben den neuen Werken, aus denen er allerlei schöpfen mag, ältere Biographik zu Rate zieht.

*

Als ein Trabant aus Gundolfs Gefolge wird bisweilen ein Buch genannt, das hier als Beispiel dienen mag, wie eine fragwürdigere geistesgeschichtliche Konstruktion die Charakteristik eines individuellen Werkes und seines Schöpfers beeinträchtigen kann. Ich meine F. F. Baumgartens Arbeit „Das Werk C. F. Meyers, Renaissanceempfinden und Stilkunst" (1917). Da wird zunächst nach dem Muster des Begriffes Klassizismus der Begriff des Renaissancismus gebildet, der die Mitte des 19. Jahrhunderts kennzeichnen und doch wieder nicht kennzeichnen soll, sondern nur eine kom-

Digitized by Google

plementäre Erscheinung neben dem, für diese Zeit als repräsentativ angesehenen Realismus bezeichnen soll. „Meyer ist der Bildner, Nietzsche der Prophet, Burckhardt der Historiker des Renaissancismus." Sie alle drei werden also in eine ziemlich knappe Formel gepackt und auf ein bloßes Nebengeleise der Geistesentwicklung geschoben. Es ist hier nicht der Ort, das Schiefe in dem Bilde zu berichtigen, das der Verfasser erst von der Renaissance und dann von ihrer Wiederbelebung im 19. Jahrhundert entwirft, hier interessiert etwas Anderes. Der Autor, der den Renaissancismus als einen bloßen Ausfluß des Historismus hinstellt und diesen als eine Epigonenerscheinung des 19. Jahrhunderts scharf aber einseitig kritisiert, bleibt selber dem Historismus verfallen, indem er so bedeutende individuelle Erscheinungen wie die drei Genannten einfach mit einer historischen Etikette glaubt einordnen und erledigen zu können. Schon gegenüber Burckhardt ist diese Abstempelung eine ungerechte Einschränkung — als ob er nie eine griechische Kulturgeschichte oder das Zeitalter des Konstantin oder die weltgeschichtlichen Betrachtungen oder den Cicerone geschrieben und als ob sein „Renaissancismus" auch in diesen Werken die Auffassung bestimmt hätte. Richtig ist, daß er in die allgemein geistesgeschichtliche Entwicklung am stärksten mit seinen Büchern über die Renaissance eingegriffen hat, aber hier zeigt sich, wie eine nur geistesgeschichtliche Betrachtung mit einer unvoreingenommenen Auffassung der Individualität kollidieren und zu unlebendigen Abstraktionen führen kann. Nietzsche gar mit einem Schlagwort wie Renaissancismus zähmen zu wollen, ist noch weit gewaltsame . „Der Immoralismus der Renaissance ist Nietzsches Lebensmoral," — wie einfach wäre das Verständnis Nietzsches, wenn es in dieser strammen Formel beschlossen läge! Nietzsche war aber kein bloßer Entwerter der moralischen Werte, sondern ein Umwerter, der eine neue, gar nicht immoralistische und also auch nicht renaissancistische Ethik begründen wollte. Jene Formel paßt auf Heinse, aber nicht auf ihn. Und C. F. Meyer, dem das Buch gewidmet ist? Das Konterfei, das Baumgarten von ihm zeichnet, ist karikiert, wie das von Nietzsche und Burckhardt wäre, wenn es auf solcher Grundlage ausgeführt würde. Er unterscheidet z. B. nicht innerhalb der historischen Dichtung Velleitäten wie Dahn und Ebers von dem ganz anderen künstlerischen Niveau, auf dem C. F. Meyer steht. Da zeigt sich die Gefährlichkeit allgemeiner Begriffe. Wenn man Künstler so verschiedenen Ranges unter einen Hut bringt, indem man die Gemeinsamkeit ihrer Themen als das Wesentliche ansieht, nur weil sie etwas Allgemeines ist, so ergeben sich statt individueller Charakteristiken Schemen. Die Geistesgeschichte darf eben nicht dazu führen, daß ein Charakter gleichsam wie durch allgemeine geschichtliche Koordinaten a priori festgelegt erscheint, das führt zum Gegenteil einer Vertiefung und Auffassung von innen heraus, nämlich zu einer Konstruktion von außen her. Hier liegen Gefahren der Methode, die besonders viel wissenschaftlichen Takt und Verantwortungsgefühl verlangt. Wie man diese Gefahren vermeiden und doch geistesgeschichtlich eine Gestalt wie C. F. Meyer erfassen kann, zeigt viel besser das Buch von Walter Linden „Conrad Ferdinand Meyer, Entwicklung und Gestalt" (1922), das als Gegenstück und in gewissem Sinn auch Gegenwurf zu dem Buche Baumgartens gelten kann.

*

Wie ein ganz selbständiger Meister diese Methode handhabt, zeigen Werke von Ernst Cassirer. Er vereinigt einen an reicher Erfahrung geschulten Sinn für die Fülle des geistigen Lebens, der historischen Verzweigungen und der individuellen Gestaltungen mit der vorsichtigen Herausschälung einheitlicher Prinzipien und mit der Kraft geschichtsphilosophischer Begriffsbildung, die sich von Willkürlichkeiten und Unbedenklichkeiten fernhält. Ungefähr gleichzeitig mit Gundolfs Goethebuch erscheinen seine „Studien zur deutschen Geistesgeschichte" unter dem Obertitel „Freiheit und Form". Auch hier steht Goethe im Mittelpunkt, auf den alle Richtlinien der Betrachtung wie von selbst hinlenken. Cassirer fragt nach der geistigen Wesensart

Digitized by Google

des deutschen Volkes und verweist auf das berühmte Wort Goethes aus der Vorrede zur Farbenlehre: „Eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern. Man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten." Ein erkenntnistheoretisches Problem der Charakterologie. Die Taten sind nicht der Charakter, auch nach Goethe nicht, sondern der Charakter steht hinter den einzelnen Handlungen und ist noch mehr als sie alle zusammen, aber aus ihrer Darstellung wird uns ein Bild des Charakters entgegentreten. Dieses Bild ist noch nicht wissenschaftliche Charakterologie, deren Aufgabe ist nun gerade erst die Bearbeitung eines solchen, sich von selbst einstellenden Bildes. Cassirer meint nun im Sinne Goethes, was eine geschichtliche Wesenseinheit sei, das lasse sich nicht losgelöst von den Wirkungen, in denen sie sich äußert, als ein Absolutes aussprechen, sondern nur in ihnen und durch sie kenntlich machen. Und er übt diese Methode vortrefflich. Aber kann man nicht, unter Festhaltung und Einbeziehung dieser „Wirkungen" in die Darstellung, doch noch etwas weiter, über die bloßen Wirkungen hinaus gehen? Auch Cassirer kommt doch zu allgemeinen Reflexionen, wenn er auch stets möglichst konkret und in nahem Anschluß an die historischen Einzeltatsachen bleibt. Dies wird ja immer zu erstreben sein, auch in der Charakterologie, aber schließlich ist sie eben doch noch etwas Anderes als Geschichte, gewiß nicht ohne deren Einzeltatsachen möglich, aber auch nicht allein durch sie. Diese Erkenntnis fehlt auch Cassirer nicht. So sagt er selber über Lessing: „Was Lessing ist und was er für die deutsche Literatur bedeutet, erschöpft sich in keiner seiner Einzelleistungen. Hinter ihnen allen bleibt noch immer der Charakter des Mannes und Schriftstellers als ein Selbständiges, in ihnen Unfaßbares stehen. Und die Einheit dieses Charakters, nicht die Einheit eines bestimmten sachlichen Problemes ist es, was Lessings literarische Tätigkeit in ihrer ungeheuren Vielseitigkeit, in ihrer Richtung auf die allgemeinsten Gedankenzusammenhänge und in ihrer „mikrologischen" Versenkung in Kleines und Kleinstes zusammenhält. Dieses letzte Eigentümliche aber versagt sich im Grunde auch jeder historischen Erkenntnis und Ableitung. Was diesem Stil und diesem Denken seine Kraft verleiht, das ruht auf einem tieferen Grunde, als ihn die geschichtliche Betrachtung besonderer Probleme entdecken und bloßlegen kann." Das werden die Charakterologen gern hören, und hier sind Grenzen der nur geistesgeschichtlichen Betrachtung wie eines jeden Historismus bezeichnet. Wenn nun Cassirers Problem auch nicht persönlichkeitsgeschichtlich ist und wenn er auch vor allem Ideengeschichte gibt, mehr Denkinhalte, die Entwicklung des Selbstbewußtseins des deutschen Geistes von seinem eigenen Wesen, so kommt doch auch viel von den Auffassungsweisen und dem geistigen Charakter der einzelnen und der ganzen Bewegung heraus. So sagt er Ausgezeichnetes über Lessings Denkformen, ebenso über Hamanns Lebensgefühl, über die Lebensform des jungen Goethe, über seine künstlerische Phantasie als Organ des Wirklichkeitsverständnisses, über seine Naturanschauung, nicht bloß seine Naturtheorie, aber auch über die Form Goethescher Naturforschung usw. Bei Goethe geht er insofern noch näher an die Charakterologie heran als Gundolf, als er jede Phaseneinteilung für sein Leben ablehnt: „Dieses Leben ist eine innere Einheit, die sich nicht in Perioden abteilt und zerfällen läßt. Wie in der Natur, so gilt auch von der Entwicklung des Genies, daß sie in ihrem lebendigen Fließen nicht auf Tag und Nacht und Stunde angewiesen ist." Wenn man gesagt habe, nach der Sturm- und Drangzeit Goethes sei in Weimar die Gebundenheit des empirischen Wirkens gefolgt, worauf Italien den klassischen Formbegriff in ihm ausgebildet habe, so sei dem entgegenzuhalten: „Wie in allem geistigen Sein und Werden, so ist bei Goethe der Formgedanke nicht die Ergänzung zum Freiheitsgefühl, sondern er liegt als notwendiges Moment in diesem selbst. Die Abgrenzung vollzieht sich nicht

Digitized by Google

von außen her durch die fortschreitende Aufnahme der Objekte und durch die fortschreitende Anerkennung der Schranken, die in ihnen gesetzt sind, sondern sie ist von Anfang an und ursprünglich in den gestaltenden Funktionen des Lebens selbst beschlossen. Dieses Grundverhältnis „wird" nicht bei Goethe, sondern es ist ihm vom ersten Moment an, in dem er produktiv hervortritt, zu eigen." Erst in dieser Tiefenlage eindringender Betrachtung findet man die Ansatzpunkte zu einer wirklichen Charakterologie Goethes, da haben sie auch Simmel und Gundolf gefunden. Über Schiller sagt Cassirer ebenfalls Dinge, die sogar das sehr lebendige, aber doch vorwiegend kritisch gesehene Bild, das Gundolf in seinem Shakespearebuch von Schiller entwirft, ins Ethische und Philosophische vertiefen und die Wahrheit bestätigen, daß zum vollen Verständnis Schillers, in dessen Leben und Arbeiten Kant eine so große Rolle gespielt hat, nur zu gelangen ist mit Hilfe einer philosophischen Betrachtung und eines lebendigen philosophischen Interesses, ja auch einer positiven Stellung zu Kant. Der Mangel an diesen Bedingungen hat z. B. einen so feinen Kenner wie Stefan Zweig in seinem schon erwähnten Buch „Der Kampf mit dem Dämon" zu Fehlurteilen über Schiller und die Bedeutung Kants für die Klassiker und Romantiker geführt. Cassirer aber gibt mit seinen Bemerkungen über eine Reihe deutscher Geistesführer wertvolle Beiträge zu ihrer Charakteristik und zugleich zu einer Charakterologie des deutschen Geistes. Nur weil bei Goethe im besonderen jede Richtung seiner Betätigung aus dem individuellen Gesetz seines Lebens hervorgeht und zugleich eine typische Grundtendenz der deutschen Geistesgeschichte erfüllt, nimmt seine Betrachtung den größten Raum ein.

Auch in dem anderen der deutschen Literaturgeschichte gewidmeten Buche Cassirers, „Idee und Gestalt" (1924), das sich mit sachlichen Einzelproblemen ziemlich abstrakten Inhalts befaßt — wie „Goethe und die mathematische Physik; die Methode des Idealismus in Schillers philosophischen Schriften; Hölderlin und der deutsche Idealismus; Heinrich von Kleist und die Kantische Philosophie" — sind charakterologisch wertvolle Bemerkungen enthalten. Ich greife hier den Schiller gewidmeten Aufsatz heraus. Da wird gezeigt, wie Schiller von seinen persönlichen Voraussetzungen her der Philosophie einen neuen, klassischen Stil gewonnen hat. „Was er für sich selbst gesucht und was er in seinen philosophischen Schriften gefunden hatte, das war zunächst eine ganz persönliche, scheinbar individuell bedingte und individuell begrenzte Aneignung der Kantischen Grundideen. Aber es ist das Vorrecht des Genies, daß es auch dort, wo es sich rein rezeptiv zu verhalten scheint, noch produktiv und schöpferisch wirkt." Aus der eigentümlichen Schillerschen Anlage und Entwicklung heraus wird hier besser deutlich als jemals früher, „was Kant Schiller gegeben hat und was er allein ihm zu geben vermochte." Die Einzelheiten interessieren hier nicht, genug, daß hier geistige Bewegungen, die man gewöhnlich rein als sachliche Ideenbewegungen dargestellt findet, nicht nur einen ganz persönlichen Hintergrund, sondern individuelles Leben und Gehalt bekommen. Cassirer spricht das selber aus, als er weiterhin darlegt, welche bedeutende Funktion Schiller bei der Überleitung der transzendentalen Methode Kants in die dialektische Methode seiner Nachfolger zukommt, was die Geschichte der Philosophie noch nicht gewürdigt habe. „Daß diese Wandlung in der philosophischen Methodik aus ganz bestimmten objektiven Methoden und Problemen entspringt, leidet keinen Zweifel. Aber vom Standpunkt der allgemeinen Geistesgeschichte bleibt es besonders reizvoll, daneben die subjektiven Kräfte zu betrachten, die bei ihr mitgewirkt haben. In dem Wechsel der Methodik prägt sich ebensowohl der sachliche Zusammenhang der Ideen wie die Grundrichtung und Eigenart der großen Denkerpersönlichkeiten aus." Hier ist sachliche und persönliche Kultur, die oft bis zum Gegensatz unterschieden werden, in eins gebracht. Immer kommt es Cassirer auf das persönliche Moment in Schillers philosophischer Methodik an. Er untersucht, wie sich in Schillers Charakteristik der Kunst und ihrer Stellung im Ganzen

Digitized by Google

der seelischen Kräfte seine eigene dichterische Grunderfahrung ausdrückt, wie seine willensmäßige, herrische und heroische Art des Dichtens in seinem abstrakten Denken wiederkehrt, und zwar in dessen Form wie im Inhalt. Schillers Theorie tritt in der Art eines Dramas auf, seine philosophischen Schriften haben dramatisches Leben, „die großen weltumspannenden Gegensätze der Kultur sind hier gesehen, wie der Dramatiker die Konflikte innerhalb des menschlichen Daseins sieht." Er zeigt auf, weshalb dieser dramatische Geist sich immer wieder zu Kant hingezogen fühlt, wogegen Herders lyrisches Temperament Kant dauernd fernblieb und von ihm zurückgestoßen wurde. Da es hier bloß auf das Grundsätzliche ankommt, sei nur noch ein Wort aus dem Aufsatz desselben Bandes über Hölderlin herausgehoben, das ebenfalls in unserem Zusammenhang als eine Variante des großen Themas bedeutsam ist; es steht am Schluß und bildet das Resumee des Ganzen: „Er fühlt sein Ich im Saitenspiel der Welt nur als einen verklingenden Ton: aber noch im Verklingen bewahrt dieser Ton seinen unzerstörbaren eigenen Klang. Die Individualität geht nicht schlechthin in einem Allgemeinen auf; sondern sie weiß sich noch als ein Selbständiges und Eines, auch wo sie in das Leben des Alls übergeht und in ihm zu verlöschen scheint. Wenn Hegel in rastloser gedanklicher Arbeit die Dialektik des Allgemeinen und Besonderen, des Endlichen und Unendlichen zu lösen versucht, so bewundern wir dieses gewaltige Ringen. Aber stärker und persönlicher berührt uns doch die Grundempfindung Hölderlins, die keine Lösung dieses ursprünglichen Widerstreites vortäuscht, sondern ihn nur nach seiner ganzen Tiefe dichterisch ermessen und darstellen will."

*

Gibt Cassirer „Studien zur deutschen Geistesgeschichte", so hat H. A. Korff in seinem Werke „Geist der Goethezeit, Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte"(1923), das ihm die Nachfolge Albert Kösters eingetragen hat, ein ausgeführtes Gemälde gegeben. Das Material dieses Zeitraums ist in der literaturgeschichtlichen wie in der philosophiegeschichtlichen und politisch-historischen Einzelforschung schon besonders gut durchgearbeitet, aber Entwicklungsgeschichte der geistigen Bewegung dieser Zeit hat eigentlich erst Korff geschrieben. Jedenfalls wird das Entwicklungsmoment nirgends sonst in der Darstellung so lebendig. Und zugleich damit das Durchgehende festzuhalten, diese schwierige Aufgabe, das eigentliche Problem der Darstellung in einem solchen Werke, hat Korff mustergültig gelöst. Die Goethezeit umspannte 60 Jahre, vom Sturm und Drang bis zum Ende der Romantik; der zusammenfassende Name soll ausdrücken, daß es nach Überzeugung des Verfassers geboten ist, sich jetzt, nachdem die Gegensätze zwischen Klassik und Romantik genug und nach seiner Überzeugung schon zu sehr herausgearbeitet sind, des Gemeinsamen der beiden Strömungen, wie sie aus dem Sturm und Drang hervorgegangen sind, und ihrer Gesamtbedeutung in der europäischen Geistesgeschichte bewußt zu werden. Nach Goethe nennt er diese Epoche, weil sie sich mit Goethes Schaffenszeit deckt und Goethe überall als das Symbol des deutschen Idealismus sich von selbst darbietet. Hier ist demnach von vornherein nicht zu befürchten, daß die Bedeutung der Individualität einer Betonung des überindividuellen Zusammenhanges aufgeopfert werden könnte. Die Individuen sind hier nicht bloß Träger oder Exponenten des eigentlich Wesentlichen, sie sind Glieder des wesenhaften Zusammenhanges selbst. Ein seltener Sinn für das Konkrete, Lebendige bewahrt den Autor vor der blutarmen Abstraktion und kollektivistischen Mystik, der mancher andere Geisteshistoriker nicht entgangen ist. Goethe im besonderen ist immer wieder auf großen Strecken der Darstellung das Hauptthema. Nicht oft ist so klar geworden, wie sehr er fast in jeder Richtung seinen Zeitgenossen vorangeht und voransteht, wie er der geistige Führer ganzer Generationen im umfassendsten Sinne war, beinahe alle ihre Probleme aufnahm und unvergleichlich tiefer löste als die Mitstrebenden, den einen Kant aus-

Digitized by Google

genommen, von dem er einige Probleme übernahm. (Aber auch die Anregungen, die er von ihm erhielt, wie die Antiteleologie und die Lehre vom genialen Schaffen, hat er bereichert und vertieft.) Wir sehen, wie epochemachend Goethe auch in der Auffassung des Zeitalters von der Liebe oder von der Religion war, während allerdings auf politischem und sozialem Gebiete, z. B. im Götz und Egmont, sein Interesse mehr dem persönlich Menschlichen als den allgemeinen Ideen gehörte. Hier ist an einem noch viel weiteren Material als bei Cassirer damit Ernst gemacht, daß Goethe nicht nur Künstler und etwa noch daneben ein wenig Naturforscher usw. war, sondern daß er alles in allem war, daß auch seine Kunst daher einen Gehalt hat, der geistesgeschichtlich ebenso wichtig und wertvoll ist wie die künstlerische Gestaltung.

Wenn ein Gegner der geistesgeschichtlichen Methode in der Literaturwissenschaft, Max Herrmann, eine abgelöste Sonderbetrachtung der Dichtung als eines „Substanzgefüges" und eines „Formgefüges" fordert, losgelöst auch vom Dichter und seinen andersartigen, nichtdichterischen Betätigungen, eine Betrachtung, in der denn auch der Dichter Goethe gewürdigt werden könne, ohne daß von der Farbenlehre die Rede sei, so kann man ganz geneigt sein, für die Literaturwissenschaft ein gutes Stück mit Herrmann zusammenzugehen, wenn schon seine Methode für die Charakterologie naturgemäß weniger ertragreich sein kann. Doch wird niemand gegenüber einem Werke wie dem Korffs bestreiten können, daß es ein tieferes Verständnis auch für die wohlbekannten Dichtungen jener 60 Jahre vermittelt, als ohne solche Verbreiterung des Gesichtswinkels möglich wäre. Jedenfalls kommt es Korff sehr darauf an, die großen Denkmäler lebendig zu machen und nicht nur eine philosophische Erkenntnis von den Geistesströmungen zu gewinnen; diese deutsche Dichtung, sagt er mit Recht, ist eben in einem Maße Ideendichtung wie vielleicht keine andere der Weltliteratur. Und je mehr man sich in der Art Korffs Goethes Stellung im ringsumgebenden Leben seiner Zeit zum Bewußtsein bringt, desto mehr wird sich auch das einzigartig Goethische, das ihm allein angehört, herausstellen. Und was von Goethe gilt, gilt auch von Kant, Herder, Schiller usw. Bisher liegt leider nur der erste Teil des Korffschen Werkes vor, der den Sturm und Drang behandelt.

Eine Ergänzung bilden die fünf Vorträge, die der Verfasser unter dem Sammeltitel „Die Lebensidee Goethes" (1925) herausgegeben hat. Darin legt er dar, daß Goethe nicht zu dem Menschentypus gehörte, dem der Wert des Lebens erst von außen her zuwächst und der sich vor allem als Träger eines Zweckes oder einer Gesinnung, als Glied eines größeren Ganzen oder als Erzeuger objektiver Werte fühlt. Goethe sah weder in der Dichtung noch in einer anderen Tätigkeit den Sinn seines Lebens, wie es z. B. die meisten heutigen Dichter tun. Sein Leben hat unter höchst wechselnden Antrieben gestanden, aber der Wert des Lebens bestand ihm im Leben selber und in der Form der Persönlichkeit, die dieses Leben schafft. Hier liegt für den Charakterologen der Brennpunkt des Interesses. „Das Leben eines Menschen ist sein Charakter," hat Goethe selbst gesagt, und der Sinn des Lebens ist ihm das Eigen-Gesetz der Persönlichkeit, im Unterschied zu den Zufällen, die von außen kommen: Daimon und Tyche. Und die eigentliche Kraft großer Seelen besteht nach ihm darin, das äußere Schicksal so umzuwandeln, daß es inneres Schicksal wird. Der dämonische Mensch hat einen besonders hohen Grad von innerer Lebensgesetzlichkeit. Hier klingt das Problem Charakter und Erlebnis an, das im vorigen Bande dieses Jahrbuches Müller-Freienfels behandelt und gerade auch an Goethe exemplifiziert hat. Goethe ist der große Wandelbare, daher der ungeheure Reichtum seiner Existenz. Darin liegt auch die höhere Einheit der zunächst scheinbar unvereinbaren Bilder des jungen und des alten Goethe. Das „Stirb und Werde" ist eine oberste Formel für seine ganze Art zu leben. „Wenn die Leute mich noch in Weimar glauben, bin ich schon in Jena." Dieses besonders hohe Maß der Wandelbarkeit zeichnet ihn aus, denn jedes Leben ist Entwicklung, er aber hatte die Kraft, sich jeder Phase ganz hinzugeben. Daher der Eindruck ewiger

Digitized by Google

Jugend. Er durchlief, um das Ganze des Lebens zu erfahren, alle Inhalte und alle Formen, weil jede Form nur eine bestimmte Art von Inhalten aufnehmen kann. Alle Widersprüche in seinen Äußerungen verlieren das Quälende, wenn man sie nicht als Glieder eines geistigen Systems, das ihm fernlag, sondern als Wellen im Strom des Lebens auffaßt. Und in diesem Leben bildete sich seine Persönlichkeit — „sich ein Charakter in dem Strom der Welt." Persönlichkeit war ihm höchstes Glück, und sie bedeutete ihm, sich gegen den Strom des Lebens zu behaupten. Die Problematik des Lebens lag ihm vor allem darin, dessen unendlichen Strom in seiner Persönlichkeit zu formen, ohne eines von beiden aufzugeben, weder den Strom noch die Form. Drang nach Unendlichkeit und Drang nach Endlichkeit, oder, wie Fritz Strich formuliert hat: Unendlichkeit und Vollendung. Dies ist das Problem des Lebens in allen Dichtungen Goethes. In der Bewegung seines eigenen Lebens sehnt er sich nach Ruhe, ohne sie je finden zu können, oder doch nur in der geprägten Form, die lebend sich entwickelt. Denn in aller Bewegung bleibt ihre Ablaufsart bestehen, in allem Wandel ist eine Form konstant, und sie behauptet und verstärkt sich gerade dann, wenn sie immer wieder angefochten und neu erobert wird. „Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück" — Qual über die Vergänglichkeit, Glück in der Gewißheit des Weiterstrebens. In allem Wechsel aber bleibt etwas dauernd, die Gestalt der Persönlichkeit und das alle Lebensinhalte umspannende Selbstbewußtsein. Dies, scheint mir, sind nicht nur wertvolle Beiträge zur Charakterologie Goethes, sondern zur Charakterologie überhaupt, methodisch sowohl wie inhaltlich. Denn Goethes Leben hat bei aller einmaligen Größe viel Typisches, wie denn Simmel von ihm gesagt hat, das Tröstliche bei der Betrachtung dieses Daseins sei, „daß einer der größten und exzeptionellsten Menschen aller Zeiten genau den Weg des allgemein Menschlichen gegangen ist."

*

In die Anfänge der Goethezeit führt ein frühes Buch Walter Brechts, „Heinse und der ästhetische Immoralismus, zur Geschichte der italienischen Renaissance in Deutschland" (1911). Das ist geistesgeschichtlich, wie schon der Titel zeigt, wenn auch Teile des Buches noch ganz philologisch Quellen- und Motivforschung geben. Aber das Wesentliche ist modern und in seinem Inhalt für unseren Zusammenhang besonders wichtig. Denn dieses Buch skizziert in seiner Knappheit eine Literaturgeschichte des modernen Individualismus: Nietzsche steht am vorläufigen Ende dieser Entwicklung, deren Anfang Heinse ist. „Die Geschichte der Vorstellungen vom souveränen Individuum ist ein Thema, das alle geistesgeschichtlichen Disziplinen werden behandeln müssen. Unter ihnen besonders die Literaturgeschichte: denn gerade in dichterischen Kunstwerken aller Art und in wissenschaftlichen Darstellungen von höchster poetischer Suggestionskraft hat jene geistige Strömung ihren Niederschlag gefunden und in lockenden Idealbildern stets erneuten Reiz ausgeübt. Wenn es wahr ist, daß ein immer ungestümeres Sich-frei-machen von Autoritäten, ein immer unbedingteres Auf-sich-selbst-stehn-wollen — aus dem dann wieder neue Probleme folgen — das eigentliche Kennzeichen der neueren Entwicklung des Geistes ist, so verkörpert das Ideal des unumschränkten Individuums, gleichviel wie man es bewerten mag, das tiefste Sehnen mindestens der letzten hundertundfünfzig Jahre, ja wir befinden uns mit ihm im Herzpunkte der modernen Welt. Von hier aus gesehen, bekäme alles erst seinen Sinn." Das Buch reiht nun Heinse durchaus in diese Linie ein, betrachtet ihn nicht mehr bloß als Ausläufer des Sturmes und Dranges und Vorläufer der Romantik, wie bis dahin geschehen war. Das Werden der individualistischen Denkweise wird dargestellt und der Boden gezeigt, worauf sie gewachsen ist. Hier war ein Renaissancemensch, deren es auch unter uns immer noch und immer wieder gibt und von nicht geringerer Echtheit als die „gotischen Menschen" unserer Zeit, und er war nicht durch eine geistige Mode, wie die beliebte Version der Renaissancegegner

Digitized by Google

lautet, zur italienischen Renaissance gekommen, sondern aus innerer Verwandtschaft, „auf einer entsprechenden Stufe moralischer Auffassung wieder angekommen." Er war der erste in Deutschland, der das individualistische Lebensgefühl der italienischen Renaissance in sich erfuhr, und zwar wesentlich auch nach der moralischen oder vielmehr amoralischen Seite. Brecht zeigt ihn als Bürger zweier Zeiten, als Rationalisten und Irrationalisten in Einem, darin eine Übergangsnatur mit historisch verschiedenen Schichten der Seele. Fein werden die mannigfachen, scheinbaren Widersprüche dieser Natur aufgezeigt, die sich aus jener Doppelheit ergeben, und die doch in einem ganz lebendigen Menschen von starker Vitalität gut miteinander auskommen. „Wenn er das Recht der Leidenschaft verficht, denkt er nie an einen Konflikt mit dem Intellekt oder doch nie ernstlich; der ist bei ihm immer mit der Leidenschaft im Bunde, wie in der Renaissance. Persönlichkeiten, in denen beides getrennt ist, womöglich im Konflikt liegt, gibt es bei ihm überhaupt nicht, nur Konflikte der Leidenschaften unter sich. Er kennt überhaupt keinen irgendwie ‚Zerrissenen': das ist vielleicht das Renaissancemäßigste an ihm. Nur ‚Ganze', für die er sich auch so enthusiasmierte. Und die schuf er ausnahmsweise einmal nicht, wie Nietzsche, im Gegensatz zu sich, sondern nach sich." Und ähnlich verbindet er das Renaissanceideal des uomo singolare mit dem anderen des uomo universale, der nur die höchste Existenzform jenes anderen ist: Selbstvervollkommnung ist der oberste Wert, aber ohne moralische Färbung, nur wegen des Selbstgenusses, der in der unablässigen Gymnastik aller Kräfte besteht. Dazu gehörte u. a. auch ein geradezu renaissancemäßiger Wissentrieb Heinses. Und Brecht stellt ihn nun wieder in geistesgeschichtliche Zusammenhänge ein, als er von den Nachwirkungen Heinses spricht: „Es handelt sich nicht nur um Literatur im engeren Sinne, sondern um Verschiebungen des moralischen Empfindens, die vielleicht noch tiefer liegende Veränderungen im allgemeinen Bewußtsein anzeigen: veränderte Stellung zu den unsichtbaren Dingen, Wandel des religiösen Gefühls." Dadurch wird die Bedeutung des einzelnen, des Sturmvogels, hier Heinses, natürlich ungemein erhöht; aber erst mußte gezeigt werden, wer Heinse selber war, ehe diese Folgerungen gezogen werden konnten.

In einer Reihe von „Beiträgen zu einer psychologisch genetischen Literaturwissenschaft", die Fritz Brüggemann gegeben hat, behandelt er z. B. die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment in der Vorgeschichte der Romantik, oder den Kampf um die bürgerliche Welt- und Lebensanschauung in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Also deutlich geistesgeschichtliche Themen. In einer Anzahl von Spezialuntersuchungen aber knüpft er diese allgemeinen Fragen immer an bestimmte Werke oder Künstlerpersönlichkeiten. So erörtert er die beiden historisch wichtigen Gattungsbegriffe Utopie und Robinsonade an Schnabels „Insel Felsenburg", die Welt- und Lebensanschauung des vorsubjektivistischen Bürgertums an Gellerts schwedischer Gräfin, den Subjektivismus als Problem an Lessings Bürgerdramen, die er im Rahmen der Entwicklungsgeschichte betrachtet. Er untersucht Gerstenbergs Ugolino als das erste Weltanschauungsdrama der deutschen Literatur, Goethes Egmont als die Tragödie des versagenden Bürgertums. Das ist also überall eine Verknüpfung von kollektivistischer und individueller Darstellung. Der Verfasser ist sich klar, „daß ein Aneinanderreihen von Belegen, die die Beziehungen des Romans (gemeint ist Gellerts schwedische Gräfin) zum Geist der Zeit in den Strömungen der Aufklärung und des Pietismus nachweisen, noch nicht genügt, um den Gehalt einer Dichtung darzutun, wie er sich immer nur einmal, in der singulären Schöpfung des einzelnen Autors offenbart. Zu einer derartigen Wesensschau versucht erst die vorliegende seelengeschichtliche Studie zu führen." Durch diese ist nun freilich Gellerts Gestalt persönlich und in ihrer Umwelt so lebendig geworden, wie sonst wohl noch nie, und auch Klopstock und Goethe, die beide über das Zeitalter Gellerts hinausgingen, werden von hier aus in ihrer damals unerhörten Modernität so stark beleuchtet, wie man es wohl nur von rückwärts,

Digitized by Google

aus der Vergangenheit, die sie schon hinter sich ließen, erreichen kann. Hier erweist die geistesgeschichtliche Methode wieder ihre Fähigkeit, auch persönliche Leistungen und persönliche Geistigkeit scharf zu charakterisieren.

*

Wir kommen jetzt zu einer Gruppe, die den kollektivistischen Gedanken besonders stark ausgeprägt hat. Der große Name dieser Richtung ist Josef Nadler. Seine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" ist ein besonders interessanter Fall auch unter unserem Gesichtspunkt. Nadler ist in der Hauptsache stammesgeschichtlich eingestellt, und dadurch bleibt er dem Persönlichen näher als manche anderen Geisteshistoriker. So führt er vielfach, namentlich an historisch wichtigen Stellen, ziemlich tief ins Biographische, forscht z. B. bei Goethe der Herkunft seiner Familie bis ins vierte und fünfte Glied nach und treibt regelrecht Genealogie. „Alle Wunder des Blutes gehen dem Auge auf, das halb mit Gewißheit, halb mit Ahnung den bezaubernden Götterjüngling als die Fülle von Jahrhunderten sieht, als den vielgesegneten Urenkel, dem in langer Reihe Frauen und immer wieder Frauen die goldenen Ströme des Lebens zuleiten, des Lebens in Franken und Hessen, des Lebens der Höhen und Tiefen, des Forschens, Bauens, Malens, Meißelns, Versebildens, Schauens und Schilderns, Kinder von Sippen aus der römerdurchsetzten Wetterau. Wenn einer wie Orpheus die Totenbräute der klassischen Vorwelt wieder ans Licht führte, sollte es nicht dieser eine sein, diese gestaute Fülle deutschen Blutes, in dem vielleicht noch römische Tropfen zerflossen waren?" Und dann erzählt er ein gutes Stück Lebensgeschichte, zunächst nicht Geistesgeschichte, und streckenweise unterscheidet er sich von älterer Biographik nur durch die glänzende Darstellung. Dann aber, z. B. bei der Erzählung, wie Straßburg und in Straßburg alles auf Goethe einwirkte, gibt er beides in einem, konkrete Lebens- und allgemeine Geistesgeschichte, und weiterhin werden nur geistesgeschichtliche Tatsachen der Biographie wiedergegeben; aber es bleibt eine biographische Erzählung, mit geistesgeschichtlichem Inhalt. Wie stark wird z. B. die persönliche Rolle Schillers in Goethes Leben gesehen, wie scheint dieses Leben in höherem Sinne von dem Zufall jener Begegnung, „dem rettenden Einfluß Schillers", abzuhängen. (Vielleicht ist das sogar etwas übertrieben.) In den eigentlich geistesgeschichtlichen Arbeiten unserer Tage wird dergleichen ganz anders konstruiert, da geht alles wie nach einem weisen Weltplan zu, der Reiz des „von ungefähr" fällt völlig weg, damit aber ein gut Stück Leben.

Nadler erzählt persönlich auch, wo es sich weniger um einen oder einige überragende Einzelne als um eine Vielheit handelt, z. B. in dem Abschnitt „Schwaben" des dritten Bandes, wo Wieland, Schubert, der Herzog Karl Eugen und manche Kleinere behandelt werden. So entsteht ein Hintergrund für den jungen Schiller, aus dem er ganz natürlich herauswächst. Der Autor protestiert gegen Schillers Einreihung in die allgemeine Strömung von Sturm und Drang: „Der junge Schiller war das letzte, mächtigste Ausschwingen eines Einzigartigen, eines Einmaligen, das Ausschwingen des Württemberger Kulturkampfes um Freiheit und Kunst, der den Schwaben bis ins Innerste aufgewühlt hatte." Man sieht hier an einem Beispiel, wie Nadlers Einstellung auf Stammes- und Landschaftsgeschichte den abstrakten Konstruktionen entgegenwirkt, ohne daß er die Wirkungen „der gleichen Zeit und der gleichen Generation" vernachlässigt. Wenn er freilich Schiller in den Dramen seiner Weimarer Periode in der Hauptsache als Hort der Legitimität erklären will, im Gegensatz zu seiner ersten Periode, wo er der Hort der Freiheit war, so geschieht das etwas gewaltsam, um auch für ihn, wie für den Faust, den Anschluß an das Barocktheater zu gewinnen, das nun einmal eine von Nadlers Lieblingsvorstellungen ist. Was er im Falle Schiller dafür beibringt, reicht nicht aus für eine solche Neuorientierung. Dies als Beispiel, daß auch hier zu Gunsten allgemeinerer Zusammenhänge Konstruktionen passieren, die den individuellen Befund etwas ad hoc in die gewünschte Richtung biegen.

Digitized by Google

Im ganzen aber entsteht hier ein ebenso natürliches wie geistiges Bild, obwohl wenig von den geistigen Strömungen als solchen die Rede ist, und vielleicht wird es gerade deshalb lebendig. Denn „Strömungen" wirken nun einmal weniger kurzweilig als Persönlichkeiten. Wo Nadler jene darstellt, wie z. B. in dem geistigen Befreiungskampf des Württemberger Volkes gegen den Druck des Herzogs, da sind sie fast dramatisch gegeben und nicht in der trockenen und zähen Art mancher Geisteshistoriker, nämlich derer, die von Abstraktionen zu leben scheinen. Nadler hat die große Gabe, geistige Bewegungen — die bei manchen anderen Schemen bleiben, behängt mit viel hochtönenden Fremdworten und möglichst unverständlich, um tief zu erscheinen — mit Blut zu tränken, daß sie atmen und reden wie die Schatten in der Nekuia der Odyssee. Unvergeßlich zum Beispiel, wie er den Pietismus in seinen Ausstrahlungen kurz schildert: Hamann, Herder und Kant im Nordosten, die Württembergische Gesellschaft bei Schillers Auftreten im Süden, als deren Widerspruch Wieland erklärt wird, und schließlich Gleim und Goethe im Westen: das ist lebendige Synthese, denn das faßt zusammen und hält fest.

Land und Leute, dieser Hauptgesichtspunkt, liefert immer konkrete Bilder, man sieht die Menschen stets in ihrer Umgebung. Stärker als in anderen Darstellungen werden hier auch die Ortsnamen betont, und die Ortsveränderungen der Hauptakteure, das jeweilige Zusammenleben mit wechselnden Kreisen von Menschen bedeuten hier mehr als anderswo. Wer Charakterologie von Geistesmenschen treibt, wird gut tun, sich mit der Denk- und Anschauungsweise dieses Werkes gründlich vertraut zu machen. Es greift gelegentlich auch auf Erscheinungen der bildenden Künste über und stellt z. B. Philipp Otto Runge oder Kaspar David Friedrich sozusagen malerisch in ihre Landschaft, wie man es gleich überzeugend und anregend in wenigen Darstellungen der Geschichte der Malerei findet. Oder wie kommt es den literarischen Bildern z. B. von Winckelmann und Heinse zugute, daß sie in dem Kapitel „Rom" vorgeführt werden, in dem ein gutes Teil der deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts behandelt wird, nämlich alle, die in den 80er Jahren in Rom gewesen sind. Und so findet man in Weimar alle beisammen, sieht namentlich Herder und Wieland am Werke, so daß Goethe im ersten Jahrzehnt fast zurücktritt und kaum in einer anderen Darstellung so in Umwelt getaucht ist wie hier. Eine unvermeidliche Eigentümlichkeit dieser Betrachtungsweise, die zwar viel von Personen spricht, aber nach Landschaften und Orten disponiert, ist es, daß von den Personen stückweise gehandelt wird. Das gibt bisweilen ein widerspruchsvolles Gefühl: indem der Verfasser so stark für Persönlichkeiten zu interessieren weiß, daß man streckenweise glaubt, ihre Biographie zu lesen, fühlt man sich plötzlich wieder darin unterbrochen und empfindet Stückwerk. Es ist ein Kompromiß. Manchmal freilich fügen sich die Teile übersichtlich aneinander, z. B. bei Wieland.

Immer aber ist hier mehr Erzählung im Längsschnitt als charakterisierender oder gar charakterologischer Querschnitt. Darin liegt zum guten Teil die Lebendigkeit der Darstellung begründet, die man zuweilen wie eine erregende Novelle liest. Andererseits drückt sich die entschieden historische Einstellung bisweilen auch in Urteilen allzu historischer Art aus, in denen sich übrigens manchmal auch die landschaftliche, stammliche, religiöse usw. Herkunft des Verfassers selber kundgibt. So in der Abwägung Herders gegen Goethe: „Noch ist das Urteil nicht gesprochen, von wem das 19. Jahrhundert reichere, stärkere und treuere Züge trug, von Herder oder von Goethe." Nehmen wir einmal an: von Herder (ich glaube es nicht, glaube vielmehr, daß hier Sympathien und Antipathien Nadlers mitspielen), wer aber von beiden war in sich reicher und stärker, Herder oder Goethe? Die Antwort auf diese Frage kann kaum zweifelhaft sein.

Und noch eines: so viel Platz Nadler dem Individuum einräumt, der eigentlichen Individualität bleibt er doch einigermaßen fern, indem er sich auf Betrachtung stamm-

Digitized by Google

licher Züge beschränkt. So kontrastiert er den Alemannen Schiller mit dem Rheinfranken Goethe in einem resümierenden Überblick, aber beide werden nur als Repräsentanten ihrer Stammesart und Stammesgeschichte unterschieden. So faßt er auch das Zusammentreffen Goethes mit Napoleon als ein großes typisches Ereignis auf, das eine Jahrtausendentwicklung abschließe: der Wiederhersteller des Karolingischen Reiches und der Vollender der fränkisch-französisch-klassischen Kulturbewegung treten sich gegenüber. „Es war eine vielbedeutende Gruppe, wie die Geschichte sie unterweilen zu stellen liebt; sie war es nicht durch das, was Napoleon und Goethe aus sich bedeuteten, sie war es um des tausendjährigen Gehaltes willen, der mit Napoleon und Goethe in die letzten Formen schoß." So wird auch hier gelegentlich das Sichere dem Unsicheren aufgeopfert, die Persönlichkeiten zweier großer und beispiellos interessanter Individuen zurückgesetzt hinter eine beinahe Spenglersche Konstruktion.

Ein problematischer Vorkämpfer des Kollektivismus ist Richard Benz, der dementsprechend den Individualismus aufs Schärfste bekämpft. Er nimmt Vorstellungen Hamanns und Herders von Volkspoesie, Volkskunst und Volksgeist auf, die an sich wertvoll sind und von jenen großen Männern nicht mit der Einseitigkeit zur Geltung gebracht wurden wie von Benz. Er bekämpft den Wert der Bildungskultur, deren Gipfel doch Goethe ist, mit einer gewissen Feindschaft, weil sie auf Individualismus zurückgeht und Individualitäten ausbildet. Deshalb ist er ein Gegner aller individualistischen Kultur, des „volksfremden" Humanismus, der Renaissance, natürlich der Aufklärung, die alte Bindungen zerstörte, der Klassik usw.; dagegen ist er verliebt in das Mittelalter, der eigentliche literarische Apostel des „gotischen Menschen", wie es Worringer auf bildnerischem Gebiete war, ein Freund der Romantik und selbst ein Romantiker. In unserem Zusammenhange ist es unausbleiblich, daß vor allem das Negative seiner Polemik beachtet wird. Ihn interessiert nicht der einzelne Schöpfer, sondern das anonyme, typische Schaffen der Gemeinschaft. Nicht auf Spitzen- oder Gipfelleistungen komme es an, sondern auf die fruchtbare Tiefe des Volkslebens, auf seine mehr oder weniger künstlerischen Äußerungen, deren höchste — gewiß unverächtlich — das Volkslied und das Märchen sind. Es ist ein Demokratismus im Geistigen, der im Zeitalter der politischen Demokratie begreiflich, auch wohl unvermeidlich ist, der Gegenpol zu Nietzsches Aristokratismus, mit dem jener nur die Einseitigkeit gemeinsam hat. Was für Vorstellungen sich Benz z. B. von der Renaissance für seine Streitschriften zurechtgemacht hat, das ist schon allzu populär. Darüber hat ja Burdach, der Berufenste, das Nötige bereits gesagt. Aber hängt das nicht mit der Vernachlässigung des Individuellen zusammen? Der breite Pinsel, mit dem Benz und andere ihre Geschichtsbilder malen, geht souverän über die Richtigkeit des einzelnen hinweg. So war es, um ein großes Beispiel zu nennen, ja auch bei Hegel, der heute wieder viele Jünger hat und der das Individuelle auch symbolisch erfaßte und ausdeutete und den objektiven Geist über den subjektiven stellte. Auch die geistige Form seiner Verallgemeinerungen hat jetzt wieder Schule gemacht, bisweilen kann einem Angst werden vor all dem Geistreichtum, der doch schließlich nicht sehr kostspielig ist, da es ihm ja eben auf die Richtigkeit weniger ankommt als auf die Fixigkeit. Schließlich hat man gar keinen Respekt mehr vor den Tatsachen, die durch das Rubrum „Einzelheiten" bagatellisiert werden. Einfälle, Stimmungen, Tendenzen sind aber noch nicht Forschung.

Eine andere Gefahr für das Individuelle zeigt Hermann Hefele in seinem „Gesetz der Form" (1919). Ein Katholik von hoher Geistigkeit, der weiter sieht und auch weitherziger ist, als die durchschnittliche katholische Mentalität, aber ein scharfer Gegner des Subjektivismus und Individualismus. Dabei bringt er es zwar nicht fertig, Luther und Kant positiv zu erfassen oder auch nur objektiv zu würdigen, aber doch die Renaissance viel gerechter und kenntnisreicher zu beurteilen als etwa Benz,

Digitized by Google

und es ist interessant, wie dieser Kollektivist, der von der Kirche herkommt und in ihrem Denkkreis bleibt, vielfach zu genau entgegengesetzten Wertungen von großen Kulturerscheinungen kommt wie der Kollektivist des Volksgeistes und der völkischen Kultur: Hefele preist Humanismus und Klassizismus, und er findet in ihnen etwas ganz anderes als Benz, nämlich Form, Gesetz, Ordnung. (Übrigens ist er natürlich auch ein Gegner des Nationalismus, dem Benz huldigt; das nebenbei.) Hefele hat Goethe und Schiller und selbst Napoleon unter die großen Toten aufgenommen, an die er in jenem Buche verehrungsvolle Briefe schreibt. Aber um welchen Preis? Um den Preis einer Ausdeutung aus katholischer Seele und einer Angleichung an katholische Ideale. Da wird dem Leser denn zuweilen etwas wunderlich zu Mute. Bei Goethe geht es noch; nicht als ob der Verfasser versuchte, ihn ausdrücklich mit dem Wesentlichen des Katholizismus in Einklang zu setzen, wie es der spät bekehrte Hermann Bahr — der ja auch findet, daß erst das katholische Dogma uns wahre Freiheit gebe — oft und gerne tut; das nicht; aber Hefele betont und bejaht an Goethe klug, doch einseitig alles das, was manche anderen ebenso einseitig an ihm ausgesetzt haben: er spielt den alten Goethe gegen den jungen aus, während die Aufgabe doch immer wieder ist, beide zu verbinden und in eins zu sehen. Hefele gibt wohl das klügste und feinste Goethebild, das von katholischer Seite entworfen worden ist. Aber es behält trotz der Liebe, mit der es gezeichnet worden ist, durch den Standpunkt, von dem es aufgenommen wurde, etwas Partielles und Fremdes. Wenn er z. B. von dem jungen Goethe sagt: „Mit der ganzen wuchernden Fülle Ihres jungen Lebens blieben Sie doch nur im engen, dürren Bezirk des eigensten Seins," so hört man den Dogmatiker des Antisubjektivismus und schüttelt den Kopf: der junge Goethe in einem engen, dürren Bezirk? Gegenüber anderen Einseitigkeiten, die Goethe nur in seiner Jugend auf der Höhe finden, mag diese neue Einseitigkeit immerhin nützlich sein, eine Korrektur, die aber selber der Ergänzung bedürftig bleibt. Bei Schiller, den Hefele ebenfalls verehrt, hat er nicht bloß eine Auswahl, sondern eine Umdeutung vorgenommen. Er faßt ihn ganz als Intellekt im Gegensatz zur Natur einerseits, aber auch zum ethischen Idealismus der Freiheit andererseits. Die Feststellung, daß bei Schiller „das Vitale und Organische seinen eigenen Willen verloren und die Haltung des Geistigen und Formalen angenommen hat," ist für den Freund der Jesuiten natürlich ein hohes Lob, bleibt aber Schiller noch nahe. Dann jedoch wird ihm zunächst alles Temperament ausgetrieben. Wenn z. B. gesagt wird, das Gefühlsmäßige sei bei ihm ganz von der Form aufgesaugt und fließe nur noch, fast unhörbar (!), in den tiefsten und unnahbarsten Schichten der Seele; in dem gewollten Pathos der Stimme klinge kein warmes Bekenntnis, sondern frostige Sachlichkeit, im Tempel des Geistigen habe sich das Temperament gekühlt, die Akzente fielen im gelassenen Rhythmus, und so sei bei ihm alles Ruhe, Gleichmäßigkeit, Gleichförmigkeit, unendliche, leidenschaftslose Still usw., so ist da offenbar nicht mehr von Schiller die Rede. Und so leugnet Hefele auch, daß man Schiller einen Idealisten der Gesinnung nennen dürfe: er sei kein Apostel der sittlichen Freiheit gewesen — denn das könnte der Katholik nicht billigen —, als reifer Mensch habe er dem Glauben an die sittliche Geltung, „die nichts anderes ist als Libertinismus der Gesinnung" (!), fern gestanden, und im Politischen sei er ein Guelfe gewesen, sein Ideal die Ordnung, unbeeinflußt von sittlichem Wert oder Unwert. Man wundert sich danach nur noch, daß Schiller dann nicht in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt ist. Auch Nadler versucht ja, den Kantianer Schiller dem heiligen Thomas von Aquino anzunähern, aber so weit wie Hefele ist er nicht gegangen. Geistesgeschichtlich betrachtet liegt hier ein Versuch vor, die größten Heroen des deutschen Individualismus und Idealismus unter katholischen Gesichtspunkten nicht mehr zu kritisieren oder allenfalls zu tolerieren, sondern sie, aus aufrichtiger Verehrung heraus, auf die katholische Seite hinüberzuziehen, auf die Seite der sachlichen Ordnungen, der objektiven Bindungen, der histori-

Digitized by Google

schen Autoritäten usw. Das alles aber ist Verkehrung ihres Sinnes in seinen Gegensinn.

An das Ende der literar-historischen Reihe stelle ich seines Themas wegen Hans Naumanns Buch „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" (1923). Es gibt mehr historische Erzählung als systematische Disposition und durchgeformte Geistesgeschichte, d. h. der Verfasser hebt aus der, lebendig und lebhaft vorgeführten, Fülle des Konkreten die geistesgeschichtlichen Hauptlinien nicht besonders energisch hervor, wenn er auch durchaus unter geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten Dichter und Werke betrachtet. Auch an zusammenfassenden Stellen, wo er etwa eine Persönlichkeit wie Gerhart Hauptmann resumiert, interessiert ihn mehr das Verhältnis zur Entwicklung, „die vorwärtsweisenden Elemente" und die Beziehungen zu den jüngeren Mitstrebenden oder auch das Ergebnis, das Volk und Zeit dem Dichter bisher verdanken, weniger das, was dieser Mann für sich ist. Bei den vielen anderen, die summarischer behandelt werden, es sind sehr viele, ist eine solche Betrachtung ihres eigentlich Persönlichen natürlich von vornherein noch weniger zu erwarten. Erwähnenswert erscheint mir in diesem Zusammenhang eine Einzelheit, weil sie eine allgemeinere Gefahr geistesgeschichtlicher Einstellung anzeigt: Naumann widmet Hermann Stehr, in dem er selber Kräfte der Zukunft erkennt, gleichwohl nur eine knappe halbe Seite, und unmittelbar darauf Clara Viebig zwei Seiten, weil ihre Romane „ungemein symptomatisch" seien. Was er über sie sagt, ist auch sehr lesenswert, aber die interessantere Persönlichkeit ist doch fraglos Stehr, und das fällt hier unter den Tisch. Ja selbst Helene Böhlau wird dreimal so ausführlich behandelt wie Stehr. Oder ein einziger Roman Felix Holländers, „Der Weg des Thomas Truck," bekommt allein eineundeine halbe Seite, weil es ein Weltanschauungsroman ist und manche Parallelen bei anderen Dichtern der Zeit findet. Die Linien der Betrachtung gehen also im allgemeinen nicht um die Persönlichkeiten herum, was auch im Vorübergehen möglich wäre, sondern es werden nur Segmente der Individualitäten ausgeschnitten und zwischen diesen Ausschnitten Fäden gezogen, unter anderen als persönlichkeitspsychologischen Gesichtspunkten. Das ist kein Werturteil über das Buch, das die Ziele, die es sich gesteckt hat, erreicht und durch eine gar nicht „professorale" Frische und Vorurteilslosigkeit angenehm auffällt

VII.

Zum Schlusse möchte ich noch aus der allgemeinen Historie zwei Beispiele anziehen, die wenigstens in gewissem Sinn geistesgeschichtlich genannt werden können und deren Betrachtung in unserem Zusammenhange manchen lehrreichen Einblick gewährt. Spengler, den man zwar nicht eigentlich zur Geistesgeschichte rechnen kann — er selber will ja eine Philosophie der Weltgeschichte geben — wirkt doch auf geisteshistorische Arbeiten ein, sei es auch nur, indem er Widerspruch erregt und dadurch Anstöße erteilt; und da einer seiner Hauptbegriffe die Physiognomie ist, gehört er wohl hierher. Er will bekanntlich Menschenkenner größten Stiles sein, indem er Kulturen, die er menschliche Organismen und Individuen höchster Ordnung nennt, zu erkennen beansprucht wie ein Menschenkenner Menschen oder ein Bildkenner Bilder, wobei nur anzumerken ist, daß diese Art von Kennerschaft auf keinem Gebiet das Letzte an wissenschaftlichem Verständnis darstellt. Aber er will ja auch gar nicht Wissenschaft geben — „über Natur soll man wissenschaftlich traktieren, über Geschichte soll man dichten. Geschichte als Philosophie schreiben heißt das tun, was Shakespeare tat, als er seine Tragödien einzelner Menschen schrieb. Physiognomik (wie er sie versteht) ist die ins Geistige übersetzte Kunst des Porträts. Don Quichote, Werther, Julian Sorel sind die Porträts einer Epoche. Faust ist das Porträt einer ganzen Kultur." Und damit will er konkurrieren. Die wissenschaftliche Charaktero-

Digitized by Google

logie wird ihm also in ihrer Bescheidenheit auf jenem „königlichen Weg" nicht folgen. „Ein echtes Porträt im Sinne Rembrandts ist Physiognomik, ist Historie, die Reihe seiner Selbstbildnisse ist nichts anderes als eine — Goethesche — Selbstbiographie. So soll (!) die Biographie der großen Kulturen geschrieben werden." Es bedarf keiner Worte, daß er sie nicht so geschrieben hat, doch bleibt es ein Verdienst, den Begriff der Physiognomie, den man ja nicht so verstiegen aufzufassen braucht, wie er es tut, allgemein in der Geschichtsbetrachtung hervorgehoben zu haben. „Alles, was überhaupt geworden ist, alles, was (in der Geschichte) erscheint, ist Symbol, ist Ausdruck einer Seele. Jede Epoche, jede große Gestalt, jede Religion, Staaten, Völker, Künste sind physiognomische Momente von höchster Symbolik. Je historischer ein Mensch veranlagt ist, desto mehr wird alles, was er begreift, mitteilt, bildet, physiognomischen Charakter tragen. In hundert Jahren werden alle Wissenschaften, die auf diesem Boden (der abendländischen Zivilisation) dann noch möglich sind, Bruchstücke einer einzigen, ungeheuren Physiognomik alles Menschlichen sein." Die Anwendung des Begriffes Physiognomie auf die Historie ist freilich durchaus nicht so neu, wie er es hinstellt, die Kunstwissenschaft zumindest hat diese Aufgabe schon lange ergriffen, Wölfflin hat mehrere Jahrzehnte vor Spengler den Begriff der Physiognomik einer Kultur gehabt und mit Feinheit und guten Erfolgen gehandhabt. Aber Wölfflin sprach immerhin leise und für Leute, die hören konnten, Spengler schreit den Gedanken in unendlicher Wiederholung auch den Tauben ins Ohr. Er hat auch die Basis der wissenschaftlichen Bemühungen verbreitern gelehrt, indem er einige Kulturgebiete mehr einbezog, namentlich die mathematischen und die geistigen Formen der Naturwissenschaften, einschließlich der Technik und des Verkehrs, die meist etwas für sich stehen blieben. In den Geschichten der Philosophie griffen sie zwar längst auch in die Geisteswissenschaften hinüber, wurden aber vor Dilthey doch selten so tief in ihrem Formcharakter erkannt, wie es etwa für die Biologie und Optik in den modernen Darstellungen Goethes, ebenfalls vor Spengler, geschehen ist. Auch hier hat er nun den Lautsprecher angesetzt. Die Zusammenarbeit der Geisteswissenschaften mit der Staatswissenschaft einschließlich des Rechtes und der Volkswirtschaft ist ebenfalls keine neue Offenbarung, Lamprecht z. B. hat darin schon manches und Zuverlässigeres geleistet als Spengler, der ziemlich post festum Prioritätsrechte beansprucht. Daß man die Geschichte der Dichtung und der bildenden Künste zu wechselseitiger Erhellung vergleichen kann, hat man sogar schon Jahrzehnte vor Walzel gewußt, und ähnlich ist es in der Musikgeschichte. Wenn man nun, nach der Lektüre Spenglers, in der Betrachtung einer Zeit ihre Musik noch näher an ihre bildende Kunst heranrückt, wird das gewiß nützlich sein. Und es hat nicht bloß etwas Werbendes, sondern auch etwas Beschwingendes, wenn Spengler z. B. zwischen der Differentialrechnung und dem dynastischen Staatsprinzip Ludwigs XIV., zwischen der antiken Staatsform der Polis und der euklidischen Geometrie, zwischen der kontrapunktischen Instrumentalmusik und dem wirtschaftlichen Kreditsystem Formzusammenhänge sucht. „Sprachen und Schlachten, Städte und Rassen, die Feiern der Isis und Kybele und die katholische Messe, Hochofenwerke und Gladiatorenspiele, Derwische und Darwinisten, Eisenbahnen und Römerstraßen, Fortschritt und Nirwana, Zeitungen, Sklavenmassen, Maschinen, alles ist in gleicher Weise Zeichen und Symbol im Weltbilde, wie es eine Seele als Ausdruck ihrer Wesenheit für sich verwirklicht." Namentlich dem unmathematischen Menschen imponiert es, von Stilarten der Mathematik zu lesen, die Ausdruck einer Seelenlage seien. „Es wird nun künftig nicht mehr als Paradoxie empfunden werden, wenn vom Barockstil, ja vom Jesuitenstil in der Psychologie, Mathematik und theoretischen Physik die Rede ist. Die Formensprache der Dynamik, welche den energetischen Gegensatz von Kapazität und Intensität an Stelle des somatisch-willenlosen von Stoff und Form setzt, ist allen geistigen Schöpfungen dieser Jahrhunderte gemeinsam." Und sein Vorsatz ist nun, „ein Jahrtausend orga-

Digitized by Google

nischer Kulturgeschichte als Einheit, als Person aus dem Gewebe des Weltgeschehens herauszuheben und in ihren innersten seelischen Bedingungen zu begreifen."

Wie weit es ihm aber gelungen ist, wirklich abgerundete oder gar künstlerisch geformte Physiognomien von Zeiten, Völkern und Kulturen, z. B. der faustischen, der sogenannten arabischen oder auch des Russentums zu entwerfen, das ist zunächst nach seinen eigenen Ansprüchen eine Formfrage, und da ist zu sagen, daß es wenige Bücher von ähnlicher Anregungskraft gibt, die so formlos sind, wie wenigstens die erste Auflage seines „Unterganges des Abendlandes". Der flotte Stil im einzelnen berechtigt noch lange nicht zu einem Vergleich seiner Leistung mit denen Rembrandts, Goethes, Dantes, denen Spengler sich gleichsetzt. Man wird sich also begnügen müssen, einzelne Anregungen von ihm zu empfangen, aber wenn er Sätze schreibt wie den: „Jeder Grieche hat einen Zug von Don Quichote, jeder Römer von Sancho Pansa — was sie sonst noch waren, tritt dahinter zurück," so wird man dergleichen schwerlich als Gewinn der Charakterologie buchen können.

Durch einen zweiten Grundgedanken, der mit dem ersten zusammenhängt, hat Spengler das charakterologische Denken befruchtet. Es ist die Anschauung, daß jede Kultur sui generis sei, daß sie nicht aus einer oder mehreren vorangegangenen Kulturen und einigen neuen Elementen abzuleiten ist, daß es also keine einheitliche Entwicklung oder kontinuierliche Gesamtreihe der Weltgeschichte gibt, so viel auch spätere Völker von früheren übernommen haben mögen, sondern daß immer wieder eine Urzeugung stattfindet, ein neuer Anfang und auch immer wieder ein Ende, wenn die Kulturen sterben, weil jedes Volk oder jede Kulturgruppe aus ihrer besonderen Natur heraus sich ihre Kultur schaffen. Auch dieser Gedanke ist nicht so neu, wie Spengler es hinstellt, aber es bleibt wertvoll, daß er so breit und entschieden ausgeführt worden ist. Dadurch gewöhnt sich das allgemeine Denken an die Vorstellungen von ursprünglichen Begabungen bei Völkern und demgemäß auch bei Individuen, Begabungen, die nicht aus Vererbung und Tradition erklärt werden können, sondern die einfach da sind und konstatiert, aber nicht auf etwas Anderes als ein Letztes zurückgeführt werden können. Sie selber sind ein Letztes, ein Einmaliges, das sich organisch entfaltet und seine Lebensdauer hat, also vergeht, wenn es die Möglichkeiten seiner Kräfte erschöpft hat. Wie ähnliche Gedanken mit veralteten Anschauungen auch in der Charakterologie aufgeräumt haben, ist bekannt, man glaubt nicht mehr, einen Menschen aus dem Charakter und den Schicksalen seiner Familie plus Einflüssen der Umwelt, die er in der Jugend erfahren hat, erklären zu können. Jeder Mensch ist ein Rätsel auch seiner Herkunft nach. So wenig ein literarisches Werk einfach aus der Überlieferung und dem Milieu abzuleiten ist, wie eine frühere Methode glauben ließ, ebensowenig kann man einem Künstler und seiner spezifischen Anlage mit solchen geistigen Werkzeugen beikommen. Es bleibt ein Rest, der nicht aufgeht, der nicht irrational zu sein braucht, der beschrieben werden kann, aber der rationalen Zurückführung auf etwas Anderes unzugänglich bleibt.

Über den Begriff des Charakters selber nun verbreitet sich Spengler ausführlich in seiner historistischen Weise. Er meint, der heutige Begriff des Charakters sei nur eine westeuropäische Angelegenheit. Es gehöre dazu, daß man den Menschen als wirkende Erscheinung betrachte, nicht als ruhende, wie es das gesamte Altertum getan habe. Was der Wille im Seelenbilde sei, das sei der Charakter im Bilde des Lebens. Nur unsere ethischen Systeme, diese aber auch alle, verlangten, daß der Mensch Charakter habe, keinem alten Griechen sei das eingefallen. Die Vorstellung der Menschheit als eines tätigen, kämpfenden, fortschreitenden Ganzen sei modern, aber es sei eine ausschließlich abendländische Betrachtungsweise von vorübergehender Geltung. „Dem antiken Geist erscheint die Menschheit als stationäre Masse." (Eine von Spenglers schematisierenden Verallgemeinerungen.) Dabei sagt er weiter ganz richtig, Charakter sei eben das grundsätzlich Gleichbleibende in der Genesis des Lebens, die Form

Digitized by Google

einer bewegten Existenz, in der mit größtmöglicher Variabilität im einzelnen die höchste Konstanz im Prinzipiellen erreicht werde. Doch schließt er aus der Beobachtung, daß Plutarch von dergleichen noch keine Vorstellung gehabt habe und daß seine Biographik nur chronologisch geordnete Anekdotensammlungen ohne organisch genetische Ordnung biete: eine andere Art Biographie sei auch von Geistern wie Heraklit und Alkibiades nicht möglich. „Ihren Erlebnissen fehlt nicht die Masse, sondern die Beziehung, sie haben etwas Atomistisches." Man fragt sich: was weiß Spengler von den intimsten Erlebnissen dieser Menschen, das ihn berechtigte, so apodiktisch zu sprechen? Aber er braucht den effektvollen Gegensatz: Ein apollinischer Lebenslauf — damit meint er jeden antiken von Homers Frühzeit bis zur Kaiserzeit — sei eben ein für allemal ahistorisch, mythisch; dagegen ein faustischer — das ist sein Sammelbegriff für die nachantike Menschheit — sei ein für allemal historisch genetisch angelegt; der eine fühle in jedem Augenblick ein Sein, der andere ein Werden. Daraus folge, daß charakterologische Wissenschaft, vor allem Physiognomie und Graphologie, innerhalb der Antike höchst mager ausgefallen sein würden. Beweis: Die antike Ornamentik sei im Vergleich mit der gotischen von einer unglaublichen Schwäche des charakteristischen Ausdrucks. (Als ob die antike Kunst nicht Stadien gehabt hätte, in der das Charakteristische sehr drastisch geherrscht hat.) Was uns der Charakter, sei der Antike die Geste gewesen, beide verhielten sich wie Fuge und Statue, aber auch wie Innerlichkeit und Äußerlichkeit. Man kann einwenden, daß die Geste gerade etwas Dynamisches ist und der Charakter ihr gegenüber etwas Statisches bedeutet, Spengler aber will doch gerade darauf hinaus, daß die Antike nur ein statisches Lebensgefühl gekannt habe. Er fährt fort, die antike Ethik gehe nur auf öffentlich erscheinende Vorzüge aus, die für die anderen, nicht für das eigene Ich bestimmt seien, „der Akzent liegt auf dem Sein, nicht auf dem Wirken. Man war Objekt, nicht Subjekt des Lebens (!). Alle antike Ethik, nicht nur die Stoa, predigte die willenlose Passivität, die schöne Hingabe an die punktförmige Gegenwart, den Menschen als Statue. Innenleben ist in diesem Zusammenhange ein unmöglicher Begriff." Hier geht, wie man sieht, schon sehr vielerlei durcheinander, und jeder Satz für sich bedeutet eine Übertreibung, der Systematik zuliebe, die Spengler zwar grundsätzlich für das Geschichtsbild ablehnt, weil sie nur für die Naturwissenschaften tauge, die aber bei ihm ein systembildender Faktor von enormer Kraft, zerstörender Kraft ist, denn in Wahrheit schematisiert er das Bild der Geschichte in einer verzerrenden Weise.

In diesen „großzügigen" Kulturbildern im Plakatstil spielt das Individuum nur eine sehr geringfügige Rolle, und die Annahme einer naturgesetzähnlichen Gesetzlichkeit in der Geschichte, die sogar eine Voraussage von Ereignissen, ja Rekonstruktion spurlos untergegangener historischer Perioden ermöglichen soll, ist einer Beachtung des Individuums ebenfalls nicht günstig. Es kommt hinzu, daß der Mann, der eine neue Physiognomik der Völker, Zeiten und Kulturen und eine historische Strukturlehre größten Stils begründen will, keinen Sinn für den lebendigen Menschen hat. Das Sein der historischen Menschen interessiert ihn nicht, nur die Bedeutung, die er ihnen vindiziert, und von der sie selber, wie er hervorzuheben nicht unterläßt, keine Ahnung gehabt haben. Beiläufig erwähnt er einmal, die Geschichte verwirkliche ihre Epochen entweder in persönlicher oder in anonymer Fassung; persönlich nennt er z. B. die napoleonische Epoche oder die Ludwigs XIV. oder Cäsars oder Luthers; was er aber über diese Persönlichkeiten sagt, ist fern von einer ernsthaften Charakterologie, es ist alles Metaphysik, Mystik. Zum Beispiel Napoleon: „Seine Bestimmung war die Vollendung der abendländischen Zivilisation. Er bedeutet dasselbe wie Philipp und Alexander, die den Hellenismus an Stelle der hellenischen Kultur heraufführten, so daß in beiden Fällen die Entscheidung der historischen Oberfläche nicht mehr durch Konvent und Guillotine, durch den Ostrakismus und Beschlüsse der Agora, nicht durch journalistische und rhetorische Gesten, wie zur Zeit Rousseau's, Voltaires, des Aristo-

Digitized by Google

phanes und Sokrates, sondern auf den großen Schlachtfeldern von ganz Europa und dort auf dem Boden des alten Perserreiches getroffen wurden." Guillotine also und rhetorische Gesten und dergleichen wären die Kultur gewesen, die dann von der bloßen Zivilisation abgelöst wurde? In dieser Art wird weiter über Napoleons Tragik geredet, die darin bestanden habe, daß er nicht allein England unterlag, sondern selber Englands Geist, eben die Zivilisation, propagierte. England hätte nach Spengler so wenig Kultur wie die Römer gehabt, beide hätten nur Zivilisation gekannt! Ähnlich schlagwortartig und willkürlich sind auch seine historischen Parallelen: als symbolisch individuelle Phänomene entsprächen die Bastille, Valmy, Austerlitz, Waterloo, der Aufschwung Preußens den antiken Faktoren der Schlachten von Chäronea und Gaugamela, dem Zug nach Indien und der Entwicklung Roms. Wie es Persönlichkeiten ergehen muß, wenn sie zwischen die Räder solcher Vergleichsmühlen geraten, kann Leser, die lebendiges Gefühl für organisches Dasein haben, schaudern machen. Dabei macht sich Spengler über die Parallelen anderer Historiker lustig, die Vergleiche z. B. zwischen Christus und Buddha, Archimedes und Galilei, Cäsar und Wallenstein seien oberflächlich, etwa so, als wenn man einen Löwenschwanz mit einer Fächerpalme, oder den Hals des Schwans mit einer keimenden Zwiebel in Verbindung brächte! Das wird natürlich nicht begründet, sondern diktiert. Wirklich homolog seien dagegen „der indische Buddhismus und der römische Stoizismus (Buddhismus und Christentum sind nicht einmal analog), die Feldzüge Alexanders und Napoleons [nicht etwa die Cäsars und Napoleons oder Alexanders und Cäsars, die nach Ranke sehr viel gemeinsam haben], die Zeit des Perikles und die der Regentschaft (des Kardinals Fleury), die Epoche Plotins und Dantes." Das soll heißen, ihre historischen Rollen hätten sich entsprochen. Er bezeichnet als „gleichzeitig zwei geschichtliche Fakta, die, jedes in seiner Kultur, in genau derselben relativen Lage eintraten und also eine genau entsprechende Bedeutung haben," und in diesem Sinne seien „gleichzeitig" Pythagoras und Descartes, Plato und Laplace, Polygnot und Rembrandt, Polyklet und Bach! Es ist leicht zu sehen, wie solche „Synthesen" zur tieferen Erkenntnis dieser Persönlichkeiten gar nichts beitragen, sondern vielmehr Unterschiede verwischen und die historische Auffassung der Menschen, statt sie zu verfeinern, vergröbern, das intellektuelle Gewissen einschläfern. Eine dieser grotesken Parallelen ist schon durch die wenigen, seither verflossenen Jahre ad absurdum geführt, nämlich die Behauptung, daß Rom und Preußen in ihrer weltgeschichtlichen Rolle vergleichbare Größen seien: das war eben vor 1918 geschrieben, heute klingt es wie Aberwitz.

•

Als Abschluß dieser ganzen Reihe von Beispielen sei eine charakterologische Leistung erwähnt, die zugleich eine neuartige historische Aufgabe gestellt und gelöst hat, Erich von Kahlers Buch „Das Geschlecht Habsburg" (1919). Der Verfasser hat im Jahre darauf durch eine Streitschrift „Der Beruf der Wissenschaft" noch deutlicher gemacht, daß er sich zu dem Kreis der modernen Geisteshistoriker rechnet. Die Streitschrift war gegen Max Webers Vortrag „Wissenschaft als Beruf" gerichtet und enthielt allerlei von methodischen Wünschen einer jungen Generation. Es sei erlaubt, zuerst über diese Arbeit ein kurzes Wort zu sagen. Der Verfasser spricht ziemlich verstiegen von einer Tragödie des Intellektualismus, als dessen Prototyp ihm Max Weber erschienen ist, er meint, daß seit Plato und dem katholischen Kirchenglauben die Wissenschaft sich immer mehr verstandesmäßig aufgelöst habe, bis sie in Kant ihren Tiefpunkt (!) erreicht habe, und er glaubt, daß eine neue „Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben" uns wieder hinaufführen könnte zu einer Welt der festen Werte, einer neuen Metaphysik usw. Er ruft nach einem persönlichen Führer, der das besondere Lebensgesetz der heutigen Deutschen aufzeigen müßte, und dieser Führer ist ihm Stefan George. „Einen vollkommen ausgeführten ersten Schritt in unserem Sinne können

Digitized by Google

wir nur in dem Bereich der Darstellung großer Personen finden, wie Gundolf die Gestalt Goethes aus eigenem Gesetz heraus ausgeführt hat." Die Sache läuft also harmloser aus, als es zuerst schien. Wie aber Gundolf Einzelmenschen erfaßt, so sollen nun nach Kahler in Nachfolge Spenglers auch Völker, Kulturkreise und biologische Einheiten erfaßt werden. In seiner anderen Schrift hat nun der Verfasser eine solche konkrete Aufgabe, eben die Darstellung des Geschlechts Habsburg, durchgeführt. Da ist ein geschichtlich wichtiger und interessanter Komplex, eine lange und weithin herrschende und vielverzweigte Familie in neuer Weise erforscht, nicht indem ihre Geschichte erzählt wird, sondern indem unter systematischen Gesichtspunkten zahlreiche Längs- und Querschnitte durch das historische Material gelegt werden. Noch braucht der Verfasser unnötig hochtönende Worte, liebt besonders den Begriff metaphysisch und sagt z. B., daß er „einen Organismus der Geschichte als runde metaphysische Figur innerhalb des historischen Weltraumes" darstellen wolle. Wozu metaphysisch? Es geht auch ohne das, und der wirkliche Gehalt des Buches ist zum Glück gar nicht metaphysisch, sondern durchaus wissenschaftlich. Aber recht hat der Verfasser, wenn er betont, daß der innere Zusammenhang eines solchen organischen Wesens ein fesselndes Schauspiel sei und daß ja in Worten nur nacheinander geschildert werden könne, was im Leben zugleich und ineinander vor sich geht. So betrachtet er die innere Abgeschlossenheit dieses Geschlechtes gegen das Nationale, gegen das Singulare, gegen das Geistige, seine Einigkeit im Willen zur Selbstbehauptung, die Kraft seines Blutes und den einzigartigen Zusammenhalt aller Glieder des Hauses, die immer das Ganze — des Geschlechts, nicht etwa der beherrschten Völker — über ihre persönlichen Einzelinteressen gestellt haben, weiter seine Überlegenheit durch Billigkeit, Legalität, versöhnende Kraft, werbendes Wesen, Wirkung von Mensch zu Mensch, aber auch durch Autorität, einen besonderen Grad von Kaiserlichkeit und Legitimität, endlich durch die Anlehnung an die Tradition, an Religion und im besonderen an Katholizität; ferner seine Entrücktheit, wobei der spanische und österreichische Typus fein unterschieden werden, endlich sein Verhältnis zu Bildung, Erfahrung, zu Rat und Dienst. Und dabei kommt überraschend viel heraus, ja die Ergebnisse reichen über dieses eine Geschlecht hinaus und erstrecken sich auf das österreichische Volk, das ursprünglich selbst eine Ausgeburt habsburgischer Art war, „eine verschollene Enklave innerhalb des neuen Europa (bis zum Kriege), welche Grenzen verwischend und Völker vermischend über die Kronländer hin versprengt noch lebte und nur allmählich in den letzten Jahrzehnten vor den slawischen Nationalismen immer kraftloser zurückwich, bis sie in der furchtbaren Lebensprobe dieses Krieges zusammenbrach." In der Tat, noch heute sind ja diese österreichischen Menschen eine psychologisch interessante Erscheinung und nicht so leicht zu erfassen, wie sie selber meinen oder wie man im Reiche meint, wo man sie lange nicht genug kennt. Zu der Erkenntnis dieses deutschen Volksteiles, die uns Deutsche besonders nahe angeht, kann auch die tiefere Erkenntnis jener Herrscherfamilie beitragen, die Österreich als eine rein dynastische Gründung geschaffen und erhalten hat. Ursprünglich hatte der Verfasser vor, in einem weiteren Kapitel das alte österreichische Wesen aus dem Kern des habsburgischen Charakters im Zusammentreffen mit der Natur, der Landschaft und der allgemeinen Situation des Gebietes abzuleiten, also in Nachbarschaft zu Albert von Hofmanns geographischer, geophysischer und geopolitischer Geschichtsbetrachtung zu treten, die man ja zur Charakteristik von Bevölkerungen bestimmter Landschaften wie zur Charakterologie von Volksstämmen in Zukunft wird heranziehen müssen, da das Land ein Bewußtseinsinhalt der Menschen ist und auch ohne alle Metaphysik einen Teil ihres Wesens ausmacht. Der Verfasser wollte hier ein Beispiel geben für die ihm vorschwebende Verbindung zwischen Wissen und Handeln, indem er die Gefährlichkeit der gegenüber ihren Völkern bedenken- und verantwortungslosen Habsburger ins Licht rückte, was heute ja nicht

Digitized by Google

mehr nötig ist. Aber der Gedanke, daß historische Charakterologie auch praktischen Gegenwartswert haben könnte, bleibt wertvoll.

•

Wir sind am Ende einer Wanderung, deren Länge schon beweist, daß ihr Leitthema heut einige Bedeutung hat und daß es in zahlreichen Schriften voneinander ziemlich unabhängiger Autoren mehr oder weniger bewußt eine Rolle spielt. Die vielfachen und recht verschiedenartigen Ausblicke, die der Weg eröffnete, haben hoffentlich dem Leser Langeweile fern gehalten; der Verfasser gesteht, daß diese Mannigfaltigkeit, die das scheinbar so eindeutige Problem bei unserer Umschau annahm, für ihn ein immer neuer Anreiz gewesen ist, den Spaziergang fortzusetzen. Die Wanderung hat sich nicht auf alle Seitenpfade ausgedehnt, Vollständigkeit war nicht die Absicht, und auch der eine oder andere noch betrachtenswerte Aussichtspunkt ist beiseite geblieben, wie es auf Spaziergängen zu geschehen pflegt, die ja ein Gelände nicht nach Art des Landmessers aufnehmen, sondern einen möglichst lebendigen und frischen Eindruck von ihm verschaffen wollen. Ganz unberücksichtigt geblieben ist die moderne Musikgeschichte — womit ich nicht Geschichte der modernen Musik meine —, weil die Arbeit sonst zu umfangreich geworden wäre. Vielleicht läßt sich das einmal nachholen. Es sollte hier keine Dissertation geschrieben, sondern ein Thema angeschlagen und eine Weile durchgeführt werden, nicht in alle möglichen Variationen hinein, aber gleichwohl in den Teilen, die ausgeführt worden sind, mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Das Ergebnis ist wohl, daß die am Eingang geäußerte Befürchtung für die Geltung der Individualität sich im ganzen weniger begründet erwiesen hat, als man bei nur gelegentlichem Einblick in einzelne Werke der modernen geistesgeschichtlichen Methode annehmen könnte, und daß der Gewinn, der für die Schätzung der Persönlichkeit und für die Wissenschaft der Charakterologie aus dieser Methode erwachsen kann, sich als recht ansehnlich herausgestellt hat. Das hat die angenehme Wirkung für die vorliegende Arbeit gehabt, daß sie trotz einer Kritik, die um der Sache willen keine persönlichen Rücksichten nehmen durfte, auch von ihrem Spezialgesichtspunkt aus zum größten Teile zustimmend bleiben konnte, was für Verfasser und Leser immer erfreulicher ist als eine überwiegend ablehnende Haltung. Ich möchte hoffen, daß diese Auseinandersetzung nicht bloß auf der einen Seite, von den Charakterologen und ihren wissenschaftlichen Nachbarn, sondern auch auf der anderen, im geistesgeschichtlichen Lager, gelesen werde und dort vielleicht dazu beitrage, daß die Bedeutung der Individualität nicht einmal vorübergehend verkannt werde und daß bei geistesgeschichtlichen Arbeiten möglichst oft auch an eine immer größere Erhellung des Problems der Persönlichkeit in der Geschichte gedacht werde. Die Stelle, an der diese Ausführungen erscheinen, das Jahrbuch der Charakterologie, wird zu einem solchen Erfolge beitragen.

Digitized by Google

Die Angst vor der Technik

Ein Beitrag zur Charakterologie unserer Zeit

Von ARTHUR LIEBERT (Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Alle wahrhaft schöpferischen Persönlichkeiten und Einrichtungen und alle wahrhaft geschichtlichen Lagen und Leistungen sind dadurch gekennzeichnet, daß sie in dialektisch-geheimnisvoller, dennoch notwendiger und überzeugender Wechselbeziehung die zwingende Einheit einer bestimmten Form und die fast ausnahmslos paradoxe Fülle von verschiedenartigsten Inhaltlichkeiten umschließen. So bekundet sich eine der eindrucksvollsten Wundertaten des Lebens in seiner mit unerschütterlicher Zähigkeit zahllose Male bewiesenen Kraft, die in ihm wirksamen Gegensätze und Spannungen nicht zu tilgen oder verkümmern zu lassen und sie dennoch immer wieder in irgendeinen vernünftigen Ausgleich zu setzen, in irgendeinen sinnhaften Zusammenhang zu verflechten.

Auf dieser außerordentlichen Fähigkeit beruht seine allgemeine geschichtliche Entwicklung, ganz gleich wie diese dann in concreto arten und geraten mag. In jeder Stunde ist eine Vielheit von Lebenstendenzen vorhanden; in jedem Augenblick sucht eine oft bedrohliche Mannigfaltigkeit von Wünschen und Unternehmungen, von Begierden und Plänen sich Bahn zu brechen. Wenn nun dem Leben die auch nur relative Überbrückung dieser ihm eingebetteten Widersprüche nicht glücken würde, dann würde es gerade wegen seines inhaltlichen Reichtums und trotz dieses Reichtums heilloser Zerbröckelung verfallen. Darum strebt es mit unwiderstehlicher Macht nach einer Gewinnung bzw. Wiederherstellung seiner Einheit; ihre Erreichung äußert sich regelmäßig in um so großartigeren und fruchtbareren Ergebnissen, je heftiger und aufregender die Reibung der in ihr arbeitenden Faktoren ist. Ohne diese Spannungen wäre jene Einheit nichtssagend und leer. Nur bei Wahrung und Aufrechterhaltuug der Vielheit von Triebkräften und Daseinsäußerungen vertieft sich eine Stufe des geschichtlichen Lebensganges zur Geltung einer maßgebenden historischen Gestalt. Denn für jede wirklich lebensvolle Gestalt der geschichtlichen Wirklichkeit bedeutet die Sicherstellung und Anerkennung sowohl der formalen als auch der inhaltlichen Fülle ihres Wesens geradezu eine ihrer entscheidenden Voraussetzungen. Würde jedoch dem Leben es auch umgekehrt nicht gelingen, die verschiedenen und auseinanderstrebenden Züge und einander widersprechenden Stoffe einer Zeit zu einer sich wechselseitig bedingenden und befruchtenden Gesamtheit des Wollens und der Zielsetzungen, des Beginnens und des Ausführens zu verbinden, so würde ihm der Träger für die eigene Fortpflanzung fehlen; es würde sich selber die ihm für seinen Bestand und sein Weiterkommen unentbehrliche Kontinuität versagen oder zerstören.

Aber auf dieser Sammlung und Zusammenführung der Gegensätze gründet sich nicht bloß die Wirklichkeit des geschichtlichen Daseins, sondern nicht minder auch die Möglichkeit alles historischen Verstehens. Gewiß ist der geschichtlichen Forschung die Aufgabe gesteckt, in eindringender und sondernder Zergliederung die Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Einzelzüge und Teilströmungen eines Zeitalters bzw. einer Leistung ans Licht zu rücken, da nur auf diese Weise die geschichtliche Eigentümlichkeit eines Zeitalters oder einer Leistung wissenschaftlich erfaßt werden kann. Und dieses Vorgehen bildet eine wesentliche Gewähr für die Zuverlässigkeit der Untersuchung. Auf der anderen Seite bedarf jedoch alles tiefere geschichtliche Verstehen der Erkenntnis und der Hervorhebung jener um-

Digitized by Google

greifenden Grundgestalt, jener charakterologischen Hauptform, die nicht sowohl die bewirkende Ursache, als vielmehr die ganz objektiv gültige historische Sinngebung für alle ihre Einzelrichtungen und damit ihre objektiv gültige metaphysische Verwurzelung und Rechtfertigung darstellt. Wie immer es um die ursächlichen Gesetzlichkeiten und Entstehungsbedingungen für die Schöpfungen des geschichtlichen Lebens im einzelnen und im ganzen bestellt sein mag — wir wollen hier das Problem der historischen Kausalität nicht einmal berühren, geschweige denn erörtern — so sucht das geschichtliche Verstehen, darüber hinausgehend, die tatsächliche Mannigfaltigkeit dieser Schöpfungen mit der Herrschaft einer geistigen Einheit in Verbindung zu bringen. Es verbindet die Fülle von Gebilden einer Zeit nicht nur gedanklich, nicht nur theoretisch in und zu einer solchen Einheit, so daß diese Einheit lediglich einen erkenntnistheoretisch-heuristischen Gesichtspunkt, eine Forschungsmaxime bedeuten würde, sondern es erblickt in dieser Einheit eine objektive Verbundenheit der Gebilde in einem Realprinzip, in einer umfassenden historischen Realität.

Die Bezeichnungen für jene Einheit wechseln. Die einen sprechen von einer „leitenden Idee" oder von einer allgemeinen Lebensform, die sich in der Fülle der historischen Erscheinungen und mittels dieser Fülle auswirkt; die anderen von einem allgemeinen „Zeitgeist", von einem Volksgeist, von der Einheit eines Kulturwollens und einer übergreifenden Kulturgesinnung und Kulturtendenz, von „morphologischen Strukturen" und Kulturkreisen, von geschichtlichen Typen, Charakteren, Gestalten. Dort unternimmt man es, solche Kulturformen ursächlich-genetisch abzuleiten, um ihre geschichtliche Tatsächlichkeit und Notwendigkeit darzutun; hier begnügt man sich damit, sie zu beschreiben und eine nur schildernde Übersicht über sie in charakterisierender Aufzählung zu geben und die Frage nach den Gründen ihrer Entstehung und ihres Emporkommens offen zu lassen oder sie höchstens durch einige psychologische Bemerkungen, d. h. durch den — im Grunde nichts erklärenden — Hinweis auf gewisse seelische und geistige Eigentümlichkeiten eines Volkes oder einer Generation zu erläutern. Dort wird ein geschichtlicher Typus oder ein geschichtlicher Lebenskreis als der Zusammenstrom und Niederschlag einer Reihe von Einzeltaten aufgefaßt, hier als ihre schöpferische Bedingung. Die eine Gruppe von Denkern und Forschern glaubt an die Möglichkeit einer festen und begrifflich bestimmten Erkenntnis solcher Allgemeinideen und Formeinheiten, die andere hält lediglich ihre Deutung, ihre charakterologische Auslegung für erreichbar. Bei ihrer erkenntniskritischen Würdigung endlich sehen die einen in ihnen nur formale Konstruktionsprinzipien ohne ontologischen Geltungswert; die anderen betonen im Gegensatz dazu, daß solche theoretischen Konstruktionen, daß solche Erkenntnisformen ohne ontologische Beziehung auch ohne realen Sinn, ohne reale Geltung wären, also nur willkürliche subjektivistische Synthesen darstellten.

Doch wie immer: Jedes wirkliche geschichtliche Verstehen ist begründet in und auf der Idee einer solchen Einheit und an ihr orientiert. Damit gewinnt es seinen Zusammenhang mit der Wesensart des philosophischen Begreifens, für die der Gedanke an eine grundlegende und wegweisende, an eine verbindende und sinnstiftende, an eine ebenso theoretische wie normative Einheit schlechthin unaufgebbar ist. Es gehört nicht in den Umkreis der vorliegenden Betrachtungen, das Wesen dieser von der Philosophie erstrebten bzw. aufgestellten Einheit genauer zu kennzeichnen. Hier sei aus einer bestimmten Absicht nur die Frage ganz kurz berührt, weshalb jene Idee der Einheit eine so entscheidende Bedeutung für die Philosophie besitzt. Die Antwort ist leicht und schnell zu geben. Der Universalismus des philosophischen Erkenntnisdranges ist es, der eine möglichst strenge Bindung an die Idee der Einheit und Systematik fordert, soll jener Universalismus sich nicht auflösen, soll die Allgemeinheit der philosophischen Erwägungen sich nicht selber zersprengen und ins Unendliche und Leere verflüchten. Diese Forderung aber wird um so gewichtiger und gebieterischer,

Digitized by Google

je mehr jener universalistische Geist der Philosophie von den Problemen und von der Problematik der Welt umfaßt und in sich aufnimmt. Schließlich ist es doch die Aufgabe der Philosophie, die gesamte Welt der Probleme und die gesamte Problematik der Welt zu umgreifen und zu einheitlichem Begreifen zu bringen. Wie aber wären ein solches Umgreifen und ein solches Begreifen möglich und erreichbar ohne die fast vergewaltigende Zusammenschließung der dialektisch bewegten Fülle der Probleme zur Einheit und Systematik? Aus welchem anderen, aus welchem strengeren Grunde verlangt und drängt alle philosophische Arbeit nach bindender Systematik, wenn nicht aus dem, mittels der Vereinheitlichung und Vereinfachung eine methodische Sicherung, einen Wall und Schutz gegen die in ihr wühlende dynamische Dialektik aufzurichten?

Das darf, so stark jene Zusammenschließung auch sein mag, natürlich keinesfalls so weit gehen, daß dadurch der Probleminhalt beseitigt, daß dadurch die Lebendigkeit dieser dynamischen Dialektik vernichtet wird. Es muß vielmehr die Pflicht und die Kunst jedes philosophischen Systematikers sein, durch alle Synthesen etwas von der Urlebendigkeit der Probleme und ihrer Dialektik hindurchschimmern, hindurchklingen zu lassen. Mit anderen Worten: Jene formale Einheit darf selber nicht den Zug vollkommener Starrheit tragen, und sie darf die Problemdialektik nicht in vollkommene Erstarrung versetzen. Das wäre eine rationalistische und formalistische Versündigung gegenüber einer ihr wesentlichen Quellen, gegenüber der Quelle eben jener Problemdialektik. Die dialektische Dynamik der Philosophie unterscheidet sich von derjenigen der anderen Geistes- und Kulturgebiete durch ihre qualitative Unabschwächbarkeit, durch ihre sozusagen heroische Unbedingtheit und Urkraft. Ihre unverminderte Aufrechterhaltung ist der Philosophie schlechthin notwendig und zwar darum, weil sie zu den Grundvoraussetzungen für alle Formen und Disziplinen der Philosophie gehört.

Damit ist aber gesagt, daß alle Einheitsideen der Philosophie, daß alle von ihr aufgestellten Strukturen, Gestalten ihrer inneren Verfassung nach einen dialektischen Charakter aufweisen, daß es sich bei ihnen immer um dialektische Einheiten handelt. Gerade ihre tiefe Problematik und ihre rastlos tätige Dialektik sind es, durch die die Philosophie sich zur Anwendung des heroischen Gewaltmittels der Systematik gezwungen sieht. Weil die Philosophie so unausrottbar dialektisch, problemüberladen und problematisch ist, gehört zu ihrem Begriff die Idee der Einheit, ist diese Idee eine der unaufgebbaren Aprioritäten der Philosophie. Aber gerade deshalb ist jene Idee auch nicht im Sinne einer trockenen, einer unbeweglichen und unbewegten Einheit zu verstehen: das sie strukturierende Gesetz ist vielmehr das einer dialektisch-antinomischen Korrelation. Aber einer Korrelation, in deren Gefüge keineswegs nur oder nur in erster Linie formal-logische Antithesen eingespannt sind, sondern auf die das geschichtliche Leben mit seiner Impulsivität, seiner unverbrauchbaren Unmittelbarkeit und Frische, seinem paradoxalen Schwung eingewirkt, die es aus seiner überwältigenden Dialektik, aus seiner ewig ruhelosen Antinomik emporgetrieben hat. —

Auch die in aussichtsreichem Aufblühen begriffene Charakterologie stellt solche Einheitsideen auf und beruft sich auf die Realität solcher Ideen. Schon die Grundidee des „Charakters" ist eine solche sinnstiftende bzw. sinnerfüllte Einheitsidee, die in fast allen Fällen außerordentliche Gegensätze dennoch eint und in einer neuen Bewußtseins- und Verstehenslage versöhnt. Versöhnt in jenem überrationalen Verstande, in dem das Leben über alle in ihm hervortretenden Reibungen, Widerstände, Widersprüche hinweg seinen stürmischen Gang fortsetzt; versöhnt durch jenen Schwung, durch den es in neuen Leistungen seine unerschöpfliche Fähigkeit bekundet und unbekümmert um die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit einer logisch einwandfreien oder logisch einhelligen Begründung in immer neuen Ergebnissen seine Kraft beweist. Alle jene oben angeführten charakterologischen Bezeichnungen tragen so-

Digitized by Google

wohl in ihrer begrifflichen Form als auch ihrem Sinn nach eine antinomische Dialektik in sich. Das gilt für den Begriff der Lebensform oder für den des Volks- und Zeitgeistes nicht weniger als für die speziell typologischen und morphologischen Begriffe in ihrer Allgemeinheit wie in ihrer Besonderheit. Die Struktur dieser vereinheitlichenden Strukturbegriffe ist dialektischer, ist dialektisch-antinomischer Art.

Um das hervorzuheben, haben wir den nun folgenden Ausführungen die vorstehende geschichtstheoretische Überlegung als Einleitung vorangestellt. Die Charakterologie ist eine Disziplin der allgemeinen Geschichts- und Lebensphilosophie, wobei der Begriff der Geschichte natürlich gleichbedeutend mit dem Begriff des geschichtlichen Lebens, bzw. der geschichtlichen Wirklichkeit zu nehmen ist. Wenn aber alle Ideen, alle Einheitskonstruktionen den soeben kurz entwickelten dialektisch-antinomischen Charakter zeigen, so muß das auch für alle Begriffe, für alle Gesichtspunkte, für alle Ausprägungen charakterologischer Betrachtungsweise gelten. Und das um so strenger, je mehr die Charakterologie das Verbleiben in der abstrakten Zone einer reinen Theorie zu vermeiden sucht, je mehr sie sich dem konkreten Leben und der Erfassung der konkreten „Charaktere" des Lebens nähert.

Denn das Bildungsgesetz des geschichtlichen Lebens ist das Gesetz der durch alle Antinomien dialektisch hindurchführenden, zu einer neuen Lebensstufe dialektisch emporführenden Synthese. Wesentlich für dieses Gesetz ist also sowohl die dialektische Fülle einzelner, konkreter, sich untereinander antinomisch reibender Kulturgebilde und Kulturrichtungen, Tendenzen und geeinter Gestalten als auch ihre Verbindung in und zu einem neuen Sinngebilde. Das Schwergewicht eines solchen Sinngebildes kann einmal mehr nach der religiösen oder nach der künstlerischen, ein andermal mehr nach der wissenschaftlichen oder nach der wirtschaftlichen, ein drittes Mal mehr nach der politischen oder nach der allgemeingesellschaftlichen Seite liegen. Die Hauptsache ist die Erkenntnis von der unerschütterlichen Selbstbehauptung des Lebens, von der Unwiderstehlichkeit seiner Stoßkraft, von seiner alle Entzweiung und Vereinzelung schließlich doch siegreich überwindenden, sich gerade in den Widersprüchen und Zwiespalten des Daseins durchsetzenden, von seiner diese Widersprüche und Zwiespalte fordernden, weil nur an ihnen sich bewährenden Energie. Von dem Charakter dieses Grundgesetzes müssen die geschichtsphilosophischen und typologischen Gesichtspunkte und Begriffe, mit deren Hilfe wir das geschichtliche Leben zu erfassen und zu verstehen suchen, einen deutlichen Ausdruck und Niederschlag zeigen. D. h.: Auch sie müssen an dem Prinzip der dialektischen Synthese in ihrer Bildung orientiert und in ihrer wissenschaftlichen Geltung von diesem Prinzip abhängig sein.

Nach dieser knappen erkenntniskritischen Würdigung des Wesens der charakterologischen Grundbegriffe, nach dieser philosophisch notwendigen Selbstbesinnung auf die Geltung der charakterologischen Erkenntniswerkzeuge wollen wir uns dazu wenden, einen eigentümlichen dialektischen Wesenszug in der Struktur der Gegenwart charakterologisch darzustellen und charakterologisch zu deuten. Dabei wird das Recht der Behauptung sich uns bestätigen, daß in jedem charakterologischen Typus der Hinweis auf eine — oft reibungsvolle — Mehrheit von Kulturelementen oder Kulturrichtungen, von Gesinnungen und Gesinnungsauswirkungen, sei es diejenige einer Einzelpersönlichkeit, sei es die einer ganzen Zeit und Generation eingeschlossen ist und durch den Typus zu einer neuen Synthese zusammengeschlossen wird.

Ein solcher Zusammenschluß dialektisch zueinander sich verhaltender Teile und Strömungen gehört zu den wichtigsten Aufgaben jedes geschichtlichen Verstehens. Daraus ergibt sich in einleuchtender Weise die hohe Bedeutung der Charakterologie für das geschichtliche Verstehen. Es wird je länger je mehr sich zeigen, in welchem beträchtlichen Umfang gerade diese Wissenschaft geeignet ist, den An-

Digitized by Google

forderungen zu entsprechen, die ein tieferes philosophisches Erfassen des geschichtlichen Lebens zu erfüllen trachtet. An der ausgesprochenen Teilnahme, die jetzt und sicherlich auch in Zukunft die Absichten und Unternehmungen der Geschichtsphilosophie erregen bzw. erregen werden, ist auch die Charakterologie in erheblichem Ausmaße beteiligt; sie dient diesen Absichten und Unternehmungen im engen Verein mit der ebenfalls verhältnismäßig jungen Gestalt- und Strukturpsychologie. Es wäre eine reizvolle Untersuchung, sowohl das Verhältnis der Charakterologie zu dieser Form der Psychologie ins Auge zu fassen als auch die Stellung der Charakterologie und die der Strukturpsychologie innerhalb des Systems der Geschichtsphilosophie und Geschichtsmetaphysik, ferner die Dienste, die eine jede dieser beiden Wissenschaftsgruppen der Geschichtsphilosophie leistet, in eingehenden Erörterungen zu klären. In unserem Zusammenhang haben wir es mit diesen erkenntnistheoretischen Fragen aber nicht zu tun. Uns soll jetzt eine ganz konkrete Aufgabe charakterologisch-geschichtsphilosophischer Natur beschäftigen.

II.

Zahllos scheinen die Spannungen und die Widersprüche im Gefüge der Gegenwart zu sein; die Wucht der Dissonanzen ist offenbar so groß, daß sie jede Bemühung um einen sinnvollen Ausgleich, um die Gewinnung einer sinnhaft geschlossenen Gestalt zur Aussichtslosigkeit und Ergebnislosigkeit verurteilt. Sind wir nicht zu dem endgültigen Verzicht gezwungen, in dem übergewaltigen und überwältigenden Gewirre, von dem unsere Zeit durchtost ist, einen einheitlichen Klang und einen einheitlichen Takt vernehmen zu können? Ist unsere Seele nicht zum umbrandeten Kampfplatz ungeheurer, bis in unsere tiefsten Wesensschichten sich einbohrender Zwiespalte geworden? Vermögen wir in unserem geistigen Verhalten, in unseren sittlichen Wertsetzungen und Entscheidungen, in unseren religiösen Überzeugungen und in unseren weltanschaulichen Einstellungen eine auch nur relative Einheit festzustellen? Besteht endlich eine auch nur entfernte Aussicht, daß wir in absehbarer Zeit eine einheitliche Lebensform, die nicht dialektisch zerrieben und antinomisch aufgelöst wird, wieder herstellen werden?

Ein Gegensatzpaar ist es besonders, das unsere Aufmerksamkeit fesselt, und von dem jetzt die Rede sein soll.

Wir wollen es zunächst ganz kurz als den Gegensatz zwischen einer romantischen und romantisierenden Tendenz und dem Geist der Technik bezeichnen. Werden wir nicht alle, der eine weniger, der andere heftiger, von diesem scheinbaren Widerspruch durchwühlt? Steigert er sich nicht oft zu einer geradezu aufregenden und kaum noch erträglichen Verschlingung? Fast in einem und demselben Atemzug die Sehnsucht nach einer romantisch weichen, mystisch ins Unendliche und Wesenlose schweifenden, von der irdischen Welt sich beinahe ganz abwendenden Stimmungs- und Erlebnisvertiefung und zugleich dabei eine mit nicht geringerer Entschiedenheit gepflegte Wendung zur rein verstandesmäßigen, rationalistisch gestrafften, das Diesseits mit aller Entschlossenheit anpackenden Technisierung des Daseins. Handelt es sich vielleicht um die niemals miteinander versöhnbaren, äußersten Pole des Lebenswillens und der Lebenswirklichkeit? Wollte man die denkbar größte Spannungsweite und die stärkste Paradoxie, die in der geschichtlichen Welt möglich sind und hervortreten können, auf eine Formel bringen, was anders ergäbe sich dann als der Hinweis auf jenen Gegensatz und als seine Kennzeichnung?

Und es sieht so aus, als bestünden die Außerordentlichkeit und die außerordentlichen Schwierigkeiten unseres geschichtlichen Schicksals und unserer geschichtlichen Lage in dem Umstand, jenen Gegensatz in uns tragen, unter ihm leben, sich mit ihm abfinden zu müssen. Wir sehen ein, daß wir, wie die Dinge sich nun einmal

Digitized by Google

entwickelt haben, keinen der beiden Pole entbehren können; wir wollen auch keinen von ihnen missen oder geschwächt wissen, so sehr wir auch unter ihrer Unvereinbarkeit leiden mögen. Wir fühlen, daß wir in der romantischen Einstellung ein unendlich wertvolles Erbgut besitzen, das uns durch unser geschichtliches Werden aus einer uns stets teuren Vergangenheit überliefert ist, und das für uns die Bedeutung eines unersetzlichen Gehaltes erwarb. Seine Preisgabe würde uns wie eine Unsittlichkeit, wie eine Treulosigkeit dünken.

Manche Stimmen wollen uns dazu überreden: Da die Welt innerlich und äußerlich sich nun einmal gewandelt habe, so wäre es nur ein Zeichen trotziger Rückständigkeit, jene unmodern gewordene Verhaltungs- und Gesinnungsweise beibehalten zu wollen, ganz abgesehen von der Zwecklosigkeit und von der praktischen Unzweckmäßigkeit eines solchen Widerstandes. Einen durchschlagenden und allgemeinen Erfolg werden nun jene Vorhaltungen und Überredungsversuche jedoch schon darum nicht hervorrufen, weil im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit die Entwicklung in der Hauptsache nicht durch reine Verstandesmomente bestimmt wird. Ferner darum nicht, weil es gegen die Natur des Menschen ist, sich durch einen rational begründeten und rational gerichteten Entschluß von dem Mutterboden seiner Vergangenheit loszureißen. Wir haften in ihm durch viel stärkere Bande als durch solche, deren Aufrechterhaltung bzw. Unterbrechung abhängig ist von Nützlichkeitserwägungen. Die für alles geschichtliche Leben schlechthin unentbehrliche Tradition hat ihre Voraussetzungen und Antriebe in tausend überutilitaristischen, gegen jede pragmatistische Beweisführung fast uneingeschränkt gefeiten Wurzeln. Endlich aber bedeutet die Romantik, diese natürlich nicht in erster Linie als eine bestimmte Kunstrichtung verstanden, sondern als Gesinnungsart, als Ethos, als Weltanschauung, eine ewige, eine metaphysische Wesensausstattung des Menschen; sie gehört zu den überempirischen und überhistorischen Grundrichtungen seiner Natur, seines „Charakters". Die ästhetische Betätigungsart ist nur eine spezifische und spezielle Auswirkung dieser metaphysischen Wesensverfassung. Wäre die Minderung bzw. Beseitigung der romantischen Einstellung und Bewußtseinsweise überhaupt erreichbar, so wäre das nur auf Kosten unseres Gesamtwertes als Mensch, als Persönlichkeit, als „Charakter" möglich.

Wir müssen sie schon in die „neue" Zeit mithinübernehmen und haben sie mit hinübergenommen. Dafür ließen sich zahllose Beispiele anführen. Das allerwichtigste äußert sich in der oben berührten tiefen und scheinbar unüberwindlichen Spannung in dem geistigen Leben der Gegenwart. Denn diese Spannung zeigt ja eben an, daß die ältere, daß die romantische Geisteshaltung noch weiterbesteht neben der neuen, neben der technischen und technisch-praktischen, technisch-rationalen. Aber weiterbesteht nicht nur im Sinne der Duldung, nicht bloß unter den Einschränkungen mildtätiger Zulassung. Eine tiefe Berechtigung ist und bleibt ihr nicht abzusprechen. Selbst dann nicht, wenn man einräumt, daß die eigentliche, dem Wesen einer umgewandelten Zeit entsprechende Berechtigung und Herrschaft nur dem Typus der Technik, nur dem Typus des „Chauffeurs", des intellektualisierten, des amerikanisierten, des unromantischen Menschen zu gehören scheint.

In diesem Typus erblickt, ja schätzt man den vollkommenen Gegensatz zu jedem Vertreter romantischer Sehnsucht. Eine neue Zeit sei dadurch gekennzeichnet, so wird gesagt, daß sie einen neuen „Sinn" in sich trage, einen neuen „Sinn" offenbare. Dieser neue Sinn spräche sich in der „Höherentwicklung der Intellektseite des Lebens" aus. Diese Höherentwicklung komme in erster Linie der Technik, der Technisierung des Daseins in der Richtung auf schließlich vollständige Amerikanisierung zugute; sie bekunde sich in der Erzeugung und in dem hervorstechenden Ansehen des neuen Typus, eben dieses Typus des Chauffeurs. Bängliches Klagen um das Verschwinden anderer, älterer, einst hochgewerterter und — geschichtlich-objektiv gesehen — auch hochwertiger Typen sei deshalb einfach sinnwidrig; es beruhe entweder auf Torheit oder auf Feigheit.

Digitized by Google

Dieser Auffassung, dieser neuen „Sinneinstellung" hat besonders Graf Hermann Keyserling in seinem jüngsten Buche „Die neuentstehende Welt" Ausdruck verliehen (Darmstadt, Otto Reichl Verlag 1926). Er fragt, welcher Typus den modernen Massengeist verkörpert. Seine Antwort lautet: „Es ist der Chauffeur; er ist der bestimmende Typus dieses Massenzeitalters nicht minder, wie es der Priester, der Ritter, der Kavalier in anderen war" (S. 29). Die Mehrheit der Menschen orientiere sich heute am Chauffeurtypus; jeder Knabe wolle zunächst Chauffeur werden; er sage zwar oft Ingenieur, meine jedoch zunächst den Chauffeur. Die ersten repräsentativen Typen der neuentstehenden Welt gehörten, unter noch so verschiedenen Namen, dem einheitlichen Chauffeurtypus an. Die Stimmung und das Urteil der Masse seien heute nun einmal maßgebend. Damit hätten wir uns abzufinden. Und vom Massenstandpunkt aus betrachtet sei der Chauffeur ein fortschrittlicher Typus, dem die Vorherrschaft gewiß wäre. Diese Vorherrschaft gebühre ihm, weil er den „Sinn" der neuen Welt am kräftigsten, am vitalsten, sozusagen am ungebrochensten und „primitivsten" ausprägе; und dieser Sinn bestehe in einer auf Erweiterung und Stärkung der Intellektseite beruhenden allgemeinen Technisierung der Welt (S. 24f., 99ff.).

Von diesem Gesichtspunkt aus gibt Keyserling auch der gegenwärtig stattfindenden Erneuerung des religiösen Lebens (z. B. durch Johannes Müller) keine Zukunft. Selbst die tiefstwurzelnden religiösen Bewegungen entsprächen nicht mehr dem Sinn unserer Zeit. Wer sie unterstütze oder willkommen heiße, verrate damit lediglich seine Zugehörigkeit zu einem verjährten Zustand und Typus. Keyserling scheut sich nicht, den Chauffeur über den Goetheverehrer zu stellen. Es sei „recht eigentlich sinnwidrig, sich heute noch an Goethes besonderen Idealen zu orientieren. Das Leben ist vollendet unsentimental; es schert sich den Teufel um die Sehnsucht romantischer Seelen. Und es hat dieser gegenüber gewißlich recht, denn es ist allezeit fähig, neue Vollkommenheit an die Stelle alter zu zaubern" (S. 99f.). Deshalb bekunde es auch ein Mißverstehen der neuen Zeit, wenn man jammernd und anschuldigend den Nachdruck auf den barbarisierenden Charakter der Technik lege. Diese Barbarisierung zugegeben, so sei damit doch nichts gegen die Technik und Technisierung gesagt. Auch der Hinweis auf die — angebliche — Gegnerschaft zwischen ihnen und wahrer Kultur sei gegenstandslos. Ohne Zweifel widersprächen der nüchtern praktische Wert und der ausnutzbare Rationalismus, die jedem Produkt der reinen Technik eignen, dem bloßen Begriff einer möglichen Kulturerscheinung. Zumal dann, wenn der Begriff der Kultur im überkommenen Sinne genommen werde, also im Sinne innerlicher, nicht auf praktisch utilitaristische Auswertung bezogener Geistigkeit zu verstehen sei. Doch Kultur in diesem Sinne und Technik einander gegenüberstellen oder die eine gegen die andere wohl auch ausspielen, heiße, die ganze Frage falsch stellen. Denn „Kultur in ihrem idealen Verstand ist, wie die Geschichte lehrt, alles eher als eine notwendige Lebensform" (S. 24). Um im geschichtlichen Leben Erfolg zu haben, brauche man nicht durchgeistigte Kultur. Und für die Technisierung legten ihre mit unwiderstehlicher Gewalt sich durchsetzenden Erfolge hinreichend Zeugnis ab.

Daß Keyserling in dem Emporkommen des Rationalismus nur eine auf dem Wege der Notwendigkeit sich vollziehende Entwicklung erblickt, jedoch keinen „Fortschritt", wie etwa die Geschichtsphilosophen des klassischen spekulativen Idealismus, die an einen sicheren und eindeutigen Fortschritt glaubten und ihn zu konstruieren versuchten, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Keyserling ist in seinem philosophischen Gesamthabitus doch viel zu sehr Skeptiker, um einen Fortschritt im Geiste einsinnigen Aufwärtskommens und unbedenklicher Vervollkommnung anzunehmen. Er selber ist viel zu wenig Rationalist, als daß er die Überzeugung vertreten könnte, das geschichtliche Leben sei in durchschlagender und uneingeschränkter Weise durch die Wissenschaft und durch den Intellekt beherrschbar: er hält es nur für weise, sich mit der Tatsache der von ihm ganz rationalistisch aufgefaßten Herrschaft der Tech-

Digitized by Google

nik, in der er gleichfalls lediglich ein Kind streng rationalistischer Einstellung zur Welt erblickt, abzufinden. Er hält es für „sinn"gemäß, diese Tatsache in ihrer Bedeutung anzuerkennen und auch vor der weiteren Erkenntnis die Augen nicht zu verschließen, daß dieser rationalistische Geist der Technik vor der Schönheit und dem verehrungswürdigen Alter überlieferter Kultur und Kulturformen nicht bänglich und nicht demutvoll haltmacht. Es ist eine zwar nicht eigentlich zutreffende, aber auf jeden Fall geistvolle Bemerkung, daß es zum Wesen der Technik und der Technisierung gehöre, alle alte Tradition unaufhaltsam zu beseitigen. Alle vortechnischen Zustände und alle vortechnischen Bewußtseinshaltungen seien nunmehr endgültig gerichtet, und diejenigen seien nichts als schlechte Romantiker, die ein „Zurück von der Technik" predigen (S. 26). Wir kennen ja aus dem Zeitalter der Aufklärung diese Gleichgültigkeit, wenn nicht Feindlichkeit aller Tradition und aller Geschichte gegenüber — Verhaltungsweisen, die durch den Rationalismus wesentlich bestimmt sind. Indem Keyserling in dem technischen Fortschritt nur einen Sonderausdruck der Verstandesentwicklung erblickt, wird ihm die herbe Pietätlosigkeit der Technik gegenüber den alten, uns durch die Geschichte überlieferten Kulturwerten verständlich. Der Geist der Technik und Mangel an Ehrerbietung vor der Tradition gehen nach ihm zusammen; und auch dieser Mangel sei für unsere Zeit bezeichnend.

Die Liebe zur Tradition und das Verbleiben in dem geschichtlichen Zusammenhang tragen in sich ein Stück Mystik, ein Stück Sentimentalität. Eine nicht mehr sentimentale, eine unmystische Zeit aber gründet ihre Arbeit und ihr Dasein auf der Selbständigkeit und Selbstverständlichkeit der Verstandeskraft und der Verstandesgesetze. Der rationalistische, der technisch denkende Mensch der Gegenwart denkt und wertet, so könnte man auch sagen, nicht mehr historisch, nicht mehr historistisch.

In der Wendung zur Technik spricht sich mit anderen Worten das Bestreben nach einer Überwindung des Historismus, nach einer äußeren und inneren Loslösung von der historistischen Lebensauffassung und Gesinnungsart aus. Ernst Troeltsch hat, z. B. in seiner Schrift „Die Überwindung des Historismus", diese Loslösungstendenz als charakteristisch für den Wandel in dem Ethos der Gegenwart angesehen. Einen ganz ähnlichen Standpunkt nimmt auch meine Schrift „Die geistige Krisis der Gegenwart" ein; auch ich versuche darzutun, daß diese Befreiung von der Geschichte für unsere Tage ein Hauptanliegen bedeutet, und daß verschiedene Bemühungen am Werke sind, diese Befreiung durchzuführen. Keyserling begreift diese offen zutage tretenden Bestrebungen aus dem Emporkommen des rationalistischen Geistes der Technik. Jeder Techniker, jeder Rationalist, jeder mathematische Konstrukteur steht der Welt eigentlich in absoluter, in freier Haltung gegenüber. Er vertraut lediglich seinem Verstande und nicht dem, was andere vor ihm bestimmt und anerkannt haben; er operiert nur mit mathematischen und physikalischen Gesetzen und kümmert sich nicht um geschichtliche Zusammenhänge; er baut nur auf die ihm einsichtig gewordenen mathematischen Wahrheiten, denen er unumstößliche Geltung und unbedingte Allgemeinheit zuerkennt, und deren unantastbare Sicherheit ihm gedanklich einwandfrei bewiesen und praktisch tausendfältig erprobt ist, während er von der Unzuverlässigkeit und Bedenklichkeit aller sogenannten historischen Wahrheiten immer wieder neue Belege erhält. Der romantische Mensch haftet intellektuell und gemütsmäßig in der Geschichte, und er hegt für sie Verehrung und Ehrfurcht. Der Techniker empfindet sich als Herrn und Meister der Geschichte und der Natur; die Technisierung ist ihm nur ein Schritt weiter in der Unterwerfung der Natur durch den Geist. Zumal wenn dieser Geist in der Form des technisierten und sozusagen amerikanisierten Rationalismus auftritt. Deshalb ist auch Amerika, das Land einer grandiosen Technik, das Land der Technik par excellence, mehr noch aus inneren denn aus äußeren Gründen ein geschichtsfremdes, ein geschichtsloses Land. Der amerikanistisch eingestellte

Digitized by Google

Mensch verhält sich zur Tradition frei, unbefangen, rationalistisch prüfend und auswählend. Unwillkürlich fühlt man sich an das Wort Goethes erinnert:

Amerika, du junges, du hast es besser
Als unser Europa, das alte,
Du hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.

Und wir verfehlen wohl nicht so gänzlich den „Sinn" der Keyserlingschen Ausführungen, wenn wir in einer letzten Deutung seine Schrift so auffassen, als erblicke sie in der modernen Technik das entscheidende und erfolgreichste Hilfsmittel unserer Zeit, um sich aus der Verstrickung in die relativistische Geistesart, in die sie durch den Historismus gebracht worden ist, zu befreien, ohne daß diese Auffassung der Technik und diese Stellungnahme zu ihr eine spezielle ethische und geschichtsphilosophisch-weltanschauliche Wertung einschließen.

III.

Offenbar entspricht diese Gegenüberstellung einer technisch-rationalistischen und einer romantisch-sentimentalen Geisteshaltung einer ziemlich weit verbreiteten Ansicht. Man glaubt, daß nicht nur das Zeitalter, sondern auch der Typus der Romantik endgültig überwunden sei. Die einen sind stolz auf diese Entwicklung und erblicken in ihr einen Fortschritt in der Ausbreitung und Festigung der Herrschaft des Menschen über die Kräfte der Natur; eine Entwicklung, die nur die Auswirkung der mit der Zeit der Renaissance und der Aufklärung eingeleiteten und durch die modernen mathematischen Naturwissenschaften begründeten Rationalisierung der Natur und des ganzen menschlichen Daseins darstelle. Die andern beklagen diesen Vorgang, weil sie in ihm eine Verflachung und Entleerung, eine Banalisierung und Erstarrung der menschlichen Tätigkeiten und der geschichtlich-gesellschaftlichen Verhältnisse befürchten. Sie hegen eine gewisse Angst vor der Technik. Und zwar nicht nur darum, weil der Technik, wie allem Rationalismus, eine gewisse triviale Selbstverständlichkeit eigne, sondern auch deshalb, weil mit dieser Selbstverständlichkeit eine die Dinge trivialisierende Allgemeinverständlichkeit verbunden sei. Wenn das Leben, so lautet die Sorge, durchgängig technisiert und technisch-organisiert wird, dann fehlt ihm der lockende Reiz individueller Situationen und die Möglichkeit zu individuell intimen Erlebnissen. Das Technische entspricht dem Wesen und dem Geschmack der Masse; seine Errungenschaften leuchten ihr ein und können von ihr in ihrer Breite ohne jede individualisierende Einführung und Einfühlung, ohne die Zartheit und Schwierigkeit besonderer Bildung und besonderen, an bestimmte Fähigkeiten gebundenen Verständnisses genossen werden. Es ist kein Zufall, daß alle rationalistisch gerichteten Zeitalter den Charakter einer nicht geringen Allgemeinbildung tragen, daß in ihnen auch die Masse der Menschen an denjenigen Kulturgütern teilzunehmen vermag, die aus dem Geist des Rationalismus hervorgehen und mit rationalistischem Geist aufgenommen werden können.

Wer also noch einen Funken romantischen Gefühls und ein selbst nur leises Verständnis für den Wert romantisch-religiöser Verinnerlichung und Innerlichkeit in sich trage, der könne, so lauten die Bedenken der Anwälte dieser Auffassung, die überhandnehmende Durchsetzung des technischen Geistes und seiner Ausdehnung über alle Gebiete der Kultur nur mit einer gewissen Unruhe verfolgen. Und demgegenüber helfe die Erkenntnis und die Feststellung auch nicht weiter, daß die Technik eben habe kommen müssen. Diese Feststellung bestätige im Grunde lediglich die Behauptung derjenigen, die von einem „Untergang des Abendlandes" sprechen. Denn der Sinn dieser Behauptung wurzelt in der Überzeugung, daß die Innerlichkeit unserer

Digitized by Google

alten Kultur verdrängt werde durch die utilitaristische Äußerlichkeit der bloßen, auf Technik beruhenden Zivilisation. Wenn aber diese Meinung in bezug auf die Entwicklung des Abendlandes im Rechte sei, dann sei doch kein Zweifel an dem Recht zur Angst vor der Technik.

Die ganze Sachlage scheint sich aber noch dadurch zu verwickeln, daß man die Unüberwindlichkeit und Untilgbarkeit des romantischen Geistestypus, des romantischen „Charakters" fühlt, erkennt und betont. Und man wird das Weiterleben dieses Typus, ja sogar seine entschiedene Erneuerung in der Gegenwart nicht gut bestreiten können. Ich sehe mich hier in einem Gegensatz zu Keyserling. Er unterschätzt nach meiner Meinung nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die zukünftigen Kräfte, die im Fortbestehen der Romantik wirksam sind und wirksam bleiben werden. Die Geltung und das Ansehen der romantischen Geistesart sind augenscheinlich nicht nur nicht überwunden und gebrochen, sondern sie erfahren seit einer Reihe von Jahren eine kraftvolle Zunahme. Stehen wir nicht im Zeichen einer umfassenden Stärkung des religiösen Lebens? Werden dem metaphysisch vertieften Blick unserer Zeit nicht an vielen Stellen religiöse Motive und religiöse Zusammenhänge deutlich, wo man bisher hauptsächlich nur politische oder rein wirtschaftliche Voraussetzungen und Triebkräfte angenommen hatte? Und läßt die metaphysische Form der Erkenntnis, der die Gegenwart sich mit Energie und Begeisterung widmet, nicht einen bezeichnenden Rückschluß auf das Vorhandensein einer metaphysisch-romantischen Grundeinstellung in den Tiefen des Zeitgeistes zu?

Wir haben die alten Kulturen und ihre Sinngehalte noch in keiner Weise aus unserem Bewußtsein, aus unserem Willen, aus unserem Gefühl ausgemerzt. Und es scheint mir auch gar nicht der Fall zu sein, daß wir eine solche Ausmerzung, bewußt oder unbewußt, planen oder tatsächlich vornehmen. Ein derartiger radikaler Umschwung würde allen Erfahrungen und Gesetzen des geschichtlichen Lebens widersprechen; er würde zunächst und vor allem dem Grundgesetz der geschichtlichen Kontinuität nicht gemäß sein.

Was aber noch stärker ins Gewicht fällt, und was noch mehr gegen die Behauptung von der allmählichen Beseitigung des romantischen Charakters spricht, das ist der Umstand, daß die Gegenwart in ihrem Gefüge eine unverkennbare Dialektik aufweist. Und auf dieser Dialektik, auf diesem Kontrast beruht die Eigentümlichkeit unserer Zeit. Auch sie ist keineswegs frei von jenen Paradoxien, die für alle wahrhaft geschichtlichen und geschichtlich fruchtbaren Zeitläufte bezeichnend sind. Und zu diesen paradoxalen Kontrasten gehört in erster Linie die eigentümliche Spannung zwischen Technik und Romantik. Was unter dieser Spannung zu verstehen ist, und welchen Charakter diese Spannung trägt, das soll uns alsbald beschäftigen. Hier sei zunächst nur das Vorhandensein dieses seltsamen und reizvollen Kontrastes hervorgehoben. Zugleich sei betont, was sich allerdings bereits aus den voranstehenden Ausführungen ergibt, daß wir hier die Begriffe Technik und Romantik nicht im geschichtlichen Sinne als historische Perioden, sondern als charakterologische und typologische Bestimmungen, also als Begriffe von geistigen Strukturen verstehen.

Bestünde jener Kontrast, jene Spannung nicht, dann würde der Gegenwart der für sie geradezu charakteristische Lebenszug fehlen. Gerade diese ganz merkwürdige und einzigartige Wechselbeziehung von Technik und Romantik erfüllt uns mit jener hochgesteigerten Dynamik, in der unser Dasein mit dialektisch bewegter Gehobenheit kataraktisch dahinströmt. Wie wenig die romantische Einstellung aus der europäischen und überhaupt aus der abendländischen Geisteshaltung ausgeschaltet ist, beweist am eindringendsten der Umstand, daß in unserer ganzen Technik geradezu romantische Antriebe und romantische Gesinnungsweisen wirksam sind. Die Romantik gehört sozusagen zu den Schrittmachern unserer Technik; sie beflügelt nicht nur ihren Schritt,

Digitized by Google

sondern durchdringt die angebliche Starrheit, Mechanik, Härte, Leblosigkeit, Formgebundenheit der Technik so stark, daß am Horizont der Gegenwart eine neue Lebensform aufzusteigen und körperlich zu werden beginnt: die dialektische Synthese von Romantik und Technik. Ist es zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß unsere Technik geradezu die dem Geist der Gegenwart angemessene, seiner ganzen Wesensart am meisten entsprechende Gestalt der Romantik darstellt?

Wer unsere Technik lediglich als die nüchterne Lösung einer mathematisch-physikalischen Aufgabe und als ein bloßes Geschöpf zahlenmäßiger Rechnungskunst auffaßt, hat sie ebensowenig verstanden, wie derjenige, der in der Romantik nichts als launenhafte Zügellosigkeit und unbeherrschtes Schweifen ohne Maß und Ziel erblickt. Auch die Welt der Romantik trägt in sich ihre Form; auch die Formwelt der Romantik trägt in sich ihr Gesetz. Denn kein Sinngebilde der Wirklichkeit vermag der Form und des Gesetzes zu entraten. Auch hinter der außerordentlichsten Ausprägung des scheinbar nur mathematischen Formgedankens, nämlich hinter der Technik, zittert und zuckt eine romantische Unruhe, schwingt eine romantische Dialektik, rauscht ein romantischer Strom. Es ist der vielleicht gewaltigste Triumph der Technik, so romantisch zu sein. Es ist die auch ihr eigene Dialektik, gerade in ihren Triumphen immer mehr als bloß Technik, immer mehr als eine restlose, weil mathematisch durchgeführte und physikalisch geglückte Lösung darzustellen. In jeder technischen Leistung offenbart sich eine übertechnische Freiheit, offenbart sich die Freiheit, immer noch in irgendwelchen Hinsichten „Problem", „Aufgabe", „Forschung" zu sein. Diesen Gedanken wollen wir jetzt nähertreten.

IV.

Gewiß stammt die Technik zu einem guten Teil aus dem Geist eines kalt rechnenden Rationalismus. Gewiß ist sie das auserlesene Werkzeug mechanistisch-organisatorisch eingestellter Lebensbeherrschung. Sie kann ihren Zusammenhang mit den mathematischen Naturwissenschaften und mit der Entwicklung dieser Wissenschaften nicht verleugnen. Der Siegeszug der auf der Mathematik und auf der mathematischen Physik beruhenden Wissenschaften mündet in der Machtstellung, die die Technik errungen hat. Aber die Grundlagen und Voraussetzungen dieser Machtstellung der Technik selber sind doch nicht technischen Geblütes. Und zwar darum nicht, weil die Mathematik ganz deutlich ihre Herkunft aus der Spontaneität des Geistes, aus der konstruktiven Beweglichkeit des Geistes an sich trägt. Das soll nicht heißen, daß sie in ihrem Wesen und Wert „problematisch" sei. Aber auch sie entstammt der ureigenen Fähigkeit des Geistes, Probleme aufzustellen, in der Welt Probleme aufzuspüren, sich an die „Problematik" hinzugeben. Und in dieser Fähigkeit spricht sich eine Spontaneität, eine Dynamik, eine Dialektik aus. Der Rationalismus könnte die Welt nicht in mathematische Fesseln schlagen oder zu schlagen versuchen, wenn die Welt nicht noch vor ihm grundsätzlich als Problem erfaßt, und wenn nicht erst damit die Notwendigkeit, sie in feste Formen zu binden und zu ordnen, erkannt worden wäre.

Die Welt aber als Problem zu sehen, als Problem zu erleben, der Welt vom Standpunkt der Frage aus sich gegenüberzustellen und die Frage, die „Problematik" mehr zu lieben und höher zu schätzen als die Bindung, als die endgültige und eindeutige Lösung, darin bekunden sich die Eigenart und die Kraft romantischer Einstellung. Und diese „Problematik" als seelisches Grundverhalten, als charakterologischer Typus wird in der Kultur nirgends überwunden; sie wird durch keine Lebensform, durch keine Leistung beseitigt. Immer wieder gelangt diese „Romantik" zum Durchbruch, kommt sie zur Geltung. Nirgends aber stärker als eben in der Technik, die in ihrer romantischen Sinnesseite ihre Dialektik, ihre Paradoxie besitzt. Auch in der großartigsten Überwindung eines Problems — z. B. in dem Bau einer ungeheuren Eisenbahnbrücke

Digitized by Google

oder eines Motors oder einer in die Regionen des ewigen Eises sich hinaufschiebenden Drahtseilbahn — klingt in berückender Melodie noch etwas an von der Phantastik des „Projekts", von der Kühnheit des Grundplanes, von seiner „Problematik". Das ist und bleibt wohl der bestechendste Reiz und Zauber unserer Technik, daß sie eben nicht nur Technik, nicht reine, nüchtern-ernüchternde Lösung, nicht restlose Erledigung, nicht erschöpfend formale Bezwingung einer Aufgabe ist, sondern daß für einen aufspürsamen Sinn in ihr überall noch eine neue Aufgabe übrig bleibt, daß in der Form der Lösung die unstillbare Kraft des ihr zugrundeliegenden Problems nachzittert, nachwirkt.

Keine große Lösung ohne die Schöpferkraft des Problems. Keine große Leistung ohne die Schöpferkraft der Romantik, ohne die Mitwirkung des Irrationalismus. Das zeigt auch die Technik. Selbst geringfügige Errungenschaften lassen den Nachhall des Problems noch vernehmen. Wenn wir öfters angesichts überwältigender technischer Leistungen mit Recht das Wort vom „Wunder" der Technik nicht scheuen, dann gebrauchen wir hier bezeichnenderweise einen gegenüber der Technik paradoxen Ausdruck. Und in diesem Ausdruck blitzt das deutliche Gefühl für die Ungeheuerlichkeit, für die Irrationalität, für die Romantik des Problems auf, das den Ausgangspunkt und die Anregung für jene technische Leistung bildet, und das gerade in der Ungeheuerlichkeit seiner rationalen Bewältigung seine überrationale Tiefe und Phantastik aufleuchten läßt. Wir zollen unsere Bewunderung nicht allein der geglückten Lösung, wir zollen sie ebensosehr der Größe des Problems, aus der die Lösung emporsteigt. Je gewaltiger eine Lösung ist, um so gewaltiger offenbart sich gerade in ihr ihr Problem. Die Macht des Problems umhüllt in sich stets einen Zug von Romantik; sie trägt immer etwas gefühlsmäßig Seelenhaftes, etwas Überdenkbares, Überrationales, metaphysisch Vorrationales in sich. Deshalb gehört die Macht des Problems nicht weniger als die Macht der Lösung, als die Macht der Form, als die Macht, die in der rationalen Beherrschung eines romantischen und problematischen Erlebnisses steckt, zu den Schicksalsgewalten, die unser Leben lenken, und in deren Spannung und Dialektik unser Leben überhaupt erst die Eigenart seiner Bewegung und seiner Tiefe verwirklicht.

Aus diesem Grunde ist die Behauptung berechtigt, daß die antinomische Spannung zwischen bindender technischer Regelung und dem bewegend-bewegten Erleben des Problems überhaupt den Sinn des Lebens bildet, daß sie seine Fülle und zugleich seine Schwere hervorruft, seinen Prozeßcharakter bedingt und die entscheidende Voraussetzung seiner Verschlingungen, seiner Konflikte darstellt. Die Besorgnis vor der Mechanisierung des Geistes ist gegenstandslos, weil eine restlose, sozusagen gänzlich mechanisierende Mechanisierung des Geistes und damit seine Abtötung unausführbar ist. Oder aber eine Mechanisierung von dieser Art bräche kraftlos in sich selbst zusammen. Die äußerste Zuspitzung in einer rein formalen Bemeisterung des Lebens würde unvermeidlich zum Zusammenbruch der Form führen. Keine Form vermag ohne die Vorformalität oder Überformalität eines lebendigen Inhaltes zu bestehen, wie natürlich auch umgekehrt die Bewegungen und Ergüsse des Lebens ohne Form, ohne technische Bindung, ohne rationale und organisatorische Regelung in nichts zerfließen würden. Die Angst vor der Technik entspringt einer reinphantastischen Übersteigerung der romantischen Gefühlseinstellung, wie sie sich wohl in den Reichen der Dichtkunst zeigt, in der Wirklichkeit der geschichtlichen Kultur aber kaum jemals anzutreffen ist. Jene Angst ist der Ausdruck künstlerischer Geisteshaltung; sie ist erzeugt nicht durch diejenige Romantik, die in allem historischen Geschehen als Einschlag, als mitschwingender Zug wirksam ist, und die die Teleologie des geschichtlichen Lebens zu einem guten Teile beeinflußt, sondern durch eine erhöhte und kompliziertere Sonderform des romantischen Fühlens, wie sie in bestimmten, seelisch aufs äußerste gespannten dichterischen Typen hervortritt. Man kann hier an E. T. A. Hoff-

Digitized by Google

mann und an seine stimmungstiefe Erregtheit den Automaten gegenüber denken, besonders denjenigen Automaten, die lebende Menschen vorstellen sollen (Olympia; der redende Türke usw.).

Zwischen den flutenden Bewegungen des Lebens und den gefestigt-festigenden Formen technisch-mechanischer Regelung aber eine Beziehung herzustellen, das ist nicht nur die Absicht eines doktrinären, an den mathematischen Naturwissenschaften orientierten Rationalismus — das ist vielmehr ein Zeugnis der Einsicht in die tatsächliche Verfassung und in die tatsächliche Verschlingung des Lebens überhaupt. Ein derartiger Versuch ist nicht beschränkt auf die Zeitalter der „Aufklärung", auf die Zeiten „technisch" eingestellter Generationen. Er wird überall unternommen, wo der Wille zu geschichtlichem Leben und die Kraft zu Leistungen der Kultur sich äußern. Er beruht auf der — bewußten oder unbewußten — Erkenntnis, daß das „Wesen" des Lebens sich in dem fruchtbaren Gegensatz von Bindung in festen, technischen Formen und irrationaler Plötzlichkeit, von rationaler Beruhigung und romantischer Unruhe, von formalem Gesetz und seelenhafter Innerlichkeit entfaltet. Die harmonisierende Abschwächung dieses Gegensatzes geschieht stets und unweigerlich auf Kosten des Ganzen des geschichtlichen Lebens, auf Kosten seiner äußeren Leistungsfähigkeit und seines inneren Gehaltes. Und je tiefer wir in den Sinn und in die Kraft eines dieser beiden Lebensfaktoren eindringen, um so zwingender gestaltet sich die Überzeugung, daß sie nur in ihrer Wechselwirkung untereinander ein Ganzes, ein Lebensvolles, ein Lebenswahres schaffen, um so mehr klärt sich die Bedeutung jenes Urgegensatzes, jener Ur-Antinomie. Um so mehr muß sich dann auch die Furcht vor der Technik, die Besorgnis vor der angeblich den Geist abtötenden Mechanisierung des Lebens verlieren. —

V.

Auch in der Liebe für die Romantik kann ein Vorurteil stecken. Denn durch den Siegeszug der modernen, auch der technischen Wissenschaften ist das abendländische Leben weder ärmer an Innerlichkeit, ärmer an gemütvollen Bewegungen, ärmer an allgemeinen irrationalen Strömungen geworden noch an Romantik im besonderen Sinne. Die unter der Führung der mathematisch-technischen Naturwissenschaften erfolgte Ausbreitung des Realismus hat den weltanschaulichen Idealismus und den Idealismus als Ethos und als seelisches Verhalten nicht verdrängt, nicht verkürzt. Und das einfach aus dem Grunde, weil Idealismus und Realismus sich logisch und sinnhaft aufeinander beziehen, weil sie zueinander gehören. Diese untrennbare Zusammengehörigkeit wird an dem eigentlichen Geschöpf des technischen Geistes voll und ganz deutlich, an der Maschine. In der Projektierung, in der Herstellung, in dem Gebrauch der Maschine: überall bekundet sich die Innigkeit in der dialektischen und paradoxalen Paarung von Idealismus und Realismus.

Denn nach ihrer ideellen, nach ihrer theoretischen Seite ist sie erzeugt von der Freiheit und Spontaneität des Geistes. Allerdings und ganz gewiß von einer Freiheit, die in ihrer Betätigung sich streng an das Prinzip der Gesetzmäßigkeit hält. Immer aber ist es doch die Gesetzmäßigkeit der Freiheit; immer bleibt es doch eine dem Schöpfungsakt nach freie, vernünftige, sich nur nach ihrer eigenen Logik und Dynamik richtende, also ideelle Gesetzmäßigkeit. Es ist eine Gesetzmäßigkeit, die ihrem Wesen und Sinn nach rein autonom, rein vernünftig, rein ideell, die zunächst losgelöst von jeder irdischen Abgezwecktheit und jeder unmittelbaren und technischen Nutzanwendung ist. Ihre Logik ist die Logik des Geistes und noch gar nicht die Logik der Praxis; ihre Logik ist die Logik der Idee, die Logik der freien, vernünftigen Gedankenarbeit als solcher.

Nun aber die paradoxe Ergänzung und Kehrseite. Diese rein ideelle, rein vernünftige, rein geistig ausschwingende Gesetzmäßigkeit schlägt sich selbst in Fesseln; sie

Digitized by Google

bändigt sich selbst; sie mechanisiert sich, ohne ihre Freiheit und Idealität preiszugeben, preisgeben zu können. Sie nimmt den Druck des Statischen, des Zwanges, des Mechanischen, des Materiellen auf sich. Sie scheint sich zu entgeistigen. Sie bindet sich durch ihren Übergang in die Starrheit eiserner Fassung — dieses Wort eisern nicht bloß im bildhaften, sondern auch im wörtlichen Sinne genommen. Der schärfste Ausdruck dieses ungeheuren und überwältigenden Erstarrungsvorganges der freien dynamischen Geistigkeit, dieses großartigen Ergänzungsabfalls der ideellen Logik des Geistes von sich selbst ist die Zahl. Das Sinnhaft-Geistige verkörpert und verdichtet sich so, daß es berechenbar wird, daß es berechnet werden kann. Es senkt sich in die ihm scheinbar fremde und feindliche Sphäre des Technischen ein; es technisiert sich; es wird technisiert. Es steht auf und entsteht als sein — scheinbar vollkommenes — Gegenbild, nämlich als Maschine.

Hat es in diesem Entwicklungsgang seinen Sinn und seine Kraft verloren? Sind dieser Sinn und diese Kraft nicht gerade seine Freiheit, seine Autonomie und seine un- oder übermechanische Dynamik? Verzichtete es dabei nicht auf seine Seele und seine Innerlichkeit? Wo blieb das Ethos des Geistes angesichts seiner Verhärtung in das Mechanische und Nutzhafte der Technik? Verflachte seine Tiefe, sozusagen seine Vieldimensionalität nicht zur rationalen Einfachheit und Eindeutigkeit und zu rational-eindeutiger Handhabung, die überall da vorhanden sein müssen, wo wir einen Gegenstand für konkrete Gebrauchszwecke verwenden? An sich vermögen wir den Sinn des Geistigen nicht zu definieren, nicht durch abstrakt geformte Kategorien zu fassen, und zwar darum nicht, weil er ja die überdefinitorische Voraussetzung für jede Definition und für jede kategorial geregelte Erkenntnis bildet. Aber jetzt, bei seiner Umformung in ein technisches Gebilde, wird er auf einmal faßbar, bestimmbar, definierbar, und zwar durch Zahlengrößen! Wohin floh seine innerliche Beweglichkeit, seine reizvolle und unausschöpfliche Problematik?

Wohl gibt es keine schiefere Behauptung als die, die den Geist als eine Maschine, als einen Apparat bezeichnet. Wohl gibt es kein unfruchtbareres und haltloseres Verfahren als das, der Arbeit des Geistes durch eine mechanistische Betrachtung und durch den Gebrauch von Begriffen, die der Mechanik entnommen sind, wie die Begriffe Hebel, Schraube, Schaltwerk, auf die Spur kommen zu wollen. Aber in jedem Hebel, in jeder Schraube, in jedem Apparat steckt und arbeitet der Geist, dessen Wesen und Wirksamkeit man sich nicht dialektisch genug vorstellen kann. Oder bedeutet es nicht den Gipfelpunkt der Dialektik und Paradoxie, daß der Geist seine freie Bewegtheit in die Starrheit maschinenhaften Daseins einsargt, daß er sich selber zum Antipoden wird, und daß er nun gerade in diesem gänzlichen Fremdwerden gegenüber seiner ursprünglichen Natur und Verfassung seine gewaltigste Leistungsfähigkeit erreicht und betätigt, die scheinbar der Technik den Sieg über das Geistige verschafft hat? Die Paradoxie verschwindet, sobald die Einsicht wach wird, daß die Technik und ihre Maschinen realisierter Geist, realisierte Idee sind. Unerschütterlich bleibt hingegen die in diesem Verhältnis hervortretende Dialektik bestehen; es ist die ewige Dialektik von Geist und Maschine, die Dialektik zwischen zwei Größen, die zueinander gehören, deren Kraft auf ihrer antinomischen Wechselbeziehung beruht. Es ist die Dialektik zwischen zwei Größen, die für einen oberflächlichen Blick miteinander nichts zu tun zu haben scheinen, und die dennoch dialektisch untrennbar aufeinander angewiesen sind: Idee und konkrete Realität.

Es ist einfach nicht richtig, daß die Technik der Widerpart des Geistes sei. Der Geist verfügt über viele Ausdrucksmöglichkeiten und Gebärden; er lebt in tausend Gestalten; er lebt auch in der Gestalt der Maschine. Diese Gestalt ist aber schon darum nicht eine seiner geringwertigsten Objektivationen, sie ist schon darum nicht eine seinem Wesen fremde Bekundung, weil erst und gerade durch sie die zunächst rein logischen Gedankenformen die kraftvollste, die unwiderstehlichste, die zwingendste

Digitized by Google

Verkörperung finden: die Uhr verkörpert die Gedankenform der Zeit, das Auto oder das Flugzeug diejenige des Raumes, und jede Maschine überhaupt verkörpert und beweist in ihrer Arbeit die Geistesform der Kausalität.

Gegenüber den so oft ausgestoßenen Klagen, daß die Maschine den Geist versklave und den Menschen zu ihrem mechanischen Handlanger und seelenlosen Diener herabwürdige, darf auf die Befreiung, auf die Entspannung, auf die Hebung des Lebensgefühls, auf die Entbindung von Mut, Unternehmungsgeist und Frische hingewiesen werden, die der Mensch der Technik verdankt. Ohne die technischen Leistungen wäre unser Dasein ungleich ärmer an Freuden, an Beschwingtheiten und nicht nur ärmer an Bequemlichkeiten. Der Motorradfahrer fühlt sich stolz auf seiner dahinrasenden Maschine; denn er fühlt, wie er auf ihr und durch sie und dabei im Grunde durch sich selbst und durch die in ihm waltende Vernunft zum Herrn über die Hindernisse der Entfernungen wird. Er leidet unter dem Raum viel weniger als der Fußgänger; er erlebt den Raum, indem er ihn im freien Fluge meistert und überwindet. Das mechanische Hilfsmittel der Zeitmessung, jener scheinbar leblose Apparat, den wir Uhr nennen, gibt uns die Kraft, die Gedankenform der Zeit für die größten praktischen Zwecke zu verwirklichen; sie setzt uns in den Stand, über die Zeit zu disponieren. Indem wir das tun, erheben wir uns zu Herren über sie. Wie ist auch hier das Prinzip der Dialektik am Werke! Indem wir der Zeit gehorchen, werden wir ihre Herren. Indem wir ihr zugestehen, unsere Arbeit einzuteilen, indem wir sie über unseren Tag disponieren lassen, werden wir ihrer Meister.

Herrschaft und Gehorsam, Freiheit und Unterordnung, Schöpfung und Regel, Leben und Form begeben sich in demselben Atemzug. Der Geist schafft sich in der Technik seine Helfer, indem er seine ideelle Freiheit und ihre Sphäre scheinbar verläßt. Er nimmt die Fron der Technik und die Bindung auf sich. Und gerade dadurch, d. h. da wo er scheinbar ganz Materie geworden, ganz auf irdischen Nutzeffekt eingestellt ist, wo er alles Freie und Ideelle von sich abgestreift zu haben scheint, schafft er in seiner Gebundenheit, in seiner Unterwerfung neues Leben, neues Dasein, erringt er sich eine neue Herrschaft. Sicherlich eine machtvollere, in weittragenderen technischen Leistungen sich betätigende Herrschaft als da, wo er es vorzieht, sich nur in freiem romantischem Schweifen zu ergehen und auszukosten, als da, wo es ihm beliebt, lediglich in der Innerlichkeit subjektiven Erlebens zu beharren. Das ihm innewohnende Gesetz der Dialektik und Antinomik treibt ihn, die Kraft seiner Freiheit gerade in der Form seiner Bindung zu bewähren und zu beweisen. Seine Freiheit ist so tief dialektisch, daß sie ihr Wesen nur in ihrer Preisgabe gewinnt und klärt, erfaßt und aufrecht erhält.

Wenn aber der Geist in der Technik, in der Maschine eine seiner vorzüglichsten und gerade für die Neuzeit charakteristischen Funktionsweisen und Verkörperungen besitzt, dann ist eben auch in der Technik, auch in jeder Maschine durch ihre Bezogenheit auf den Geist ein übertechnisches, ein mehr- als maschinenhaftes Moment eingebaut. Dann erweist sich unsere obengetane Behauptung als gerechtfertigt, daß die Technik mehr als bloße Technik, mehr als bloßer Niederschlag einer statisch-mechanischen Dynamik ist. Sie bedeutet mehr als ein in zahlenmäßigen Bestimmtheiten ausdrückbares Gebilde. Sie stellt mehr dar als eine in ihrer Struktur abgeschlossene Endgültigkeit. Sie selbst als Ganzes und jedes ihrer einzelnen Erzeugnisse ist viel mehr als eine fertige Lösung! Auch sie hat teil an der — Problematik alles Wirklichen, weil sie eine Gestalt des Geistes ist, erzeugt von seiner Dynamik und Dialektik, gleich dem Staat und dem Recht, der Kunst und der Religion, der Wirtschaft und der Wissenschaft. Auch die Maschine ist ein lebendes Wesen. Auch sie hat eine Seele.

Trifft das zu, dann ist die Besorgnis gegenstandslos und hinfällig, daß das Zeitalter der Technik ein Zeitalter des Ungeistigen, ein Zeitalter der Herrschaft des Seelenlosen sei. In jeder Maschine und durch sie arbeitet und zittert das Leben in der Form

Digitized by Google

von doch nur teilweise gelösten Aufgaben. In jeder Maschine und durch sie drängt die atemlose Unruhe des Geistes, drängt seine Dialektik und Problematik zu neuen Maschinen. Wie allem Geistgeborenen ist es auch der Maschine eigen, sich immerfort zu überwinden, es ist ihr eigen, mehr Weg und Kampf als Ziel und Sieg zu sein! Mit einem Worte: Auch der Technik, auch der Maschine ist es eigen, muß es eigen sein, Problem zu bleiben und gerade daraus ihre Kraft und Zukunft zu gewinnen.

Jetzt erst können wir es ganz verstehen, weshalb die Technik dem Wesen unserer Zeit entspricht. Gleich unserer Zeit wirkt und wühlt auch in der Technik der Geist der Unruhe, des zu immer neuen Leistungen und Lösungen unermüdlich Emporstrebens. Eben diese für unsere Zeit charakterologisch bedeutsame Lebensform der Dialektik vermögen wir am Hervortreten und an der Vormachtstellung der Technik genauer zu beleuchten und genauer zu würdigen. Daß die Technik zu dem geworden ist, was sie für uns ist, gründet sich auf einen unwiderstehlichen Zwang in der Entwicklung des europäischen Geisteslebens. Sie ist für uns nicht mehr eine bloße Begleiterscheinung und ein äußerlicher Hilfsapparat, den man je nach Belieben und Umständen in Bewegung setzen, von dem man sich aber auch lossagen kann, sondern sie ist machtvoll eingedrungen in die Substanz unseres Lebens. Indem sie aber an der Dialektik des Zeitgeistes teil hat, hat sie sich mit einer eigentlich ganz untechnischen und übertechnischen Problematik erfüllt. In ihr paart sich Technisches, Mathematisches, Formales, Bindend-Gebundenes, Begriffliches, Konstruiertes und Konstruktives mit der Irrationalität und romantischen Irritabilität des Lebendig-Geistigen, mit seiner Fülle und mit den unübersehbaren Möglichkeiten und Wegen zur Fülle, mit seiner in kein konstruiertes Bett einfangbaren Problematik.

So wird es nun klar, daß die Entwicklung zur Technik dem dynamischen Wesen einer Zeit nicht widerspricht, die einen so beträchtlichen Zug von Romantik in ihrer Kunst, in ihrer Wissenschaft, in ihrer Philosophie, in ihrer ganzen Haltung in sich trägt. Die aus ihrer Problemtiefe heraus verstandene Technik ist so recht ein Spiegelbild, ein Niederschlag jener Dynamik. Wie vergleichsweise die Dynamik einer anderen Generation sich in der Eigenart einer bestimmten Staatsform oder einer bestimmten Gesellschaftsform objektiv spiegelt und ausprägt. Nur darf — diese Wiederholung sei gestattet — die Technik nicht mit Augen, die bloß auf die technische Außenseite und auf das Starr-Mechanische eingestellt sind, angesehen werden. Man muß sie metaphysisch sehen als einen Ausdruck einer ewigen geistigen Unruhe; man muß sie metaphysisch würdigen aus dem unstillbaren heroischen Drang des in der Stellung immer neuer, immer kühnerer Aufgaben sich gefallenden Geistes; man muß sie von ihrer „Idee" her sehen und werten. In unserer Technik spricht sich eine idealistische Phantastik aus. Deshalb ist es wohl ganz begreiflich, daß auch die Kunst, daß die Romanliteratur ihr das Tor öffnen und willkommenen Einlaß gewähren konnte (Jules Verne, Kurd Laßwitz, Bernhard Kellermann usw.). Und wie sie sich mit der Kunst geradezu verschwistert, und wie aus dieser Verbindung eine neue Kunstart hervorgeht, das zeigt deutlich genug das Kino. — —

Von diesem Standpunkt aus wird auch die Angst vor der „Amerikanisierung" des modernen Geisteslebens hinfällig. Wir wollen aber auch diesen Begriff „Amerikanisierung" nicht im geographischen, sondern im charakterologischen Sinne nehmen. Es ist einseitig, vorurteilsvoll und ungerecht, diesen Begriff so zu verstehen, als bedeute er den Hinweis auf eine geistabschnürende, geistverarmende, schließlich gegen- und ungeistige und vollständig unromantische, gefühlsleere Verhaltungs- und Gesinnungsweise. In dem Typ des Amerikaners und in der amerikanistischen Einstellung erblicke ich vielmehr einen außerordentlich lebendigen, seelisch beschwingten, auch im romantischen Sinne des Gefühls durchaus phantastischen Zusammenklang von Technik und Romantik. Der amerikanische Typus bedeutet in keiner Weise eine Minderung

Digitized by Google

oder Unterdrückung der religiösen Irrationalität. Es nimmt nicht nur die Technik die Kirche, sondern auch umgekehrt die Kirche nimmt die Technik in ihren Dienst. In den technischen Leistungen, die wir diesem Typus verdanken, lebt eine Stimmungsgewalt, lebt ein Schwung, ist eine Phantastik wirksam, die durchaus an die Stimmungsgewalt der Gotik erinnert. Ich sehe nicht, weshalb hinsichtlich ihrer romantischen Schwunghaftigkeit und metaphysisch ausdeutbaren Kühnheit ein amerikanisches Riesenhotel oder ein amerikanisches Großkaufhaus hinter dem Freiburger Münster oder dem alten Bremer Rathaus, weshalb ein Flugzeug hinter einer Sandsteinfigur des Naumburger Domes zurückstehen soll. Alle jene und die anderen Schöpfungen der Technik stellen eine wundervolle dialektische Einheit von mathematischer Verstandesmäßigkeit und durchseelt freier Geistigkeit dar. Sie sind Zeugnisse nicht nur eines technischen, sondern auch eines phantastisch gefühlsmäßigen Heroismus.

Der amerikanische Typus ist in keiner Weise eine Verarmung oder Verkümmerung des allgemeinen menschlichen Typus. Er trägt in sich nicht weniger Gehalte und Bewegtheiten als jene früheren Lebensformen und Gestalten, die wir als Humanismus oder als Renaissancetypus zu bezeichnen pflegen. Und wenn wir im Eingang unserer Betrachtungen darauf hinwiesen, daß jeder charakterologische Typus eine Einheit in einer Vielheit, eine Synthese von Antinomien, eine von den mannigfachsten Tendenzen und Verschlingungen erfüllte Gestalt darstelle, so zeigt sich eine solche dialektische Einheit gleichfalls, aber in vollkommenster geschichtlicher Ausprägung in dem Typus des Amerikanismus. Dieser Typus umspannt in charakteristischer Geschlossenheit und Verbindung die beiden Hauptfaktoren in dem geistigen Bilde unserer Zeit, nämlich Technik und Romantik. Und ich glaube, daß er auch die Kraft in sich trägt, eine ganz allgemeine zeitgeschichtliche, nebensächliche Unterschiede und Gegensätze überspannende Bedeutung gewinnen zu können. Wie ausgezeichnet ist in ihm und durch ihn bereits jene mit allerlei Sentimentalitäten behangene Besorgnis vor der Technik überwunden, vor jener Technik, von der wir Europäer oder besser wir europäisch Gesinnten noch immer allerlei befürchten. Wie frei, wie unbefangen, wie rein sachlich steht er der technischen Entwicklung gegenüber. Er nimmt und nutzt sie, wie man eine Schicksalsnotwendigkeit nimmt und nutzt. Aber diese Freiheit und Sachlichkeit erlaubt es ihm, die Entwicklung zur Technik nicht bloß rein technisch, nicht bloß rein utilitaristisch, nicht bloß rein kaufmännisch-ökonomisch aufzufassen, sondern sie mit unleugbarem Schwung, mit Emphase, mit romantischer Begeisterung, mit Unbedrücktheit und Unbekümmertheit zu erleben und mit entsprechender Frische und auch seelischer Großzügigkeit an ihr mitzuarbeiten.

Ich will mich keiner Voreingenommenheit schuldig machen und diesen Typus etwa höher werten als die älteren geschichtlich gewordenen Gestalten. Aber es scheint mir, ungerecht zu sein, in ihm eine Herabminderung des vollen Typus Mensch zu erblicken. Auch in ihm wirkt innerhalb seiner allgemeinen Form und Geltung eine Fülle differenzierender Momente und individualisierender Tendenzen. Wenn man ihn darum ablehnt oder mit einem gewissen Widerwillen begleitet, weil man meint, daß er das Gesicht der Erde einförmig und langweilig gestalten und uns alle sozusagen in einen überall gleichen Dienstrock stecken würde, so darf dieser Befürchtung entgegengehalten werden, daß es gerade die in ihm lebendige Romantik sein wird, die jene Uniformierung bannen und vereiteln wird. Sie wird in seine Einheitlichkeit, deren Emporkommen unvermeidlich, deren Herrschaft selbstverständlich ist, und der sich in Ost und West, in Nord und Süd alle Kulturen beugen werden, eine zweifellos reich abgetönte Wesen- und Wertstufung hineinbringen. So brauchen wir auch von dieser Seite her uns vor der Technisierung der Welt nicht zu ängstigen. Durch die immer wieder hervorbrechende Romantik wird es der Technik möglich, unserem Dasein, und zwar nicht bloß demjenigen der Massen, einen neuen Reiz und einen neuen Schwung zu geben und den Gehalt des Lebens nicht verarmen zu lassen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Problem des Verstehens

Eine grundsätzliche Erörterung über R. Hönigswalds Begriff der Psychologie*)

Von ALFRED PETZELT (Breslau)

*) Die Grundlagen der Denkpsychologie, Leipzig, Teubner, 2. Auflage 1925.

Digitized by Google

INHALTSÜBERSICHT

1.

Das „Ich denke" als Programm der Psychologie.
Verstehen als Hauptmotiv eines solchen Ausgangspunktes.
R. Hönigswalds Forschungen zur Denkpsychologie als Grundlegung.
Subjektivität des Verstehens.
Die Disjunktion Subjekt-Objekt.
Tendenz der physiologisch orientierten Psychologie.
Zum Begriff der Disjunktion.
Der Relationscharakter der Aufgabe.
Mannigfaltigkeit der Formen der Verständigung.
Hat das Verstehen eine Schranke?
Gegenständlichkeit und Verständigung.
Psychologismus und seine Unmöglichkeit.
Verständigung als Tatsache und Prinzip zugleich.
Das Ich als die Möglichkeit, alles zu denken.
Vom „Unsinn".
Bedeutungsstruktur des Psychischen.
Seine methodologische Ubiquität.
Verständigung ohne Null- und ohne Maximalwert.
Der Aufgabenbegriff.
Aufgabe und Lösung.

2.

Psychologie des Denkens bedeutet keine Rationalisierung des Psychischen.
Individualität.
Notwendige Struktur des Ich.
Einheit und Vielheit der Iche.
Wortlose Verständigung.
Gleiche Gesetzlichkeit der Struktur für alle Iche.
Verschiedenartigkeit der Iche.
Ihre „Fensterlosigkeit."
Monadizität des Psychischen.
Zusammenfallen aller Gegensätze in der Monade.
Neutralität des Psychischen, daher für den psychologischen Versuch kein Irrtum in der Aussage der Versuchsperson.
Welche Ordnungsfunktion ermöglicht die Koinzidenz der Gegensätze in der Monade?
Die Rolle der Zeit als Ordnungsprinzip der Monade, ihre Bedeutung für die Struktur des Erlebnisses und als Definitionselement psychischer Tatsächlichkeit.

3.

Tempus absolutum aequabiliter fluens.
Objektive und subjektive Zeit.
Beziehungscharakter der zeitlichen Ordnung.
Vergangenheit — Gegenwart — Zukunft.
Gegenwart als zeitlose Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft.
Psychische Gegenwart als Zeitstrecke.
„Haben" als „Gehabthaben".
Zusammenfallen des Vergangenen mit dem Zukünftigen in der psychischen Gegenwart.
Wissen als gewußtes Wissen.
Der Begriff der Präsenz.
„Produktion".
„Gedächtnis".
Zeit als Folge.
Ubiquität der Präsenz, Zeit als Folge für den Gegenstand der Erfahrung.
Präsenz als Bedingung für die Erfahrung und Gegenstand der Erfahrung zugleich.
Das psycho-physische Problem.
Der Organismus.
Von der Sprache.
Schluß.

Digitized by Google

1.

Das „ich denke" ist also der alleinige Text der rationalen Psychologie, aus welchem sie ihre ganze Weisheit auswickeln soll.
(Kant, Kritik der reinen Vernunft.)[1])

Mit markanter Kürze, mit nicht mißzuverstehender Schärfe und Eindeutigkeit stellt Kant mit dem „ich denke" das Programm einer Wissenschaft, die Aufgabe der Psychologie, ihres Bereiches, ihrer Begrenzung gegenüber anderen Wissenschaften und damit der Besonderheit ihrer objektiven Geltung. Auch wer zunächst an der Charakterisierung „rational" Anstoß nehmen sollte, wird zugeben müssen, daß unbeschadet jedes Resultates Kant die Aufgabe einer Untersuchung gestellt hat, in welcher Weise man mit den Gebilden, die man als Denken oder Wissen bezeichnen kann, sich abzufinden hat, wenn man sie in ihrer theoretischen Tragweite begreifen will. Sofern nun Kant diesen Ausgangspunkt des „ich denke", bzw. des „ich habe etwas" festlegt, kann die verlangte theoretische „Auswickelung" und Durchdringung nicht bloß ein Registrieren ihrer festgestellten Einzelergebnisse sein, sie kann ferner auch nicht auf ein — wenn auch unter gewissenden Umständen zweckmäßiges — Typisieren hinauslaufen, sondern sie muß die Zusammenhänge suchen, die mit dem „ich denke" gegeben sind, besser gesagt, sie muß die Entscheidung suchen, die auf das Recht ihrer Methode geht; erst dann wird es möglich sein, ihre Objektivität in ihrer eigenartigen, von jeder anderen Art der Objektivität sich abgrenzenden Besonderung aufzuweisen. Wenn überhaupt die Eigenart einer Wissenschaft in ihrer „transzendentalen Topik" besteht, d. h. wenn sie sich in der Eigenart der Beziehungen zu anderen Sphären der Erkenntnis und Formen der Wahrheit definiert, dann wird man nach Momenten zu suchen haben, in denen sich für das Psychische diese Gebietsabgrenzung, diese Reichweite der Funktionen erstreckt; dann wird man nach Faktoren suchen müssen, die sich aus dem „ich denke" entwickeln lassen und damit einen einheitlich begründeten Begriffsapparat gewährleisten.

Zu diesen Motiven gehört in erster Reihe das Verstehen, die Verständigung. Ja man wird in rein vorläufiger Betrachtung der Sachlage sagen können, daß das Motiv der Verständigung zu den Hauptfragen dieses Gebietes überhaupt zu rechnen ist. Jeder verständigt sich mit sich selbst und mit anderen, jeder versteht im Denken, bemüht sich, Gedanken im Verstehen zu würdigen.

Will man demnach über die so alltägliche Erscheinung des Sichverständigens etwas ausmachen, so kann eine Aufzählung der Einzelfälle nicht ausreichen, solange man sich nicht über den Sinn dieses Phänomens Gedanken macht. Mit dem jeweils begründeten oder zu begründenden Gedanken des Psychischen überhaupt muß jede Untersuchung über Verstehen und die Bedeutung der Verständigung stehen und fallen.

In einem Forschungsbereich wie dem dieses vorliegenden Buches muß daher die prinzipielle Erledigung des Psychischen besonders nach der Seite der Verständigung, damit des Ausdrucks und der Sprache von ausschlaggebender Bedeutung sein.

[1]) Philos. Bibliothek, ed. Valentiner S. 351, Leipzig, Meiner.

Digitized by Google

Dieser Aufsatz, der seine Entstehung einer Anregung des Herrn Herausgebers dieser Jahrbücher verdankt, soll sich im wesentlichen mit den grundlegenden Verhältnissen des Psychischen befassen und kann das im Hinblick auf die nunmehr vorliegenden Forschungsergebnisse von R. Hönigswald, die hier zu Grunde gelegt werden[1]), und deren methodische Tendenzen die Frage des Verstehens in Zusammenhänge bringen, die in ihrer Geschlossenheit die systematische Bedeutung der Angelegenheit klar hervortreten lassen. Die Erlediguug der Aufgabe ist so gedacht, daß dargelegt werden soll, mit welcher Art von Phänomen man es zu tun hat, wenn man von Verständigung spricht, welche Rolle im System möglicher Probleme gleicher Schichtung ihm zukommt, und welche Zusammenhänge und Ausblicke aus dem gewonnenen Ergebnis möglich werden.

I. Wenn man nun fragt, was denn eigentlich vorliegt, wenn jemand etwas versteht, so dürfte eine vorläufige Antwort nicht so schwer sein: es liegt ein Erlebnis vor, das zum Inhalt etwas hat, was verstanden wird, ein Erlebnis, dessen Gehalt Gegenstand des Verstehens wird. Das Erlebnis des Verstehens richtet sich auf etwas, sofern man vom Verstehen reden soll. Diese Richtung auf einen Sinngehalt im Erleben nennt man mit einem modernen Terminus Akt. Demnach ist zunächst genommen alles Verstehen aktuell, d. h. es ist gebunden an den Akt. Der Vollzug des Aktes ist Bedingung für das Eintreten jenes psychischen Sachverhaltes, den wir meinen, in welchem wir uns verständigen. Er ist eine Tatsache und als solche den Bedingungen unterworfen, die die Definition jeder Tatsache ausmachen, schärfer geredet, die den Begriff der Tatsache bestimmen.

Nun wird man einwenden, es handle sich in unserem Falle um eine subjektive Tatsache, also um eine Angelegenheit, die mit den Tatsachen allgemeiner oder anderer Art vielleicht nur den Namen gemeinsam habe, im übrigen aber eben durch ihre Subjektivität herausfalle aus den sonstigen empirischen Fakten, und daß demnach mit dem Hinweis auf die Verständigung als Tatsache nichts gewonnen sei.

Die Subjektivität des Psychischen scheint es daher zu verwehren, daß man im Verstehen einen Sachverhalt sieht, der in gleicher Schichtung mit anderen Tatsachen liege, weil anscheinend das objektive Moment, das jedem Tatsächlichen innewohnt, hier gänzlich fehlt. An diesem Punkte kommt nun schon die Aufgabe zum Vorschein, zu untersuchen, auf welche besondere Weise sich Psychisches und mit ihm die Verständigung als Tatsächliches manifestiert, wie ferner im Hinblick auf den eigenartigen Befund des Verstehens sich Einheit in die Sachlage bringen läßt, sich also das gesamte Gebiet des Tatsächlichen fassen läßt.

II. In der Tat liegt im Verstehen ein Fall von Tatsächlichkeit vor, der, wie noch zu zeigen sein wird, einzigartig ist und darum besondere Bedeutung gewinnt, allein er ist mit der Kennzeichnung „subjektiv" alles andere als erledigt, und gerade dieses Merkmal ist es, das den Anstoß gibt, die Sachlage nicht nur mit einem, wenn auch durch Alter geheiligten Schlagwort zu bezeichnen, sondern unter Ausschaltung solcher Bezeichnung das Gebilde als Problem um so deutlicher hervortreten zu lassen.

Es ist keine Laune, die es veranlaßt, ein durch Tradition fest gewurzeltes Begriffspaar Objekt-Subjekt auszuschalten, sondern die noch nachzuweisende Einsicht, daß mit Hilfe dieses Begriffspaares, so rechtmäßig es auch an anderer Stelle mag gebraucht werden, für das Motiv des Verstehens ausreichend nicht operiert werden kann. Ein Blick auf die Angelegenheit läßt das sofort erkennen: das definierte Problem des Ver-

[1]) R. Hönigswald, Prinzipienfragen zur Denkpsychologie, Kantstudien 1913, auch Sonderdruck;
„ Grundlagen der Denkpsychologie, 2. Auflage, Leipzig, Teubner 1925;
„ Zum Problem des Rhythmus, eine analytische Untersuchung zum Begriff der Psychologie. „Wissenschaftliche Grundfragen", herausgegeb. von Hönigswald, Heft V, Leipzig, Teubner 1926.

Digitized by Google

stehens müßte kraft der Definitionswirkung Objektivitätscharakter tragen trotz seiner Subjektivität, die Paradoxie der subjektiven Objektivität, die hier ex hypothesi in Ansatz gebracht werden muß, zeigt schon deutlich, daß auf diesem Wege ein Gestrüpp terminologischer Schwierigkeiten entsteht, das man im Interesse einer deutlicheren Darstellung besser zu vermeiden hat. Es könnte jemand sonst auf den Gedanken kommen, daß eben diese Subjektivität des Psychischen ein unüberwindliches Gegenargument gegen den Charakter einer Wissenschaft überhaupt sein könnte. Wo eben alles subjektiv sei, könne man nichts Bestimmtes ausmachen. Dann wären die Erscheinungen des Denkens, des Wissens und damit auch des Verstehens als solche ein Spiel der Willkür, d. h. schlechthin prinzipienlos und undefinierbar, ein unentwirrbares Durcheinander, aus Zweifeln, Irrtümern, Gegensätzen gemischt, dem eine geordnete Wissenschaft in objektiver Exaktheit verzweigt nach allen Richtungen reinlichst abgegrenzt gegenüberzustellen sei. Wir sehen im Augenblick davon ab zu untersuchen, ob der Gedanke eines solchen Chaos des Psychischen im Gegensatz zum Objektiven der Wissenschaften letzten Endes überhaupt sinnvoll zu fassen ist, aber es mag hier doch an einen Weg erinnert sein, den die Psychologie vergangener Jahrzehnte gegangen ist, und der sich im Hinblick auf den Gegensatz Objekt-Subjekt, den wir hier ausschalten wollen, als ganz besonders charakteristisch erweist, wenn man ihn näher betrachtet, und der in seinen Konsequenzen für das Psychische, d. h. hier das Denken oder das Wissen von Sinngehalten, keinen, oder doch nur beschränkten Raum gewährt. Wir meinen die Tendenzen der physiologisch orientierten Psychologie. Man mag zu ihr stehen, wie man wolle, das eine wird man zugeben müssen, daß sie einen einzigen Gedanken ihrem Unternehmen zu Grunde legte: Es solle in der Psychologie mit Hilfe von physiologischen Daten, welche Angaben von Größenverhältnissen und meßbaren Funktionsabstufungen der Organe, speziell der Sinnesorgane, enthalten, ein höherer Grad von Exaktheit, von Objektivität erreicht werden, und darin wieder liegt das stillschweigend übernommene Eingeständnis, daß das Subjektive für sich genommen einer objektivierenden Betrachtung grundsätzlich nicht fähig sei, und daß daher unter Zuhilfenahme eines anderen Bereiches die Möglichkeit dafür geschaffen werden müsse.

Wenn natürlich auch die Einbeziehung physiologischer Verhältnisse ins Psychische als selbstverständlich und unausweichlich erscheint, so muß doch gesagt werden, daß die Art, wie das bisher geschah, im großen ganzen jenen methodischen Tendenzen folgte, die wir oben kennzeichneten, und die letzten Endes ihren Ursprung hatten in der Disjunktion des Begriffspaares Objekt-Subjekt, deren gegensätzliche Unüberwindlichkeit dogmatisch hingenommen wurde, und die im Falle der Psychologie sich selbst aufzuheben geeignet wurde.

Wie steht es nun mit diesem Entweder-Oder der beiden Begriffe? Was haben wir von ihnen zu halten, weiterhin wie steht es mit der Frage der Disjunktion überhaupt? Welches Recht beansprucht der Begriff der Disjunktion? Wo ist im Komplex der Bedingungen der Erkenntnis sein logischer Ort? Gehört er zu den Letztheiten der Gegenständlichkeit, oder deriviert er aus ihr in entfernteren Schichten des Erkenntnisproblems?

Geht man an die Beantwortung dieser Fragen, so muß man scharf unterscheiden zwischen der Disjunktion, d. h. einer disjunktiven, vorliegenden Gegenüberstellung von sachlichen Momenten und ihrem Begriff. Der vorliegende Fall einer Disjunktion bedeutet einen anderen Tatbestand wie die Tragweite ihres Begriffes innerhalb eines Systems logischer Bedingungen. Im ersten Falle handelt es sich um die sachlich erfüllte Wertung im Gange eines Erkenntnisprozesses, im anderen um die Berechtigungsweise einer Funktion in ihrer Abgrenzung gegenüber anderen Begriffsbereichen. Die beiden Fälle bewegen sich in verschiedenen Schichtungen. Für die uns hier interessierende Disjunktion Objekt-Subjekt kann nur der zweite Fall in Frage kommen,

Digitized by Google

weil hier nicht Bezug genommen ist auf einen vorliegenden Fall einer Antinomie, der an zwei sich gegenüberstehenden Gründereihen offenbar wird, sondern weil der Gedanke der Begründung selbst, der Grundlegung von zu Bestimmendem zur Erörterung steht. Es handelt sich hier nicht um ein Objekt, sondern um das Objekt, als Einheit von Mannigfaltigem einer Gegebenheit. Das aber ist der Begriff des Objektes. So spitzt sich also unsere Frage zu. Sie richtet sich auf die Leistung des Begriffs der Disjunktion für die theoretische Durchdringung des Objektgedankens, der Gegenständlichkeit überhaupt. Hätte dieser Begriff ein Recht an der Stelle, wo man ihn häufig hingestellt sieht, dann wäre er ein Prinzip letzter Valenz, das unabhängig vom Gegenstande, isoliert von einem sachlich erfüllten Tatbestande die Unüberbrückbarkeit von absolut zu Setzendem ausspricht und damit die Unmöglichkeit der Statuierung von Zusammenhängen theoretischer Art forderte.

Scheidet man beziehungslos das Objekt von dem Subjekt, so ist die im Denken vollzogene Verbindung des Gegenstandes mit einem Ich theoretisch nicht zu bewältigen, weil die Herrschaft des Begriffs der Disjunktion diese definierende Beziehung zwischen den in Rede stehenden Sachverhalten verbietet.

Der Begriff der Disjunktion überhaupt, d. h. als Prinzip der Erkenntnis widersprieht jedem Gedanken des Gegenstandes. Gegenstand sein heißt immer mögliches. Denkerlebnis werden können, heißt damit eingegliedert sein in Zusammenhänge, deren Gesamtheit den Gegenstand definiert, bestimmt. Bestimmtheit des Gegenstandes aber ist Zusammenhangsbestimmtheit, darin liegt gleichzeitig die Forderung des Unterschiedenseins von anderen Gegenständen — eben um dieser Zusammenhänge willen. Erst im Unterschiedensein des einen Gegenstandes vom anderen offenbaren sich relativ gesonderte Eindeutigkeiten der Bestimmtheit von Gegenständen. Die Funktion der Gegenständlichkeit garantiert das System der Zusammenhänge von Mannigfaltigem, sie fordert damit das Unterschiedensein der diskreten Zusammenhangsmomente voneinander, und das wiederum bedeutet deren relative Heraushebbarkeit aus diesem universellen System- oder Ganzheitszusammenhang zu einzelnen, voneinander unterschiedenen und doch aufeinander beziehbaren Gegenständen. Dieser Umstand enthält ein Motiv, das auf unsere vorliegende Aufgabe besonderen Bezug hat. Es wird sofort deutlich, wenn man an die Erfüllung dieser theoretischen Forderung denkt. Wo Zusammenhänge als solche in Frage stehen, ist schlechterdings kein Platz für den Begriff der Disjunktion. Es gilt einen Schritt weiterzugehen, um von Disjunktion reden zu können: Die Forderung des Unterschiedenseins von Gegenständen voneinander bedeutet den möglichen Akt des Unterscheidens, wohlgemerkt den möglichen Vollzug der Unterscheidung, deutlich erkennen wir die Unmöglichkeit der Disjunktion als Prinzip, erst wenn der Vollzug im Einzelfall getätigt wird und man den Sachverhalt eines einzelnen Objektes, eines besonderen Gegenstandes betrachtet, gewinnt unser in Rede stehender Begriff sein Recht.

Der Prozeß des Denkens in seiner Richtung auf die Bestimmung des Objektes gestattet die Konstatierung einer Disjunktion in Ansehung zweier einander entgegenstehender Reihen von Argumenten. Nur soweit die Disjunktion im Denkakt konstatiert ist, kann sie ihr Recht behaupten. Schärfer geredet: für den Gegenstand ist die Disjunktion an den Vollzug gebunden, sie ist nur, insofern sie aktuell gemeint ist. Gegenstand sein heißt einen möglichen Denkakt fordern, Disjunktion sein heißt notwendig gedacht sein. Mit anderen Worten: der Begriff der Disjunktion ist kein Prinzip der Erkenntnis, wohl aber fordert der Begriff der Erkenntnis mögliche Disjunktion im Denken, in der Dialektik. Sein logischer Ort liegt mithin in jener Schicht, in der der Zweifel und der Irrtum ihren Platz behaupten.

Man könnte nun einwerfen, daß letztlich die bisherigen Ausführungen eine terminologische Auseinandersetzung bedeuteten und damit zur Sache, d. h. zur Frage der

Digitized by Google

Verständigung selbst wenig oder gar nichts beitrügen. Das wäre vielleicht der Fall, wenn es sich um ein Gebiet der Einzelwissenschaften handelte. Hier aber, wo es sich um eine Beziehung handelt, die im Prozeß des Erkennens angelegt ist, muß der mögliche Irrtum von vornherein ausgeschaltet sein, als könne man ein Problem ohne weiteres unter Berufung auf den Begriff der Disjunktion erledigen. So vielmehr liegt die Angelegenheit, wenn wir recht sehen:

Die Untersuchung der Frage der Verständigung bedeutet ihre Objektivierung, sie ist ohne die Einbeziehung aller Momente, die mit dem psychischen Akte gegeben sind, nicht lösbar, anders geredet: In der Beziehung zwischen Objekt und Subjekt liegt das Problem, das wir angehen, darum muß die Frage der Disjunktion dieser beiden Momente gänzlich ausschalten, oder es ist schlechterdings kein Weg anzugeben, der die theoretische Bewältigung der Angelegenheit sicherstellt. Die scheinbar polemische Erörterung über das Begriffspaar Objekt-Subjekt hat daher das positive Resultat, daß einmal Klarheit gewonnen ist über den logischen Ort der Disjunktion selbst, dann aber auch und im Zusammenhang damit, daß als Ausgangspunkt der Lösung eine Beziehung, eine Relation als fundamentum veritatis eingesehen ist.

II. Bevor wir nun des weiteren die Erörterung auf die theoretischen Verhältnisse lenken, erscheint es notwendig, sich wenigstens annäherungsweise über die Formen klar zu werden, in denen Verständigung stattfindet. Schon ein flüchtiges Suchen nach Beispielen ergibt eine drückende Fülle und läßt die Frage des Verstehens in einer Weise umfassend werden, daß ihre prinzipielle Bedeutung schon aus wenigen Typen, die man aufzeigt, herausleuchtet.

Man „versteht" etwas von Mathematik und „sieht dabei ein", welche Bewandtnis es mit den Begriffen dieser Wissenschaft hat, man „weiß", wie sie argumentiert, man „kennt" die Art ihrer Ergebnisse. Man verständigt sich über solche Gegenstände und „überzeugt" sich im Verstehen, sei es durch mündliche Unterredung, sei es durch Akroasis, daß es so sein muß; man „kennt" Naturgesetze, man „findet" sie in der Forschung, ihre ausnahmelose Gültigkeit wird verstehend „begriffen". Im „Lernen" erfaßt man den Zusammenhang der Erscheinungen, schafft Ordnung in den Dingen. Man baut verständnisvoll ein System auf, demgemäß sich z. B. die Organismen gliedern, man versteht Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Arten; man bejaht im Verstehen Zusammengehöriges und kennzeichnet anderes wiederum als zufällig Zusammengeratenes. Man gibt einer Sache ihren „Sinn" und läßt sich darüber „belehren", daß dieses oder jenes unter anderem Gesichtspunkt betrachtet auch wieder anders zu verstehen ist. Man „lernt um", versteht schlechter und besser; ein tieferes Verständnis bahnt sich langam an und liefert „Ausblicke" auf neue, noch zu erschließende Zusammenhänge. Man hat nicht zu Ende verstanden, man ist mißverstanden worden und überzeugt sich von eigenem und fremdem Mißverständnis. Man kann sogar etwas gar nicht verstehen, man steht einer Aufgabe verständnislos gegenüber und weiß nicht, was man von ihr zu halten hat. —

Beliebig ließen sich die Wendungen durch alle Gebiete der Wissenschaft und der Geltung vermehren, alle haben sie zum Grunde liegen das Problem des Verstehens. In allen Schattierungen von der restlosen Verneinung bis zur vollkommenen Bejahung treten soviel Formen auf, daß ihre Aufzählung eine unmögliche Aufgabe wird. An einige besondere Fälle sei noch gedacht: Man weiß vorher, daß ein anderer etwas verstehen wird, man weiß ebenso, daß im anderen Falle auf kein Verständnis zu rechnen ist, man gibt sich Mühe, etwas durchaus so zu verstehen, wie es gemeint ist und stellt sich auf den Mitunterredner ein, dem man etwas verständlich machen will. Im Akte der Mitteilung nehmen wir Rücksicht auf die Geisteshaltung des anderen. Wir verstehen eine fremde Sprache, wenn wir sie gelernt haben, können uns aber auch verständlich machen, ohne von der betreffenden Sprache eine Ahnung zu haben.

Digitized by Google

Welche Fülle der verschiedenartigsten Situationen, welcher Umfang unseres Problems!

III. Schon taucht angesichts dieser Sachlage ein neuer Gedanke auf: Hat das Verstehen eine Schranke? Wenn ja, was bedeutet dieser Umstand, was bedeutet das Eingeschränktsein und was wäre von demjenigen zu sagen, das durch die Schranke abgegrenzt wird und jenseits von ihr liegt? Was bedeutet überhaupt das Festsetzen einer solchen Schranke?

Zweifellos bestehen Schranken des Verstehens für den Umfang des Wissens beim einzelnen; diejenigen Umstände, die mit Alter, Anlage, Begabung, Intelligenz und ähnlichen Ausdrücken bezeichnet werden, reden im allgemeinen von einer tatsächlich vorliegenden Einschränkung. Sie sind empirisch gegeben, und es wäre absurd, an ihre Leugnung auch nur zu denken; aber unsere Frage ist anders gemeint.

Gibt es etwas, so möchte sie genauer formuliert sein, dessen Verständnis nicht diesem oder jenem Individuum gegenüber, sondern grundsätzlich als verneint muß angesehen werden können? Mit anderen Worten: heißt verstehen etwa grundsätzlich Verständnisloses ausschließen? Muß das Ich, nicht dieses oder jenes Ich, aus prinzipiellen Erwägungen heraus alles verstehen können? Ist diese Forderung theoretisch zu begründen? Wenn es zulässig wäre, sich in theoretischer Begründung auf Tatsachen als Instanzen zu berufen, so könnte man sagen: die Tatsache des Unterrichts ist Ausdruck dieser Forderung. Für jegliches Lernen nämlich ist der Gedanke, daß Verstehen grundsätzlich auf alles muß gehen können, Voraussetzung. Aber das genügt doch wohl nicht, um Klarheit in die Frage zu bringen. Wir müssen dazu etwas weiter ausholen.

Wir verständigen uns über ein und denselben Gegenstand, den wir in der Verständigung meinen; dieser Umstand sei der Ausgangspunkt unserer Überlegungen, den wir festhalten wollen. Das „Dasselbe-sein-können" ist die Bedingung für das Zustandebringen der Verständigung. Es setzt also einen unabhängigen Sachverhalt, dessen Bestimmung, d. i. Eindeutigkeit in Akten des Verstehens erstrebt wird. Unabhängig ist der Sachverhalt, muß er sein, sonst könnte er nicht für Individuen, die sich über ihn verständigen, der gleiche sein. Diese seine Unabhängigkeit vom Verstehenden ist sein „Sein", seine Art zu beharren, auch wenn eine tatsächliche Verständigung über ihn nicht erfolgt, noch nicht erfolgt ist. Die Verständigung schafft den Gegenstand nicht so, daß er ohne sie nicht da wäre; eine Wissenschaft besteht und erhebt Anspruch auf Geltung, auch wenn nicht jeder sich über deren Gegenstand im Verstehen Rechenschaft gibt. Aber da ist der Gegenstand für alle, mögliches Erkenntnis muß er für jeden grundsätzlich werden können, eine Einschränkung dieser Möglichkeit für Individuen ansetzen wollen, hieße sie ausschließen von einer Gemeinschaft der Verstehenden. Der Gedanke der Verständigung fordert die Gemeinschaft derer, die sich verstehen. Erst in der Funktion der Verständigung erhält die Gemeinschaft überhaupt und mit ihrem Begriff jede Form derselben ihren eigentlichen Sinn! Glied der Gemeinschaft sein, heißt geradezu in dem Bande des Verstehens verbunden sein: für den Begriff der Gemeinschaft ist die Funktion der Verständigung konstitutiv. Sie kann es aber nur sein, weil sie auf ein Motiv geht, das unabhängig vom aktuellen Einzelfall anzusetzen ist, und das den Anspruch erhebt, sich kraft dieser Unabhängigkeit zu behaupten, zu gelten; dieses Motiv ist aber kein anderes als das der Wahrheit überhaupt. Das Wahre gilt, wenn es jemand denkt, es gilt auch, wenn es niemand denkt, nicht aber kann es gelten, weil es dieser oder jener gerade denkt oder versteht. Es „ist" damit für alle da, braucht deshalb nicht von allen gedacht zu sein. Es ist Gegebenheit für den einzelnen wie für alle, aber nicht deshalb schon wahr, weil alle es tatsächlich verstehen, sondern wahr in dem Anspruch, von allen anerkannt bzw. verstanden zu werden. Für das Wahre muß dieser Anspruch erhoben werden, weil schlechterdings ohne Aufhebung der Wahrheitsfunktion keine Definition einzusehen

Digitized by Google

ist, die dieses Moment ausschaltete. Das Wahre hängt also nicht ab vom Stattfinden oder Nichtstattfinden des Verständigungsprozesses, wohl aber fordert es ihn, ist an seine Möglichkeit gebunden. Wahrheit als Idee fordert den Weg zu ihr in der Verständigung über ihre Entfaltung in Einzelwahrheiten.

Nicht der Vollzug des Verstehens konstituiert die Einzelwahrheit, sondern die Möglichkeit des Vollzuges im Denken, im Verstehen erzeugt den Charakter des Wahrheitsanspruches.

Man wird sich vielleicht wundern, warum diese theoretischen Überlegungen hier eingeschoben werden und auf ihre Klarstellung so großes Gewicht gelegt wird; das hat einmal seinen besonderen systematischen Wert für den logischen Ort, den das Verstehen für sich in Anspruch nimmt, dann aber auch einen sozusagen historischen Grund. Es gilt hier der Abwehr jener Tendenzen in der Erkenntnistheorie, die man unter dem Schlagwort des Psychologismus zusammenfaßt, und die man bei unserer Untersuchung in einer Art Renaissance von neuem vermuten könnte. Wohl erscheint der Psychologismus heutzutage als überwunden, aber dieser Umstand entbindet noch nicht von der Aufgabe, sich gegen die Gefahr eines gar nicht einmal so fern liegenden Mißverständnisses zu sichern. Wiederum ist es gerade unser Problem des Verstehens, das hier die Situation klarzulegen geeignet ist.

IV. Was versteht man gemeinhin unter Psychologismus? Er ist eine theoretische Besonderung, die für den Wahrheitsbegriff das Psychische allein ausschlaggebend sein läßt, also kurz Psychologie am falschen Orte. Sie ist, wie Bauch einmal erklärt[1]), Verwechselung des Tatsachenmomentes mit dem Geltungsmomente. Danach wäre die Vernunftlehre letzten Endes nichts anderes „als ein Inbegriff von Regeln zum Denken, abstrahiert aus der Geschichte des menschlichen Geistes“[2]). „Nach dieser Idee sollte freilich die Lehre vom Entstehen der Begriffe und das Mechanische beim Denken als etwas Nützlicheres an die Stelle der unnützen Lehren von den logischen Schlüssen gesetzt werden“[2]). Der Begriff der Wirklichkeit müßte sich danach ins Subjektivistische verflüchtigen[3]).

Wenn in der Geschichte der Philosophie auch nicht immer in so groben Extremen der Psychologismus und mit ihm das Motiv der Relativierung der Wahrheit ausgesprochen wurde, wie es hier zitiert ist, so ist doch das eine allen Erscheinungsformen dieses Philosophems Gemeinsame sofort einzusehen, daß nämlich an die Stelle des Wahrheitsanspruches in seiner unveränderlichen Forderung ein genetischer Sachverhalt gesetzt wird, der allein aus der Tatsächlichkeit des Denkens heraus das Identische des Gegenstandes begreifen will. Danach bestimmt das zufällige Denken von diesem und jenem allein das Gegenständliche, aber seine Unabhängigkeit, seine Loslösung vom Ich und damit seine zeitlose Valenz werden aufgegeben. Isoliert von jedem Gedanken des unveränderlichen Bestandes wird das Denken allein zum Maße des Wertes ohne ein Prinzip, das ihm seinen Geltungsanspruch garantiert: die schlechthinnige Abhängigkeit eines solchen Gebildes vom Akte kann dem Inhalt des Wissens grundsätzlich kein Recht auf die Würde eines Erkenntnisses verleihen.

Und wie steht es angesichts einer solchen Situation für das Moment des Verstehens? Es kann, wenn überhaupt einbezogen in die Angelegenheit, nur den Tatbestand der Zufälligkeit, des Zusammengeratenen, dem das Ordnungsprinzip fehlt, wiederholen, und immer nur den zeitlichen Charakter des Zufälligen erweisen, für den jedes zeitlose, Identität verbürgende Moment ausscheidet.

Wir stoßen hier erstmalig in entscheidender Situation auf das Motiv der Zeit und ahnen bereits, wie unser Problem des Verstehens in relativ endgültiger Durchdringung

[1]) B. Bauch, Kant, Leipzig 1917 bei Göschen, Seite 145.

[2]) Siehe Näheres darüber bei E. Cassirer, Das Erkenntnisproblem II, S. 577 betreffend Lossius u. a.

[3]) Ebenda.

Digitized by Google

ohne Einbeziehung des Ordnungsgedankens der Zeit nicht zu lösen ist. Doch mag seine Erledigung noch hinausgeschoben sein, bis sich die Voraussetzungen dafür weiter geklärt haben. An dieser Stelle muß zunächst einmal die Frage des Verstehens weiter untersucht werden, wie sie sich im Gedanken der Geltung eines Gegenstandes aufweisen muß angesichts der historischen Tendenzen des Psychologismus.

Verstehen kann nicht gleichbedeutend sein mit restlosem Erzeugen der Gegenstände, wohl erzeugen wir den Gegenstand im Verstehen, aber nicht so, als wäre er es, nur weil er von uns erzeugt ist. Er ist es vielmehr, weil er muß erzeugt werden können, in dieser Bestimmung muß er aber sein können, will man seine Zeitlosigkeit überhaupt in irgendeinem Sinne aufrecht erhalten. Innerhalb psychologistischer Tendenzen wird der Gegenstand vom Ich erzeugt und mitgeteilt, er ist Gegenstand nur, sofern das tatsächlich geschieht. Ohne sich auf die Tatsache des Denkens zu berufen, kann der Psychologismus kein Gegenständliches anerkennen. Hört das Denken und mit ihm die Verständigung auf, so gibt es roh gesprochen für den Psychologisten keine Gegenstände.

Setzt man den Gegenstand aber, und wenn man sich verständigt, dann muß man ihn setzen, dann bedeutet die Unabhängigkeit vom zufälligen Denkakt nichts anderes als die Forderung, daß ihn möglicherweise jemand denke, und wird er tatsächlich von jemandem gedacht, so bedeutet sein tatsächliches Gewußtwerden vom einzelnen gleichzeitig den Anspruch des möglichen Gedachtwerdens von allen. Die Tatsache des Gegebenseins im Einzelfalle fordert für den Begriff der Gegebenheit notwendig die mögliche Beziehung auf alle.

Der Einzelfall des Denkens von Gegenständen kann des grundsätzlichen Anspruches, auf alle zu gehen, nicht entbehren, sonst höbe er sich selbst wieder auf. Denkbarkeit für alle gibt dem Gegenstande seine Unabhängigkeit. Darum bedeutet immer tatsächliches Gewußtwerden des Gegenstandes von jemandem zugleich mögliches Gedachtwerden für alle.

Noch aber ist die Sachlage nicht so klar, wie sie es im Hinblick auf unsere Aufgabe sein muß. Wir behandeln augenblicklich eine Beziehung, die das Erlebnis des einzelnen betrifft, und in der eine Forderung liegt, die auf alle anderen geht. Wir sahen, daß sich in dieser Beziehung ein Umstand hervorkehrt, der dem Gegenstandsein überhaupt Sinn gibt, der also an ein letztes Prinzip geht, will man den Gedanken der Wahrheit noch festhalten und fassen. In dieser Beziehung, Kraft ihrer Artung erweist sich der Sinn des Gegenstandes, d. h. bestimmt sich der Begriff der Gegenständlichkeit, in ihr offenbart sich ein Motiv, das Ordnung zu schaffen geeignet ist in die Momente des Ich, der Gemeinschaft einerseits und der Wahrheit andererseits.

Die Beziehung, die wir meinen, hat statt zwischen dem Objectum auf der einen Seite und dem als zugehörig erkannten Erlebnis in eigenartiger Verbindung des einzelnen Individuums mit der Gemeinschaft auf der anderen Seite. Sie ist notwendiges Moment der Gegenständlichkeit, ist Definitionselement in konstitutivem Charakter für den Gegenstand. Sie ermöglicht die Betrachtungsweise von Geltungsansprüchen, die bei aufrechterhaltenem zeitlosem Beharrungscharakter von Wahrheitsansprüchen das Motiv des Denkens von Wahrheiten zu bewältigen in der Lage ist und daher das Subjektivistische der Laune des Zufalls ein für allemal entrückt. In solcher Leistung erwirbt unsere Beziehung das Recht einer Benennung, einer sprachlichen Fixierung.

Man wird nun die Eigenart des Falles wohl im Auge zu behalten haben, denn es handelt sich in dieser gefundenen und festzulegenden Beziehung um ein Merkmal, das im Begriff des Gegenstandes liegt. Dieses Merkmal ist daher logischer Natur und verweist, wie noch einmal hervorgehoben sein mag, auf das Erlebnis, auf den Akt, auf Tatsächlichkeit.

Digitized by Google

Das Erlebnis in seiner Tatsächlichkeit tritt hier auf als Forderung, als Prinzip gegenständlicher Valenz, darin liegt das Einzigartige und Unwiederholbare der Sachlage.

Ist nun unsere Beziehung, die wir definieren wollen, logischer oder doch psychologischer Natur? Man zweifelt im ersten Hinblick auf die Frage, merkt aber bald, daß die Frage unrichtig gestellt ist. Die Disjunktion ist wiederum nicht am Platze. Dem logischen Charakter der Angelegenheit wird nichts genommen, wohl aber wird er gleichzeitig mit bestimmt durch ein Moment, das innerhalb seines Bereiches Platz haben muß, das ist das Erlebnis, die Tatsache des Denkens. Ein Interferenzpunkt ist vielmehr hier erreicht, wo man auch der Tatsache einen gleichberechtigten Ort als Voraussetzung für gegenständliches Sein einräumen muß. Keine Vermengung kann so entstehen, keine Verwechselung von verschiedenartigen Gebieten, gezeigt ist lediglich die Zusammengehörigkeit von Motiven in einer Beziehung, die aus letzten Begriffen folgt, und die das Einzelich wie die Gemeinschaft angeht.

Wir können nun diese Zusammengehörigkeit stiftende Funktion Verständigung nennen, wenn wir gleichzeitig daran denken, daß sie identisch ist mit dem Psychischen. Im einzelnen mag diese Gleichsetzung des Psychischen schlechthin mit der Verständigung noch weiter darzulegen sein, bis jetzt mag es genügen, wenn folgendes eingesehen ist: Verständigung ist gefordert im Gedanken der Gegenständlichkeit, sie ist Bedingung dafür, daß ein Gegenstand für alle muß grundsätzlich der gleiche, Kantisch gesprochen: ein „einiger", sein können, sie ist Voraussetzung, daß etwas mit sich selbst Identisches in seiner Selbstgenugsamkeit Anspruch auf Bestand erhebt, daß ein cogitabile eben „est", sie ist mit einem Wort Prinzip.

Aber damit nicht genug, sie ist als Prinzip Tatsache, sie ist in wahrem Sinne des Wortes ein tatsächliches Prinzip, weil sie Gesetzlichkeit des Aktes und Akt selbst auf einmal ist. Sie garantiert der Tatsache ihren Platz innerhalb einer Prinzipienlehre der Erkenntnis überhaupt, sie ist also zugleich auch eine prinzipielle Tatsache.

Diesen systematisch so überaus bedeutsamen Sachverhalt des Zusammenfallens von Prinzip und Tatsache hat Hönigswald in seiner erwähnten Schrift des näheren begründet und im Hinblick auf die Stellung der Psychologie im System der Wissenschaften besonders beleuchtet. M. Löwi hat ihn unter veränderter Aufgabenstellung in der Formulierung vom „Zusammenfallen von Begriff und Tatsache" in besonderer Deduktion dargestellt[1]). Wir haben diese prinzipiellen Erwägungen ebenfalls hier mit besonderem Nachdruck eingefügt, weil sie von einzigartiger Valenz sind und einen Sachverhalt enthalten, der sich in keiner Wissenschaft wiederholen kann, weil er ein gesetzmäßig letzter Sachverhalt des Gegenstandes schlechthin ist. Wir mußten auf seine einsichtige Darstellung solchen Wert legen, weil ferner mit dessen Durchdringung das Verstehen in seiner Bedeutung für die Erkenntnis und das Erkennen, damit für das Problem der Sprache und des Lernens, für den Begriff der Gemeinschaft und innerhalb dieser für den Begriff der Persönlichkeit erst seinen Ausgangspunkt für eine mögliche Untersuchung findet.

Wo nämlich Verständigung als Prinzip und Tatsache, also als geforderte Tatsächlichkeit eingesehen ist, da ist der Ort gewonnen, von dem aus die Art der Gestaltung des Wahren im Einzelfalle ihre Grundlagen bekommt, da ist man erst in der Lage, auf den Gestaltungsverlauf im Wissen einzugehen, ihn in seiner Einheit zu erfassen und verfügt über den Schlüssel zum Problem der Persönlichkeit und damit des Charakters. Ohne weiteren Erörterungen vorzugreifen, kann man soviel bereits

---

[1]) M. Löwi, Schwellenuntersuchungen, Theorie u. Experiment, Archiv f. d. ges. Psychologie, Bd. 48.

Digitized by Google

sagen, daß ohne den Gedanken der Geltung in jeder nur möglichen Eigenart, ohne den Gedanken des Gegenstandes in jeder auftretenden Form eine Untersuchung über Begriffe von Persönlichkeit oder Charakter scheitern muß; sie kann diesem Schicksal nicht entgehen, wenn nicht in diesen Begriffen jene Beziehung zum Ausdruck kommt, die die Funktion der Wahrheit mit dem Wissen um das Wahre verbindet. Wir bemühten uns um deren Klarstellung. „Wickelt" man sie weiter „aus", so müssen sich Gesichtspunkte zeigen lassen, von denen aus die genannten Begriffe ihre Rechtfertigung erfahren, in denen sie sich restlos der Analyse zugänglich zeigen.

Man sieht sofort, daß in der so formulierten Sachlage mehr liegt, als das bloße negative, polemische Moment der Abwehr des Psychologismus. Es handelt sich nicht mehr nur um die Vermeidung eines möglichen Mißverständnisses, sondern um die positive Leistung der Umspannung und Einbeziehung aller jener Momente, die der Gedanke der Gegenständlichkeit, der immer auch der der Wahrheit ist, in sich schließt; es handelt sich um Zusammenhänge, die in diesen Gedanken gefordert sind. Wiederum also kein „entweder-oder" d. h. entweder logische „Reinheit" oder psychische Entstehung, sondern an Stelle der Disjunktion tritt die Einsicht, daß logische Reinheit ohne die Beziehung auf Psychisches, wenn sie definiert ist, nicht denkbar sein kann. Weder die Prävalenz logischer Umstände, noch das Dominieren psychogenetischer Verhältnisse können befriedigen, beiden Theoremen vielmehr liegt eine Beziehung zu Grunde, in deren Definition sie sich verbinden, eine Beziehung, die nicht nur den Psychologismus vermeidet, sondern ihn gleichzeitig gänzlich unmöglich machen muß, weil sie den notwendigen Zusammenhang der Motive erstrebt.

Und welche Rolle fällt nun unter dem Gesichtspunkt der Abwehr des Psychologismus dem Verstehen zu? Nicht weil wir uns verständigen, bilden wir Begriffe, der Begriff wäre sonst Laune des Subjekts, höchstens noch der einer Konvention; aber das kann nie sein, denkt man nur an den einheitlich durchgeführten und ebenso aufgebauten Begriffsapparat einer Einzelwissenschaft. Mit und ohne Laune, trotz oder gegen jede Konvention ist ein solches Begriffssystem nicht übertragbar auf ein anderes Gebiet, auf eine andere Einzelwissenschaft. Mit mathematischem Begriffsapparat kann man keine Biologie schreiben und umgekehrt keine Geschichte schreiben mit dem Begriffssystem der Physik, ein eigenartiges Moment! Begriffe werden als zu der Erkenntnissphäre zugehörig verstanden, der sie angehören, da hilft auch eine anders lautende Konvention nichts; wenn Mathematik vorliegt, erfolgt ihr Verstehen in mathematischer Begriffsbildung, kurz die Begreiflichkeit des Begriffs wird vom Gegenstand bestimmt, sie ist nicht „subjektivistisch" und kann daher in solchem Sinne auch gar nicht „verflüchtigt" werden.

Begreiflichkeit ist aber diejenige Relation, die in der Verständigung liegt, deren Träger das Verstehen ist, in ihm realisiert sie sich. Verständigung erzeugt den Gegenstand im Hinblick auf sein „Identisch-sein-können für alle", d. h. im Hinblick auf seine Objektivierung. Keine Rede darum von historischer Abstraktion, von übereinkommender Verständigung, daß man es so und so machen wolle, sondern: Begreifen in der Norm des Gegenstandes, in der Gebundenheit an die Struktur des Gegenstandes, Erzeugen des Gegenstandes in seiner von mir unabhängigen Seinsbestimmtheit, die er im Hinblick auf alle besitzt, das heißt in unserem alles andere als psychologistischem Sinne Verstehen.

Wir kehren nunmehr zu unserer oben formulierten Frage zurück. Gibt es also etwas, was man grundsätzlich nicht verstehen kann? Hat es einen Sinn von etwas zu sprechen, worüber sich zu verständigen man grundsätzlich nicht in der Lage ist? Heißt mit anderen Worten Verstehen soviel wie alles verstehen können? Blicken wir zurück auf die Bemerkungen über den Psychologismus und dessen Bedeutung für unser Problem, dann leuchtet ein, daß die Berufung auf ihn nicht nur kein Umweg, und damit

Digitized by Google

eine unnötige Erörterung war, sondern daß seine Ablehnung recht eigentlich schon die Antwort auf die gestellte Frage mitenthielt. Wir wollen sie jedoch noch genauer herausarbeiten, weil die Wichtigkeit dieser Frage eine scharfe Formulierung beansprucht, und weil damit die Weiterführung des Gedankenganges für unser Problem sich um so durchsichtiger gestalten dürfte.

Man kann nunmehr ohne weiteres erklären: Ohne die Forderung der Verständigung ist der Gedanke des Gegenstandes abwegig, er ist als verstehbar anzusetzen oder er ist überhaupt nicht, d. h. er ist dann weniger wie nichts. Eine Ausnahme vom Verständigungsbereich bedeutete gleichzeitig den Ausschluß der Denkbarkeit. Wohlgemerkt von der Denkbarkeit! Es handelt sich hier um den Begriff der Verständigung, nicht um tatsächliches Nichtverstehen im Einzelfalle. Eine Ausnahme bedeutete eine Grenze eines letzten Prinzips der Erkenntnis; einem Erkenntnisprinzipe aber eine Schranke setzen, heißt allemal ihm seinen Charakter als Prinzip nehmen, also es aufheben. Wenn also Verständigung ein Prinzip des Gegenstandes ist, dann liegt darin die Forderung ausnahmsloser, umfassender Geltung, dann muß man grundsätzlich alles verstehen können, dann muß alles grundsätzlich verstehbar sein, dann kann grundsätzlich nichts gedacht werden, was sich dieser Forderung absolut entzieht.

Hier ergibt sich mit Notwendigkeit eine Definition des Ich, die wir besonders anmerken müssen. Verständigung als Prinzip bedeutet für das Ich die tatsächliche Möglichkeit, grundsätzlich alles verstehen zu können, bedeutet den Ausschluß eines schlechthin Nichtverständlichen in absoluter Negation. Die Angelegenheit spitzt sich zu in der Schärfe: Sie bedeutet die Unmöglichkeit eines Sachverhaltes, der als grundsätzlicher Unsinn, als absolute Sinnlosigkeit bezeichnet werden muß.

Also wird man sagen wollen, gibt es keinen Unsinn, keine Sinnlosigkeit und dabei doch Bedenken tragen, hier restlos zuzustimmen. Nun der Sachverhalt ist leicht geklärt: Nicht um das Unrichtige oder Falsche, den Unsinn im Einzelfalle, den jemand produziert, handelt es sich, sondern um die theoretische Möglichkeit von etwas zu sprechen, das nicht in irgendeinem Sinne im Denken zu erfassen ist, um die grundsätzliche Angelegenheit des Alles-denken-könnens. Daß im Einzelfalle Unsinn gedacht, gesprochen und geschrieben wird, ist kein Einwurf gegen unsere Frage, gerade das Gegenteil trifft zu. Die Möglichkeit alles zu denken, alles zu verstehen, schließt die Forderung ein, im Einzelakte Vollzüge zu registrieren, die einer Wertung zufolge sich als eines bestimmten Sinnes entbehrend erweisen, die aber gerade dadurch den Ausschluß absoluter Sinnlosigkeit dartun.

Doch für den Verständigungsverkehr des Alltags, für eine täglich beobachtende Abfolge des Verständigungsprozesses in der Gemeinschaft der Denkenden sind die Motive des sinnlosen Gegenstandes so eingewurzelt und im Sprachgebrauch so allgemein geworden, daß an dieser Stelle besonders darauf eingegangen werden muß, daß sie des näheren beleuchtet werden müssen, damit auch jeder Schein einer spekulativen oder formalen Ablehnung vermieden sei.

Ist denn nicht „wirklich" der viereckige Kreis ein Unsinn? „Gibt" es so etwas wie ein dreieckiges Parallelogramm? Man achte auf die Fragestellung in ihrer Formulierung und wird sofort sehen, wo der Ansatzpunkt für die Beantwortung der aufgestellten Frage zu finden ist. Der viereckige Kreis ist ein Unsinn, selbstverständlich — aber ein mathematischer Unsinn. Und das dreieckige Parallelogramm gibt es nicht, kann nicht existieren — für die Mathematik. Der gliederfüßige Wurm ist ein Unsinn der Zoologie. Die Relation viereckiger Kreis—Mathematik, gliederfüßiger Wurm—Zoologie, die wir notwendig ansetzen müssen, gestattet für die Analyse der Beispiele sofort die klärende Wendung. Die Aussage oder das Urteil: „das dreieckige Parallelogramm" ist ein besonderes Erlebnis, als solches ist es eine geordnete Mannigfaltigkeit gegenständlich bezogen, d. h. in Ansehung einer Wissenschaft gewertet zu werden fähig. Es ist ein Denkakt, der mit Beziehung auf Ergebnisse einer Wissenschaft etwas

Digitized by Google

prädiziert, eine Prädikation ausspricht. Es stellt also ein Urteil dar, das als gedacht den grundsätzlichen Anspruch auf Verstehen in sich trägt. Auch wenn wir hier im Hinblick auf unsere Aufgabe ein weiteres Eingehen auf die Struktur des Urteils vermeiden müssen, können wir folgendes erklären: Wir verstehen das angezogene Beispiel als mathematischen Unsinn, aber — und das ist das Wichtigste — wir verstehen es; wir bewerten es in seinem Gehalt als unmöglich im Sinne der Mathematik, aber wir vollziehen es im Akte, verständigen uns über seinen Wert und geben ihm in der Verständigung einen — wenn auch negativen — Index. Das aber muß bedeuten, daß für unser Beispiel der Gedanke der gänzlichen Sinnfremdheit nicht in Frage kommen kann. Das Unverständlichsein von etwas bedeutet allemal ein Verstehen dieser Unverständlichkeit, so widerspruchsvoll das auch klingen mag, es hebt die Forderung der Verständigung, die grundsätzlich auf alles geht, nicht nur nicht auf, sondern bejaht sie recht eigentlich.

Man wird nun zweifellos weniger geneigt sein, dem Gedanken des Zyklopen oder des Zentauren den gleichen Unsinnswert beizumessen wie dem viereckigen Kreis und wird sich auf deren dichterische Verwendung in literarischen Erzeugnissen berufen wollen. Letzten Endes aber liegt die Angelegenheit, wenn man von einer gewissen Besonderung, die auf der Struktur der Mathematik beruht, absieht, genau so wie beim viereckigen Kreis. Der Zentaur „existiert nicht" — in der Zoologie, höchstens im Märchen, aber seine physische Nichtexistenz wird verstanden und dieser Umstand ist geeignet, seine Denkbarkeit zu dokumentieren, dieser Umstand ist der Ausdruck der Möglichkeit alles denken zu können. Es klingt merkwürdig, wird aber doch kaum zu beanstanden sein, wenn wir erklären: Nur als gedachter Unsinn ist Sinnlosigkeit zu begreifen, zu verstehen, geht er also ein in die Grundrelation alles Psychischen. Der sinnlose Gegenstand ist denkbar, d. h. relativ sinnlos, oder es hat überhaupt keinen Sinn, von ihm zu reden. Kraft dieser grundsätzlichen Denkbarkeit erwirbt auch der sinnlose Gegenstand seine Bestimmtheit im Erlebnisse, wird Erlebnisinhalt, besitzt er seine besondere Ichbestimmtheit.

Hieraus ergibt sich ein eigentümlicher Sachverhalt, der das Erlebte grundsätzlich kennzeichnen muß. Alles Psychische fügt sich der Grundrelation des Denkens, genauer des „Ich denke etwas". Gibt man diese „Dreieinigkeit" (Driesch) des Sachverhaltes zu, so gilt es ihn zu gliedern, ihn in seiner Bedeutung „auszuwickeln." Das bedeutet die Notwendigkeit, Gesichtspunkte anzusetzen, die einmal die Einigkeit der Motive des Ich, des Etwas und des Denkens aufrechterhalten, die aber in dieser Aufrechterhaltung der Korrelation die relative Sonderung jedes einzelnen dieser Momente rechtfertigen und dadurch im ganzen die Entfaltung des Sachverhaltes bewirken. In unserem Zusammenhange hier kommt zunächst an die Reihe das „Etwas", das Erlebte also, der Inhalt des Erlebnisses, da es sich ja aus Anlaß der Erörterung des Sinnlosen um das Alles-denken-können, um das Alles-verstehen-können handelt. Wir suchen demnach ein Motiv für jenes Gebilde, dem Erlebbarkeit eigen ist, das Sinnloses wie Sinnvolles zugleich bezeichnen und im Erleben einheitlich zu umspannen gestattet. In ihm sind grundsätzlich mögliche Erlebnisinhalte gekennzeichnet, sie sind von ihm funktionell abhängig, d. h. in einer Ordnungsgesetzlichkeit geeint. Welcher Art ist nun dieses Motiv, das wir meinen, welche Einsichten liefert es für die uns beschäftigende Frage des Verstehens?

Das Denken stellt allemal dar die Verbundenheit des Besitzers mit seinem Besitz. Das Erlebbare ist der ichhafte, mögliche Besitz. Wenn dieser Besitz als solcher die Möglichkeit der Disjunktion Sinnlosigkeit-Sinnerfülltheit zuläßt, dann bedeutet das die Forderung einer Ordnung dieser beiden Momente, d. h. die Forderung eines Prinzips, dem sich diese Disjunktion fügt, kraft deren die beiden disjunktiven Momente in einer Abhängigkeitsbeziehung verbunden sind, ohne daß ihr berechtigtes Unterschiedensein aufgehoben wird. Wir haben es also mit einem zu bestimmenden

Digitized by Google

Ordnungsprinzip des Psychischen zu tun. Als Prinzip beansprucht es ausnahmefreie Reichweite und Herrschaft über mögliche Erlebnisformen, in welcher Art sie sich auch darbieten möchten. Dieses Ordnungsprinzip muß ferner eine grundsätzliche, alle Gebiete der Wissenschaften und Geltung umspannende Beziehung auf Gegenständliches darstellen, es muß allen psychischen Daten gerecht werden. Es handelt sich mit anderen Worten um jenes Prinzip der Ordnung, durch welches die Ubiquität des Psychischen für jeglichen auftretenden Geltungsanspruch einsichtig wird.

Das Gehabte, Erlebte, Verstandene ist demnach auf mögliche Gliederungsmannigfaltigkeit so gerichtet, daß es Gliederungsbestimmtheit innerhalb einer Gegenstandssphäre werden können muß. Das geschieht im Vollzug, wenn ich z. B. den Zentaur als Gegenstand dichterischen Gestaltens verwerte. Das in Rede stehende Prinzip rechtfertigt die „Anwendung" des Psychischen auf die Betrachtung geltungshafter, objektiver Verhältnisse. Wir meinen kurz gesagt, die Norm des Psychischen zu möglicher Methode. Sie fordert es, daß Erlebtes Gegenstand eines Geltungsanspruches muß werden können, nicht aber, daß Erlebtes als Erlebtes bereits Geltung ist. Das Gehabte ist geltungshafter Natur, nicht Geltungsbestimmtheit selbst. Es ist als Tatsache mögliche Geltung und darum Voraussetzung, Bedingung für jeden auftretenden Anspruch von Geltung. Wiederum stoßen wir in anderem erweiterten Zusammenhang auf das dargelegte Motiv des Zusammenfallens von Prinzip und Tatsache und sehen es sich von neuem in seiner Eigenart bewähren.

Kraft dieser Norm des Psychischen, des Gehabten zu möglicher Methode in weitestem Umfange macht sich das theoretische Recht einsichtig, Geltungsansprüche abzuwägen, sie zu bezweifeln, sie zu behaupten, sie zu verneinen, zu irren, von Unsinn zu reden. Wir stehen systematisch genommen an einem ähnlichen Punkte, wie oben, als wir das Recht der Disjunktion erörterten.

Das Ordnungsprinzip des Erlebten, das mit der Erlebbarkeit gefordert ist, ermöglicht in seiner Ubiquität die im Erkenntnisprozesse durchgeführte Mannigfaltigkeit in gegliederte Geltungsbezirke, die Bejahung und Verneinung der jeweiligen Zugehörigkeit zu einzelnen Sphären gegenständlicher Bestimmtheit.

Unser in Rede stehendes Motiv ist damit als Moment der Ichbestimmtheit genügend gekennzeichnet:

Ichbestimmtheit trägt den Charakter der Bedeutung, ist allemal Sinnbestimmtheit, alles Erlebte ist sinnhaft, Erlebbarkeit bedeutet grundsätzlich Sinnhaftigkeit. Der Vollzug von Sinnhaftem ist demnach Sinnerfüllung, auch der Unsinn ist eine solche Sinnerfüllung, das braucht kaum noch gesagt zu werden. Der Akt ist allemal Sinngebung, Sinnerfüllung, das aber ist gleichbedeutend mit Verstehen! Ich vollziehe einen Akt, ich denke etwas heißt demnach ich verstehe, ich verständige mich mit mir selbst. Und damit an dieser Stelle nicht etwa jemand an Subjektivismus oder Relativismus, oder gar Solipsismus u. ä. denkt, mag noch einmal in diesem Zusammenhange wiederholt sein, was an anderer Stelle von der Verständigung gesagt ist. Ich verständige mich mit mir selbst bedeutet Bestimmung des Gehabten im Sinne eines Gegenstandsbereiches, der, wie wir oben darlegten, der nämliche für alle grundsätzlich muß werden können. Es muß grundsätzlich auf das schärfste festgehalten werden: Sinnhaftigkeit ist nicht nur vorgefundene psychische Tatsache, sondern notwendiges Definitionselement des Psychischen überhaupt! Sie ist Voraussetzung demnach für das Problem der Verständigung, ohne die Bedingung der grundsätzlichen Sinnhaftigkeit des Psychischen kein Problem des Verstehens!

Ich verständige mich mit mir selbst bedeutet in der Möglichkeit einer Methode die Forderung, daß ich mich muß mit jedem anderen verständigen können. Norm der Verständigung ist, wie wir sahen, der Sinn des Erlebten, und dieses bleibt als Tatsache immer Forderung, bleibt als Tatsache immer geforderte Tatsache und tatsächliche Forderung zugleich. Wir berühren den von uns dargelegten Zusammen-

Digitized by Google

hang von Prinzip und Tatsache, der hier ein Zusammenfallen ist, aber diesmal von einer anderen Seite herkommend. Hatten wir das Zusammenfallen anfangs vom Begriff eines Gegenstandes her verstanden, hatten wir es als Prinzip beleuchtet, das wir Tatsache nennen, so betrachten wir diesmal die Angelegenheit im Hinblick auf den Gedanken der Gemeinschaft. Die notwendige Beziehung des Erlebten auf die Gemeinschaft, d. h. das Verhältnis des Einzelichs zur Gesamtheit möglicher Individuen spiegelt sich in einer Beziehung wieder, die von verschiedenen Seiten zu beleuchten ist. Sie kehrt wieder, von welcher Richtung aus man die Angelegenheit auch ergreift. Sie erfaßt Tatsachen und ist doch prinzipieller Art, sie ist Tatsache aus Prinzip, aus einem Erkenntnisprinzip. In dieser Kennzeichnung steht also vor uns das Denken, das Psychische, das Wissen und in all den terminis auch die Verständigung, wie längst erwiesen. Es gilt, sich des Sachverhaltes nunmehr restlos zu vergewissern und aus ihm die notwendigen Konsequenzen zu ziehen.

Wir haben also vor uns eine Tatsache mit einer Forderung verbunden, die wir Verstehen nennen. Eine solche aber kann nie anfangen in der Zeit, d. h. sie kann nicht von einem Nullwerte her ansteigen, sie „ist", wo man von ihr spricht, in der ganzen umfänglichen Komplexion ihres Sachverhaltes, oder ist überhaupt nicht. Finge sie in der Zeit sozusagen aus dem Nichts an (tabula rasa), so müßte es möglich sein, daß sie grundsätzlich eine Forderung auch ohne Tatsächlichkeit sein könnte. Dieser Gedanke aber ist widerspruchsvoll, weil er eine Zerreißung einer Beziehung in sich trägt. Forderung sein, heißt immer Forderung für Tatsächliches, der Gedanke des Prinzips in seiner Funktion in die Zeit heißt Forderung. Die Beziehung auf Zeitliches ist demnach Definitionselement der Forderung, diese hörte auf Forderung zu sein, wollte man diese Beziehung zerreißen. Kraft dieser Beziehung als Definitionselement verbietet es sich grundsätzlich von selbst, vom Anfangen einer Forderung zu reden. Unerweislich bliebe das Recht eines Prinzipes der Erkenntnis, wollte man das durchzuführen versuchen. Die Sinnerfüllung des Aktes wäre keine Produktion, wie wir zur Kennzeichnung des Sachverhaltes sagen, sondern eine Addition. Sinnhaftigkeit aber ist, wie wir erkannten, Prinzip des Denkens, nicht ein irgendwie bestimmbares, größenwertiges Element des Gegenstandes, das man geben und nehmen kann. Produkt des Denkens, Ergebnis des Denkaktes kann nie eine Summe von Elementen sein, sondern eine Einheit, für die der Begriff der Größe — und der liegt letzten Endes auch da zu Grunde, wo wir von Anfang reden — nicht in Frage kommen kann, weil er selbst erst durch den Begriff des Psychischen „möglich" wird, weil es die Struktur des Psychischen ist, die ihm erst Sinn zu geben imstande ist.

Kann aber nun das Verstehen als geforderte Tatsache nicht anfangen in der Zeit, so kann es auch nicht aufhören, kann es auch nicht gänzlich, d. h. restlos zu Ende sein! So wie kein Nullwert der Verständigung anzusetzen möglich ist, so auch kein grundsätzlich unübersteigbarer Maximalwert. So wenig ein Zustand einsichtig erscheint, der absolutes psychisches Nichtverstehen bedeutet, „hinter" dem erst das Verstehen beginnt, so wenig kann man rechtmäßigerweise davon reden, daß man etwas restlos zu Ende verstanden habe. Es wäre das Verstehen eine Tatsache ohne Forderung, mit einem Abschluß also, über den, wenn er einmal erreicht ist, zu reden grundsätzlich keinen Sinn haben müßte. Es bedeutete letztlich die grundsätzliche Möglichkeit, eine Wissenschaft restlos zu beendigen.

Wir verstehen also nie zu Ende, in diesem Sinne gibt es ein dauerndes Mißverstehen, wir verstehen immer mit der Aufgabe, weiter zu verstehen, in dieser Forderung verstehen wir immer ungesättigt, und zwar ungesättigt nicht aus glücklichem Trieb oder Zufall, sondern aus Prinzip. Das Verstehen hört als prinzipielle Tatsache nicht auf, dauernd von uns neues Verstehen zu fordern, es ist grundsätzlich unabschließbar.

Für diesen so gesehenen Tatbestand des Verstehens als Tatsache mit dem Index des Prinzips haben wir ein Recht, einen besonderen terminus einzuführen, der aus letzten

Digitized by Google

Beziehungen her gerechtfertigt, den Sachverhalt ein für allemal kennzeichnet: Eine Tatsache als Forderung nennen wir Aufgabe. Alle Verständigung ist demnach aufgabenhafter Natur. Ich verständige mich mit mir selbst, ich denke etwas, ich weiß um Geltungsbestände, wie die Ausdrücke alle lauten mögen, sie besagen in dem einen Punkte dasselbe: Erleben, d. h. verstehen heißt allemal Aufgaben erleben, Aufgaben verstehen.

Aufgaben verstehen aber heißt einmal sie als Aufgaben haben mit der Forderung der Lösung, dann aber auch sie gleichzeitig als Lösung betrachten, die sie für vorhergegangene Aufgaben darstellen. Aufgabe und Lösung sind nur durch die Art der Betrachtung voneinander unterschieden. Was im Hinblick auf Zukünftiges Aufgabe genannt werden muß, wird mit Bezug auf Vergangenes zur Lösung. Die sachliche Struktur des Erlebnisses als Aufgabe oder Lösung ändert sich niemals, sie resultiert aus den nunmehr eingesehenen Zusammenhängen, die in letzten Prinzipien der Erkenntnis zu suchen sind und aus ihnen so hergeleitet werden, daß in solcher Herleitung der Zusammenhang der Motive einsichtig wird.

2.

Wir haben mit unseren bisherigen Ausführungen die Angelegenheit von einer Seite betrachtet, die es erweist, daß wir es im Tatbestand der Verständigung mit einem Phänomen zu tun haben, das nicht allein Tatsache ist wie eine Naturtatsache, sondern daß hier ein Sachverhalt vorliegt, der weit hinausgreift über das Empirische jeder anderen Tatsachen feststellenden Wissenschaft. Wohl gilt es auch im Verstehen Tatsachen festzustellen, zu ordnen und Zusammenhänge aufzuzeigen, doch damit ist es nicht getan. Man käme über ein „Magazin der Erfahrungsseelenkunde“[1]) nie hinaus, wollte man sich in der Registrierung solcher Tatsachen des Sichverständigens bescheiden. Es gilt in dem Problem der Verständigung nicht allein auf die empirische Feststellung, sondern aus Erwägungen grundsätzlicher Art gleichzeitig auch auf den Begriff der Empirie überhaupt einzugehen, und insofern dieses geschieht, umfaßt man den Komplex der Bedingungen der Aufgabe erst in seiner Gesamtheit.

I. Ist aber das einmal festgehalten, dann kann man auch von einer rationalisierenden Vergewaltigung des Psychischen nicht mehr reden. Wir wollen an dieser Stelle dem möglichen Einwurf, als könnte die Art Psychisches zu definieren, wie sie hier vorgenommen wird, dem Emotionalen des Denkens, dem Gefühlsmoment keine Würdigung zuteil werden lassen, einigen Raum geben. Wie könnte der vielfach erhobene Einwurf etwa lauten? Wenn man im „Denken von etwas“ das letzte Motiv erblickt, auf das Psychisches rekurrieren kann, dann haben Lust oder Unlust darin keinen Platz, sie sind ja lediglich Ichzustände, die eigener Art sind und mit dem Gedachten so wenig zu tun haben, wie sie eben von ihm unterschieden werden. Wie steht es nun damit?

Einmal ist der Ausdruck „denken“, bzw. „haben von etwas“ nicht gleichbedeutend mit dem intellektuellen Verstehen eines Sachverhaltes, sondern ganz allgemein Ausdruck des psychischen Tatbestandes, unter welchem sich alles Psychische fassen läßt, der also das emotionale Moment gleichfalls in sich begreift. Ich „habe“ auch gefühlsbetonte Erlebnisse und kann diese nur definieren, indem ich sie als psychische Gebilde in Zusammenhänge mit anderen Gebilden des Wissens bringe, d. h. verstehe. Ich muß sie, um sie theoretisch bewältigen zu können, in ein gemeinsames Prinzip fassen, und das kann nur eines sein, das auf das Psychische überhaupt geht. Ist aber nun das „Haben von etwas“ diese Grundrelation, so muß sie auch jene Erscheinungen der Trauer, der Freude, der Lust oder Unlust in sich begreifen können, muß ihnen inner-

[1]) Carl Philipp Moritz, Zeitschrift zur Erfahrungsseelenlehre, 1785—93.

Digitized by Google

halb der grundsätzlichen Struktur des Psychischen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir verständigen uns ja über Gefühle, Willensvorgänge, über Begehrungen, Strebungen und ähnliches, und wenn wir dies tun, so ist damit die Aufgabe gestellt, diese Gebilde innerhalb einer grundsätzlichen Stellungnahme ebenfalls zu begreifen. Hat man aber das Erlebnis in seiner Struktur als Grundlage dieser Erscheinungen einmal gefaßt, so folgt daraus die einheitliche Aufgabe, diese Struktur so „auszuwickeln", daß alle psychischen Erscheinungen, sofern sie nur psychisch sind, sich in Beziehungen darlegen lassen.

Nach den bisherigen Ausführungen kann nun kein Zweifel mehr bestehen, daß hier die methodische Absicht, das Verstehen als Erlebnis in seiner Gesamtfunktion zu zeigen, vorliegt. Folglich könnte man den Einwand höchstens noch so formulieren, daß man etwa sagt, diese emotionalen u. ä. Ichzustände seien eben rein subjektivistisch, rein individuell. Wenn das heißen soll, sie entzögen sich jeder bestimmbaren Gesetzlichkeit, so widerspricht das schon der Tatsache ihrer Feststellung. Aber weiterhin liegt ein Widerspruch in der Bezeichnung „individuell". Individuell ist alles Psychische, einzigartig und unwiederholbar einmalig, sowohl das rationale wie das emotionale Denken, wenn man diese Gegenüberstellung beliebt. Aber schließlich sind beide Weisen eben auch psychisch, das heißt fähig unter einem Gesichtspunkt betrachtet zu werden, und dieser Umstand schließt es schlechterdings aus, daß eine Theorie wie die dargelegte in der Lage sei, das große Gebiet dieser Gebilde zu übersehen oder zu unterdrücken.

Die Ichhaftigkeit des Gehabten im Erlebnis, recht charakterisiert, muß auch für die Gefühlsbetontheit den gebührenden Platz offenhalten können. Auch das emotional gefärbte Erleben muß sich in seiner Besonderung als Funktion des Psychischen und damit als Funktion des Verstehens so fassen lassen, daß es in jene Relationen eingeht, die überhaupt für das Psychische in Frage kommen. Es ist nun hier nicht die Aufgabe zu zeigen, wie das im einzelnen geschieht, wie die Relationen aussehen, kraft deren Gefühle usw. an etwas erlebt werden, wir wollten nur den immerhin nicht so fern liegenden Einwurf abwehren, als läge hier eine Vergewaltigung vor zugunsten eines vorgefaßten Dogmas vom Psychischen. Wenn die Einheitlichkeit des Prinzips eine Betrachtungsweise nach möglichen Varianten des Erlebens gestattet, dann ist jedem Übergriff, wie er vorhin angedeutet war, der Boden entzogen. Denn niemandem kann es noch einfallen, in der Relationierung solcher Erscheinungen am Erlebnisse, d. h. ihrer Bestimmung und Definition selbst noch eine Rationalisierung zu erblicken. Sie bleiben, was sie sind, nicht trotz ihrer Bestimmung in Beziehungen, sondern immer nur, sofern sie allseitig in Beziehungen dargelegt sind.

II. Wir bleiben, wenn wir nunmehr diesem neuen Aspekt des Zusammenhanges nähertreten, in genauer gradliniger Weiterführung unseres begonnenen Gedankenganges. Soll sich der Ansatz der Untersuchung bewähren, so muß er geeignet sein, allen Erscheinungen psychischer Art die gemeinsame Basis zu geben; es muß also aus dem prinzipiellen Sachverhalt herauszuschälen sein, welche Bewandtnis es im einzelnen mit Gefühl, Wille, Aufmerksamkeit u. ä. auf sich hat, und ferner muß sich zeigen lassen, wie diese Momente in der Verständigung — sie gehört, wie wir sahen, auch zum prinzipiellen Sachverhalt — wiederkehren und wiederkehren müssen, wenn die Angelegenheit zu Ende gedacht wird.

Es zeigt sich nunmehr, daß aus Anlaß unseres Einwurfes betreffend den Gedanken der Emotion die Aufgabe des Problems der Verständigung unter einen anderen Gesichtspunkt der Betrachtung gestellt wird. Der Gegenstand fordert das Ich, beide gehören zueinander. Gegenstand und Ich bestimmen einander, zwischen beiden Momenten liegt eine Korrelation vor, deren Terme voneinander in ihrer Zusammengehörigkeit unterschieden sind, und deren Einheit die unterschiedliche Betrachtung des Sachverhaltes von jedem Term aus nicht nur gestattet, sondern fordert.

Digitized by Google

Das bedeutet nunmehr die Aufgabe, die Ichhaftigkeit der Sachlage zu betrachten, ohne die Korrelation Ich-Gegenstand zu zerreißen; unsere Aufgabe dürfte damit sich in neuen Zusammenhängen zeigen und weitere definierende Motive gewinnen.

Welcher Art ist demnach die Ichhaftigkeit im Hinblick auf das Gehabte? Wie gestaltet sich das Problem der Verständigung in Ansehung des Ich, welches sich verständigt, welches denkt? Schärfer geredet, welche Struktur ist für das Ich gefordert in Anbetracht des Umstandes, daß es Definitionselement des Gegenstandes im Prinzip sein muß, wie wir oben zeigten? Welche neuen Bestimmungen erhält auf Grund dieser Einsichten das Problem der Verständigung? —

Die Fragestellung der letzten Form möchten wir doch noch um ein weniges hervorheben, damit der Zusammenhang des Ganzen klarer hervortrete. Es ist nicht bloße schematische Schablone, wenn wir in der Betrachtung der drei Terme der Grundrelation des Psychischen „ich denke etwas" nunmehr das Ich in seiner Struktur erläutern und von draußen her einfach Verhältnisse ansetzen, wie sie hier passend erscheinen. Äußerer Anlaß zur Wendung der Sachlage war uns die Ablehnung jeder Art von Rationalisierung, aber dieses negative Moment genügt nicht. Es muß sich aus dem bereits Gesagten die Struktur des Ich, wie sie im Gedanken des Gegenstandes selbst gefordert ist, auswickeln lassen, insofern sie schon drin liegt. Wir haben also nichts Neues, nichts Sachfremdes anzufügen, sondern das Gebäude nach einer anderen Richtung zu durchforschen; nur so ist die Einheit des Dargestellten ersichtlich, und zugleich die Einsicht vorbereitet, daß der ausgewickelte Sachverhalt so sein muß, wenn man bis an die letzten Voraussetzungen zurückgeht. Wir fragen also nicht nur, wie das Ich aussieht, sondern wie es aussehen muß, wenn es Gegenstandswissen „hat", und welche neuen Bestimmungen auf Grund dieser Forderungen dem Verstehen zugewiesen werden müssen.

III. Vergegenwärtigen wir uns einige empirische Sachverhalte. Es gibt viele Iche, jedes denkt anders, hat andere Erlebnisse, nicht zwei finden sich, deren „Erlebnisstrom" gleichartig verläuft. Das Ich ist einzigartige Einheit, die sich in keinem anderen Ich so wiederholt, daß man von Gleichheit restlos sprechen kann. X und Y denken „dasselbe" und denken „es" doch jeder auf eine andere Weise und doch sind beide eben Iche, d. h. es wiederholt sich in gewisser Weise dieselbe Gesetzlichkeit des „Habens von etwas", obwohl jedes Etwas anders gehabt wird. Zwischen den Ichen findet eine Verständigung statt über etwas, und dieses Etwas muß für jeden Mitunterredner grundsätzlich dasselbe sein. Der Umstand nun, daß man sich über diesen oder jenen Gegenstand, d. h. den „einigen" Gegenstand unterredet, verständigt, ist alles andere als nur ein empirischer Tatbestand, den man zufällig vorfindet. Er ist vielmehr Voraussetzung für die Möglichkeit der Verständigung, und als Voraussetzung ist er kein Problem der Psychologie, sondern gehört in den Bereich der Gegenständlichkeit.

Setzen wir den unmöglichen Fall zweier Iche, die in genau gleicher Weise ihre Denkprozesse „hätten" — die beiden Iche wären nicht unterscheidbar voneinander, sie brauchten sich nicht einmal zu verständigen, der eine wüßte um „dasselbe" in der gleichen Relationierung wie der andere. Die Verständigung müßte aufhören, ein Prinzip zu sein, denn es mangelte ihr als Prinzip die ausnahmslose Geltung für alle, die zu seinem Begriff gehört. Sie wäre bestenfalls eine äußerliche Zweckmäßigkeit, die manchmal notwendig, manchmal nicht nur entbehrlich, sondern überflüssig sei! Wohlgemerkt wir sprechen nicht davon, daß im täglichen Leben oder im Betriebe der Wissenschaft manchmal ein tatsächliches, aktualisiertes Verständigen unnötig wird, weil zwei Iche sich schon „so", das heißt wortlos verstehen; wir sprechen auch nicht davon, daß im Bereiche des Empirischen nun das Sichverständigen bis zum letzten Punkte und über jeden Gegenstand tatsächlich durchgeführt werden müßte, sondern daß es muß grundsätzlich durchführbar sein. Weder eine Art von Vorschrift

Digitized by Google

für die Menschheit ist gemeint, noch sind die Tatsachen des täglichen Lebens vergewaltigt. Wenn zwei Iche sich gelegentlich ohne Äußerung verständigen, so bildet die Wortlosigkeit keine Ausnahme des prinzipiellen Sachverhaltes, sondern vielmehr dessen Bestätigung, weil die Konstatierung der wortlosen Verständigung eben auch wieder der Notwendigkeit des Sichverständigenmüssens Rechnung trägt.

Ist aber Verständigung als ein tatsächliches Prinzip eingeschen — und daran kann nach dem Vorangegangenen gar kein Zweifel sein —, dann haben wir die Sachlage auch im Hinblick auf das Einzelich und seine Mehrzahl klar in der Hand.

Das Ich ist die Möglichkeit, Gegenstände zu „haben", die dieselben grundsätzlich müssen sein können, wer sie auch denken mag. Allen Ichen muß demnach gleiche Gesetzlichkeit der Struktur zugesprochen werden, wenn sie dieser Gegenstandsforderung gerecht werden sollen. Wenn alle Iche Gegenstände denken können, dann ist ihre Gleichheit in der Struktur gefordert. Gleichheit der Ichstruktur bedeutet noch nicht Gleichheit des Denkverlaufes bei allen Ichen, bedeutet noch nicht Gleichheit oder Einförmigkeit des psychischen Prozesses bei allen. Wenn eine Mehrzahl von Ichen vorhanden ist, die alle denselben Gegenstand denken können, so bedeutet dieser Umstand gleichzeitig, daß jeder denselben Gegenstand anders denkt. Die Funktion der Identität, die da bedeutet, daß jeder Gegenstand muß für jedes Ich grundsätzlich derselbe sein können, fordert es gleichzeitig, daß die vielen Iche ihn im tatsächlichen Verlaufe des Denkens jeweils in anderer Weise denken, daß sie mithin voneinander unbeschadet der gleichen Gesetzlichkeit, die sie besitzen, verschieden sind in der Weise denselben Gegenstand zu denken. Ja von gleicher Gesetzlichkeit der Ichstruktur bei allen ist überhaupt erst zu reden möglich im Hinblick auf die Verschiedenheit des Ablaufes der Denkprozesse beim einzelnen Ich.

Der Gedanke des Gegenstandes, der im Prinzip ein Ich als Tatsache fordert, fordert auch gleichzeitig damit die Vielzahl von Ichen. Wenn diese tatsächlich vorhanden sind, so sind sie im Charakter der prinzipiellen Tatsachen gleichartig und verschieden auf einmal. Als Prinzip unterliegen sie der Forderung der Gleichartigkeit, als Tatsache der der Einmaligkeit um des Gedankens der Einheit aller Iche im Prinzip willen. Es klingt paradox, wenn wir behaupten: Im Problem des Ichs, d. h. der Vielzahl von Ichen und dem Einzelich fallen Gleichheit und Verschiedenheit zusammen. Weil sie von gleicher Gesetzlichkeit sind, können sie sich verständigen, und weil jedes Ich einzigartig ist, müssen sie sich verständigen, ist Verständigung das geforderte Band der Einheit aller Iche und damit Prinzip der Gegenständlichkeit.

IV. Aber vielleicht erscheint dieser Gedankengang zu rasch, zu erzwungen, als daß er auf den ersten Blick einsichtig wäre. Es mag deshalb die Angelegenheit noch einmal angegangen sein. Wie steht augenblicklich unser Problem? Wir bemühen uns um die Struktur des Ich und stoßen einmal auf ihre Einzigkeit, dann auf ihre Vielzahl, und die aus diesem Sachverhalt sich ergebenden Beziehungen sind es, die wir theoretisch zu bewältigen haben.

Wenn Verständigung vorliegt, kann sie nur den gleichen Gegenstand zum Objekt haben. Gegenstand sein heißt ja geradezu Gegenstand möglicher Verständigung sein. Damit wird für den Gegenstand ein Seinsbestand gefordert, der trotz zeitlicher Beharrung Gestaltungsvariabilitäten zeigt, der gleich ist im Ungleichsein, der der gleiche bleibt, weil er verschieden gedacht wird, der schärfer geredet, in der Forderung der Gleichheit als Tatsache in zeitlichen Abfolgemomenten des Denkverlaufes verschiedene Gestaltungsformen aufweist, der kraft seiner verschiedenen Weise, die er im Denkprozesse im wahren Sinne des Wortes zeitigt, erst das Recht erwirbt, als der nämliche beharrlich zu bleiben. So wird es dem Gegenstande in Wahrheit gleichgültig, wer ihn denkt, und in welchem Zusammenhange ihn jemand denkt. Ja

Digitized by Google

in dieser Gleichgültigkeit gegen seine aktuelle, psychische Zusammenhangsbestimmtheit dokumentiert sich erst recht eigentlich sein gleichbleibender Gültigkeitsanspruch. Ist jedes Einzelich die Möglichkeit, alles zu denken, und liegt die Forderung des Gegenstandes vor, von allen gedacht zu werden, so bedeutet die im zeitlichen Ablauf erfolgende Erfüllung dieser Forderung den Tatbestand, daß eine Konstatierung des Denkens von einem bestimmten Gegenstande diesen bei verschiedenen Ichen in verschiedenen Zusammenhängen zeigt, ihn auf verschiedene Weise gedacht sein läßt, sobald man für eine Vielzahl von Ichen zum Zwecke der Konstatierung einen gemeinsamen erfahrungsmäßig angesetzten Zeitpunkt der Betrachtung einführt.

Der Gedanke des einen Gegenstandes, über den man sich als den gleichen verständigt, läßt sich überhaupt erst fassen, wenn seine zeitfreie Beharrung projiziert in die Zeit die Verschiedenartigkeit des Gedachtwerdens gleichzeitig bedeutet.

Wo von einem Ich die Rede ist, ist es Prinzip und Tatsache zugleich, wie des öfteren erwähnt, ist es tatsächliche Forderung. Wo es auftritt, muß es dieser Bedingung genügen, und das tut es, indem es Gleichartigkeit des Prinzips mit Verschiedenartigkeit des Gehalts zusammenfallen läßt.

Folgendermaßen möchten wir nunmehr die Angelegenheit formulieren: Das Ich ist Gegenstandsprinzip, als Tatsache gefordert. Vielheit der Iche bedeutet als Tatsache die gleiche logische Valenz wie das Ich schlechthin. Wenn viele Iche als Tatsachen auftreten, so heißt das, sie treten auf mit der Forderung, alles denken zu können. Erfüllt ist diese Forderung in der Idee, d. h. sie ist grundsätzlich in der Zeit unerfüllbar, sie ist ungesättigt in dem zeitlichen Ablauf der Denkprozesse. Die Gleichheit der Forderung der Iche fällt mit ihrem unvertauschbaren Unterschiedensein der Tatsache nach zusammen. Beide Momente sind im Ich zu einem dasselbe definierenden Sachverhalt vereint. So sind die Iche gleich und verschieden auf einmal, gleich in der Forderung, verschieden in zeitlicher Gestaltung gemäß ihrer geforderten Gleichheit.

Daraus ergibt sich nunmehr eine Sachlage, die die Redewendungen des Alltags von der Unüberbrückbarkeit der Iche von der Abgeschlossenheit des Subjekts, von dem schlechthin Subjektiven, das losgelöst von allem gedacht wird, und dessen Tiefe unergründlich ist, in einem ganz anderen Lichte erscheinen läßt, als man sie sonst zu sehen gewohnt ist. Das Ich ist einfach, unwiederholbar, es ist „für sich", d. h. isoliert von anderen Ichen durch jede Art von naturhafter Verbindung. Keine Kausalität wirkt zwischen den Ichen, sie sind fensterlos, das heißt jeder naturgesetzlichen Wirkung aufeinander entzogen, man kann in sie auch nicht so hineinsehen wie in ein Naturereignis, das man im Hineinsehen auf eine mathematische Formel bringt. Zwei Iche vertragen keine Summierung, der Gedanke der Addition von Gedachtem im Sinne eins Mehr läßt sich größenbestimmungshaft nicht an das Ich heranbringen. Hier hört grundsätzlich jedes Messen und Zählen auf. Wo das Ich und sein Verhältnis zu anderen grundsätzlich zur Erörterung steht, muß Messen und Zählen aufhören, weil gleichzeitig immer der Sinn des Messens und Wägens zur Erörterung steht, und der ist Verständigung.

Verständigung ist darum nie Geben und Nehmen. Es liegt, so könnte man sogar sagen, nicht einmal beides zusammen genommen vor. Im Dialog „gibt" der eine und „empfängt" zugleich. Der Lernende „vermehrt" seinen Wissensbestand, ohne daß man von einem Weniger des Lehrenden sprechen kann: docendo discimus. Dieser Umstand bedeutet die Fensterlosigkeit des Ich, um das bekannte Wort Leibnizens zu wiederholen.

Ist nun das Ich für sich isoliert? Ja und nein zugleich, es ist geschlossen, aber nicht abgeschlossen, es ist die Möglichkeit, alles auf seine eigene Weise, in seinem eigenen

Digitized by Google

Gestaltungsprozesse, in seinem eigenen Rhythmus zu denken. Es ist isoliert vom anderen Ich im Sinne der Unmöglichkeit, Verbindungen mit anderen Ichen einzugehen, die nach Art eines Naturgesetzes zu bestimmen sind. Es ist notwendig verbunden mit allen Ichen durch das geforderte Band der Verständigung, es definiert sich geradezu in dieser Forderung. Ich sein heißt sich verständigen wollen, Ich sein heißt der Funktion der Verständigung unterliegen, heißt Glied der Gemeinschaft Verstehender sein.

Wohl kann jemand sich anderen gegenüber verschließen, das heißt seine Gedanken verhüllen, mit Absicht zurückhalten und verbergen, aber sich nicht restlos lösen von der Gemeinschaft der Denkenden. Selbst der Einsiedler denkt Gegenständliches, und darin bleibt er der Gemeinschaft Verstehender verbunden, — auch im Gelübde des Schweigens. Sich selbst verstehen und andere verstehen, bedeutet immer wieder nichts anderes als das Gebundensein an die Gegenständlichkeit. Die Möglichkeit — wenn man will — die Freiheit alles denken, alles verstehen zu können, ist nur ein anderer Ausdruck für die Bindung des Ich an den Gegenstand. Die Menschen sind demnach nicht verschieden aus Zufall, sondern sie müssen verschieden sein, nicht weil sie zu verschiedener Zeit, an verschiedenen Orten geboren sind, weil sie das Produkt verschiedenartiger Umgebung sind, sondern sie müssen Gleiches denken und dieses verschieden denken, sofern sie überhaupt denken, d. h. Gegenstände denken. Sie müssen verschieden sein, müssen das eine so, das andere anders wissen, ein jeder auf seine Art, ein jeder in seiner geschlossenen Einheit, wenn sie sich verständigen. Und sie müssen sich gefordert tatsächlich verständigen, d. h. nie grundsätzlich verzichten können, sich gegenseitig zu verständigen. Jeder wahrt seine einzigartige Geschlossenheit — aber als Glied der sich verstehenden Gemeinschaft.

Die Menschen müssen nie aufhören gleich sein zu wollen, das heißt sich zu verständigen, und dürfen darum nie tatsächlich gleich sein.

Für diese Art der Kennzeichnung des Ich wird es notwendig, einen Terminus einzuführen, der jede Verwechselung mit naturhafter, größenbestimmter Gesetzlichkeit ausschließt, der die spezifische Eigenart der Ichstruktur meint und ein Abgleiten in Verhältnisse anderer Wissenschaften nach Möglichkeit ausschaltet. Wir nennen das Ich, wie es in seinem Beziehungsgefüge dargestellt wurde, monadisch, im Anklang an Leibniz und wiederholen noch einmal: Verständigung als tatsächliches Prinzip fordert die Vielheit der Iche als Monaden.

V. Nunmehr erscheint der Weg frei, das eigentümliche Gefüge bedingender Beziehungen, das im Ich gefordert ist, weiter zu untersuchen, ist die Möglichkeit gegeben, einsichtig zu machen, was es im einzelnen bedeute, daß das Ich als Bedingung der Gegenständlichkeit in so paradox anmutender Weise Gegensätzlichkeiten in seiner Bestimmung vereint, deren Inhalte sich scheinbar gegenseitig aufheben, und für die der Gedanke der Einheit auf den ersten Blick wiederspruchsvoll erscheint.

Prinzip soll das Ich sein, Tatsache auch, Konstanz soll es garantieren, Variabilität der Gestaltung fordert es zugleich. Viele Iche sind gefordert und vorhanden, sie sind gleich und sich nicht einmal ähnlich, man kann sie empirisch in gewissem Sinne zählen, und doch bilden zwei Iche nie eine Summe, doch kann jedes Ich alles denken.

Welche eigentümliche Ordnung liegt demnach in der Monade vor? Prinzipielle Kapazität stellt das Ich dar und ist doch wieder Aufgabe, das heißt gestaltungsfähig. Wie ist dieser Sachverhalt in einem zu umspannen? Welche Funktion gibt der Angelegenheit die Klärung, welche Funktion macht mit anderen Worten das Zusammenfallen aller dieser Gegensätzlichkeiten „möglich“?

Wir greifen zur weiteren Analyse hier zurück auf die Erörterungen, die wir aus Anlaß der Disjunktion Objektivität-Subjektivität gemacht haben und vergegenwärtigen uns noch einmal besonders die Ergebnisse, die wir für den Begriff der Disjunktion

Digitized by Google

und seinen logischen Ort festlegten. Wir hatten guten Grund, den Begriff der Disjunktion als methodisches Prinzip der Erkenntnis abzulehnen, und zwar in dem Sinne, daß die Berufung auf ihn kein Recht gibt, ein Problem überhaupt zu verneinen. Wir sahen, daß nur im Hinblick auf einen gedachten Sachverhalt die ausschließende Stellungnahme eines Ich im Sinne der einen oder der anderen Gegensätzlichkeit erfolgen kann. Diese disjunktive Situation als mögliche Bejahung und Verneinung ist erlebbar in der Forderung überwunden zu werden. Ihre erlebte Konstatierung ist eben Aufgabe, sie äußert sich in einem „Entweder-Oder", in einem „Sowohl-Als auch", in einer Zurückhaltung des Urteils als Zweifel, aber immer in der Forderung, sie zu überwinden, sich darüber weiter zu verständigen, d. h. selbst Irrtümer zu begehen und Abwege zu beschreiten. Auch im Irrtum liegt logisch genommen der gleiche Sachverhalt vor. Die mögliche Konstatierung des Irrtums ist gefordert in der Aufgabenstruktur des Psychischen, gefordert im Prinzip der Verständigung.

Ist das Ich die Möglichkeit alles zu denken, so ist es auch die Möglichkeit des Gegensätzlichen, des Zweifels, des Irrtums, der Bejahung und Verneinung. Und damit wird es die Bedingung der Verständigung mit sich selbst und mit anderen. Darum können Zweifel, Irrtum u. ä. nicht endgültige Prinzipien darstellen, die rechtmäßig letzte Valenz haben, sie haben ihr Recht nicht im allgemeinen Gegenstandsbegriff, sondern nur, sofern der Gegenstand als gedachter betrachtet wird.

Es mag zwischendurch bemerkt sein, daß aus diesem Grunde für die Psychologie als Wissenschaft der Gedanke des Irrtums und der Täuschung der Versuchsperson ausgeschlossen werden muß, weil die Psychologie das Erlebnis mit der Beziehung auf mögliche Methoden der Wissenschaften usw. betrachtet, um selbst Methode sein zu können. Die Einführung der in Rede stehenden Begriffe ist erst dann möglich, sofern man keine Psychologie treibt, sondern sofern man im Sinne eines bestimmten Geltungszusammenhanges forscht. Daß sich der Psychologe als Forscher wie jeder Forscher irren kann, ist selbstverständlich, nicht aber gilt das von Versuchspersonen des Psychologen. Die psychologische Aussage einer Versuchsperson ist hinsichtlich ihres Wertes für die Gesetzlichkeit des Psychischen grundsätzlich irrtumsfrei, insofern aus ihr die Forderung der Möglichkeit des Irrtums für jede Objektivierungsphase gegenständlicher Art erst resultiert.

Welche Funktion erwirkt nun sozusagen im wissenden Ich diese Neutralisierung, das Zusammenfallen alles Gegensätzlichen? Kraft welcher Ordnung wird dieser monadische Sachverhalt widerspruchsfrei?

Die Antwort kann nicht mehr zweifelhaft sein nach allem, was vorangegangen ist, das Einheitsmotiv dieses seltsam aussehenden Sachverhaltes ist immerfort gestreift worden, es ist auch gar nicht möglich, es in der Darstellung so zu unterdrücken, daß es ganz aus dem Verborgenen auftaucht. Es kommt deshalb, wie wir kaum zu wiederholen brauchen, auch nicht plötzlich von irgendwo her und zufällig hinzu. Es kann auch hier kein glücklicher Zufall sein, daß wir in der Lage sind, es aufzuzeigen, oder daß es in der Lage ist, den Sachverhalt zu bewältigen.

Die Angelegenheit liegt anders: Wo man einen Sachverhalt erörtert, der wie unser in Rede stehender auf letzte Prinzipien der Erkenntnis überhaupt zurückgeht, da handelt es sich um ein Beziehungsgefüge, dessen Fäden einer ohne den anderen nicht das bedeuten, was sie zu beanspruchen haben. Die Folge einer Darstellung darf sich dieser Einsicht nicht entziehen, ohne Gefahr zu laufen, etwas herzuleiten, was nicht herleitbar ist. Deshalb bedeutet die nunmehrige Einführung des Ordnungsbegriffes der Zeit keine Erweiterung oder unnötige Verschiebung des Problems der Verständigung, sondern eine in der Sache selbst angelegte, durch alle Stadien dieser Darstellung längst vorbereitete Aufgabe, die nunmehr in Angriff genommen werden muß.

Mit diesem zu behandelnden Motiv rundet sich aber noch in weiterer Beziehung unsere Aufgabe. Wir hatten die Darstellung vom Begriff des Gegenstandes aus be-

Digitized by Google

gonnen, haben im Anschluß daran die Monadizität des Ich erörtert und stoßen nun auf den dritten Term der Grundrelation des Verstehens, wie sie sich in dem „ich denke etwas" zeigt. Das Denken als psychischer Vorgang, das Wissen und Verstehen in seinem zeitlichen Ablauf bleibt uns noch zur Untersuchung übrig.

Dabei wird zu zeigen sein, wie das Motiv der Zeit sich in den Sachverhalt der Monadizität fügt und geeignet ist, jene Ordnung der Monade zu verbürgen, die wir für sie fordern mußten, als wir vom Zusammenfallen von Prinzip und Tatsache, vom Zugleichseinmüssen von Konstanz und Variabilität, von Einheit und Vielheit, von Beharrung und Wechsel und ähnlichem Gegensätzlichen sprachen.

VI. Das Ich ist Tatsache, es wird konstatiert und im Konstatieren von solchen Tatsachen gestaltet es sich selbst fortwährend von neuem, erfüllt es in dieser Konstatierung die Forderung der Denkbarkeit.

Mit diesem Prozeß ist es Funktion der Zeit.

Zum Ich gehört auf irgendeine, noch zu bestimmende Weise die Zeit, zum Denken auch. Das Ich ist sozusagen in der Zeit, sein Denken beansprucht Zeit. Ein beiden in Rede stehenden Momenten gemeinsames Motiv finden wir in der Zeit und haben zu erwägen, ob etwa hier ein Punkt gefunden ist, geeignet die Sachlage ins Reine zu bringen, ob m. a. W. der Begriff der Zeit die Rolle zu erfüllen vermag, die ihm nach den bisherigen Ausführungen zugemutet wird.

Das mag auf den ersten Blick fraglich erscheinen, es mag deshalb ratsam sein, sich noch einmal den Sachverhalt in seiner jetzigen Konstellation genau zu vergegenwärtigen, um das Problem scharf formulieren zu können.

Gesucht wird, daran kann kein Zweifel mehr sein, nach einem Ordnungsmotiv für die monadische Struktur des Psychischen, dieses soll die einheitstiftende Funktion übernehmen, welche angesichts eines eigentümlich schillernden Sachverhalts im Ich gefordert erscheint. Im Begriff des Ich einen sich, wie wir sahen, notwendig so heterogene Momente als zu ihm gehörig, daß ihre zusammenfassende Bewältigung in einer übergreifenden Ordnungsbeziehung geleistet sein muß, wenn ihre Herausarbeitung überhaupt einen Sinn beansprucht.

Sollte diese Rolle der Zeit zugedacht werden können, — so möchte man vermuten — dann muß die Art und Weise, wie sie das vollbringt, aufgezeigt werden, das Recht dieser Leistung nachgewiesen werden.

Damit wäre aber nur ein Teil der Sachlage erledigt. Eine zweite Leistung gesellt sich hinzu, gefordert aus anderen Zusammenhängen heraus. Der Ablauf des Denkens in seinem Prozeßcharakter hinsichtlich seiner Gliederungs- und Entfaltungsfähigkeit, kurz in seinem ganzen Bau, dessen Zugehörigkeit zur monadischen Struktur in dem „Haben von etwas" beschlossen liegt, ist seiner spezifischen Ordnung nach aufzuzeigen. Diese Ordnung muß garantiert sein durch eine Funktion, die die mannigfachen Erlebnisinhalte in ihrer Qualität als Erlebnisse untereinander in Beziehung setzt, die die diskreten Momente der Verständigung als Akte in ihrer Kontinuität begreift. Auch hier muß der Gedanke erwogen werden, wie das Motiv der Zeit eingeht in den Sachverhalt des Erlebnisses, zum mindesten muß gezeigt sein, ob eine Negierung des Zeitmotives hier ohne Vergewaltigung des Ganzen gewagt werden kann.

Scheinbar nebeneinander und gänzlich verschiedenartig sind die beiden zu klärenden Angelegenheiten. Es handelt sich um die Möglichkeit der Neutralität des Ich in bezug auf die Einheit aller Gegensätze, mit Bezug auf eine „coincidentia oppositorum", dann aber zugleich um das Prinzip der Erlebnisstruktur, zwei Aufgaben, die in ihrer spezifischen Ordnung jede für sich zu begreifen sind, und die, soll das Ganze sich bewähren, in ihrer scheinbaren Indifferenz zueinander zu einem einheitlichen Sachverhalt verschmolzen werden müssen.

Digitized by Google

Ist der Zeitbegriff, wie man in heuristischem Ansatz vermuten könnte, geeignet, diese theoretisch zu stellende Forderung zu bewältigen, dann wäre unsere Situation gerechtfertigt und der Zusammenklang aller Motive erreicht.

VII. Aber noch ein weiterer Gedanke hätte damit Klarheit gewonnen und Definitionsmomente erhalten. Tatsache ist Psychisches und Prinzip zugleich. Wie bestimmt sich nun der Begriff dieser Tatsache, so muß gefragt werden. Welcher Art ist seine Schattierung gegenüber jeder Art von Tatsachen, wie man das Wort in gewöhnlichem Sinne gebraucht. Wenn etwas tatsächlich vorliegt, dann ist es nicht nur gedacht, es ist auch gewesen! Auch das Denken betrachten heißt die Art feststellen, auf welche es gewesen ist, mindestens in dem Sinne der Abgrenzung gegenüber einer Tatsache aus der Natur. Ob aber im Falle des Denkens als Tatsache dieser Sinn des Gewesenseins derselbe ist wie im Falle des Naturereignisses, wird zu prüfen sein, und davon hängt jene Schattierung des Begriffs der Tatsache ab, die wir für die Verständigung als zuständig schon erwähnten. Auch hier drängt sich das Problem der Zeit unaufhaltsam hervor und fordert sein Recht. Vielleicht ist die nunmehr zu dreifachem Gewebe verschlungene Aufgabe durch den zu analysierenden Zeitbegriff so zu umspannen, daß im Resultat mit den oben erwähnten Fragen auch gleichzeitig die Frage nach der Struktur der psychischen Tatsächlichkeit sich beantwortet und miterledigt.

Unsere drei Fragen lauten also:

Wie ist das Ich als coincidentia oppositorum in der Funktion der Zeit möglich?

Welche Bedeutung kommt der Ordnung der Zeit für die Struktur des Erlebnisses zu?

Wie definiert sich im Hinblick auf die Funktion der Zeit das Psychische als Tatsache?

3.

I. Alles Erleben vollzieht sich in der Zeit, wir verständigen uns und brauchen dazu Zeit, sie vergeht darüber und vergeht dabei langsamer und schneller, es wird uns die Zeit lang oder kurz, sie reicht nicht aus, kurz: sie ist in vielfältigen Redewendungen mit dem Ich so verbunden, daß man stutzig werden muß. Ist sie ein Existierendes ohne das Ich und sein Erleben? Ist sie so etwas wie ein „modus cogitandi"? Was sollten aber andererseits unsere Uhren als Zeitmesser mit dem modus cogitandi zu tun haben?

Diese und verwandte Fragen drängen sich hervor und haben alle eine einzige, gemeinsame Tendenz: sie zielen ab auf die Art der Verbindung der Zeit mit dem Ich, bzw. dessen Erleben, und zwar zunächst derjenigen Zeit, die man meint, wenn man von ihrem „gleichmäßigen Flusse" spricht.

Folgendermaßen ist man landläufigen Anschauungen gemäß gewöhnt, die Zeit zu betrachten: Sie läuft gleichmäßig, und zwar selbständig, sie ist schlechthin und dauert „aequabiliter fluens" (Newton). In ihr befindet sich die Welt, in ihr läuft das Geschehen ab wie in einem Behälter ohne Grenzen, wenn man will. Es ist bei solcher Anschauungsweise sehr leicht der Punkt erreicht, wo man dann den Schritt macht, von der Zeit zu sprechen, die leer für sich nun einmal da ist und sozusagen absolut gesetzt ist. „Mutari nequit fluxus temporis" (Newton). Dadurch bekäme sie das Recht eines Dinges und wäre, wie der technische Ausdruck lautet, hypostasiert. In solcher Bestimmtheit hätte man den Begriff glücklich aus seinen Zusammenhängen herausgeschnitten. Seine hypostasierte Pseudobestimmtheit wird zur okkulten Qualität, zum Abweg.

Nun wird niemand der Naturwissenschaft etwa vorschreiben wollen, daß sie von einer gleichmäßig dahinfließenden Zeit keinen Gebrauch machen solle, sie wird weiter Zeiten messen und sich nicht zu kümmern brauchen um das Recht dieses Zeitbegriffes, sie nimmt ihn, wo sie ihn braucht, und wie sie ihn braucht. Sie braucht ihn aber „rein", d. h. unerfüllt, wenn man will, leer. Der Grad ihrer Exaktheit besteht ja gerade in

Digitized by Google

dieser Besonderung des Zeitbegriffes. Für sie ist die Zeit lediglich Richtungskonstante, der es gleichgültig ist, was in ihr vorhanden ist und geschieht.

Was bedeutet nun diese Gleichgültigkeit der Zeit selbst gegenüber ihrem Zeitinhalt? Wie verhalten sich mit anderen Worten Zeit und Zeitliches zueinander? Wir sehen schon aus diesen Fragen, daß eine Beziehung zur Debatte kommen muß, soll die Hypostasierung der absoluten Zeit vermieden werden können. Der Stetigkeit des fluxus purus (Liebmann), der sogenannten objektiven Zeit steht nun gegenüber die subjektive Zeit, die erlebte Zeit, die Zeit, die mir bewußt werden kann, in der manchmal die Stunden kurz werden, und die in engster Beziehung zum Inhalt des Erlebten steht, die nicht übereinstimmt mit den genau gleich gesetzten Zeitabschnitten, wie sie von der Uhr angezeigt werden.

Objektive und subjektive Zeit! Wieder eine Disjunktion mit dem bereits erörterten Begriffspaar, das wir in unserem Problem zu vermeiden haben, wie wir oben zeigten.

Auch hier kann die Angelegenheit auf keinen Fall mit dem Hinweis auf die nun einmal unabänderlichen Unterschiede erledigt sein. Schon ein äußerliches Moment verbietet das, abgesehen von den allgemeintheoretischen Bedenken, die wir nicht zu wiederholen brauchen.

Objektive Zeit und subjektive Zeit sind, ohne daß ihre unter gewissen Gesichtspunkten gerechtfertigten Unterschiede verwischt zu werden brauchen, schließlich doch beide Zeit, sie müssen beide miteinander etwas zu tun haben. Eben sahen wir, daß für den Gedanken der objektiven, „reinen" Zeit ausschlaggegebend ist die Loslösung vom Erlebnisse, bei der subjektiven Zeit handelt es sich aber geradezu um eine Bindung an das Erlebnis. Loslösung und Bindung stellen beide ein Verhältnis dar, hier ein solches zum Erlebnis. Kann ich dieses Verhältnis, diese Relation definieren, dann muß daraus hervorgehen, mit welchem Recht ich von reiner und erfüllter Zeit reden kann. Rein ist die Zeit nur immer in der Beziehung „rein von etwas", das Gleiche gilt für das Erfülltsein der Zeit. Die Merkmale „rein" und „erfüllt" von der Zeit ausgesagt erhalten ihre notwendige Relationsnatur beide in gleicher Weise: Die Zeit ist rein vom Erlebnisinhalt, ist erfüllt von ihm. Für die Überwindung der Disjunktion objektive Zeit — subjektive Zeit kommt daher allemal eine Relation in Frage. Welcher Art ist sie angesichts ihrer objektiven und subjektiven „Seite"? Wie kann sich die sogenannte reine Zeit, also die Zeit des Naturwissenschaftlers gewissermaßen loslösen von dem Subjektiven? Welche Definitionselemente müssen in der Situation gesucht werden, damit beiden Umständen genügt werden kann und eine einheitliche Sachlage entsteht?

Wie muß mit anderen Worten der Zeitbegriff zu definieren sein angesichts seiner möglichen Objektivität und seiner offenkundigen Subjektivität?

II. Fugit irreparabile tempus, sie vergeht, sie wird Vergangenheit, und sie kommt auf uns zu, sie hat eine Zukunft. Zwischen Vergangenheit und Zukunft scheinen wir selbst zu stehen, zu beharren. Vergangenheit — Gegenwart und Zukunft heißen die Gliederungsmomente der Zeit, keines der drei ist sinnvoll denkbar ohne die beiden anderen, und wiederum sind alle drei in jedem einzelnen „vorhanden": ich rede ja auch von einer vergangenen Zukunft und von einer Zukunft in der Vergangenheit. Wie liegen die Dinge hier?

Sicher ist, daß alles Vergangene auf eine Gegenwart verweist, nur für eine Gegenwart vergangen ist; und ebenso sicher ist, daß die Zukunft nur Zukunft ist für eine Gegenwart, von einer Gegenwart aus gesehen. So prägt sich der Gedanke des Nacheinander in jenen drei Gliederungsmomenten eindeutig derart aus, daß diese sich in Beziehungen zum Jetzt, zur Gegenwart definieren. Man müßte demnach über Vergangenheit und Zukunft etwas ausmachen können, wenn man das Jetzt der Gegenwart in seiner Struktur untersucht. Welche Bedeutung kommt aber dem Jetzt in unserem Zusammenhang zu, so wird zunächst zu fragen sein?

Digitized by Google

Denkt man zur Beantwortung dieser Frage an die Zeit der Uhr, so muß man erklären, daß das Jetzt einen Trennungsstrich zwischen Vergangenheit und Zukunft darstellt, eine punktuelle Grenze zwischen zwei Zeiten bildet. Das Jetzt übernimmt danach die Aufgabe, Vergangenheit und Zukunft zu unterscheiden, und dadurch wird es selbst zeitlich indifferent, d. h. es kann nicht in demselben Sinne eine Zeit sein, wie es augenscheinlich Vergangenheit und Zukunft sind. Danach „gäbe" es nur zwei Zeiten, die durch ein gesetztes zeitfremdes Gebilde, das wir Gegenwart nennen, voneinander geschieden wären. In konsequentem Weiterschreiten der Gedanken kommt man hier zu einer Sachlage, deren Einsichtigkeit erhebliche Schwierigkeiten bereitet! Zu ihrer Überwindung mag die Angelegenheit nunmehr von einer anderen Seite angegangen sein.

Wir besinnen uns auf das Jetzt des Erlebnisses und fragen sozusagen nach dem erlebten „Trennungsstrich" als Gegenwart — wenn der sonderbar klingende Ausdruck erlaubt ist — also nach der erlebten punktuellen Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft. Doch da stockt man mit der Antwort und findet, daß sie nicht nur zweifelhaft erscheint, sondern auch, daß die Bilder punktuell, Scheidewand, Grenze angesichts des eigentümlichen Sachverhaltes geradezu versagen.

„Jetzt" schreibe ich, erlebe ich da den „Trennungsstrich"? Ist die Scheidegrenze zwischen Vergangenheit und Zukunft ein Moment? Wie lange dauert dieser erlebte Augenblick als Grenzpunkt? Dauert er überhaupt? Ist er in Zahlen ausdrückbar? Ist also die Gegenwart sozusagen der Nullpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft, also weder das eine noch das andere? Wieder stoßen wir auf eine Disjunktion! Bestimmt sich also die erlebte Gegenwart darin, daß sie weder Vergangenheit noch Zukunft ist, oder positiv gewendet, daß sie sowohl das eine wie auch das andere vielleicht muß sein können?

Die Verdächtigkeit der Disjunktion überrascht uns an dieser Stelle nicht mehr, ja sie zeigt uns einen Ausblick, der eine bejahende Antwort im Hinblick auf das Ich als coincidentia oppositorum nahe legt und ein charakteristisches Schlaglicht wirft auf unsere Fragestellung am Schlusse des vergangenen Kapitels.

Was ist's also mit dem psychischen Jetzt?

III. Für den Gedanken der gleichmäßig fließenden, inhaltsgleichgültigen Zeit kommt hinsichtlich der Unterscheidung Vergangenheit—Zukunft keine gegenwärtige Zwischenzeit in Frage. Mit dieser Feststellung soll jedoch über die Berechtigung der Auffassung der Zeit als fluxus purus kein Urteil gefällt sein, noch viel weniger der Naturwissenschaft, die diesen Zeitbegriff benutzt, ein Vorwurf gemacht sein. Aber andererseits ist man nicht in der Lage, für das Erlebnis eine Gegenwart momentan als ihren Zeitwert in Ansatz zu bringen.

Im Erlebnis ist die Gegenwart nicht Schranke, nicht gesetzte Trennung, sondern vielmehr selbst zeithaft, sie ist sogar unter Umständen durch Messung zu bestimmen: In der erlebten Gegenwart vergeht Zeit. Machen wir uns das an einem Beispiel klar: Jetzt höre ich einen Vortrag, ich habe das Erlebnis des Vortrages, sein Hören und Verstehen ist mir erlebte Gegenwart: jetzt höre ich ihn, obwohl er vielleicht eine halbe Stunde dauert, er ist zu Ende, wenn ich ihn gehört habe, wenn ich ihn — so kann man ebenfalls sagen — als einen gehörten „habe". Im Hören wird er zum Gehörten, zur Vergangenheit! Die unter Umständen gemessene halbe Stunde wird für mich zum Jetzt des erlebten Vortrages. Dieser bedeutet für mich sozusagen eine halbstündige Gegenwart. Prinzipiell gleichartig liegt die Angelegenheit, ob ich nun einen kurzen Blitz erlebe oder etwa einen Satz spreche. Erlebte Gegenwart ist uhrzeitmäßig gesprochen allemal eine Zeitstrecke, sie findet ihren Anfang und ihr Ende durch mich, der ich ein Erlebnis verstehe, der ich eine Aufgabe bis zur Lösung bringe. Ich erlebe etwas heißt demnach soviel wie ich habe gegenwärtig eine Aufgabe, und indem ich sie verstehe,

Digitized by Google

vergegenwärtige ich mir ihren Sinngehalt mit allen Beziehungen, die zu ihm gehören. Diese Vergegenwärtigung vollziehe ich, obschon darüber meßbar festzustellende Zeit vergeht, sie bleibt deshalb noch immer eine Vergegenwärtigung.

Welches ist nun das Verhältnis dieser Vergegenwärtigung zu Vergangenheit und Zukunft? Wie kommt angesichts dieser Sachlage Einheit in die Gliederungsmomente der Zeit? Wir deuteten es schon an: es ist die erlebte Aufgabe, deren Begriff diese Beziehungen umspannt. Aufgabe als Forderung im Erlebnis enthält die Einbeziehung der Zukunft in ihre Gegenwart, sie ist als gewußte gehabt, verstanden, d. h. Vergangenheit geworden. Das Haben des Erlebnisses wird gleichzeitig zum Gehabthaben. Wir „haben" einen Gegenstand im Erleben, im Verstehen, und wenn wir ihn verstehen, dann „haben" wir ihn als gehabten. Im Vergegenwärtigen vereinigen sich Haben und Gehabthaben, fallen Gegenwart und Vergangenheit zusammen. Ich verstehe den Gegenstand immer als gehabten, wenn ich ihn erleben will. Das bedeutet, daß in sein Verständnis das Gehabte miteingeht, daß das Verstehen als Vergegenwärtigung das Einswerden mit dem Gehabten bedeutet, kurz daß das Verstehen des einen Gegenstandes immer erfolgt im Hinblick auf alles bisher Verstandene. Daher versteht ihn jeder anders, weil ihn jeder in seiner Gehabtheit hat, weil diese Vergangenheit des Gehabten monadisch ist.

Nichts ist zu vergegenwärtigen, was nicht Gegenwart wird mit Bezug auf Gehabtes; ähnlich liegt die Angelegenheit mit der Zukunft. Was objektiv genommen folgt, das wird im Erleben Gegenwart, obwohl es objektiv genommen wieder vergangen ist.

Die erlebte Gegenwart ist Gleichzeitigkeit des Vergangenen mit dem Zukünftigen im Ich.

Auf diese Weise erst erfüllt sich die vom Begriff des Gegenstandes her geforderte Denkbarkeit als Prinzip in einer Tatsache: Sie ist als „Denkbarkeit von allem" in objektiver Folge bei kontinuierlicher Gleichzeitigkeit notwendig und nur so möglich, soll sie als Prinzip, das Tatsache heißt, einen Sinn erhalten.

IV. Es muß jedoch die Sachlage noch im einzelnen zur Klärung weitergetrieben werden. Das Erlebnis als Prinzip nannten wir Forderung, hinsichtlich dieser Natur sprachen wir vom Erlebten als Aufgabe, wie erinnerlich. Diese kennzeichnet es als grundsätzlich zukunftsgerichtet, als vorläufig erledigt. Das Erlebnis als psychisches Jetzt ist mein Erlebnis, ist also auch in dieser Hinsicht als Besitz gekennzeichnet. Dieser Umstand verwehrt den Ausschluß der Beziehung auf die Vergangenheit. Mein Erlebnis sein, heißt es „haben" und das Konstatieren des „Haben" zugleich! Die Feststellung des Habens eines Erlebnisses bedeutet daher ein „Haben" vom „Haben"; vollziehe ich diese Feststellung, dann ist das Haben allemal gehabt, dann wird es genau genommen, ein Wissen vom Wissen. Das Wissen ist gewußt, es ist ein Wissen um gehabtes Wissen. Gerade darin kennzeichnet es sich als Wissen, daß es als solches grundsätzlich von mir gewußt wird. Um jedes Wissen weiß ich als meinen Besitz, ich weiß weiterhin um das Wissen dieses gewußten Besitzes, kurz die Relation Wissen gestaltet sich zu der eigentümlichen Reihe: ich weiß — ich weiß, daß ich weiß — ich weiß zu wissen, daß ich weiß — usw.

Welche charakteristische Färbung der Sachlage prägt sich in dieser Reihe aus? Nun eine für das Ich konstitutive Bedingung, die wir oben bereits fanden: Wissen ist Besitz und Besitzergreifung auf einmal. Insofern der Besitz ein Resultat der Besitzergreifung ist, muß diese ihm vorausgehen, ist der Besitz ein späteres. Besitz und Besitzergreifung werden beide vergangenheits- und gegenwartsbezogen. Fallen beide Momente im Wissen und der mit ihm geforderten Reihe: ich weiß — ich weiß, daß ich weiß — usw. zusammen, so ergibt sich eine Gleichzeitigkeit, die Vergangenheit und Gegenwart umspannt, ja sie zusammenfallen läßt.

Digitized by Google

Wissen um das Wissen ist der Ausdruck dieser eigentümlichen Zeitwertigkeit des Psychischen, die die objektive Folge von Sukzedierendem mit Vergangenheit des Erlebten und Zukunft des zu Erlebenden eint.

Für diesen Sachverhalt wird kraft seiner besonderen Relationsstruktur hinsichtlich des Ordnungsmotives der Zeit ein besonderer Terminus notwendig.

Wir sprechen vom Begriffe der Präsenz.

Das Ich ist präsenziell, sofern es diese Gleichzeitigkeit von Vergangenem und Zukünftigem im Jetzt dokumentiert, das Erlebte ist präsenziell, sofern es eingeht in den Sachverhalt, der die Momente des zu Habenden mit dem Gehabten vereint. Die psychische Tatsache unterliegt einem besonderen Bedingungsverhältnis gegenüber der Norm der Zeit. Im Hinblick auf diese besondere Norm der Zeit als Präsenz erkennen wir das Ich als Prinzip. Mit Bezug auf diese präsenziellen Verhältnisse erfüllt es als Gegenstandsprinzip die Bedingung der Kontinuität. So wird das Verstehen zur Projektion in die Zeitnorm der Präsenz. Etwas ist verstanden, wenn es in die Einheit des Gehabten eingegliedert ist, es ist geradezu gemäß der Vergangenheit verstanden.

Jeder versteht, sagt man, nach seinem Niveau, versteht mit Bezug auf alles dasjenige, was er weiß, was er bereits gelernt hat, und die bekannte Feststellung will sagen, daß das Verstandene im Hinblick auf das bereits Gewußte geordnet wird. Auch wenn äußerlich an dem Worte der Sprache etwa gemessen, die Ausdrücke für den Tatbestand des Verstehens bei verschiedenen Subjekten gleich gewählt werden, bleibt die Relationierung des Verstandenen bei jedem Ich individuell, monadisch; sie muß es bleiben, weil sie unter Projektion in die Präsenz erfolgt, weil sie zur Einheit des Vergangenem mit dem Zukünftigen muß werden können.

So erweist sich das Recht der Berufung auf eine Autorität, so fordert sich aus dem Gedanken der Präsenz die Rücksicht auf die Eigenart des Verstehenden, d. h. auf seine Monadizität.

In der Präsenz gestaltet das Ich seine Erlebnisse, es versteht sie in dieser eigenartigen Gleichzeitigkeit. Die präsenzielle Einheit des psychischen Jetzt im Erlebnisse gibt dem erlebten Gegenstande seinen monadischen Eigenwert, wir sagen, er wird vom Ich produziert. Das Verstehen kann daher kein Nehmen sein, es führt vielmehr zu einem Sachverhalt, der präsenziell gemessen werden muß. Es muß erfolgen im Hinblick auf Gehabtes und zu Habendes, sofern man nun diese Beziehungen meint, bedeutet es Produktion. Fällt mir also angesichts einer Aufgabe etwas ein, so bedeutet das nicht eine Indifferenz gegenüber dieser Aufgabe, nicht einen Zufall, für den ich die sogenannte Assoziation verantwortlich machen kann. Der Zufall dieses Einfalls wird vielmehr zur Notwendigkeit gemäß meiner mir eigenen psychischen Gegenwart, die zukunftsgerichtet meine Vergangenheit umfaßt. Das sogenannte Gesetz der Assoziation vollzieht sich nach der Art, wie ich die Aufgabe verstehe, nach mir, nach meiner präsenziellen Monadizität, nicht aber bestimmt es sich nach äußeren Ähnlichkeits- oder Konstrast- usw. Merkmalen. Es muß sich auf diese Weise vollziehen, weil es kein psychisches Gesetz ist, weil es kein Prinzip ist, sondern eine rein empirische Feststellung. Präsenz aber und mit ihr Produktion und Verständigung stellen ein Prinzip dar, wie wir zeigten, kraft dieser Würde bewältigen sie die Tatsachen einerseits ohne andererseits ihren eigenen Tatsachencharakter zu verlieren.

Ist das aber einmal eingesehen, d. h. ist Präsenz als die Zeitnorm des Psychischen und damit der Verständigung erkannt, dann braucht man kein besonderes Vermögen des Ich mehr, um das Gedächtnis zu definieren. Das Ich hat nicht glücklicherweise ein Gedächtnis, sondern es ist Gedächtnis, man muß mit Bezug auf das Ich unter gewisser Aufgabenstellung vom Gedächtnis reden können. Ein Ich ohne Gedächtnis ist unmöglich. Sofern es um Gewußtes weiß, spricht man vom Gedächtnis in der Betrachtung des eigentümlichen Zusammenfallens von Gegen-

Digitized by Google

wart und Vergangenheit im Erlebnis. „Nam sentire se sensisse, meminisse est" (Hobbes)[1]).

Wissen um Gewußtes als solches heißt Gedächtnis. Es ist eine notwendige Betrachtungsart des Psychischen in Ansehung des Vergangenen. Erleben sondert wohl Früheres und Späteres, aber es bedeutet auch gleichzeitig es in dieser Unterscheidung simultan setzen.

V. Wie hängen aber nun im Gedanken der Präsenz, d. i. der psychischen Zeitnorm diejenigen Motive zusammen, die von Zeitabschnitten sprechen, die von der Messung der Zeit handeln, die sich lösen aus der Zeitgestaltung? Wie ist mit anderen Worten eine gewisse Unabhängigkeit der Zeit möglich, wie sie uns im täglichen Verkehr geläufig geworden ist? Wie ist genauer gefragt der Zeitbegriff der Natur möglich?

Liebmann[2]) erklärt einmal: „Die Zeitlinie erscheint ... gleichsam als bewegliche Tangente an unserem mit sich selbst identisch bleibenden Ich." Wie ist das zu verstehen? Hat es überhaupt einen Sinn, von einem Berührungspunkt der Zeit am Ich zu reden? Warum nur ein Berührungspunkt? Auf welche Weise erfolgt die Lösung der Tangente vom Ich?

Zunächst möchten wir darauf hinweisen, daß lediglich ein Bild vorliegt, dessen Bedeutung in der Symbolisierung von theoretischen Beziehungen liegt. Nach diesen aber suchen wir und entnehmen aus dem Diktum Liebmanns einmal die Unmöglichkeit restloser Trennung objektiver von subjektiver Zeit, positiv gewendet die unausweichliche Beziehung der Zeit zum Ich, die nie aufgehoben werden kann.

Das Ich zeigt die Zeitnorm der Präsenz, in seiner zeitlichen Bestimmtheit gestaltet es sich präsenziell. Das ist die Leistung der Funktion der Präsenz, daß sie explizit den zeitbestimmten Charakter des Ich meint. Es handelt sich hier also um einen weiteren Betrachtungspunkt desselben Sachverhaltes: Die Monade in ihrer zeitlichen Valenz betrachtet wird zur Präsenz.

Die Koinzidenz der Gegensätze in ihr ist möglich durch eine präsenzielle Zeitnorm, die Kontinuität des Erlebten garantiert und dessen Diskretion ermöglicht[3]). So ist Präsenz das Ich in zeitlicher Beleuchtung und daher Prinzip wie dieses, Tatsache zugleich. Daher kommt ihr der Charakter der Ubiquität zu für alle Gegenstandsformen, daher ist Präsenz das notwendige Korrelat der Gegenständlichkeit. Das will sagen, daß die Grundrelation der gesamten Theorie der Geltung, die man historisch als das Verhältnis von Denken und Sein bezeichnet, die wir meinten, als wir von Gegenstand und Erlebnis sprachen, nunmehr sich unter zeitlicher Färbung als Beziehung zwischen Gegenstand und Präsenz darstellt. So wie die Abwandlung dieser Relation in alle Gebiete der Gegenstandsformen gefordert ist, so ist sie gleichermaßen gefordert hinsichtlich der Klärung des Begriffes der Zeit. Präsenz ist nicht empirischer Zeitablauf. Präsenz ist auch keine meßbare Zeit, es handelt sich hier, das muß immer wieder hervorgehoben werden, nicht nur um das Empirische. Präsenz ist Bedingung der Empirie, Präsenz definiert den Begriff des Empirischen, ist Voraussetzung für die Meßbarkeit überhaupt.

In dieser Funktion ist sie Tatsache zugleich und für alle Gegenstandsbezirke von abzuwandelnder Valenz. Die Denkbarkeit von allem heißt mit Bezug auf die Zeit die Ubiquität der Präsenz. Wo ein Gegenstandsbereich vorliegt, gegeben ist, muß das präsenzielle Verhältnis seiner Geltung grundsätzlich angebbar sein. Diese restlos durchgeführte Aufgabe träfe das System möglicher Objekte der Verständigung, das System der Geltung. Die präsenziellen Beziehungsvarianten der ein-

[1]) Vgl. dazu Hönigswald, Hobbes und die Staatsphilosophie, München 1924, Reinhardt, besonders das Kapitel Psychologie.

[2]) O. Liebmann, Analysis der Wirklichkeit, Straßburg 1911, S. 90.

[3]) Vgl. dazu meine Schrift: Konzentration bei Blinden, eine psychologisch-pädagogische Studie. Leipzig 1925, Akademische Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

zelnen Gegenstandsbezirke wären dann Bürgen der besonderen Art des Wahrheitsanspruches, den die einzelnen Gegenstandsformen erheben.

Diese Ubiquität der Zeit als Korrelat des Gegenstandes, als Präsenz verstanden, muß erst einmal eingesehen werden, bevor man an die Untersuchung ihrer Rolle für einzelne Bezirke der Gegenständlichkeit gehen kann.

Präsenzzeit ist Generalbedingung des Gegenstandes. Zeit als Folge aber tritt als Prinzip am Gegenstande der Erfahrung in die Erscheinung.

Die Art der Gesetzlichkeit der Erfahrung ist es, die uns den Begriff der meßbaren Zeit als reine Folge so in den Vordergrund gerückt hat, daß die Zeit als Ordnung sich fast restlos löste vom Ich (vgl. das Bild Liebmanns von der Tangente), und daß man dahin neigte, in der Besinnung auf den gleichmäßigen Fluß der Zeit Halt zu machen, während in Wahrheit nichts weiter vorliegt als eine notwendige besondere Betrachtungsweise einer allgemeinen Voraussetzung. Die Zeit als gleichmäßiger Fluß ist konstitutive Bedingung der Gesetzlichkeit der Erfahrung, nicht aber darf sie erweitert werden zum alleinigen methodischen Prinzip des Gegenstandes überhaupt. Wenn wir Zeitstrecken messen, so ist ihre Kontinuität Voraussetzung und garantiert im Begriffe der Präsenz. Der Gedanke der absoluten Zeit setzt genau genommen an die Stelle der prinzipiellen Ubiquität einer Systembedingung, nämlich des Erlebnisses die Ubiquität der Meßbarkeit, sich selbst also an Stelle seiner Voraussetzung.

In die Theorie der Erfahrung geht wie in jedem Gegenstandsbezirk eine Beziehung zur Präsenz als konstitutiv ein, deren Definition die Messung von Zeitstrecken ermöglicht. Erfahrung als Gesetzlichkeit ist allemal präsenziell mitbestimmt. Diese Ubiquität der Präsenz ergibt ihren Charakter als Prinzip. Als Tatsache wird sie möglicher Gegenstand der Erfahrung, unterliegt sie den Bedingungen der Erfahrung selbst und wird auf diese Weise gleichzeitig zu einer erfahrungsbestimmten Präsenz. Mit anderen Worten: Präsenz ist Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung und Gegenstand der Erfahrung zugleich, und zwar um das noch einmal zu wiederholen um des Zusammenfallens von Prinzip und Tatsache willen.

VI. Wie ist das aber möglich? Das soll heißen: wie ist es möglich, daß das Ich als präsenzielle Einheit, Gleichzeitigkeit und Ganzheit nicht nur Bedingung der Erfahrung, sondern auch Gegenstand derselben muß werden können. Wie ist mit anderen Worten die extensive Ordnung dieses Sachverhaltes möglich? Wie kann das Ich als Präsenz extensiv bestimmbar werden und das muß es sein, wenn es Gegenstand der Erfahrung wird?

Die Antwort mag gegeben sein mit dem Hinweis auf ein großes Problem, das hier einsetzt. Was Gegenstand der Erfahrung ist, ist räumlich und zeitlich bestimmbar. Diese Bestimmbarkeit ergibt den Charakter des Physischen. Gegenstand der Erfahrung als präsenzielle Einheit ist das Ich, sofern es grundsätzlich psycho-physische Einheit ist. Die Körperlichkeit des Ich erscheint nun mehr nicht als ein Zufall, sondern ist als eine Forderung eingesehen, die aus dem Zusammenfallen von Prinzip und Tatsache resultiert, und derzufolge grundsätzliche Lokalisierbarkeit des Psychischen in diskreten Angaben möglich werden muß. Das ergibt keinen psychophysischen Parallelismus, noch weniger ein kausal-mechanisches Verhältnis, sondern dieser Umstand erweist das Recht, Zeitstelle und Raumwertigkeit für das Psychische in erfahrungsmäßiger Gesetzlichkeit zu suchen, ohne diese naturhafte Gesetzlichkeit für die Struktur des Psychischen, d. h. für das Produzierte, verantwortlich zu machen. Wenn also ein Erlebnis vorliegt, so ergibt sich auf Grund seines Tatsachencharakters aus dem prinzipiellen Sachverhalt heraus, die Zeitstelle des Ereignisses, damit die Bindung an einen naturhaften Vorgang.

Digitized by Google

Monadizität bzw. Präsenz und naturhaftes Geschehen als Einheit gebunden nennen wir Organismus. Ein Naturobjekt erhält diese Einheit, wird also Organismus, indem es nicht nur ein Körper wie jeder andere ist, sondern indem es immer als jemandes Körper, also in einem besonderen Possessivverhältnis die Bedingungen der Präsenz erfüllt, d. h. indem es durch eine konstitutive Beziehung auf die Gleichzeitigkeit definiert ist. An die Stelle einer Mechanik des Psychischen tritt hier eine geforderte Relation, die die μετάβασις der psychologischen Naturwissenschaft ein für allemal unmöglich macht, ohne die Zusammengehörigkeit zwischen Psychologie und Physiologie anzutasten.

VII. Unsere oben gestellten Fragen nach der Rolle der Zeit für das Problem des Ich und seines Erlebnisses sind nunmehr beantwortet:

Die Funktion der Präsenz löst den scheinbaren Widerspruch der Koinzidenz aller Gegensätze, weil sie Folge mit Ganzheit vereint, weil sie System in der Dialektik garantiert.

Präsenz muß daher zur Gleichzeitigkeit der Vergegenwärtigung im Erlebnis werden und sich als Tatsache auch der Ordnungshaftigkeit der Naturtatsachen unterwerfen. So wird notwendig der Raum zu einer besonderen Form der Gleichzeitigkeit als Funktion der Präsenz, so erhält der Begriff des Organismus als Definitionselement eine besondere Beziehung auf die Gegenwart, auf eine Gleichzeitigkeit, kraft deren man von seinem besonderen „Bestand" in seiner Leistung zu sprechen berechtigt ist.

VIII. Einen Ausblick wollen wir noch anschließen über die Sachlage, die sich ergibt, wenn man an das Problem der Sprache denkt. Nach dem Gesagten wird ohne weiteres einsichtig, daß die Sprache mehr sein muß als ein Vehikel der Verständigung, daß sie vielmehr nur definierbar wird unter Zugrundelegung jener Gesetzlichkeiten, die überhaupt für das Verstehen in Frage kommen. Die Verständigung bedient sich der Sprache nicht so, als könnte sie sich auch eines anderen Mittels bedienen, sondern die Gegebenheit der Sprache wird das notwendige Korrelat des Prinzips der Verständigung als Tatsache. Alle Definitionselemente der Verständigung müssen daher grundsätzlich in einer Philosophie der Sprache wieder aufzeigbar sein! Das mag im folgenden kurz angedeutet sein:

Produziert ist jeder Ausdruck im Hinblick auf seinen Gegenstandswert und seine Ichhaftigkeit. Monadischen Charakter trägt das Sprechen, sofern man von seinem Stil, seiner Originalität redet. Sinngebundenheit der Sprache als inextensives, produziertes Merkmal muß sich mit extensiven Bestimmungsfaktoren in der Sprache vereinigen. Keine mosaikartige Zusammensetzung kommt hier in Frage, sondern die Sprache ist wie das Erlebnis Sinnganzheit in möglicher Folge, psychische Simultaneität in zeitlicher Sukzession. So wird das Wort zur Zusammenhangsbestimmtheit, zum Relationsträger in artikulierbarer, physiologisch meßbarer Diskretion. Die Funktion der Präsenz garantiert für das Sprechen die zur Verständigung notwendige Gegenwart. Im Verstehen addieren wir nicht Wortgrößen zueinander, sondern wir produzieren sprunghaft, bald zurückbleibend hinter der Wortfolge, bald dem Gedankengefüge des Sprechers weit vorauseilend die Zusammenhänge in präsenzieller Ordnung.

Die Bedeutungsstruktur des Psychischen schließt endlich die absolute Sinnlosigkeit von Sprachelementen, d. h. von Worten oder Wortrudimenten aus. Es kann grundsätzlich kein Lautgebilde geben, das, sofern es als Wort, bzw. als worthaft angesehen wird, nicht als relativ sinnlos, mindestens als sinnbereit muß betrachtet werden können. Man wird an das „Unaussprechliche" denken. Aber auch das Unsagbare kann nichts schlechthin Unbestimmbares sein, es muß zum mindesten die Forderung seiner Bestimmbarkeit in sich schließen. Das Ich als die Möglichkeit alles zu verstehen ist auch die Bedingung alles auszusprechen, die grundsätzliche Bedingung in dem Sinne, wie wir es oben erörterten: Die Mangelhaftigkeit des eigenen Ausdrucks darf nie mit der Unzulänglichkeit der Sprache überhaupt verwechselt

Digitized by Google

werden[1]). Der Aufgabencharakter des Erlebnisses klärt das Problem der Adäquatheit des Ausdruckes. Für jeden Ausdruck muß demnach der Gedanke der Adäquatheit zur Forderung, nie zur bloßen Tatsache schlechthin werden.

Von der Sprache über das Verstehen zur Theorie pädagogischen Verhaltens zu schreiten, bedeutet eine weitere „Auswicklung" unserer Zusammenhänge. Alle Motive der Entwickelung des Ich, der Gedanke des Unterrichts und der Erziehung, des Verhältnisses beider Begriffe, werden immer nur zu begreifen sein in den Beziehungen, die in der Grundrelation Gegenstand-Präsenz begründet sind; ihre Abwandlung nach allen Bereichen bedeutet das System der Pädagogik, sofern der Gegenstand als ein zu wissender betrachtet wird.

Denkt man an die Norm ethischen Geltungsanspruches, dann wird es klar, daß der Weg zur Definition der Persönlichkeit nur im Hinblick auf die monadischen Verhältnisse der Gegenstandsgebundenheit des Ich in der Gemeinschaft zu beschreiten ist.

Ein überaus wichtiger Sachverhalt war es, den wir im Problem des Verstehens erkannten. In alle Zweige der Philosophie hineinführend, der Psychologie im besonderen Sinn und Einheit gebend wird das Verstehen zum Angelpunkt der Theorie möglicher Geltung, wird es zum Fundament der Sprache und der Pädagogik, zugleich zum Schlüssel für die Gestaltung der Persönlichkeit.

Erweist sich so unser Problem als systematisch vielgestaltige Frucht der Forschung, so eröffnet es ebenso neue und unabsehbare Möglichkeiten für die theoretische Durchdringung aller philosophischen Einzeldisziplinen.

---

[1]) Kant, Reflexionen zur Kritik der reinen Vernunft. Aus Kants handschriftlichen Aufzeichnungen. Herausgegeben von Benno Erdmann, Leipzig 1884, Nr. 35.

Digitized by Google

Digitized by Google

Charakterologie und Ethik

Von EMIL UTITZ (Halle a. S.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Jede reine Wissenschaft weist auf einen doppelten Ursprung; auf ihre logisch-systematische Grundlegung und auf die psychologische Genese, an deren Anfang meist deutlich praktische Bedürfnisse stehen. In besonders hohem Maße gilt dies von der Charakterologie. Ist doch — wenn auch bescheidene — Menschenkenntnis eine der Voraussetzungen vergesellschafteten Lebens. Diese Menschenkunde fällt sicherlich nicht zusammen mit charakterologischen Einsichten; sie sind ja von ganz anderen Zielen her gesteuert. Aber sehr bald wird doch ein Schatz von charakterologischem Wissen erobert. Es dient der Orientierung angesichts der Anforderungen des Lebens. Und dieser Orientierung hilft vorzüglich einfache ethische Abstempelung. Denn man will weniger erkunden, wie einer ist, als wessen man sich von ihm zu versehen hat. Er ist tapfer oder feige, offen oder hinterlistig, treu oder unzuverlässig, vorsichtig oder tollkühn, gemütlich oder bösartig. Das charakterologische Zustandekommen dieser Eigenschaften — das bei der gleichen sehr verschieden sein kann — interessiert nicht so sehr; man begnügt sich gemeinhin mit der ethischen Etikettierung, weil sich in ihr und durch sie Tauglichkeit oder Untauglichkeit für bestimmte Aufgaben klar aussprechen. Daher mustert man unter dem Bezugssystem intellektueller oder ethischer Wertsetzungen, die je nach Umständen variieren, die aber darin übereinstimmen, daß sie sich gar nicht auf die Eigengesetzlichkeit eines individuellen Charakters richten, sondern vielmehr auf gewisse Eigenschaften, die verschiedenen Leistungen positiv oder negativ zugeordnet sind. Diesen Eigenschaften kommt nun, soweit sie ins charakterologische Gebiet fallen, meist eine ethische Färbung oder Tönung zu. Sie haftet fast untilgbar an ihnen. Auch bei den üblichen Unterhaltungen über Mitmenschen dominiert selten unverfälschtes charakterologisches Interesse; meist herrscht das Streben, handliche ethische Werturteile zu gewinnen. Selbst wo echtes charakterologisches Bemühen sich regt, werden ihm häufig ethische Fragestellungen unterschoben, ohne streng zu prüfen, ob jene denn hinreichen, einen Charakter in seiner Tiefe und Fülle aufzuschließen. Es könnte ja so sein, oder es könnte für gewisse Fälle gelten; daß die Ethik gleichsam den Leitfaden für die Charakterologie liefern müsse, ist jedenfalls — von ihr aus gesehen — vorgängig ein unbewiesenes Vorurteil. Seine Stärke dankt es der Überzeugung, das Ethos eines Charakters sei sein eigentlicher Wert. Doch diese ethische Wertbezogenheit ist für die Charakterologie nicht entscheidend. Das charakterologisch Bedeutsame muß vielleicht nicht ethisch wichtig sein. Eine annähernd vollständige charakterologische Analyse kann möglicherweise ethisch unbestimmt bleiben; und es bedarf erst spezifisch ethischer Einstellung, um die sittlichen Werte zu entdecken. Wie dem auch immer sei; es taucht die Gefahr einer einseitig ethisch determinierten Charakterologie auf; eine Gefahr, die nur gebannt wird, wenn die Charakterologie sich auf ihre autonomen Aufgaben besinnt. Ist ihre Grundlegung vollzogen, erfüllt sich erst die Frage mit Sinn, wie sich Charakterologie und Ethik zueinander verhalten. (Vgl. meine 1925 erschienene „Charakterologie".)

Nun ist die enge sprachliche Vereinigung von charakterologischen Befunden mit ethischen Wertbetonungen — ganz unabhängig von ihrer Berechtigung im Einzelfall — gewiß keine überraschende Laune des Zufalls. Denn nicht in einzelnen seelischen Akten, sondern eben in charakterologischen Dispositionen, Eigenschaften, Strukturen und Richtungsachsen verankert sich das Ethos einer Persönlichkeit. Es war ein

Digitized by Google

Irrtum, etwa den Willen allein für das Ethische haftbar zu machen. Gilt es doch festzustellen, welcher Gesinnung, welchen Motiven dieser Willensstrahl entquillt. Damit graben wir uns bereits in den Charakter ein. Andererseits würde die Gesinnung allein nicht genügen, wenn sie passiv bliebe, wenn sie zu keiner Tat sich aufraffte. Der Charakter muß demnach so beschaffen sein, daß er Taten wirkt. Aber dieses Tun braucht keine Willenshandlung zu sein; vielleicht eignet ihm die Form unabweislichen Dranges, der gleich einem „Instinkt" hervorbricht. Das bloße So-sein besagt nichts über ethische Dignität; und alle einzelnen seelischen Momente sind ethisch unbestimmt. Angesichts der einzelnen Lüge frage ich doch, warum der Betreffende gelogen hat? Und diese Warumfrage zwingt mich weit über das einzelne Aktgefüge hinauszugehen. Nur auf diesem Wege — der mir den charakterologischen Sinn der Lüge erschließt — gelange ich zu einem begründeten ethischen Urteil; oder anders ausgedrückt: zu den Strukturen, die das eigentliche ethische Material darbieten. Es war lediglich ein psychologisches Vorurteil, anzunehmen, die Ethik habe es mit einzelnen Gefühlen, Affekten usw. zu tun. In Wahrheit handelt es sich ihr um die ethische Bedeutung hoch komplizierter Befunde. Gerade ihre Kompliziertheit veranlaßte mit die Volkssprache, eben jene ethischen Bedeutungen als Zeichen zu wählen; denn sie sind praktisch unmißverständliche Wertakzente, mit denen sich leicht und relativ sicher operieren läßt. Stellen wir etwa fest, ein Mensch sei „neidisch", dürfen wir nicht vergessen, daß damit primär nur eine ethische Beurteilung vollzogen ist. Keineswegs haben wir aber das Recht vorauszusetzen, jenem „Neide" müsse nun ein einzelner seelischer Akt korrespondieren, beziehungsweise eine einzelne charakterologische Disposition oder Eigenschaft. Vielleicht baut sich dieser Sachverhalt auf dem Zusammenwirken ganz verschiedener Momente auf, eben auf der Gesetzlichkeit eines Charakters, wie er wurde durch Anlage und Schicksal. Die scheinbar einfache Eigenschaft ließe sich dann nur verstehen als die Gesamtheit des Charakters, gesehen unter einem bestimmten Gesichtspunkt. Ihre Ausprägung wäre nicht nur bedingt durch das Vorhandensein gewisser Anlagen, sondern nicht minder durch das Fehlen oder den Mangel an anderen. Des unleugbaren Vorteils, daß die ethischen Bezeichnungen auf charakterologische Ganzheiten hinweisen, gehen wir verlustig, wenn wir ihnen — verleitet durch die Einfachheit der Sprache — einfache seelische oder charakterologische Sachverhalte zu unterlegen trachten. Vergangenheit und Gegenwart sind reich an abschreckenden Beispielen. Die ethische Eigenschaft ist eine Aufgabe für die Charakterologie; keineswegs ist mit ihrer Entdeckung die charakterologische Arbeit beendet. Darum ist auch die charakterologische Definition des Neides oder der Feigheit eine ganz andere als die ethische. Wegen des bereits erwähnten Überwiegens praktischer und ethischer Interessen in der gewöhnlichen Wirklichkeit wird häufig der Zugang zu den echt charakterologischen Problemen erschwert: man begnügt sich mit glatten Urteilsformeln. Gewiß sagen sie indirekt etwas über den Charakter aus. Es ist charakterologisch sicherlich nicht gleichgültig, wenn ich weiß, der eine sei neidisch, der andere eitel usw. Aber dieses Wissen wird erst zum Ausgangspunkt eigentlich charakterologischer Analyse und Synthese. Sie helfen wieder der Ethik. Denn differentiertere ethische Beurteilung wird nur möglich, wenn der fragliche Charakter wirklich verstanden ist.

Gerade diese positiven Zusammenhänge zwischen Ethik und Charakterologie — obgleich ebenfalls oft verkannt — liegen so offenkundig, daß es unnütz erscheint, sie näher zu erörtern. Dringender ist es nachdrücklich zu mahnen, daß die Ethik historisch und sachlich eine der Hauptgefahren für die Charakterologie darstellt. Auch daran haben wir bereits erinnert. Trotzdem können wir es immer wieder beobachten, wie bestimmte ethische Idealbildungen bewußt oder unbewußt auf die Charakterologie abfärben, wie sie der Charakterologie ihre Standpunkte unterschieben und so Schuld tragen an vielen ihrer Einseitigkeiten und Entgleisungen. Schätzt eine Zeit das

Digitized by Google

Rationale besonders hoch als den eigentlichen personalen Wert, finden wir, daß der Charakter vorwiegend rational angelegt wird, fast kristallinisch durchsichtig. Erfreut sich aber das Irrationale betonter Beliebtheit, treffen wir es bald in der Zeichnung der Charaktere an. Ihr klarer Umriß lockert sich, das Malerische siegt, dunkle Hintergründe tauchen gespenstisch und geheimnisvoll auf, Triebe und Affekte brechen hervor, und das Rationale wird bisweilen nur zu einer kraftlosen Überlagerung jener eigentlich wirkenden Gewalten. Es handelt sich hierbei um mehr als bloße „Moden". Wir dürfen diese Erscheinungen eher mit den Kunststilen vergleichen, die ihre Nahrung tief aus den geistigen Wurzeln ihrer Zeit schöpfen. Und es sind Einstellungen, die für bestimmte Erscheinungen den Blick schärfen, ja sie überhaupt erst zur Schauung bringen. Aber zugleich sind sie mit Blindheit geschlagen für alle Momente, die jenseits dieser Einstellungen liegen oder geeignet wären, ihnen zu widersprechen. Es ist selbstverständlich, daß auf so schmaler Grundlage errichtete Theorien — ohne strenge Bewußtheit ihres Geltungskreises — nur Illustrationen des jeweiligen Standpunktes werden können, niemals aber in ihrer Vielheit die einheitliche wissenschaftliche Charakterologie ersetzen können, der nicht das Recht zukommt, aus offenen oder versteckten ethischen Gründen bestimmte Möglichkeiten abzuweisen und andere zu überhellen. Doch treffen scheinbar diese Bedenken nur eine von der Ethik abhängige Charakterologie, sofern die Ethik selbst standpunktlich verengt ist. Sprengt aber die Ethik diese sie einzwängenden Fesseln, lösen sich jene Schwierigkeiten. Die prinzipielle Schwierigkeit wird auf diesem Wege niemals überwunden: auch einer vollkommenen Ethik gegenüber muß die Charakterologie ihre Autonomie wahren, will sie nicht von Anfang an ihre ganze Problematik verfälschen.

Die bekannte Lehre vom „Grundcharakter" ist — wenn ich sie richtig deute — das eindruckvollste Beispiel, wie zersetzend der Einbruch ethischer Forderungen in charakterologisches Gebiet wird. Ich wüßte nicht, wie jene Lehre immer wieder aufgestellt werden könnte, wenn nicht ethische Interessen sie tragen würden. Entkleiden wir sie einmal aller philosophischen Umbrämung und Interpretation, ergibt sich letztlich ein sehr einfacher Tatbestand; nämlich der Vergleich zwischen dem, was ein Mensch ist, und dem, was er auf Grund seiner Anlagen hätte werden können, falls er sie voll und ganz ausgewertet hätte. Der „wirkliche" Charakter nähert sich diesem „idealen" nur an; er schwebt ihm eben als Ideal, als Aufgabe vor, als ein von ihm aus Sein-sollendes, zu Realisierendes. Vergrößert sich die Distanz, kann die Schuld bei unglückseligen Lebensumständen liegen, bei der Person selbst oder auch in einer verhängnisvollen Kombination beider. Der „wirkliche" Charakter gleicht dann einer Verfälschung oder Verzerrung, einer Verkümmerung oder Pervertierung des „Grundcharakters." In die Konzeption dieses Grundcharakters werden ungeprüft ethische Forderungen übernommen, ungeprüft jedenfalls unter dem Gesichtspunkt der Charakterologie, bisweilen sogar unter dem der Ethik. Wird etwa verkündet, daß niemand ein Recht habe, Begabungen ungenützt verfaulen zu lassen oder wüst zu vergeuden, muß doch gesagt werden, daß die Charakterologie gewiß nicht legitimiert ist, derartige Rechtsansprüche anzumelden. Ein solches Recht steht allein der Ethik zu. Nehmen wir aber den Fall, jene Begabung dränge zu einem Verbrechertum großen Stils, um nur sehr flüchtig überaus komplizierte Sachverhalte zu skizzieren; da wird die Ethik den Rechtsanspruch zweifellos zurückziehen, im Gegenteil verlangen, daß der Betreffende alles aufbietet, um gegen solche katastrophale Begabung anzukämpfen, selbst auf Kosten einer Neurose. Ist nun diese „Flucht in die Krankheit" — wobei sie in diesem Falle sogar ein ethisches Plus darstellen kann gegenüber der freien Hingabe an die spezifische Begabung — auch nur eine Abweichung von dem Grundcharakter, oder offenbart sich dieser gerade darin, daß er jenen Tendenzen nicht nachgibt, den Kampf mit ihnen aufnimmt, allerdings nur mit einem traurigen Kompromiß die Stätte des Kampfes verläßt? Oder: einer opfert seine hohe musikalische Begabung, um in

Digitized by Google

angestrengtester Berufsarbeit Frau und Kinder zu ernähren, und nur in freien Feststunden des Lebens strömt er seine Musikalität aus. Es bleibt eine gewisse Sehnsucht, bloß so selten jener Neigung gehorchen zu dürfen. Ist dieser empirische Charakter auch nur eine Trübung des eigentlichen Grundcharakters, eine Abzweigung von seiner geraden Bahn? Sicherlich, unter günstigeren Lebensbedingungen hätte der Betreffende sich anders entwickelt. Wobei nicht besonders erwähnt zu werden braucht, daß „günstig" hier allein vom Standpunkt des Betreffenden aus angesehen werden muß. Darnach wäre also der Grundcharakter nichts anderes als jener Charakter, der sich als Ergebnis optimaler Bedingungen herausstellen würde. Damit ist aber schon eine irrlichternde Äquivokation in den Begriff des Grundcharakters verpflanzt. Einmal erscheint er als eine durch bestimmte Anlagen aufgegebene Möglichkeit, als ein Ziel, das es tunlichst zu verwirklichen gilt. Das anderemal aber als der „wirkliche" Charakter, wie er sich unter exquisit günstigen Bedingungen entwickelte. Man konstruiert dann den Lebenslauf, der die gewünschten Möglichkeiten am besten realisiert und unerwünschte unterdrückt. Aber warum soll dieses „Leben," das die Ethik — sagen wir sogar: evident — vorzieht, nun auch charakterologisch irgendeinen Vorsprung haben gegenüber anderen Lebensläufen? In dieser Fassung ist demnach der Grundcharakter kein autonom charakterologischer Begriff, sondern ein ethischer, pädagogischer, eugenischer usw.; der Bezug auf die Charakterologie fehlt dabei natürlich nicht. Sage ich einem: Du sollst auf Grund deiner Anlagen dies oder jenes erreichen, das ist deine Pflicht! so hat eine derartige Aussage nur Sinn, weun echtes charakterologisches Wissen sie fundiert. Da zeigt sich erneut die positive Beziehung zwischen Charakterologie und Ethik, die zumal für die Individualethik von entscheidendem Gewicht wird. Das Bedeutsame dieser notwendigen Beziehung schlägt ins Gegenteil um, ja verwüstet die gesamte Charakterologie, wenn aus ihr der unglückselige Begriff des Grundcharakters abgeleitet wird. Denn auch der stolze Satz: „Werde, was du bist!" schließt lediglich die Pflicht ein, seine wertvollen Gaben in höchster Weise zur Entfaltung zu bringen. Keineswegs darf er so verstanden werden: du hast deinen Grundcharakter rein auszuprägen! denn im „Grundcharakter" können nur die Möglichkeiten zu bestimmten Wertverwirklichungen vorgezeichnet sein. Und über die Beschaffenheit der Werte richtet allein die Ethik. Bloß charakterologisch betrachtet könnte der „Grundcharakter" ja auch ganz andere Formen annehmen, und dann dürfte man gewiß nicht dem Jüngling die Befolgung jenes Satzes ans Herz legen. Sinnvoll wird dieses Gebot nur durch die Beziehung der Ethik zur Charakterologie; es wird sinnlos, wenn Verwechslungen und Vieldeutigkeiten sich einschleichen. Und eine der gefährlichsten ist die Lehre vom Grundcharakter, weil sie rein charakterologisch vorzugchen scheint und dabei unbesehen ethische Ideale einschmuggelt. Das schädigt nur nach beiden Seiten hin, ebenso die Charakterologie wie die Ethik.

Wir orientieren uns am besten an praktischen Fällen! Denken wir an eine alte einsame Jungfer, um die sich niemand bekümmert, und die sich auch um niemand zu bekümmern hat. Denn alle weichen ihr aus. Und nun vergeudet sie ihre ganze Liebe an ein Hündchen oder eine Katze. Oder sie, die vom Leben ausgestoßen ist, lebt nur, indem sie das Leben anderer beklatscht. Das ist noch die einzige Form, durch die sie irgendwie am Leben teilhat. Gewiß wäre sie eine andere geworden, wenn sie zur rechten Zeit einen braven Mann gefunden, ein behagliches Heim gegründet und Kinder zur Welt gebracht hätte. Aber wir gelangen doch zu wirklich erschreckenden Banalitäten, falls wir der Lehre vom Grundcharakter zu Ehren mit derartigen „Wenns" operieren, die doch nur besagen, daß Leben und Schicksal nicht gleichgültig sind. Hier ersteht die Aufgabe zu prüfen, inwieweit Leben und Schicksal vom Charakter bestimmt werden, inwieweit sie ihrerseits den Charakter bestimmen. Verharrt man bei dem Grundcharakter, müßte man eigentlich der berüchtigten Lehre beipflichten, Raffael wäre auch der größte Maler geworden, wenn er ohne Hände geboren worden

Digitized by Google

wäre. Man meint, der Grundcharakter wäre der gleiche geblieben, auch wenn Raffael dieses fürchterliche Unglück getroffen hätte. Ich bin mit Raffaels Charakter nicht genügend vertraut, um mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben zu können, wie unter solchen Umständen die Linie seines Schicksals verlaufen wäre. Aber mit Sicherheit darf man behaupten, daß die Unmöglichkeit malerisch sich auszuleben eine vorwiegend auf diese Begabung eingestellte Persönlichkeit sehr tiefgreifenden Wandlungen unterwerfen müsse. Anlagen, die sonst im Hintergrund blieben, werden aufgepeitscht, andere verkümmern. Vielleicht dominiert wüstes Verschwenden aller Kräfte; ein bösartiger Nihilismus, der triumphierend an Welt und Schicksal sich rächen will, oder es quälen tiefe Depressionen, oder es erfolgt auch eine demütige religiöse Ergebung. Daß der „eigentliche" Grundcharakter in der Zentrierung um die malerische Begabung liegt und alles andere nur eine Abweichung von ihm bedeutet, erscheint wiederum vom Standpunkt der Charakterologie als unbewiesenes Vorurteil, lediglich geeignet, die charakterologische Forschung zu lähmen. Der Tenor mit strahlender Stimme und der Tenor, der seine Stimme verloren hat, unterscheiden sich charakterologisch gewiß nicht allein durch die Qualität des Gesanges. Im ersteren Falle bringt der Erfolg Ruhm und Reichtum, Gunst schöner Frauen und Glanz lockender Abenteuer. Der Mißerfolg raubt dies alles. Der Mensch wird vielleicht erbittert, höhnisch. Ohne den Wohllaut seiner Stimme wird er in ein dunkles Nichts zurückgeschleudert, das er nicht mehr erträgt, gegen das er sich feindselig mit allen Kräften auflehnt. Er lebt nur noch in stolzen Posen seiner erledigten Vergangenheit.

Sicherlich haben wir kein Recht, einen Charakter in verschiedene sukzessive Charaktere aufzuspalten. Aber wir verstünden sein Wesen nicht, erfaßten wir nicht den Sinn der verschiedenen Wandlungen. Ich gebe gern als Beispiel den Fall eines tüchtigen Offiziers, der im Felde beide Beine einbüßt, ein langes und schmerzvolles Krankenlager durchmacht, bei dem wissenschaftliche Neigungen erwachen, und der schließlich ein angesehener Forscher wird. Die Annahme wäre töricht, das schauderhafte Unglück hätte das wissenschaftliche Talent verursacht. Es schuf aber eine Situation, die für jene Umstellung günstig war. Sie konnte jedoch nur günstig sein, weil hier Anlagen waren, die geweckt und gepflegt werden konnten. In welcher Richtung liegt nun der Grundcharakter? Läßt er sich ablesen, ohne seine Entfaltung und Ausprägung gerade aus diesem Leben zu gewinnen? Das wird niemand behaupten wollen. Man wird aber geneigt sein, ihn in der Linie der Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und des Verantwortungsbewußtseins zu suchen. Sie reichen nicht aus, wenn die spezifischen Begabungen und Interessen fehlen. Es könnte doch auch ganz anderes zum Durchbruch gelangen, wenn eine Persönlichkeit so jäh aus ihrer Bahn gesehleudert wird. Daß aber die eine Möglichkeit näher liegt als andere, ist gewiß in der Gesetzlichkeit des betreffenden Charakters begründet. Nur daß eben diese Gesetzlichkeit nicht vom Lebensgange abzulösen ist. Stellt er doch auch ihren einzigen Prüfstein dar.

Wir haben charakterologisch gar kein Recht, nach einem Charakter hinter dem Leben oder über ihm zu fahnden, genau so wie wir nicht nach einer Idee des Kunstwerkes suchen dürfen, die jenseits seiner Gestaltung liegt. Der Sinn des Kunstwerkes erfüllt sich nur in ihm. Gewiß haben wir oft den Eindruck, das Kunstwerk intendiere viel mehr, als es tatsächlich bietet. Es bleibe hinter seinem eigenen Streben zurück. Dieses gehe nicht restlos in seine Form auf. Das empirische Kunstwerk weise so auf ein ideales hin, an dem wir es gleichsam messen. Wir tragen demnach keine fremden Maßstäbe heran, sondern das Kunstwerk versagt angesichts des von ihm gesetzten Maßes. Ganz abgesehen davon, daß wir hier werten — wozu allerdings Kunstphilosophie und historische Kunstdisziplinen durchaus berechtigt sind — bleibt doch für die Charakterologie das Problem, ob es nicht zum Wesen bestimmter Charaktere gehört, hinter ihrem eigenen Wollen zurückzubleiben. Gibt es solche Typen, dann müßte man doch gerade die fraglichen „Grundcharaktere" auf dieser Diskrepanz

Digitized by Google

aufbauen und nicht jenseits ihrer. Ja auch außerhalb dieser Typen wird die Entfernung von den Strebungszielen nicht etwa für die „wahren" Charaktere nebensächlich sein müssen. Die Tatsache, daß ein Charakter nie sein Ziel erreicht, daß er immer irgendwie vor dem Ziele versagt, kann tief in seiner Eigenart verwurzelt sein. Jene idealen Zielcharaktere — die gewiß konstruiert werden können, und deren Konstruktion zu den legitimen Aufgaben der Charakterologie zählt — sind doch etwas anderes als die „wirklichen" Charaktere; und man darf nicht erstere als Grundcharaktere ohne weiteres den letzteren unterschieben. Meist begeht man dabei einen doppelten Fehler: indem man bloß die für die Zielerreichung notwendige Struktur in die Charaktere aufnimmt, vernachlässigt man die Seiten an ihnen, die unter diesem Gesichtspunkt irrelevant sind oder gar ihm widerstreiten. Dieser Ausschnitt kann — von der Ganzheit des Charakters aus gesehen — ganz willkürlich sein, und es ist ein Mißbrauch, ihn für den Grundcharakter auszugeben. Ihn fundiert nicht die Gesetzlichkeit der betreffenden Charaktere, sondern ein Wert oder ein Wertkomplex. Und andererseits abstrahiert man — wie bereits erwähnt — von dem „Leben". Ohne die Dynamik des Charakters leugnen zu wollen, ja bei vollem Bekenntnis zu ihr, reduziert man doch das Drama auf ein Bild oder eine Statue. Oder auch man fingiert ein Leben, das für die Ausprägung des gewünschten Grundcharakters die günstigsten Bedingungen bietet. Beides ist gleich falsch, wenn wir echte Realcharakterologie betreiben: sowohl das Absehen vom Leben — diese unmögliche Abstraktion, die nur unbestimmte Anlagen mit breitem Spielraum zurückläßt — als auch die Annahme eines ganz bestimmten Lebens. Denn bei aller scheinbaren Tiefe läuft sie doch letzten Endes auf die Banalität heraus, daß der Betreffende „so" geworden wäre, falls ihm das Leben dieses oder jenes beschert oder versagt hätte. Nun aber hatte er Glück oder Unglück; er war zu arm oder zu reich; und das hatte für ihn diese oder jene Folgen. Man wird doch nicht ernstlich bestreiten wollen — vor die klare Frage gestellt, wird sie auch niemand verneinen — daß das Studium jener Folgen mit zu den ernstesten Problemen der Charakterologie gehört, die nicht dadurch bagatellisiert werden dürfen, daß man sie gegenüber der Lehre von den Grundcharakteren als zweitrangig hinstellt. Gewiß mag man es bedauern, daß das Leben so oft die reine Linie der Charaktere knickt. Aber das Leben gleicht da nur der Luft, welche trotz ihres Widerstandes die Taube zu ihrem Fluge benötigt, um an das berühmt gewordene Beispiel zu erinnern. Und schließlich ist jenes Bedauern gewiß nicht Sache der Charakterologie. Irgendwie meldet sich in ihm der Ethiker zu Wort. Gerade er verwahrt sich entschieden dagegen, er wolle die Charaktere dem Maßstabe irgendeiner Moral unterwerfen. Wo er Charakterologie betreibe, da komme es ihm doch nur darauf an, vom Standpunkt des betreffenden Charakters aus gleichsam den Grundcharakter in der Richtung des Höchstmaßes an „Lebendigkeit" zu entwickeln, ohne diese Lebendigkeit auf das Bezugssystem der Ethik zu projizieren. Er konstatiert demnach bloß, wie weit die empirischen Charaktere zurückbleiben hinter jenem Optimum an Lebendigkeit, das zu erreichen ihnen möglich wäre. Aber auch diese Lebendigkeit — ganz abgesehen von der unergründlichen Vieldeutigkeit dieses Begriffes — ist ein Wert, den die Charakterologie als solche keineswegs beglaubigen kann. In diesem Falle geht sie sogar — nebenbei bemerkt — völlig einig mit der Ethik. Wir haben ja nicht einmal das Recht, dem Charakter des Künstlers den idealen künstlerischen Charakter als Grundcharakter zu unterlegen, um dann einfach die Abweichungen von ihm festzustellen. Der wirkliche Künstler muß gar nicht „nur" Künstler sein, und schon darum kann es sich um einen wesentlich anderen „Grundcharakter" handeln. Damit wird das Studium jener idealen Typen sicherlich nicht unnötig. Es bleibt eine dringende Aufgabe der Kunstwissenschaften, etwa das Wesen der Gotik zu erforschen, auch wenn es ihnen nicht einfällt, die Eigenart der einzelnen Kunstwerke durch die Entfernung von diesem Wesen zu ergründen. Ich habe selbst in weitestem Maße in meiner Charakterologie von idealen

Digitized by Google

Typen Gebrauch gemacht. Es ist aber methodisch unzulässig, diese idealen Typen als Grundcharaktere den wirklichen Charakteren zu unterlegen, statt bloß heuristisch sich dieses Begriffssystems zu bedienen. Die Gesetzlichkeit des idealen Künstlercharakters ist eine ganz andere als die des individuellen Künstlers, nicht nur, weil er empirisch von diesem Ideal abweichen muß, nein vielmehr wesensmäßig.

Dabei glauben wir gewiß nicht, alles innerhalb eines Charakters gleich wichtig nehmen zu müssen. Wer — wie wir — von einer charakterologischen Schichtenstruktur handelt, wird ohne weiteres tiefere und periphere Schichten unterscheiden. Daraus folgt nicht, daß man nun allein den Charakter in den tiefsten Schichten zu suchen habe, während man die oberflächlicheren abstreifen dürfe. Dabei würde man die Schichtverschiebungen, ihr Zusammenspiel, ihre Labilität und Ambivalenz vergessen. Man würde gleichsam ein charakterologisches Uratom herausschälen wollen, an Stelle einer charakterologischen Gesetzlichkeit, die auf das Ganze Bezug haben muß. Es hat einen guten Sinn, von einem Kinde etwa zu sagen, es sei im Grunde gutmütig und heiter, aber durch eine völlig falsche Erziehung verdorben. Daß es so verdorben werden konnte, ist doch kein bloßer Zufall. Ein anderes Kind hätte anders reagiert; vielleicht mit einer anderen Art von Verdorbenheit. Und es ist die Frage, ob durch bestimmte Einwirkungen diese charakterologische Entwicklung wieder abgebaut werden könne zu Gunsten jener primären Anlage. Wobei wir wieder davor warnen müssen, primäre Anlagen als die „grundcharakterologischen" zu betrachten; denn unter Umständen sind sekundäre oder tertiäre nicht minder wichtig. Ja es liegt im Wesen bestimmter Charaktere, daß sie auf solche Reaktionsbildungen angelegt erscheinen. Von all dem abgesehen, bedienen wir uns doch offenbar mit größtem Erfolg allenthalben im Leben und in der angewandten Wissenschaft der Lehre vom Grundcharakter? Der Erzieher sucht doch zu erkunden, was aus einem Schüler kraft seiner Anlagen werden kann, und er stellt seinen Erziehungsplan auf dieses Ziel ab. Bleibt der Zögling zurück, wird er bestraft, weil er nicht leistet was er leisten könnte. Hier schwebt doch deutlich der Gegensatz von „Grundcharakter" und empirischem Charakter vor, oder wenigstens ein verwandter Gegensatz. Oder der Psychiater sucht dem Kranken einen verpfuschten Lebensplan wieder zurechtzurücken, beziehungsweise einen irrigen, der maßloses Leiden beschert, durch einen zu ersetzen, der erträglicher und minder konfliktreich ist. Seine Bemühungen blieben vergeblich, wenn er diesen Lebensplan nicht irgendwie in Bezug zu dem Charakter seines Patienten bringen würde. So aber sucht er zu erreichen, was aus diesem Charakter noch gemacht werden kann. Was hier Erzieher oder Ärzte anstreben, erfährt doch häufig der einzelne an sich selbst: die Orientierung an einem Mustercharakter, der er auf Grund seines Wesens sein könnte. Mag er sich dabei irren oder von richtigen Deutungen ausgehen, er schafft sich ein Bild von seinem „eigentlichen Grundcharakter" und leidet vielleicht darunter, daß er stets hinter diesem Bilde zurückbleibt, oder freut sich über jede Annäherung an dieses Bild. Er kann aber auch seinen Grundcharakter in schwärzesten Farben ausmalen, als verrucht und verworfen, und er glaubt zu fühlen, wie er in diese Tiefe hinabgerissen wird, wie all seine Anständigkeit gleichsam nur eine Oberflächenerscheinung ist, eine Art Betrug. Was soll dies alles beweisen? Die Möglichkeit charakterologischer Beeinflussung steht über jedem Zweifel. Ebenso daß man bestimmte Anlagen entwickeln und andere unterdrücken kann. Daß ferner Ziele zu wirksamen Motiven werden können, und nicht minder sei es zutreffende, sei es falsche Deutungen des eigenen Charakters. All dies gehört selbstverständlich zu dem Aufgabenkreis der Charakterologie. Alle stimmen darin überein, daß es nicht Sache der Psychologie sei, Erziehungsziele zu weisen, wohl aber zu zeigen, wie Erziehungsziele verwirklicht werden können. In ähnlicher Lage befindet sich die Charakterologie. Ihr schwebt als Erfolg weder der sittliche, noch der seelisch gesunde Mensch vor. Wie weit aber mit einem gegebenen Material solche Erfolge zu erreichen sind, und welche Wege

Digitized by Google

dabei eingeschlagen werden müssen, dies zu entscheiden ist die Charakterologie in gewissen Grenzen berufen. Ich sage geflissentlich: in gewissen Grenzen, weil z. B. die Psychiatrie sich nicht stets mit charakterologischem Vorgehen begnügen darf, bisweilen es sogar ganz auszuschalten hat.

Damit brechen auch die Einwände zusammen, welche einer so gefaßten Charakterologie vorwerfen, sie abstrahiere künstlich vom Ethischen. Zum Leben und zu seinen charakterologischen Äußerungen gehöre das Ethische. Man versperre sich den Zugang zum Verständnis, wenn man im Banne theoretischer Vorurteile das Ethische einklammern wolle. Gewissenspein, Zerknirschung ob eigener Sündhaftigkeit, freudiger Stolz auf eigene Güte, das sind doch Momente am Charakter. Löst man sie ab, verfälscht man den Charakter. Man darf nur nicht daraus die Lehre ableiten, alles charakterologische Geschehen trage in sich schon einen ethischen Stempel. Gewiß kann ich alles charakterologische Geschehen unter ethischem Aspekt ansehen und so dessen ethischen Akzent entdecken. Und zwar erfasse ich ihn als etwas Objektives und trage ihn nicht etwa von außen heran; ich erzeuge ihn nicht. Denn der gegenständliche ethische Wert ist selbstverständlich etwas anderes als die Begeisterung oder Entrüstung, die Bewunderung oder der Abscheu, die ich empfinde. Nicht um diese berechtigten oder unberechtigten Stellungnahmen handelt es sich, die wieder objektiv ethisch akzentuiert sind, vielmehr um den objektiven Wert jener charakterologischen Sachverhalte. Aber dieser ihr Wert muß nun keineswegs als solcher ausdrücklich im Charakter des Betreffenden irgendeine Spiegelung erfahren, weder eine angemessene noch eine täuschende, bewußt oder unbewußt verfälschte. Man zeigt richtig, daß mitleidige Energie Bedrängten hilft, weil ihre Not erschüttert, nicht aber aus der Erwägung, daß Gutsein diese Hilfe verlangt und wegen des Triumphes des Gut-Seins so gehandelt werden muß. Letzteres Verhalten hat man gerade als Pharisäismus gebrandmarkt. So spielen demnach in der Charakterologie nur die ethischen Konflikte und Wertungen eine Rolle, die als ethische im Charakter irgendwie zur Ausprägung gelangen. Es kann einer völlig unbekümmert darauf loslügen, wenn es ihm nötig erscheint. Er gibt sich daher über das Ethos seines Verhaltens gar keine Rechenschaft. Er freut sich bloß, wenn er mit diesem Mittel sein Ziel erreicht, und schreibt den Erfolg seiner Klugheit zu. Wird er bei einer Lüge ertappt, klagt er seine mangelnde Gewandtheit an und beschließt, bei der nächsten Gelegenheit sich schlauer zu benehmen. Es liegt ihm fern, die Lüge zu beschönigen; sie ist ihm eine rühmliche Waffe, die er zum Leben zu brauchen glaubt, wie Essen oder Trinken. Wir haben gar keinen Anlaß, ihn mit einem Schuldbewußtsein auszustatten, das er vielleicht überkompensiert, mit irgendwelchen Verdrängungen usw. Ganz anders etwa der Ängstliche, der aus schlotternder Furcht lügt, weil er den Mut zur Wahrheit gar nicht aufbringt, dann aber von doppelter Furcht geschüttelt wird, daß die sündhafte Lüge ans Tageslicht dringt. Wobei wir den Fall unterscheiden müssen, in dem es sich lediglich um die Furcht vor dem Bekanntwerden der Lüge handelt, von dem, wo innere Gewissenspein den Betreffenden plagt. Er leidet unter dem Verwerflichen seines Tuns, hellsichtig erspäht er all seine schwachen und wunden Stellen, doch hat er nicht die Kraft oder glaubt sie nicht zu haben, anders zu handeln. Wieder haben wir zwei Fälle zu trennen: erstens den, wobei der Schuldbewußte seine Selbstquälereien als eine genügende Strafe ansieht, die ihn entsühnt, und zweitens jenen, der nicht in einer solchen Beruhigung ausklingt. Die Selbstanklagen steigern sich bis zu dem niederschmetternden Gefühl völliger Verworfenheit. Ein Selbstmord setzt vielleicht solch unerträglichem Leben ein Ende. Diese subjektiv durchlebten und durchkämpften Wertakzente — die unmittelbar in die Gesetzlichkeit der fraglichen Charaktere aufgenommen werden müssen — decken sich keineswegs immer mit den objektiven Wertungen der Ethik. Zum Charakter des jenem Selbstmord Zusteuernden gehört die radikale Selbstzerfleischung, die vom Standpunkt der Ethik übertrieben sein kann. Aber nicht um ihren Standpunkt

Digitized by Google

handelt es sich, vielmehr um den Charakter, der auf Grund seines Wesens keinen Ausweg findet und stets tiefer in Verzweiflung gerät. Solchen ethischen Konflikten darf keine Charakterologie ausweichen; sie vollziehen sich in einer ganz anderen Ebene als die Sinndeutungen der Ethik. Das Ethos, das in die charakterologischen Bedeutungszusammenhänge eingeht, ist nicht jenes, das den Ethiker letzthin beschäftigt; ihm dient es lediglich als Material.

In meiner Charakterologie habe ich auch mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß uns nicht das Recht zukommt, deutende Sinnbeziehungen einfach in den Charakter zu projizieren. Wir sehen etwa, daß jemand nach einer unglücklich verlaufenen Liebe wüst lebt, und wir konstatieren ohne Schwierigkeit, daß er sich irgendwie auf diese Weise rächen will, daß er anderen und sich zu zeigen beabsichtigt, wie er gar nicht mehr an jene Liebe denkt, wie vergnügt und heiter er ist, wie er aber in Wahrheit an jenen Komplex eng gefesselt ist, wie sein ganzes Tun und Lassen in Reaktion auf ihn verständlich wird. Aber er ahnt von diesem Zusammenhange nichts; die Einsicht in ihn würde den Betreffenden in tiefste Scham stürzen. Ja er könnte gar nicht so handeln, wenn ihm jener Sinn aufginge. Es erscheint mir fehlerhaft, das Sträuben gegen eine Deutung stets als Beweis zu betrachten, daß Verdrängungen vorliegen, die man sich offen nicht einzugestehen wage. Bisweilen erfolgt das Sträuben, weil tatsächlich der geäußerte Sinn dem Erlebenden völlig fremd ist. Denn daß wir Leben und Erleben richtig deuten müssen, um dann vielleicht die richtigen Deutungen zu unterschlagen, gilt gewiß nicht allgemein. Es wäre — um an obiges Beispiel anzuknüpfen — ein ganz anderer Charakter, der mehr oder minder bewußt den unglückseligen Liebesausgang arrangiert hätte, um aus der Katastrophe die Legitimität auf wüstes Leben abzuleiten, der also diese „Ausrede" als Schutzschild gebrauchen würde, um seine Lasterhaftigkeit zu verteidigen oder gar mit wollüstiger Sentimentalität zu genießen. Seine angeblich getäuschte Ritterlichkeit, sein schlecht belohnter Edelmut wären dann Masken, um ganz andere Neigungen zu decken, möglicherweise Masken, die selbst ernst genommen werden. Wir finden damit zugleich wieder ethische Sachverhalte, die zum Verständnis der Gesetzlichkeit bestimmter Charaktere erforderlich sind, die aber doch etwas ganz anderes bedeuten als die objektive ethische Beurteilung eben dieser Sachverhalte, obzwar sie durch die Charakterologie nahegelegt wird. Aber die Charakterologie fragt eben nach ihrer charakterologischen Bedeutung und nicht nach ihrer objektiven ethischen Wertigkeit. Oder: einer ist aufdringlich; denn ihn friert in seiner Einsamkeit und er hungert nach ein wenig Liebe und Zärtlichkeit. Er ahnt von diesen Zusammenhängen nichts, deren Kenntnis für ihn etwas unsagbar Erniedrigendes und Entwürdigendes hätte. Die berechnende Schweifwedelei bei rückgratloser Unterwürfigkeit ist ja etwas ganz anderes; sie schüttelt jede Unfreundlichkeit ab, es kommt ihr letzten Endes gar nicht auf Freundschaft oder Ähnliches an, vielmehr auf ganz eigensüchtige praktische Zwecke. Dieser Mensch weiß, daß er kriecherisch ist, aber höher stellt er seine listige Verschlagenheit, die ihn lehrt, daß zahlreiche Menschen für Kriecherei empfänglich sind. Ersterer aber „kriecht" nicht, wenn es vielleicht auch so scheint: er wirft nur jedem sein Bestes entgegen, um eingelassen zu werden in eine Atmosphäre der Liebe und Freundschaft. So trennen sich demnach deutende Sinnzusammenhänge — die erfaßt und nicht erdichtet sind — von Erlebenszusammenhängen. Sie zeigen wieder — wie bekannt — typische und individuelle Unterschiede: richtige oder falsche Ausdeutung des eigenen Seins, oder mangelnde Ausdeutung. Und diese Qualitäten können Folge ganz verschiedener Strukturen sein. Der eine deutet alles falsch aus Eitelkeit, der zweite aus Demut. Doch Eitelkeit und Demut sind auch noch nichts Letztes. Solchen Analysen nachgehend würden wir immer tiefer ins charakterologische Gefüge eindringen; aber sicherlich nicht dadurch, daß wir ethische Fixierungen dem Charakter einbauen, ohne genaue vorgängige Untersuchung. Wollten wir dies, wären wir zu der theoretischen Annahme gezwungen, daß

Digitized by Google

jeder stets den ethischen Gehalt seines Tuns sich zum Bewußtsein bringt. Doch dieser Annahme können wir keine unbeschränkte Geltung zugestehen; abgesehen von allem anderen kennt sie nicht das entscheidend wichtige Kapitel der Selbsttäuschungen und Masken. Es ist fast eine Banalität, daran erinnern zu müssen, daß der sittlich hochstehende Mensch verzehrt werden kann von dem Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit, und daß der exquisite Schuft sich zu sonnen vermag im Stolze überragenden Edelmuts. Vielleicht soll dieser aufdringliche Rad schlagende Stolz, der sich mit der Gloriole besonderer Sittlichkeit illuminiert, innere Zweifel überbrücken, eine bange Ahnung um eigene Schlechtigkeit. Aber diese aufdämmernde Bewußtheit wird schon im Ansatz niedergekämpft mit ungeheurer Energie. Man merkt möglicherweise fast jeder Bewegung schon das krampfhaft Gespannte an, die Heftigkeit dieses stets auf der Lauer liegenden Kraftaufwandes. Wir benötigen keine weiteren Beispiele, um deutlich einzusehen, daß die Charakterologie es mit dem Sittlichen bzw. Unsittlichen in einer ganz anderen Richtung hin zu tun hat als die Ethik. Daß eine kritiklose Übertragung der ethischen Einstellung von verheerenden Folgen für die Charakterologie wäre. Sie dient auch dann der Ethik am besten, wenn sie in diesem Sinne die Ethik ausschaltet. Damit legt sie sich keine Scheuklappen an vor den mächtigen sittlichen Gewalten, die auf ihrem Wege anzutreffen sind. Auch der Historiker wird klar trennen: die Schilderung der sittlichen Kämpfe seiner Helden von der sittlichen Wertbeurteilung dieser Helden und ihrer Kämpfe. Im übrigen behalten wir uns vor, das wichtige Thema der Beziehungen zwischen Geschichte und Charakterologie in einer eigenen Abhandlung eingehend zu erörtern.

So läßt scharfe, klare Grenzabsteckung erst deutlich die positiven Beziehungen zwischen Charakterologie und Ethik hervortreten, die sich sofort verwischen, wenn die Charakterologie sich betriebsam in die Geschäfte der Ethik einmischt, oder die Ethik sich anmaßt, ihre Leitlinien der Charakterologie vorzuschreiben. Im allgemeinsten Sinne bestehen die positiven Beziehungen darin, daß die Charakterologie der Ethik das Material vorlegt, das sie dringend benötigt, oder daß die Ethik der Charakterologie Aufgaben zuweist. Es ist kein Zufall, daß bisweilen der philosophischen Ethik eine gewisse Blutarmut vorgeworfen wird. Von dieser Krankheit kann sie nur genesen, wenn sie ihr Material in seiner ganzen Tiefe und Fülle aufgreift. Dies versucht neueste Ethik; doch dieser Versuch glückt lediglich mit Hilfe der Charakterologie. Hält ein Richter sich streng an den Satz, er würdige nicht den Täter, sondern die Tat (obgleich sich praktisch das Wesen der Tat ohne den Täter niemals eindeutig erfassen läßt), wird er wohl den Richterspruch fällen können, aber ihm kommt es dann gewiß nicht auf eine Wertung der Persönlichkeit an. Die lehnt er doch ab. Die Ethik kann jedenfalls nicht die Tat isolieren. Hier ist sie Tat der Persönlichkeit, und von ihr her empfängt sie ihren sittlichen Adel oder ihre sittliche Schwäche. Damit setzt aber die Ethik charakterologisches Verstehen voraus; sicherlich nicht dort, wo sie Prinzipien entwickelt, aber da, wo sie die Wertungen im Einzelfall zu vollziehen hat. Allerdings ergibt sich da nicht selten eine eigenartige Fremdheit, ja Gegensätzlichkeit zwischen Ethik und Charakterologie, die in der Andersartigkeit der Charaktere des Ethikers und Charakterologen wurzelt. Wobei wir unterscheiden müssen zwischen Ethiker und schlicht ethischem Menschen. Man möchte glauben, daß der ethische Mensch stets begabt sein müsse für das charakterologische Verständnis seiner Umgebung. Denn dieses Verstehen ermögliche ihm begründetes sittliches Handeln. Sonst laufe er Gefahr, bei allem guten Willen Unheil zu stiften. Aber so einfach liegen die Dinge gewiß nicht. Denn einmal kann der sittliche Mensch allem gegenüber wohlwollend, gütig, hilfreich eingestellt sein, ohne es im einzelnen zu verstehen. Er ist gar nicht fähig, Teuflisches oder Gemeines zu erfassen, sondern es erscheint rührend, wie goldig die Welt in seinem Bewußtsein sich malt. Diese kindlich reine Naivität als Dummheit hochmütig zu belächeln, geht nicht ohne weiteres an:

Digitized by Google

der Betreffende muß gar nicht „dumm" im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein. Und es geht sogar eine große entwaffnende Kraft von seiner Güte aus, die den Gegner beschämt. Allerdings pervertiert sofort die Güte, wenn diese Kraft in Rechnung gestellt wird. Er wirkt durch Demut, Bescheidenheit, Vertrauen, Liebe; aber er darf nicht durch diese Qualitäten wirken wollen, sonst mengt sich niedrige Schlauheit ein. Er versteht letzten Endes die Welt in charakterologischem Betracht nicht; aber er versteht ausgezeichnet, daß es gilt, dem Armen zu helfen, den Bedrängten nicht zurückzustoßen, den Leidenden zu trösten. Auf diese Hilfe kommt es ihm an, nicht auf Verstehen der einzelnen Charaktere als solche. Und es kümmert ihn wenig, wenn die Hilfe oft schlecht belohnt wird, wenn die Mehrzahl derer, denen er seine schenkende Liebe zuwendet, ihn täuscht. Durch solche Argumente ist er nicht zu belehren, nichts liegt ihm ferner als wägende prüfende Gerechtigkeit. Scheint aber nicht zum Sittlichen gerade die Aufgeschlossenheit für den Charakter des anderen zu gehören, denn irgendeine falsche Geste, irgendein schiefes Wort schlagen vielleicht neue Wunden oder reißen kaum vernarbte wieder auf? Es ist erstaunlich, welch zarten Takt oft einfache Menschen besitzen, die gewiß nicht kompliziertere Charaktere begreifen können, die aber so liebend behutsam sind, daß niemals ihre Worte oder Gesten ernstlich verletzen können. Denn in all ihrem Tun glüht eine so tiefe Liebe, daß ein Mißverstehen dieser ihrer Haltung ganz ausgeschlossen ist. Es müßte denn der von dieser Liebe Betroffene sich ihrer unwert fühlen, irgendwie sich gebunden erachten durch das Übermaß von Güte. Und auch dann wird man bemerken können, wie der Liebende sich nicht aufdrängt, sondern sich zurückzieht. Er will nicht die Freiheit des anderen beschränken und behindern. Er will von ihm überhaupt nichts, vor allem keinen Dank. Diese Aufgeschlossenheit ist gewiß etwas anderes als jene, die den Charakter des Mitmenschen in seiner Ganzheitsstruktur erfaßt. Ich glaube nicht, daß erstere unbedingt zum Wesen des sittlichen Menschen gehört, am wenigsten eine, die für alle möglichen Charaktere weitestgehende Einfühlbarkeit besitzt. Wie steht es nun aber um den Ethiker? Von ihm sollte man doch offenbar jene Qualität verlangen! Man beachte doch zuerst, daß er keineswegs jener Überfülle verschwendender Liebe einfach nachgeben kann, wenn es seines Amtes ist: zu werten. Der schlicht sittliche Mensch wird meist zu jenen gehören, die am seltensten um objektive Wertungen sich bemühen. Und andererseits wird jene Neigung zu Wertungen einem leidenschaftlichen Verstehen, das nur von der Freude am Verstehen gesteuert wird, oft widerstreiten. Es ist schließlich ein ganz anderes Ethos, das mit dem strengen Schwerte sittlicher Wertungen richtet, und jenes, das dem Leben weit sich öffnet in all seinen Verschlingungen und Möglichkeiten. Nicht das Seiende liebt der Ethiker, vielmehr das Sein-Sollende. Der Charakterologe liebt aber das Seiende, das göttlich Wunderbare in ihm. Ich will nicht in Abrede stellen, daß bisweilen sehr glückliche Personalunionen sich ergeben; aber im Grunde laufen die Wege an sich getrennt. Man kann sogar sagen, daß der Charakter des Charakterologen dem des Psychiaters näher verwandt ist, als dem des Ethikers, verwandter dem Pantheismus als einem Theismus, der Gott und Teufel, Himmel und Hölle anerkennt. Ja, der Ethiker großen Stils geht immer über die objektive sittliche Wertung hinaus. Denn das Ideal der Rechtspflege: „die Gerechtigkeit" ist nicht sein höchstes Ideal. Nicht weil er bewußt Gnade statt Recht übt, das könnte nur hochfahrende Eitelkeit bedeuten, nein weil er seinen Mitmenschen mehr schenkt als das genau abgewogene Maß der Gerechtigkeit. Erhabener als der bloß gerechte Gott erscheint uns der „Allgütige".

Wir wollen hier abbrechen, denn ein Einwand heischt Gehör. Aus jener eben gekennzeichneten Eigentümlichkeit der Charakterologie zog man mehr oder minder bewußt den Schluß, daß sie Gefahr laufe, die Rechtsordnung zu zersetzen. Nirgends deutlicher als hier solle sich der viel zitierte Satz zeigen von dem Verstehen, das an sich schon Verzeihen bedeute. Damit untergrabe die Charakterologie aber nicht nur

Digitized by Google

eine ideale Ethik, sondern auch die sehr reale Jurisprudenz. Man muß schon recht primitive Vorstellungen von „Verzeihen" haben, um derartige Vorwürfe ernstlich zu verfechten. Eine „Strafe" ist doch keine Rache, die aus zorniger Empörung verhängt wird, und ebensowenig Wiedergutmachung der „Beleidigung", die man irgendeiner Rechtsnorm zugefügt hat. Es gehört zur populären Volkscharakterologie, daß sie nach Bestrafung des Missetäters verlangt als einer Art vergeltender Sühne. Und es ist ein schwieriges Problem für den Gesetzgeber, wie weit er jenem unmittelbaren Bedürfnis entgegenkommen soll. Aber an sich braucht der Erzieher seinem Zögling nicht „böse" zu sein, wenn er ihn bei irgendeinem schlimmen Tun ertappt, obzwar bisweilen der Eindruck der echten, schmerzvollen Empörung schon pädagogisch heilsam wirkt. Der Erzieher kann vielmehr das Tun seines Zöglings vollkommen verstehen, aber er entschließt sich gerade auf Grund dieses Verstehens zu strafenden Maßregeln, um damit dem jungen Menschen neue Motive zu schaffen. Hier erscheint die Strafe durchaus als Versuch charakterologischer Beeinflussung im Sinne gewisser Erziehungsziele. Auch wo sich der Erzieher von einem Eingreifen für das betreffende Individuum nichts verspricht, wird er doch manchmal im Interesse der anderen Kinder eine Strafe festsetzen müssen, sei es, um den Übeltäter von ihnen abzusondern und so eine Ansteckungsmöglichkeit zu verstopfen, oder sei es um der Gemeinschaft ein abschreckendes Beispiel zu bieten. All diese Strafen erfüllen nur ihren Zweck, wenn sie charakterologisch intendiert sind; aber gewiß nicht immer auf den Charakter des Täters hin. Wo dieser als unerziehbar erkannt ist, fruchtet keine charakterologische Bemühung. Darum darf doch der Betreffende nicht die anderen gefährden; es muß im Gegenteil eine deutliche Warnung aufgerichtet werden, so zu sein wie jener. Auch der Bazillenträger wird isoliert, allein dieser Isolierung — so hart sie für den einzelnen sein mag — fehlt gänzlich der Charakter der Strafe. Allgemeines Bedauern wendet sich ihm zu, und man trachtet seine Lage tunlichst zu erleichtern. Man kann dies auch ruhig, ohne peinliche Folgen befürchten zu müssen, während im Falle des Rechtsbrechers eine derartige Einstellung ihm lediglich den Zauber der Romantik schenken würde. Mit Hilfe dieses Zaubers wäre wesentlich der Erfolg der Isolierung und der geplanten Abschreckung vereitelt. Denn „Romantik" ist ein besonders zündender Ansteckungsstoff. Die Charakterologie verlangt daher weitgehende Ernüchterung der gesamten Rechtspflege; ihr arbeiten sensationell zugespitzte Zeitungsberichte und Kinodramen entgegen. Man sieht überall die Tragik des Verbrechers und übersieht die unendliche Tragik, an der das gewöhnliche Leben reich genug ist. Doch davon ganz abgesehen, der Strafe muß also — wie mit Recht gesagt wurde — der Charakter eines „Übels" belassen bleiben, eben in charakterologischem Betracht. Allerdings eines Übels, das sich klar vom einfachen Unglück unterscheidet. Unglück weckt nur Mitleid und mobilisiert Hilfsbereitschaft. Und vor allem muß verhütet werden, daß die Strafe die Form des bloßen Unglücks annimmt. Schon in der Schule werden nicht die Lehrer am meisten geachtet, die furchtbare Strafen androhen, aber zu ungeschickt sind, die Übeltäter zu entdecken, vielmehr jene, die nichts durchgehen lassen. Die Strafen selbst können dann recht mild ausfallen, unter Umständen ganz ausbleiben. (Vgl. meine „Psychologie der Simulation" 1917.) Der Schüler weiß, daß der Lehrer alles entdeckt, daß kein Schwindel etwas nützt, daß solche Praktiken nur schaden. Während im ersteren Fall das Risiko verschwindend gering erscheint; die Wahrscheinlichkeit, gefaßt zu werden, ist sehr klein; und geschieht dies trotzdem einmal, wird das seltene Ereignis — weil es unerwartet und überraschend ist — als Unglück beklagt. Es wirkt also weniger die Androhung drakonischer Strafen als heilsame Warnung, weit mehr eine klaglos funktionierende Rechtsordnung. Doch ist es nicht einmal richtig, daß die Charakterologie zu besonders milden Strafen veranlaßt — Milde ist überhaupt Sache der Ethik und nicht der Charakterologie — denn in der wichtigen Frage des Berufsverbrechers oder Gewohnheitsverbrechers wird gerade die Charakterologie lebenslängliche Ver-

Digitized by Google

wahrung befürworten, wenn einmal die „Unverbesserlichkeit" solcher Charaktere klar festgestellt ist. Sie wird da den Mißerfolg zeitlich befristeter Strafen voraussagen. Und bei der Frage der Todesstrafe wird die Charakterologie nur zu prüfen haben, ob ihr angeblicher Nutzen — die Abschreckung — in einem Verhältnis steht zu der Verrohung, die sie etwa stiftet. Keineswegs kann sie aber mit darüber diskutieren, ob wir Menschen überhaupt das Recht haben, andere zum Tode zu verurteilen. Wie denn überhaupt die Charakterologie nur die charakterologische Seite der Strafe zu untersuchen vermag, womit sie weit davon entfernt ist zu behaupten, daß die Strafe nicht noch andere Seiten habe und haben müsse. Das letzte Wort hier zu sprechen ist die Ethik berufen. Und ihr Amt darf durch die Charakterologie gewiß nicht geschmälert werden. Sahen wir doch im Gegenteil, wie sehr die Charakterologie geeignet ist, die Ethik in ihrem Amte zu unterstützen, wie sie keineswegs von sich aus die Rechtspflege gefährdet oder sonst welche zersetzenden Folgen nach sich zieht.

Damit sind aber die Dienste, welche die Charakterologie der Ethik erweisen kann, nicht abgeschlossen. Mir erscheint als wichtiges Betätigungsfeld das, was man als die Korrelation ethischer Anlagen oder Eigenschaften bezeichnen könnte. Es ist doch häufig nur ein frommer, unerfüllbarer Wunsch, der verlangt, ein Mensch solle nach allen Richtungen hin gut und brav sein. Er wird hier oft — wie auch auf anderen Gebieten — höhere Leistungen mit Opfern zahlen müssen. Eine jede Ethik kennt diese Konflikte; aber nicht jede macht es sich völlig klar, daß viele dieser Konflikte nicht entschieden werden können, ohne daß der Betreffende sich mit Schuld belädt. Und er selbst kann oder darf nicht einmal immer mit Sicherheit ausmachen, ob es sich lohnt oder gelohnt hat, die Schuld auf sich zu nehmen. Denken wir an einen recht einfachen Fall: der Künstler, der ganz seinem Werke lebt, in äußerster Armut. Er gewinnt die Möglichkeit, einen bürgerlich nährenden Beruf zu ergreifen und damit von Frau und Kind arge Sorgen abzuwenden. Aber er „verrät" die Kunst nicht und verurteilt damit nicht nur sich, sondern auch die Seinen zur Not. Er stirbt verkannt, und erst spätere Zeiten segnen die Taten seines Lebens. Durfte er von sich sagen: ich bin ein so hervorragender, genialer Künstler, daß ich das Recht habe, Frau und Kind darben zu lassen? Aber Zweifel an seiner Sendung hätten ihn zum „Verrat" an der Kunst gebracht. Oder wohl bei der Stange gehalten, doch seine Sicherheit unterhöhlt. Mangelndes Selbstbewußtsein hätte dann vielleicht alle siegreichen Kühnheiten zu glatten Konventionen trivialisiert, oder sich überkrampfend und übertrumpfend zu gewaltsamen Verstiegenheiten geführt. Die Ethik kann vielleicht vermerken, ein solcher Mensch habe nicht das Recht auf Heirat. Aber sie bereitete ihm erst den Boden, auf dem sein meisterhaftes Schaffen gedeihen konnte. Ganz allein hätte er nie den Mut zu jener Vollendung erlangt. Durfte er solches Opfer aber annehmen, selbst wenn es liebend gebracht wurde, selbst wenn dies Opfer der Frau Stolz und Glück bedeutete? Ein Irrtum in der Beurteilung seiner Leistung: und sein ganzes Leben war törichte Narretei. Und wer ist auch bei geschärftem Verantwortungsbewußtsein vor solchem Irrtum gefeit, wenn er ganz neue Wege wandelt, wobei das kontrollierende Urteil der Zeitgenossen in Wegfall kommt? Würde er aber — von Schuld angefressen — an sein Werk gehen, könnte wohl diese tiefe Schuldverpflichtung gebietender Ansporn zur Höchstleistung werden oder gar ausreifen in die Form des Kunstwerks, aber ebenso könnte die Schuld ihn lähmen und zerreiben. Dann wäre alles verloren. Ich will dieses Beispiel nicht weiter ausspinnen, weil nur genauere Determination eine nähere Analyse ermöglichen würde. Es genügt, wenn wir uns an seiner Hand oder an anderen Beispielen das Wesen derartiger Konflikte veranschaulichen, die der praktischen Ethik das Idyllische und Onkelhafte nehmen, in dem sie sich häufig gefällt. Und es reicht auch nicht hin, zu erklären, daß an diesen Wendepunkten — wo menschliche Kraft scheitere — der religiöse Glaube weiter führen müsse. Gewiß, er kann dem einzelnen Stab und Zuversicht sein, Hilfe und Rettung. Aber auch der stärkste Glaube

Digitized by Google

an eine göttliche Sendung, die der einzelne zu vollführen hat, kann täuschen. Muß ferner dieser Glaube frei sein von geheimer Eitelkeit und jeglichem Hochmut? Und gebietet er, die Seinen darben zu lassen? Er schließt also gewiß nicht die ethische Prüfung aus. Und das sittliche Wagnis in der Entscheidung der Konflikte wird nicht geringer, solange nicht der Betreffende die Verantwortung auf ein höheres Schicksal abwälzt. Er kann nur vertrauen der göttlichen Gnade, aber dieses Vertrauen würde zu frivoler Bequemlichkeit, ließe er es an strengster Selbstkritik fehlen. Andererseits muß er doch dem „Schicksal" oder dem „Göttlichen" vertrauen, denn letzthin entscheiden diese „Mächte", ob sein ganzes Leben eine tragikomische Posse oder leidendes Heroentum mit endlichem Siege war. Es ist doch nur bescheidener Trost, wenn er etwa am Abend seines Leben erkennt, daß er zwar immer ein reiner Priester der Kunst war, der er alles opferte, daß aber seine eigene Kunst nur jämmerlichen Kitsch bedeutet, lächerlichen Selbstbetrug, und daß er ihm Wohlstand und Gedeihen seiner nächsten Angehörigen weihte. Es war doch ein verpfuschtes Leben. Allein was gewährleistet, daß diese herbstliche Erkenntnis richtiger ist als die frühere? Vielleicht täuscht gerade sie. Vielleicht betört sie ihn, sein Werk auszulöschen oder zu verbrennen, und nun wird erst durch diese Wertvernichtung sein Leben sinnlos. Und trotzdem kann die Ethik nicht einfach raten: vermeide das sittliche Risiko! Sorge in erster Linie für Frau und Kind, denn ob du als Künstler so viel erreichst, daß das Opfer sich lohnt, kannst du gar nicht wissen! Noch viel weniger vermag sie aber zu sagen: folge der Kunst allein! oder versuche Kompromisse!

Wer diese Dämonie des Ethischen erkannt hat — und besonders neueste Ethik führt klar an sie heran — versteht, was mit jener Korrelation ethischer Anlagen oder Eigenschaften gemeint ist. Der fanatische Priester, Politiker oder Gelehrte wird selten die Tugend der Duldsamkeit üben. Er ist von der unbezweifelbaren Richtigkeit seines Standpunktes so felsenfest überzeugt, daß er in jeder anderen Meinung nur ein Zeichen von Dummheit oder Schlechtigkeit erblickt. Bloß mangelnde Intelligenz oder böser Wille tragen die Schuld, wenn der Gegner nicht die wahre Lehre annimmt. Es besteht also die Neigung allenthalben solche entwürdigende Motive unterzuschieben, und darum auch die Tendenz, streng und hart gegen die Gegner vorzugehen, wenn man es nicht vorzieht, sie zu bemitleiden. Wollte man hier aber Duldsamkeit verlangen, hieße das, zugleich den Betreffenden einen Teil der Kraft zu rauben, die sie vielleicht zu wunderbaren Höchstleistungen befähigt. Die Charakterologie zeigt diese Korrelationen, die auch durch gelegentliche Ausnahmen nicht widerlegt werden. Ja es gibt sogar einen Fanatismus der Duldsamkeit, der sich kampfbereit gegen alles wendet, das nur den Anschein von Intoleranz weckt. Diese fanatische Duldsamkeit hat nur sehr wenig mit der echten zu schaffen, welche die verschiedensten Standpunkte eingehend würdigt und auch ihrem Gegensatz — der starren Intoleranz — volles Verständnis entgegenbringt. Doch diese Tugend wird gemeinhin wieder teuer bezahlt mit einer gewissen Aufweichung der eigenen Überzeugungen. Wo ihr Gegenteil wenigstens möglich dünkt, können sie sich nicht so verfestigen, wie dort, wo sie über jedem Irrtum erhaben schweben. Und damit büßen sie an siegreicher Durchschlagskraft ein, indem sie selbst vorsichtige Bedenken äußern, ihre Geltung einschränken. Wir finden es in der Geschichte der Philosophie häufig, daß der radikale Systematiker, wenn er sich der Historie seines Faches zuwendet, diese ganz im Sinne seines Systems auslegt, während der einfühlende Philosophiehistoriker, der in hingebender Liebe die von einander abweichenden Systeme in lichtem Glanze erstrahlen läßt, weit seltener zum Bau eines abgeschlossenen Systems gelangt. Er wird zu einem Relativismus hinneigen oder zu einem Absolutismus, der aber nicht den Wert des Relativen auslöscht, sondern rechtfertigt. Ja in seiner weiten Aufgeschlossenheit für alle Möglichkeiten kann er — in vollem Bewußtsein der Gefahr, daß ihm alles zerfließt, — nach einem doppelt festen, unzerreißbaren Bande suchen. Und die Gewaltsamkeit seines

Digitized by Google

Systems — die etwas Krampfhaftes hat, die das einzelne überwältigt wie ein übermächtiger Feind — ist dann Symptom jener Angst. Wie auf anderer Ebene bisweilen sehr unordentliche Menschen durch eine außerordentlich angestrengte Pedanterie verhüten wollen, daß sie in ein Chaos der Verwirrung stürzen. Derlei charakterologische Analysen — die ja hier kaum angedeutet sind — bieten der Ethik nicht nur Material, sondern stellen sie auch vor sehr schwierige Aufgaben. Damit soll ihr nicht das gerade von ethischer Seite scharf zurückgewiesene Problem einer Kasuistik zugeschoben werden, aber sie darf sich jedenfalls nicht einfach mit der harmlosen Lehre bescheiden, ein Optimum der Leistung müsse mit einem Minimum an ethischer Verfehlung erreicht werden. Häufig bedarf es ja zum Glück gar nicht dieser immer peinlichen Frage, aber oft ist sie nicht zu umgehen. Und wenn es auch töricht wäre, hier allgemeine Leitlinien aufzustellen, es ist doch erschreckend, wie banal nicht selten philosophische Ethik an diesen gefährlichsten Entscheidungen vorbeisieht, während religiöse Ethik — besonders die des Christentums — ungleich tiefer jenes Problem erfaßt hat. Wenn wir betend die Bitte aussprechen sollen, Gott möge uns nicht schuldig werden lassen, heißt dies gewiß nicht nur, daß wir bewußt keine Schuld auf uns nehmen sollen, sondern auch daß wir nicht „unschuldig schuldig" werden. Und diese Frage der „unschuldigen Schuld" ist eine solche der Zurechnungsfähigkeit in einem ganz anderen Sinne als in jenem, mit dem sich gemeinhin der Psychiater zu beschäftigen hat; eine Frage, die gewiß nicht ohne genaue und tiefschürfende Charakterologie gelöst werden kann.

Hier harren aber noch andere Probleme, die ebenso klar die Beziehung zur Ethik aufweisen. Man hat ja ernstlich — von wenigen Versuchen abgesehen — kaum noch mit dem Studium der ethischen Berufseigenschaften begonnen, und noch weniger mit dem der ethischen Gefahren, die jedem Beruf eignen — also mit dem sittlichen Risiko der einzelnen Berufe. Alle Arbeit ist da letzthin verschwendet, die nicht auf strenger charakterologischer Erfassung der Berufe fußt und auf derjenigen der Berufsträger. Rein empirisch ist ja da vieles bekannt, aber strenge Wissenschaft tastet erst an dieses Gebiet heran. Wir wissen etwa, daß erhöhtes Selbstbewußtsein für jede starke schöpferische Leistung notwendig ist. Ihr Wagnis würde niemals unternommen, fehlte es an jenem Selbstvertrauen, das sich Widerständen gegenüber behauptet, das durch Übelwollen und Verkennung nicht gebrochen wird. Ja es muß sich durchsetzen trotz eigener banger Zweifel, trotz eintretender Mutlosigkeit. Immer wieder muß es sich straffen. Wenn es aber in Selbstherrlichkeit ausartet, in Kritiklosigkeit oder Rechthaberei? Wenn es dazu verleitet, eigene Überzeugungen mit allen möglichen Gründen zu stützen, nur um sie nicht korrigieren zu müssen, weil ein Eingeständnis ihrer Schwäche das Selbstvertrauen erschüttern würde? Oder wenn es in Eitelkeit umschlägt — ein sehr häufiger Fall? Während das Selbstbewußtsein sich streng in den Dienst der Sache zu stellen vermag, ja von ihr her genährt wird, ist die Sache der Eitelkeit mehr und mehr bloß ein Mittel zu ihrem eigenen Triumphe. Damit zersetzt sie die Sachlichkeit. Sei es, daß sie nun alles auf den Erfolg arrangiert, sei es, daß sie gerade den Erfolg als „allzu billigen Lorbeer" verschmäht (man erinnert sich oft an den Fuchs mit den zu sauren Trauben) und sich im Gefühl einsamer Größe sonnt, stolz darauf alle anderen abzustoßen. Es gibt kaum schlimmere Feinde schöpferischer Arbeit als mangelndes Selbstbewußtsein auf der einen Seite oder Eitelkeit auf der anderen. Das mangelnde Selbstbewußtsein lähmt die Begabung, zügelt sie zu stark, hält sie zurück, drosselt sie ab. Die Eitelkeit prostituiert die Begabung; sie kann sich zwar unter ihrem Einfluß blendend entfalten, aber ihre Sachlichkeit wird zerstört. Nicht der Wahrheitsgehalt einer Lehre etwa triumphiert — er wird zu etwas Sekundärem — vielmehr der Applaus, der sich erringen läßt, und man kann verfolgen, wie leicht aus dem Selbstbewußtsein die Eitelkeit emporzüngelt, wie aber auch zu strenge Selbstkritik das Selbstbewußtsein unterhöhlt. Wird nun aus jener überspitzten

Digitized by Google

Kritik noch eine besondere Tugend gemacht, dann wird das Schöpferische ganz gelähmt, ja der Betreffende wird zu einem erklärten Feinde kühneren Schwunges. Sein Ehrgeiz zielt auf kritische Widerlegung, auf Erspähung schwacher Stellen. Man glaube nicht, daß etwa mangelndes Selbstbewußtsein und Eitelkeit einander ausschließen. Im Gegenteil: die Eitelkeit kann mangelndes Selbstbewußtsein übertäuben. All diese Korrelationen, deren Ergründung Sache der Charakterologie ist, erscheinen nun wichtig für praktische Ethik und Pädagogik. Nicht minder bedürfen sie der Charakterologie, wenn sie Berufs- oder Lebensideale entwerfen. Sollen sie für bestimmte Charaktere erreichbar sein, müssen sie ihnen irgendwie angepaßt werden. Und die bloße Erreichbarkeit genügt nicht. Denn vielleicht kann zwar ein Charakter diese Ideale verwirklichen, aber er würde sich im Zeichen anderer viel reicher und glücklicher entfalten. Eine Individualethik oder eine Individualpädagogik müssen sich mit charakterologischem Gehalt sättigen, nicht um in einer flachen und belanglosen Kasuistik zu veröden, nein: wesensmäßig. Dann wird auch niemals der abstrakte und fiktive „gute Mensch" als Gipfel einer Pyramide vorschweben, die zu erklimmen jedem geboten ist, sondern an Stelle solcher Farblosigkeit tritt grundsätzlich eine überreiche Differenzierung, die nicht etwa die Einheit der Ethik sprengt, vielmehr ihre verschiedenen Möglichkeiten ausprägt. Die Vielheit der Stile widerstreitet ja auch nicht der Einheit der Kunst. Gewiß, die ethischen Normen würden gelten, auch wenn kein einziger Charakter fähig wäre, sie zu realisieren, wenn es nur Mörder, Betrüger, Diebe und Einbrecher gäbe. Aber daß die idealen Geltungen ihre reale Erfüllung gewinnen, ist allein durch die Gesetzlichkeit bestimmter Charaktere und ihrer Schicksale möglich. Und schon dieser Zusammenhang stiftet die enge Beziehung zwischen Ethik und Charakterologie, die aber nicht dadurch vergiftet werden darf, daß man sie ethisch untermauert. Nur eine autonome Charakterologie kann der Ethik die Welt zeigen, „wie sie wirklich ist". Daß die Metaphysik so schwer um das Problem der Theodizee rang, die Ethik aber gemeinhin Übel und Schuld so leicht abtat, beruht gewiß mit darauf, daß die Metaphysik am Seienden als solchem sich orientierte, während die Ethik hauptsächlich um das Sein-Sollende sich bekümmerte. Wenn aber das Sein-Sollende im Seienden sich zu verwirklichen hat, wenn diese Realisierung ein unersetzlicher Wert ist, dann meldet das „Seiende" auch seine „Rechte" an, die nicht ungestraft bagatellisiert werden dürfen. Damit kann die Charakterologie dem Ethiker sogar eine ethische Gabe bescheren, so wenig ethisch sie in sich selbst ist: nämlich den Sinn für das Menschliche, die breite Menschlichkeit.

Digitized by Google

Die Begründung einer reinen Charakterologie durch Ludwig Klages

Von HANS PRINZHORN (Frankfurt a. M.)

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Im zweiten und dritten Bande dieses Jahrbuches versuchten wir durch eine Betrachtung über „Wege zur Charakterologie" einen Überblick über Einstellungen, Motive, Richtungen, mitgedachte Wert-, Sinn- und Zweckzusammenhänge zu gewinnen und fanden schließlich, es müsse eine reine Charakterologie als Ziel aufgestellt werden, wenn die gegenwärtige Welle des Interesses für diesen Zweig der Psychologie mehr als eine Mode bedeute. Daß Ludwig Klages seinem Entwurf „Prinzipien der Charakterologie" von 1910 soeben in einer um das Doppelte erweiterten Form als „Grundlagen der Charakterkunde" erscheinen läßt, erleichtert uns den Beweis für die dort geäußerte Behauptung, bei Klages und bislang nur bei ihm seien bereits die tragfähigen Grundbegriffe und die Methoden charakterologischer Betrachtungsweise bei großer Elastizität soweit gefestigt, daß schwer einzusehen sei, warum man nicht allgemein diesem Bahnbrecher in Zustimmung oder fruchtbarem Kampfe folge, sondern sich zugunsten weniger klar und weniger tief ansetzender und in anderen Interessensphären wurzelnder Betrachtungsweisen an ihm vorbeidrücke. Auf eine psychologische Erklärung dieser Scheu wird noch zurückzukommen sein; das innere Gefüge dieser Lehre gibt in dieser Richtung schon einige Hinweise, die man nur zu deuten verstehen muß.

Zum Begriff der reinen Charakterologie — der übrigens nicht von Klages geprägt ist, aus dem einfachen Grunde, weil dies für ihn die einzige echte Form der Charakterologie ist, also ein methodisches Problem ihn überhaupt nicht berührt — mögen an dieser Stelle wenige Überlegungen genügen. Aus welchem weiteren Gebiete kann man denn eine derartige Sonderwissenschaft überhaupt abgrenzen? — das ist doch die Vorfrage. Wissenschaftsgeschichtlich kann erst an einer bestimmten Stelle der Entwicklung das Bedürfnis nach einer derartigen Sonderbetrachtung entstehen. Nämlich dort, wo das Vertrauen auf die Gültigkeit der bis dahin verwendeten Methoden erschüttert ist und eine neue Forschergeneration nach neuen Methoden nicht nur, sondern nach neuen Grundbegriffen sucht. Kann man sich vorstellen, daß ein Burckhardt, ein Mommsen, ein Ranke, ein Justi sich die Frage vorlegt, wie es denn eigentlich mit dem Aufbau der Persönlichkeit bestellt sei? Ist nicht vielmehr ihnen die von keinem Zweifel erreichbare Sicherheit eigen, mit der sie die erschaute Gestalt aus den historischen Quellen erstehen lassen? Und ihnen schließen sich die meisten Historiker bis auf unsere Tage noch an, sei es, daß sie Heroen, Heilige, Politiker, Dichter, Bildner, Musiker, Denker, Forscher darstellen. Gegeben ist die Leistung, dazu Quellenmaterial über Milieu und Privatperson — man zweifelt nicht, daß sorgsame Deutung die richtige Brücke zwischen den „Tatsachen" schlagen werde und daß ein gültiges Abbild schließlich sich runden müsse. Bis bei manchen besonders schwer „durchschaubaren" Persönlichkeiten auffällt, daß noch so genaues Zusammenfügen der Fremd- und Selbstzeugnisse nicht zu einem befriedigenden Ergebnis führt — daß die herkömmlichen Motive des Handelns nicht ausreichen — daß man sich mit rätselhaften Befunden zufrieden geben, oder aber nach tieferen Motivzusammenhängen forschen muß, als sie der Wortlaut der Quellen zur Verfügung stellt. Das Problem der Deutung verschiebt seinen Ort. Gefragt wird nunmehr: wenn diese Tat, diese Äußerung geschah — was ging dann *eigentlich* in dem Menschen vor? Und ferner: wie mußte diese Persönlichkeit gefügt sein, aus welchem Stoff gleichsam bestand sie, worin lag ihre Eigenart?

Der skizzierte Einstellungswandel läßt sich auch anders ausdrücken: die historische Gestalt inmitten ihrer Wirkungssphäre, anekdotisch ausgeschmückt und durch wenige

Digitized by Google

Hauptmotive möglichst eindeutig bestimmt, macht Platz einem widerspruchsvollen „Menschen wie wir", den wir nicht mehr lange nach den Formulierungen fragen, die er selbst oder sein Freundeskreis für sein Leben und Werk geprägt hat, sondern nach den wahren eigentlichen Motiven und nach seinem Wesen — wovon er selbst nichts gewußt zu haben braucht. Dies ist entscheidend. Die Deutung entfernt sich von dem faktisch Gegebenen, dringt in eine tiefere Seinsschicht und trachtet danach, in dieser ein gültiges Abbild zu entwerfen. Vorausgesetzt ist dabei, daß es so etwas wie eine tiefere Seinsschicht überhaupt gebe, daß sie ihre bestimmte Struktur habe und daß wir diese erkennen und schildern können. Bleiben wir mit unserer Schilderung in dieser Schicht der Persönlichkeit, die wir aus dem äußeren Wirkungszusammenhang isoliert, oder konsequent auf ihren Stoff, ihre Eigenart, ihr Gefüge geprüft haben — so treiben wir reine Charakterologie.

Die Ahnenschaft dieser Betrachtungsweise ist nicht allzu stattlich, wenn wir darauf verzichten, der Dichter zu gedenken, und uns nur bei den psychologisch gerichteten Denkern umschauen, die der tieferen Deutung zuliebe durch die Fassade der sichtbaren Worte und Taten auf die zugrunde liegenden Gesinnungen, Gefühle, Wünsche durchstießen: weniger in den Typen, die Aristoteles, Theophrast u. a. sehr anschaulich beschreiben, als in den spürsinnigen Tiefblicken eines Augustin, Ignatius v. Loyola, Grazian, Montaigne, La Rochefoucauld, Pascal, Lichtenberg, Kierkegaard, Schopenhauer liegen die Schätze, von denen unsere materialbelasteten Sammelforscher viel zu wenig mehr Gebrauch machen. Doch alles dies ist nur Stückwerk, ohne einheitliches Prinzip, mehr nachdenkliches Glossenspiel praktischer Menschenkenntnis als Versuch, in das zutiefst Wirkende im Menschen einzudringen, des „Wesens" sich zu bemächtigen. Dies geschieht erst durch Nietzsche und zwar so radikal, daß Klages zweifellos Recht hat, in ihm einen Wendepunkt der Menschheitsentwicklung von noch kaum schätzbarer umwälzender Bedeutung zu erblicken. Mit ihm nämlich setzt sich ein neuer Grundsatz durch, der vorher kaum einmal angeklungen war: man muß hinter den Masken der Worte und Handlungen die wahren Motive erst suchen. Man muß die Menschen entlarven, nichts für das nehmen, als was es sich zeigt und ausgibt, sondern stets zurückschließen von der Meinung auf den Trieb, der sich darin äußert, „von dem Ideal auf den, der es nötig hat". Diese entzaubernde Psychologie, wie Max Weber treffend sagte, kann natürlich nur gedeihen auf dem Boden einer grundsätzlichen Verwerfung oder mindestens Anzweiflung der Würde des Kulturmenschen mitsamt seinen Leistungen; und sie muß irgendein Urbild des unverfälschten echten Menschen in sich tragen — sonst könnte unmöglich die vernichtende Sicherheit des Urteils aufkommen, die Nietzsches Kritik auszeichnet. Ganz gleich, wie man zu seinen Wertungen sich stellen mag — er schuf jene Betrachtungsweise, die eine innere Schicht der Persönlichkeit isoliert aus dem Sachzusammenhang eines Milieus, und die nach der Gesinnung, nach der Triebwurzel, nach dem vitalen Sinn der Handlungen fragt. Damit war nicht nur der Ort eines seelischen Bezugssystemes gegeben, sondern obendrein gleich der oberste Wertmaßstab, der völlig abwich von allen üblichen Wertungen. Weder ethisch, noch ästhetisch, noch religiös, noch zweckhaft ist dieser Wert, um den allein hier alles sich dreht: Lebensfülle, geformt nach irgendwelchen bei uns Heutigen verdorbenen Kräften. Die Idee der Hinaufentwicklung zu einem Übermenschen ist ein relativ unwichtiger ideologischer später Gesichtspunkt Nietzsches, mit dem er einen Tribut an seine Zeit zahlt.

Man muß hier die übrigen Ansätze einer charakterologischen Psychologie zum Vergleich heranziehen, um sich den Blick zu schärfen für das, was Nietzsche tatsächlich von Grund auf unterscheidet von allen scheinbar ähnlichen Forschern: die Richtung Dilthey, später fortgesetzt durch Spranger, Nohl, Utitz, Müller-Freienfels, in gewisser Beziehung auch von Simmel und Jaspers, steht deutlich unter dem Antrieb oder dem Ziel, die Menschen als soziale Wesen zu charakterisieren und zu gruppieren. Dilthey

Digitized by Google

selbst bekennt zwar ausdrücklich: „Die Auffassung des Singularen, Individualen bildet in den Geisteswissenschaften (da sie die beständige Widerlegung des Satzes von Spinoza: omnis determinatio est negatio sind) so gut einen letzten Zweck als die Entwicklung abstrakter Gleichförmigkeiten" (Ges. Schriften Bd. I, S. 411 Anm.) — mit welchem Satze er sich eigentlich als Initiator echter charakterologischer Forschungseinstellung unter den Historikern zu erkennen gibt. Aber was er und die Mehrzahl der seinen Spuren folgenden Psychologen wirklich tut, ist weit mehr soziologische Einkreisung (für welchen Ausdruck freilich kaum Absolution gewährt würde von dem erklärten Gegner aller Soziologie) oder eine Art von kulturellem Behaviorismus, als folgerichtige charakterologische Analyse und Deutung. Eine wichtige Rolle spielt dabei eben die Verteilung der Wertakzente. Ja in Wahrheit entscheidet sich von hier aus wohl alles, so daß man die Formel wagen kann: wer als Historiker, beschreibender Kulturpsychologe, wohlwollend und staatssichernd deutender Pädagoge an das Phänomen „menschliches Individuum" herantritt, der findet nicht, was dieses Individuum eigentlich seinem Wesen nach ist, sondern was es in seinem Milieu ist — er treibt Psychologie des Verhaltens unter Benutzung charakterologischer Maßstäbe, wobei er immerhin recht tief eindringen mag. Nur ist sein Forschungsgegenstand nicht der Charakter, sondern dessen kulturelle Gestalt in Milieu, Leistung, Zeit, Gemeinschaft. Mit anderen Worten: gegeben und zu deuten ist diese äußere Schicht, weshalb mehr typische Züge gefunden und zur Gruppenbildung verwandt werden. Es blitzen ganz individuelle Züge auf — aber sie entwerten nicht, was hier als „Tatsache" erforscht wird: die kulturelle Gestalt, nicht das Wesen.

Bei Nietzsche aber wird zum ersten Male auf dieses Wesen allein hingeblickt und alles, was wir kulturelle Gestalt nannten, beiseite geschoben, oft genug verächtlich, als wertloser Plunder. Was kann eine so radikale psychologische Umdeutung aller „Tatsachen" für ein Gewicht haben? Wo liegen ihre Werte? Doch wohl darin, daß alle äußeren Wertbeziehungen aufgegeben sind und nur ein einziger übrig bleibt, der nicht nach außen weist, sondern sich gleichsam in die Tiefendimension erstreckt: die Wirklichkeit, Fülle und Echtheit eines unverfälschten Daseins, und dies nicht romantisch festgelegt (und nicht abhängig von dem Übermenschenziel), sondern in der Hauptsache auch nach Abzug aller Nebenbeziehungen noch ganz einheitlich und ohne begriffliche Form doch eindeutig. Nietzsche hat keinen Namen für diese Betrachtungsweise gefunden, die Wesen und Eigenart des Einzelmenschen zum Gegenstand hat und sich so vollkommen darauf beschränkt, daß alles anekdotisch-historische, alles gemeinschaftsbildende, alles milieuhafte durchaus nebensächlich wird. Er nannte sich einen Psychologen. Das andere Wort, das 1867 Bahnsen gebraucht hatte, mied er: Charakterologie. Dennoch verhält es sich so, daß Bahnsens „Beiträge zur Charakterologie" wie seine späteren Werke wohl originelle und in der Einstellung mehr als in der Durchführung wertvolle Ansätze bringen, hingegen wegen einer kleinbürgerlich-trotzigen Enge des Verfassers nicht recht zu freier Entfaltung gelangen und zum einheitlichen Verständnis der ganzen Breite menschlicher Spielarten nicht ausreichten. Immerhin enthalten seine Schriften aber auch für uns noch Wertvolleres als man heute gemeinhin weiß und nähern sich reiner Charakterologie trotz einiger moralisierend pädagogischer Gesichtspunkte mehr als das meiste, was heute produziert wird.

Nietzsche hat dagegen an ein System der Menschenkunde oder an Prinzipien einer Charakterlehre kaum gedacht[1]) — er verkörpert vielmehr ohne jede theoretische Voraussetzung einfach durch seine ganz persönliche Art, Menschen und ihre Handlungen zu durchschauen, eine neue Einstellung zum „Wesen des Menschen". Vor seinem Blick

[1]) Allerdings hat er, wie aus einem Briefe an Gersdorff (16. II. 68) und der „Fröhlichen Wissenschaft" S. 303f. hervorgeht, Bahnsen gekannt und ihn „als antipessimistische Kost, namentlich um seiner elegantiae psychologicae willen" geschätzt.

Digitized by Google

werden Personen, Werke, Kulturen wie transparent und verraten die Geheimnisse ihres inneren Aufbaues. Mit vollem Recht konnte er von sich sagen, worauf wir schon anspielten: „Wenn ich etwas vor allen Psychologen voraus habe, so ist es das, daß mein Blick geschärfter ist für jene schwierigste und verfänglichste Art des Rückschlusses, in der die meisten Fehler gemacht werden, des Rückschlusses vom Werk auf den Urheber, von der Tat auf den Täter, vom Ideal auf den, der es nötig hat, von jeder Denk- und Wertungsweise auf das dahinter kommandierende Bedürfnis" (Nietzsche contra Wagner). Klages trifft unbedingt das Richtige, wenn er als das „Grundthema" Nietzsches die Selbsttäuschung anspricht, hinter welchem Thema, wie sich versteht, das Pathos eines nur mehr metaphysisch legitimierbaren Sicherheitsgefühles sich auswirkt: der Gewißheit, tiefer zu schauen, zu durchschauen, als andere und unterscheiden zu können nach irgendeinem nicht begrifflich fixierbaren Prinzip — berufener Richter zu sein im Namen einer anonymen Macht. Und nicht minder Recht hat Klages, wenn er in seinem Buche „Nietzsches psychologische Errungenschaften" am Schlusse des Selbsttäuschungs-Kapitels sagt: „was eine Wissenschaft von der Seele so schwierig macht, ist nicht die — Seele, sondern es ist die Seelenmaskerade, die der Wille zur Macht zwischen sich und den Betrachter geschoben. Darum, wer alle Larven lüftend auch nur bis zur Seele gekommen wäre, hätte vom Forscherweg der Charakterkunde weitaus die größere Strecke hinter sich."

In diesen Sätzen liegt jene Wesenserkenntnis, die allein zur Abgrenzung und Aufrichtung einer reinen Charakterologie die Voraussetzung liefern kann. Es liegt zugleich darin das Nietzsche verwandte, eigentümlich tragisch gefärbte Pathos einer großen unlösbaren Aufgabe — Menschenverachtung und Natur- oder Weltverehrung in eins, wie man etwa dem stürmenden Meere oder dem Hochgebirge gegenüber „Natur und Mensch" fühlt. Gesucht wird offenbar nach dem Wesenskern des Menschen, sofern er eines ist mit Natur und Welt — die unverhüllte und unentstellte Seele. Und störend, maskierend, täuschend werden Charakterzüge gefunden, die sich vor das Eigentliche legen und dazu zwingen, durch Entlarvung erst das Wahre an den Tag zu bringen. Dann erst, wenn Schein und (echtes) Sein zumal erkannt sind, haben wir uns des Ganzen bemächtigt, haben das Wesen eines Menschen klargelegt — reine Charakterologie getrieben.

Daß wir soeben einen Tatbestand geschildert haben, auf den jede psychologische Betrachtung der menschlichen Persönlichkeit seit Nietzsche stoßen muß, bedarf kaum eines Beweises. Wir können zur Verdeutlichung dessen „Schichten der Persönlichkeit" unterscheiden, wie wir das in einer anderen Arbeit[1]) ausgeführt haben: „Was wir von einer Persönlichkeit auf verschiedenen Wegen bemerken, wahrnehmen, sind die Spuren ihrer Auswirkung. Wir sehen ein Werk, Bild, Buch, Bau, Brief, Gebärde, hören von Handlungen, Leistungen, hören die Stimme. Die Persönlichkeit, so können wir sagen, tritt uns, sofern wir keine näheren Beziehungen zu ihr haben, zunächst als Glied der sozialen Gemeinschaft mit einer Art von äußerer Hülle entgegen, die ihre Wirkungs- oder Leistungsschicht heißen mag. Wir beurteilen häufig diese Leistungen sachlich „ohne Ansehung der Person", nach mehr oder weniger herkömmlichen Maßstäben der Qualität, des allgemeinen Ausmaßes, der Eigenart oder Intensität. In manchen Fällen denken wir kaum daran, daß ein lebender Mensch mit seinem Können, seinem Sehnen und seinen Nöten in dem Werk investiert ist, sich darin objektiviert hat — so zumal im Bereiche der Technik. In anderen Fällen mutet uns eine persönliche Note so stark an, daß wir die Aufmerksamkeit auf den Menschen lenken, der aus dem Werk spricht, und erfahren möchten, wer denn „hinter dieser Leistung steht" oder wer das „eigentlich ist", dessen aktive Auswirkung wir spüren.

---

[1]) Vgl. Prinzhorn: „Charakter und Schicksal" in dem Bande „Gesetz und Freiheit", Leuchter 1926, Darmstadt.

Digitized by Google

Indem wir uns nun dem Urheber zuwenden, stoßen wir hauptsächlich auf eine zweite Schicht seiner Persönlichkeit, die wir die Schicht der latenten Fähigkeiten oder des Wissens und Könnens benennen wollen. Durch diese dringen wir beim typischen Berufsmenschen ohne besonderen menschlichen Anlaß selten hindurch bis in die dritte Schicht, die des persönlichen Seins. Hier stehen wir dem Privatmenschen mit seinen Anlagen, Eigenschaften, Gefühlen, Wünschen, Impulsen, Trieben gegenüber, hier werden wir seiner Sonderart inne, seines Temperaments, seines Charakters, seiner Marotten.

Und schließlich mag es uns darüber hinaus bei einzelnen Menschen gelingen, wenigstens für Augenblicke bis zur letzten Schicht zu dringen, über die in Kürze nichts gesagt werden kann: nennen wir sie die Schicht des reinen, allgemeinen oder kollektiven Seins, des Unbewußten oder wie immer. Hier, dem Urgrund am nächsten, verblaßt der Eigencharakter vor der Gewalt der Urphänomene, mögen diese nun in einiger Klarheit erschaut oder in mystischem Dämmer erfühlt werden.

Für unseren Zusammenhang ist am wichtigsten die Feststellung, daß der Charakter von seinem Hauptort, d. h. vorwiegend unserer dritten Schicht aus, sowohl nach außen, nach der aktiven Wirkungsseite, der realen Umwelt zu, wie nach innen, nach der passiven Versenkungsseite, der Metaphysis zu, von seiner Eigenart verliert. Eine gewisse Entpersönlichung tritt nach beiden Seiten hin ein.

Überblicken wir die Persönlichkeitsentwicklung in der Geschichte der Menschheit, soweit wir sie heute einigermaßen kennen, so können wir nicht umhin, eine ähnliche Schichtung zu bemerken. In historischer Ferne, in den meisten Frühkulturen, hat der Begriff der Persönlichkeit, des Charakters, sozusagen viel weniger Privates als später. Wir haben allen Anlaß, die große Masse des Volkes mindestens als ein Kollektivum mit mystisch-tiefer Lebenseinheit aufzufassen. Entsprechend aber bleibt auch alles Werk jenseits der Persönlichkeitsschicht. Und wenn der Einzelne darüber hinauswächst und ein Eigener wird, so verliert er doch nie die Wurzeln aus der tiefen Schicht, sondern ist als Priester, Krieger oder Fürst völlig abhängig von dieser Verwurzelung. — Den äußersten Gegenpol stellt das moderne Europa dar, wo die Sphäre Persönlichkeit — Leistung ausschließlich herrscht und nur selten ein Schöpferischer bis in jene Tiefen hinabreicht, die den durchschnittlichen Anderen auch im Namen des Eros oder der Religion kaum noch erlebbar sind."

Hält man sich diesen heute einigermaßen einleuchtenden Tatbestand vor Augen, so wird leichter unterscheidbar, was für weit voneinander abweichende Betrachtungsweisen diesem vielseitigen Problem „Persönlichkeit" gegenüber möglich sind, und zwanglos hebt sich von den anderen Weisen jene ab, die sich auf die dritte Schicht und ihren Hintergrund, die vierte (metaphysische) Schicht richtet. Während die erste äußere Schicht des sozialen Daseins, der Leistung und Wirkung Gegenstand der Historie aller Art, der Soziologie zumal ist, wird die zweite mit ihren latenten Fähigkeiten schon nur noch von psychologischer Einstellung erreicht — aber dann erst, in der dritten Schicht, beginnt die Art und das Gefüge der Persönlichkeit Problem zu werden und damit beginnt die reine Charakterologie oder die Frage nach dem Wesen des Individuums — abgesehen von seiner familiären, sozialen, beruflichen Bindung oder wenigstens unter Betonung jener „Eigenschaften", die ihm unter allen Umständen verblieben, wenn Alter, Milieu, Schicksale sich änderten. „Wir sahen: ob wir nun den Menschen als Persönlichkeit betrachten und uns vergegenwärtigen, wie diese meist in der Auswirkungsschicht sich verliert oder selten in der tiefen Schicht des Mutterbodens, oder ob wir die Menschheitsentwicklung betrachten und ein ganz allgemeines Fortstreben von der tiefen Schicht zur flachen anerkennen müssen — immer finden wir in einer mittleren Seinsschicht den Ort der Persönlichkeit, des Charakters. Und immer finden wir, im Einzelfalle wie im Laufe der Zeiten, die Haupttendenz, sich zu objektivieren durch Aktivität im Namen des Fortschritts, wobei der Kontakt mit der tiefen Schicht mehr und mehr verloren geht."

Digitized by Google

Nun, sofern diese Objektivierung fortschreitet, verflüchtigt sich der Gegenstand der Charakterologie und setzt sich eine Typenlehre oder eine Berufssoziologie an ihre Stelle, in deren Bereich der Einzelne nur mehr Vertreter eines solchen Typus ist — während, wie schon angedeutet, andererseits auch nach der tiefen Schicht zu von je her eine Entpersönlichung eingetreten ist: hier, wie Friedrich der Große, tief erschüttert von Joh. Seb. Bachs Orgelspiel gesagt haben soll, „redet der Weltgeist mit sich selber" und die Grenzen der Individuation haben keinen Sinn mehr.

So scheint die Sphäre des Charakterseins ausgespannt zu sein zwischen dem tiefen Reich des gestaltlosen Urgrunds und dem flachen weiten Reich des mechanisierten Existierens in eindeutig geprägtem Funktionsklischee. Diese doppelte Auflösungsgrenze eines „Charakters" wird meistens nicht beachtet und die Folge davon ist, daß die durchaus fest in sich gegründeten Probleme des Charakterseins ohne Not verwischt und trotz ihrer wohl erkennbaren Eigenart in eine flaue Allerweltsbetrachtung gezogen werden. Hält man sich hingegen dessen versichert, daß einfach bei einer sachgemäßen anthropologischen Betrachtung der menschlichen Individuen eine Daseinsschicht eine besondere sonst nirgends verwendbare Einstellung fordert, so erübrigt sich der Beweis, daß kein Typensystem, keine Statistik, keine Form des Behaviorismus imstande ist, diesem Sondergebiet wissenschaftlich gerecht zu werden. Gefordert wird hier für ein eigenartiges, erst seit Nietzsche erkennbares Problemgebiet ein Bezugssystem, das der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere in der Weise gerecht wird, wie das natürliche System der Botanik der Mannigfaltigkeit der Pflanzen. Es ist kein prinzipieller Unterschied, daß dort Individuen, hier Arten letzte Einheiten sind, weil die Differenzierung im menschlichen Individuum sozusagen an einer anderen Stelle ansetzt und eine um so viel höhere Gliederung des individuellen Mikrokosmos herbeiführt, daß man diesem einen höheren Ordnungswert zuerkennen muß: jeder wahre Charakter wirkt als „eigene Art".

II.

Im Sinne der vorstehenden Überlegung haben wir einige häufig zur Charakterologie gerechnete Betrachtungsweisen, wenn nicht abzutrennen, so doch als Grenzgebiete kenntlich zu machen, die besser bei ihrem bisherigen Obergebiete verbleiben — oder aber, wenn man sie der Mode entsprechend zur Charakterologie rechnen will, jedenfalls deutlich in deren äußeren Bereich gehören, da ihr Gegenstand nicht der Charakter im strengen Sinne, sondern dessen Erscheinungsform ist. Eine ziemlich gute Parallele finden wir in der neueren Medizin, wo die Lehre von der inneren Sekretion im Laufe weniger Jahre das Interesse derart auf sich zog, daß bald modischer Mißbrauch mit dem an sich guten und klaren Begriffe getrieben wurde und der Ausdruck „innersekretorische Störung" schon als Befund und als Leistung galt, während etwa in Wahrheit nur die nicht ganz verständlichen Symptome einer Darmstörung auf den noch weniger verständlichen, aber suggestiv wirkenden zeitgemäßen terminologischen Generalnenner bezogen wurden. Der Vergleich ist deshalb besonders ansprechend, weil das biologische Bezugssystem „des Charakters" ja vorwiegend das Gebiet der inneren Sekretion ist, so daß die verflachende Wirkung modischer Umbenennungen in ganz paralleler Weise zutage tritt. Wir unterscheiden drei Gruppen oder drei Einstellungen, die sich wohl charakterologischer Betrachtung befleißigen, ohne aber dadurch den ihnen eigentümlichen Forschungsgegenstand zu verändern, was allein dazu zwänge, einen neuen Namen anzuwenden:

Die soziologische Einstellung, die sich in der Hauptsache darauf beschränkt, Standes-, Klassen-, Berufstypen herauszuarbeiten und dabei in zwei Richtungen sich charakterologischer Mittel bedient. Einmal um aus einer vergleichenden Betrachtung von Individuen einer Gruppe außer den Verhaltungsweisen, Gebräuchen, Lebensformen,

Digitized by Google

Leistungen gewisse typische, d. h. bei den Angehörigen der Gruppe in hohem Prozentsatz sich wiederholende Züge seelischer Eigenart herauszufinden. Man könnte auch sagen, um solche Typen nicht nur soziologisch zu begründen, sondern charakterologische Gemeinsamkeiten dahinter aufzudecken. Es genügt zu diesem Zwecke vollauf, einige drastische, jedermann einleuchtende Eigenschaften als Zeichen oder Merkmale kenntlich zu machen, um den gewünschten Erfolg zu erzielen: „lebenswahre Typen" vor dem Leser erscheinen zu lassen. Im Grunde ist dies eine Sache der „Phantasie", die auf dem Gebiete der im Standes- und Berufsgewande einherschreitenden Typen besonders leicht anregbar und ergiebig ist. — In gewissem Sinne umgekehrt verfährt die andere soziologische Betrachtungsweise, die nun schon tiefer in das eigentliche charakterologische Gebiet einzudringen vermag: wenn es sich nämlich darum handelt, zu verfolgen, wie ein Milieu, eine Kultur, eine Zeit sich in einzelnen Individuen spiegelt, richtiger gesagt, wie solche eigenartigen kulturellen Züge am Einzelnen in Erscheinung treten.

Die biologische Einstellung, der es um die sichtbare und womöglich meßbare oder mindestens statistisch erfaßbare „Grundlage" des Individuums zu tun ist. Zusammenhänge zwischen Körperbau und Charakter sind natürlicherweise vorhanden und zum Teil auch nachweisbar. Sie lassen sich bei genügend hohem Forschungsniveau zu einer Gesamtschau der leibseelischen Einheit „Mensch" formen, wie es Carus in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" gezeigt hat, und wie es Scheler in seiner „Anthropologie" zu tun verspricht. Aber wiederum ist zu sagen, daß an diesem Substrat eines Körpers nicht die Eigenart des Individuums abzulesen oder tiefer zu erkennen ist. Vielmehr bietet der Körper lediglich die Bühne (allerdings eingerichtet) dar, auf der sich der Charakter leiblich bewegt darstellt. Und solange nicht gespielt wird, sind die Möglichkeiten um ein Vielfaches vager, als wenn „etwas vorgeht". Aber man muß schon tendenziös vergeßlich sein, um sich einreden zu können, ein Mann mit mächtiger Leibesfülle, stumm beim Bier sitzend, sei gutmütig, phlegmatisch, stumpf — und könne nicht auch bösartig, cholerisch, voll verhaltener Empfindlichkeit und voll Aktivität sein. Steht er nur auf, greift nach seinem Hut und blickt in die Runde, so ist freilich diese Alternative erledigt und der Spielraum der Möglichkeiten bedeutend verengt. Aber die Zuordnung von Körperform und Charakter kann nur eine statistische Wahrscheinlichkeit ergeben, weil in ihr einige Dimensionen überhaupt nicht repräsentiert sind. So mögen wiederum Typen des Körperbaues, der Organfunktionen, ja selbst Rassentypen vollkommen gültig beschrieben und auch mit charakterologischen Hilfsmitteln verdeutlicht werden — ein metaphysisch verankerter, nicht durch Kausalitäts- oder Zweckreihen ableitbarer Wesensgehalt wird auf diesem biologischen Wege nicht gefunden.

Die weltanschauliche Einstellung kommt, wie die Literatur der letzten Jahre zeigt, zu einer ungemein vielfarbigen Liste von Typen, auf der nun jedes einzelne Individuum zweifellos eingeordnet werden kann, wenn man genügend zahlreiche Übergangsgruppen einrichtet zwischen ästhetischen, religiösen, theoretischen, ökonomischen Typen, zwischen mancherlei Einstellungen, Weltbildern, Geistestypen. Zumal bei den Führern dieser Betrachtungsweise, Spranger und Jaspers, fehlt nicht leicht eine irgendwie wichtige Nuance charakterologischer Art für die mögliche Stellung des Einzelnen zur Welt und zu sich selbst, ja es gibt bei Jaspers einige Abschnitte, die nur noch auf rein charakterologischem Boden weitergeführt werden können (so z. B. über Echtheit und Unechtheit). Dennoch läßt sich auch hier noch, wenngleich weniger scharf als im Falle der soziologischen und biologischen Einstellungen, ein unverwischbarer Unterschied kenntlich machen zwischen weltanschauungspsychologischer und charakterologischer Betrachtungsweise, den ja mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die Wörter selbst schon anzeigen: handelt es sich dort um die Art und Weise, wie das Individuum auf die Welt reagiert, sie verarbeitet, sich in sie eingliedert, wobei auf der Variationsbreite der Reize und auf dem Reaktionstypus der Akzent liegt, so

Digitized by Google

meint Charakterologie immer wieder das Rätsel des Einzelnen, das im Individuum eigenartig Wirkende, das sich so mit der Welt auseinandersetzen muß: weil es so und nicht anders ist, nicht weil man die Welt auch so anschauen kann!

Schließlich können wir also den Gegenstand reiner Charakterologie so umschreiben: es ist das Individuum in seiner einmaligen Eigenart, bezogen nicht auf die Umwelt, sondern auf das in ihm Wirkende, sein Wesen — richtiger gesagt die Individuen als Wesen. Und die Methode dazu muß sich auf ein Bezugssystem stützen können, das so wenig wie möglich Anleihen bei anderen Methoden und Betrachtungsweisen macht, das also autonom ist. Prüfen wir daraufhin das seiner selbst bewußte leibseelische Individuum, so bleibt nach Ausscheidung der drei bereits abgewiesenen Einstellungen (der soziologischen, biologischen und weltanschaulichen) der Wesenskern übrig, der von diesen Berührungsschichten mehr oder weniger unabhängig sein muß, falls es überhaupt so etwas gibt, wie einen individuellen Wesenskern. Möglich wäre es ja, zu welcher Anschauung Scheler z. B. neigt, das Ich in der Terminologie einer heutigen psychologischen Richtung einfach aufzulösen, es nur als „leeres Akt-Zentrum" gelten zu lassen — dann gäbe es keinen Gegenstand reiner Charakterologie mehr, es wäre nur noch von dem Person-Sein prinzipiell zu reden und die Meinung mancher Individuen, sie seien Iche, Wesen, beruhte auf Wahn, Irrtum, unentwickelter Bewußtheit. Lehnen wir aber, sei es aus Unreife oder Irrtum, sei es aus unangekränkelter Wesenhaftigkeit, diese intellektualistische (und zutiefst nihilistische) Auflösung des Ichs ab, so müssen wir allerdings zeigen können, daß Iche, Wesen sich unzweideutig erweisen und eine eigene Daseinssphäre besitzen, in welcher dann das Bezugssystem zu errichten ist. Letzten Endes müßten sogar Werte sich einstellen, die nirgends sonst wesentlich wären und die Autonomie dieser Daseinssphäre und der auf sie gerichteten Forschungsweise vollenden würden. Wie diese Werte zu begründen wären, das ist eine andere Frage — jedenfalls müßte entsprechend der Wahrheit als höchstem Werte des Erkennens, der Schönheit als höchstem Werte der Gestaltungswelt, der Höchstleistung bei Ökonomie in der Wirtschaftswelt usf. ein Wert auch logisch zwingend aufzuweisen sein, der als Wert unbezweifelbar wäre und nicht auf andere Seinsgebiete wiese, sondern eben die Autonomie des charakterologischen Forschungsgebietes begründete. Darauf ist zurückzukommen.

III.

Die Hauptschwierigkeiten, die sich dem Psychologen wie dem Philosophen entgegenstemmen, wenn er sich mit der Charakterologie von Klages einläßt, sind diese: es spricht erstens ein festes Wertsystem schon aus der Wahl und Benennung der Dimensionen, erst recht aus der Formulierung der polaren Gegensätze und aus den allgemeinen Wertungen etwa geschichtlicher Persönlichkeiten und Zeitströmungen. Dieses Wertsystem aber stimmt nicht überein mit irgendeinem heute praktisch oder theoretisch üblichen System. Zweitens weicht fast alles, was an „allgemeiner Psychologie" verwendet wird, erheblich von der Schulpsychologie ab — so vor allem Wissenstheorie, Gefühlstheorie, Wahrnehmungstheorie, Ausdruckstheorie. Drittens geht der ganze Aufbau darauf hinaus, eine autonome oder reine Charakterologie im Sinne unserer Vorbetrachtungen zu begründen, also ein geschlossenes Bezugssystem anzulegen, in dessen Sprache alle sonstwie gewonnenen Beobachtungen umgesetzt werden müssen. Hierbei erhalten die lebendigen Wörter unseres Sprachschatzes mit der Zeit unbedingt den Vorzug vor allen in der Psychologie geprägten Fachwörtern, wodurch eine leichte Verständlichkeit im ersten Augenblick erzeugt wird, die über die organische Systematik des Ganzen wegtäuschen kann: diese „haftet nicht", wenn man sich nicht mit ihr identifiziert, weil sie nämlich nicht gedacht, konstruiert, erlernbares Hilfsmittel, sondern Wesenserfassung ist. Viertens schließlich beruht die apodiktische Sicherheit der Befunde auf einer ganz bestimmten metaphysischen Konzeption, die sich über 30 Jahre

Digitized by Google

hin in allen Arbeiten von Klages eindeutig folgerichtig entfaltet und ihnen im Gegensatz zu rasch erfolgreichen, noch so interessanten Denkern dieser Zeit den Rang von grundlegenden Forschungen gibt. Außer einigen Nahestehenden konnte bislang aus Gründen der Zeitgebundenheit kaum ein Vertreter der geltenden Wissenschaft sich ganz entschieden auf diesen Boden stellen — weil ihm sogleich der gewohnte Zeitboden unter den Füßen weggerutscht wäre. Man muß also diesen schon endgültig verlassen haben, um sich selbst der einfachsten sichersten Befunde von Klages überhaupt bedienen zu können. Illustration dazu die Auseinandersetzung der beiden gutwilligsten und nach charakterologischer Methodik besonders gründlich strebenden Psychopathologen Jaspers und K. Schneider — trotz faktisch richtiger Erfassung der Systematik von Klages wird diese ihnen nicht so fruchtbar, daß man etwa sagen könnte, ihre Betrachtungsweise nähre sich wesentlich daraus, sondern bleibt schöner, bewunderter Fremdkörper. Vielleicht können wir hier die Gründe zu dieser eigentümlichen Tatsache einigermaßen kenntlich machen. Daß sie in der Falschheit und Schiefheit der Anschauungen von Klages beruhen, glaubt heute kaum ein Ernsthafter mehr. Gegner sind nie aufgetreten. Es mag sich wohl ähnlich verhalten wie mit der Auswirkung Nietzsches: soweit sie im Lyrischen oder Proklamatorischen blieb, nahm man sie hin — vor der eigentlichen Tiefe des Seelendurchschauers hütete man sich. Man erträgt die Flachheit der zeitgebundenen Betriebsamen nicht mehr, wenn man den Blick für die seelische Tiefendimension gewonnen hat, aus der Nietzsche und Klages leben.

Es empfiehlt sich wohl, zuerst von dem Wertsystem, das aus Klages spricht, einen knappen Überblick zu geben, weil man in dieser Hinsicht den meisten Mißverständnissen begegnet. Da Klages nur hie und da grundsätzliche Äußerungen zum Wertproblem verstreut, eine systematische Behandlung aber bislang nicht veröffentlicht hat, so können wir hier nur die großen Hauptgesichtspunkte skizzieren, die freilich klar und eindeutig genug sind. Denn sie greifen zurück und stützen sich auf die metaphysische Konzeption, die sich ebenfalls erst im Laufe der letzten 20 Jahre immer weiter und klarer entfaltet hat. An Stelle aller neuzeitlichen Bemühungen, aus den geistigen Errungenschaften der Kulturen ein möglichst monistisch aufgebautes und in einliniger Entwicklung wachsendes Weltbild als Gehäuse für den Wahrheit und Wert suchenden abendländischen Menschen zu errichten, wird hier von vornherein ganz anders angesetzt: alle kulturellen Formen und alle charakterologische Artung von Menschen werden als Produkte zweier metaphysisch gegensätzlicher Instanzen angesehen, aus deren Widerspiel sich die ungeheure Mannigfaltigkeit der entstehenden Bildungen herleiten läßt: wuchernde Fülle des schlicht wachsenden Lebens vom kosmischen Rhythmus der Welten bis zum Lebensrhythmus mikrokosmisch organisierter Einzelwesen, raumzeitliches Dasein und fließende Bewegung, das ist die eine Macht — und dazu im Menschen, und nur in ihm, die Gegenmacht, der außerraumzeitliche Geist, der sich im Auffassungsakt der Welt draußen bemächtigt, sie zugleich sich entfremdet, verdinglicht und sich ihr damit als bewußtes Wesen entgegensetzt. Geboren ist damit der Wille, der hemmend in das Geschehen eingreifen kann, geboren das Principium individuationis als Ich, Person, Selbst, geboren die zugleich fruchtbare und gefährliche Spannung und Zwiespältigkeit, die das Wesen des bewußten Menschen — und niemandes sonst, soviel wir wissen — ausmacht. Wir wollen diese klare Konzeption eines metaphysischen Dualismus Leben (Seele) — Geist hier nicht weiter diskutieren, sondern uns mit dem Hinweis begnügen, daß sie zum mindesten eine einheitliche Erfassung des Weltganzen ohne Nebenhypothesen gestattet und für zahlreiche alte Probleme der europäischen Philosophie Lösungen bietet, die sonst nur in Indien oder China anklingen. Daß die griechischen Vorsokratiker allein in Europa auf verwandter Basis philosophierten, ist zu betonen — dann suchte, nach einem formal verwandten, aber natürlich anders gerichteten Anklang in der Scholastik und etwas poetisierenden

Digitized by Google

Versuchen der Romantik erst Nietzsche wieder diese Basis, ohne sich dort heimisch machen zu können. Gelingt es Klages, sein Denkgebäude zu vollenden, so wäre die Welt des XIX. Jahrhunderts, die vorwiegend auf Kant fußt, überwunden und die Untergangsstimmung, die er aus tiefer Gesamtschau seit vor 1900 verbreitet hat, (wenn auch andere die einleuchtende Zeitsprache dafür fanden) könnte angesichts neuer, noch nicht bebauter Wegstrecken in echte schöpferische Spannung umschlagen. Gegenüber den heute rasch zunehmenden Versuchen, die klaren Konturen dieses Dualismus von Klages zu verwischen, indem man gegen Einzelheiten Einwendungen macht oder ihn mit den gelegentlich von ihm über Gebühr gerühmten Spätromantikern identifiziert, ist an eines zu erinnern: für Klages wie für jeden substantiell eigenartigen Denker handelt es sich nicht darum, in kritischer Auseinandersetzung zu finden, welche Auffassung die bessere sei — dies ist Sache gelehrter Vermittler — sondern lediglich, das mit dem Pathos vollkommenster Selbstgewißheit früh konzipierte Bild des Weltganzen aus dem tiefen, aber im Einzelnen unreifen intuitiven Stadium in das entfaltete und in allen Teilen übersichtliche reife Endstadium zu überführen. Die matte augenblickliche Antwort aus der Zeit darf uns ziemlich gleichgültig sein, wenn die künftige so ausfällt, wie wir es als wahrscheinlich annehmen. Die Wahrheit von Erkenntnissen hat mit ihrer Wirksamkeit nichts zu tun und es handelt sich im Falle Klages wie im Falle Nietzsche darum, ob man und ob die Zeit diese Wahrheiten braucht und — sie verträgt.

Der metaphysische Dualismus Leben — Geist läßt wie bekannt mehrere Wertsysteme zu: man kann die höchsten Werte auf seiten des Geistes ansetzen und das Ziel der Menschheit in der Vergeistigung erblicken, wie das die abendländische Menschheit bis zu Nietzsche, Klages und ihren Nachfolgern getan hat — der Erfolg steht vor aller Augen. Oder man kann in rein romantischer Form die höchsten Werte auf seiten des Lebens sehen und muß dann der Geistseite eine mehr oder weniger teuflische Rolle zuschreiben, wenn man folgerichtig ist. Wenn Klages hierin Nietzsche übertrumpft, so vergißt man zu leicht, was damit nicht gesagt ist. Nämlich weder, daß sentimentalische Umkehr zurück zur Natur den Heutigen „erlösen" könne, noch daß ein recht vorsichtiger Gebrauch oder sogar Besitz von Geist irgendwie reichere Lebensfülle gewährleiste. Was vielmehr von der Wertphilosophie eines Klages übrig bleibt, wenn man von den (vielfach autobiographisch gefärbten) sprengstoffgeladenen streitbaren Ergüssen das persönliche Gewand abzieht, ist dies: „der Geist", die an Stärke dem Leben vielleicht überlegene Macht, die Bewußtsein, Dingwelt, Willen, Ichheit in sich begreift, macht den Menschen erst zum Menschen und eröffnet ihm alle Möglichkeiten, die dem Tier verschlossen sind. Er verleiht ihm die Herrschaft über viele Arten des Naturgeschehens und verheißt ihm ständig die absolute Herrschaft über die gesamte Natur (Inhalt jeder Fortschritts-Ideologie). Das wäre der Untergang des aus sich selbst wachsenden schlichten Lebens, das dem herrschsüchtigen Geist gegenüber immer schon den eigenen Wert und seine Würde schwer bewahren kann, weil es gern als „ungeformter Rohstoff" genommen und willkürlich gestaltet, ausgenutzt, vernichtet wird. Alles menschliche Dasein ist nun wesensmäßig Variation dieser tiefsten Gegenspannung und der Sieg einer Seite hat unbedingt eine Herabminderung dieser Spannung zur Folge, deren Höhe doch die tragische Würde des Einzelmenschen wie der Kulturen ausmacht. Beim Siege der Geist-Willens-Seite schwindet die kulturelle Spannung in raschem Tempo zu einer mechanistischen Flachheit dahin, vielleicht mit Rückschlägen in Form von Sektierertum, Bigotterie, sentimentaler Humanitäts-Ideologie (Amerika). Aber andererseits wird die Niederlage der Geist-Seite keineswegs eine Vollendung naturnahen Lebens bringen, sondern nur ein Versinken in Dumpfheit, wobei die menschlich verderbten Instinkte unter das Niveau des Tieres führen würden. Die große Gefahr liegt nicht darin, daß Geist zu stark würde, sondern daß er nicht stark und frei genug auftritt oder sich in falschem Gewande in Masken des Lebens

Digitized by Google

auswirkt — hier erst erhebt sich das Problem der abendländischen Kultur und mit Nietzsche der Versuch, durch Entlarvung der Scheinwerte noch einmal die Bahn frei zu machen für einen „Höheren Menschen". Der Geist als Instrument des Erkennens kann nicht fein genug geschliffen sein — aber man muß Vorsorge treffen, daß er für das echte Leben eingesetzt werde, weil starke Strömungen ihn zum autonomen Götzen zu erheben trachten. Also: wenn schon Geist, dann höchste Form — aber in jeder Alternative zwischen Geist und Leben unbedingt für Leben als das Unersetzliche, den schöpferischen Urgrund.

Läßt man die Wertsetzung in dieser allgemeinsten Form zu, so bleiben nur noch vorläufige Teilprobleme übrig, eigentlich nur Zweckmäßigkeitserwägungen, und Spielarten von Wertsystemen mögen in beliebig großer Zahl auf diesen Boden errichtet werden. Es entsteht daraus etwa, wie in der originalen Handhabung von Klages, ein amoralisches System, das man höchstens um den Begriff der Echtheit zentrieren könnte. Aber P. Häberlin wendet in seinen Büchern „Charakterologie" und besonders in dem früheren „Der Geist und die Triebe" die Antithese ein wenig ins Moraltheologische und kommt auch damit zu einem geschlossenen System, dem freilich die Kraft des Originales fehlt, weil die Fiktion aufrecht erhalten wird, es könne eine wertfreie Betrachtung von Seelischem geben — während in Wirklichkeit nur eine gepflegte, aber nicht ganz überzeugende neutrale Haltung herauskommt, in der sich Grundsätzliches von Klages, psychoanalytische Perspektiven von Freud mit eigenen, vorwiegend methodischen Erwägungen anonym mischen. Abgesehen von dieser gewissen Farblosigkeit ist Häberlins „Charakterologie" hervorzuheben als die einzige, die auf den von Klages gebahnten Wegen vorgeht und wie er den Gegenstand der charakterologischen Forschung rein herausarbeitet. Vermögen wir nach dieser Orientierung über Wertung und über metaphysische Voraussetzungen bei Klages schon falsche Einstellungen zu vermeiden, so sind wir noch keineswegs in den Stand gesetzt, die einfachsten psychologischen Befunde richtig zu verstehen, weil alle Grundbegriffe natürlich in Übereinstimmung mit dem eigenen Geist - Lebens - Dualismus gebraucht werden und sich demgemäß eben nicht mit dem Brauche der Schulpsychologie decken. Es handelt sich vorwiegend um die Theorie des Willens, des Gefühls, der Wahrnehmung und des körperlichen Ausdrucks seelischer Vorgänge. Diese letztere bildet (wie man meist nicht weiß), für Klages bereits seit vor 1900 das zentrale Forschungsgebiet, von dem die Graphologie nur ein praktisch wie theoretisch wichtiger Teil ist, sozusagen die Einbruchspforte in das weite Gebiet der Ausdruckskunde und der Charakterkunde zugleich. Da eine ausführliche Darstellung der Ausdrucksprobleme und ihrer bahnbrechenden Bearbeitung durch Klages demnächst an anderer Stelle erscheint[1]), so streifen wir seine Ausdruckstheorie hier nur ganz kurz. Ihre große Bedeutung beruht darin, daß sie der Seelenforschung einen bislang unsicheren Weg soweit ebnet, daß er künftig zielbewußt begangen werden kann: den Weg von außen nach innen, durch die leibliche Erscheinung und ihre stets persönlich bestimmte Bewegungsform auf die seelische Gestalt, den Charakter. Hier wird die Einheit des leibseelischen Individuums nie kausal oder parallelistisch erfaßt, sondern nur in der engsten Form der Beziehung: der Leib die Erscheinung der Seele, diese der Sinn des Leibes. Jede Bewegung ist unter anderem Ausdrucksbewegung, d. h. sie ist getragen vom Eigenrhythmus des individuellen Lebensträgers — dessen Eigenart „erscheint" in jeder seiner Bewegungen und in deren Niederschlägen, wie z. B. der Schrift, so daß man daraus den Charakter des Urhebers grundsätzlich erkennen kann. In der Schrift zumal, als einem unmittelbar objektiv prüfbaren Material von Charakterdokumenten, ist ein unvergleichlich wertvolles Material für jede Charakterologie gegeben.

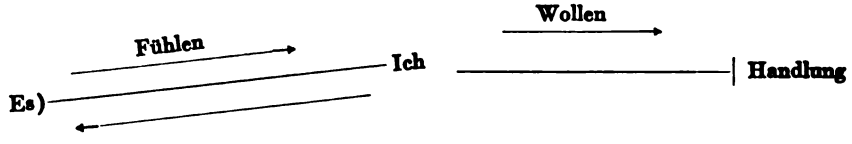
Bei der Aufstellung einer Ausdruckslehre, die Darwins Irrtümer und Wundts

[1]) Philosoph. Anzeiger, herausg. von H. Pleßner, Verlag Friedrich Cohen, Bonn.

Digitized by Google

sonderbare Unklarheit endgültig beseitigt, gelingen Klages nun einige seiner wichtigsten Befunde, von denen die Charakterlehre getragen wird. Die Wahrnehmungstheorie, die in der Schrift „Vom Wesen des Bewußtseins" besonders streng begründet wird, können wir hier übergehen — auch sie stützt sich auf den metaphysischen Urgegensatz Leben — Geist. Wir beschränken uns auf die Gefühlstheorie und die Willenstheorie, die für die Charakterologie maßgebend und übrigens keineswegs etwa für deren Aufbau erdacht, sondern aus langer Empirie im Laufe der Jahre zu klaren Formulierungen herangewachsen sind. Ausgangspunkt ist die Formel für die Erscheinungsweise des Seelischen in Körpervorgängen: jede Körperbewegung verwirklicht (in ihrem Ausdrucksanteil) das Antriebserlebnis des in ihr sich ausdrückenden Gefühls. Wie am Beispiel von Freude und Zorn etwa deutlich gezeigt werden kann, besteht die Möglichkeit, daß grundverschiedene Affekte dennoch als Antriebserlebnisse und demgemäß in ihren körperlichen Ausdrucksformen weitgehend ähnlich sind. Es muß also von dieser motorischen Seite eine qualitative unterschieden werden, oder: jedes Gefühl hat mindestens zwei Dimensionen, von denen die eine, seine eigentümliche Färbung oder Artung, sich schon (wie wir analog der Farbensättigung sagen können) in dem geringsten Sättigungsgrade einer Stimmung eindeutig vorfindet. Das zeigt uns schon die Sprache an, da sie von tiefer Liebe, Freude, Erschütterung usf. weiß. Eine ganz andere Dimension oder Bezugsachse ist aber gemeint, wenn wir von stiller Freude (die sehr tief sein kann!) zu lauter oder von verbissenem zu ausbrechendem Zorn steigern — und dabei eben im Bereiche der Ausdrucksbewegung mindestens eine gemeinsame Seite bemerken, nämlich in Heftigkeit und Ausmaß der Bewegung. Das Antriebserlebnis hat in beiden Fällen vergleichbare Grade und die gleiche Richtung nach außen — in zentrifugale Gebärden hinein. Ein wichtiger anderer Unterscheidungs-Gesichtspunkt aber drängt sich bei solcher Betrachtungsweise auf: der vitale Sinn des Gefühls, im Bewegungsablauf, wenn auch nur symbolisch erscheinend, begründet einen viel fruchtbareren Gegensatz als es etwa der früher in der Psychologie herrschende von Lust — Unlust war. Während nämlich die „überströmende" Freude auf Schenken, Sichverschenken, Hingebung bis zum „ungehemmten" (d. h. von Willen, Bewußtheit, Denken nicht gehemmten) Ablauf drängt, steckt im Zorn ein Vernichtungswunsch, der sich zwar symbolisch am ersten besten Gegenstand Luft machen kann, aber auch in Willenshandlung mit bewußtem und zielgerichtetem Denken übergehen kann — dann aber ist eine ganz andere Sphäre des Seins erreicht, das heißt eine, in der es um Zweck, Erfolg, um Selbstbehauptung im Gegensatz zur Selbsthingebung geht. Wie nun die Erscheinungsformen des Willens im Gegensatz zu denen von Gefühlen oder Gemütsbewegungen nicht frei verströmende Ausdrucksformen sind, sondern als Hemmungsformen aufgefaßt werden müssen, die man nach dem Grade der Hemmung stufen kann, so ist der Wille seinem Wesen nach Bindung, Hemmung, Richtung auf Zwecke.

Mit diesem Zurückgreifen auf die Keime der heutigen Gefühls- und Willenstheorie von Klages im Bereich der Ausdruckskunde soll nur dem historischen Entstehungshergang Genüge geschehen. Das untenstehende Schema aus den „Prinzipien der Charakterologie" von 1910, selbst schon das Resultat längerer Entwicklung,



läßt heute manches inzwischen Mode gewordene Schlagwort in besonderem Lichte erscheinen und mit vollem Recht nimmt Klages gerade diesen Teil „Zur Metaphysik der Persönlichkeitsunterschiede" geschlossen in sein neues Buch herüber. Zu diesen

Digitized by Google

Abschnitten, die nicht nur an Tiefe und Weite der Konzeption, sondern auch sprachlich zu den mächtigsten und zwingendsten Schöpfungen von Klages gehören, findet sich in der philosophischen Literatur der Zeit recht wenig Gleichwertiges und sie haben in den seither verflossenen Jahren als wuchtige Bausteine aus echtem Material an einfacher Überzeugungskraft eher noch gewonnen. Was in dem Schema an grundsätzlich Wichtigem steckt, ist der drastische Gegensatz der Gefühls- und Willenssphäre, vom Ich aus gesehen. Dieser Gegensatz, der sich auf dem Boden der Ausdrucksforschung schon als maßgebend bewährt hatte, bildet seither einen der Grundpfeiler der reinen Charakterologie. Und man kann diese nicht anwenden, sofern man nicht gerade diesen Gegensatz zwangsläufig zu den Grundpfeilern des eigenen Weltbildes rechnen muß.

Vom ausdruckspsychologischen Hintergrund abgesehen, rein auf „Metaphysik der Persönlichkeitsunterschiede" eingestellt, ist der Sachverhalt dieser: in der Grundhaltung des Ich zur Welt gibt es zwei Extreme: Selbsthingebung und Selbstbehauptung, jene verwirklicht in echter Ekstase und gesucht von allem echt Triebhaftem im Menschen, diese das Ziel alles Wollens, aller Vernünftigkeit und alles Egoismus. Hier im Bereich des bewußten Planens drängt alles, aktiv zu sein, zweckvoll zu handeln, Erfolg, Anerkennung, Besitz, Macht und Sicherheit zu erlangen. Aber auf der anderen, der Hingebungsseite, geht es um das, was man nicht erwerben, besitzen, herbeiführen kann, ja nicht einmal wollen darf, da es einem zuteil wird, wenn bei entsprechender Anlage dazu das Erlebnis, oder besser noch, wie Klages sagt, Erleidnis eintritt. „Ein Gefühl, welches immer es sei, habe nicht ich, sondern es hat mich; eine Wollung aber, welche immer es sei, hat nicht mich, sondern ich bin es, der sie erzeugt. Ich kann mir verbieten, dem Gefühl des Hungers oder der Liebe oder der Eifersucht nachzugeben, aber ich kann dem Gefühl nicht befehlen, zu kommen und da zu sein, nicht befehlen, zu weichen" (Grundlagen der Charakterkunde, S. 146). Es ist nun freilich heute schwer, das Wesen eines echt pathischen Menschen ganz zu erfassen, da er uns fast nur noch als Primitiver, als schaffender Künstler, als Held gelegentlich entgegentritt. Die Anlagen des Kindes in dieser Richtung, die sich frei zu äußern trachten, werden ja durch Erziehungsdressur ziemlich zuverlässig beseitigt. Immerhin weiß heute wenigstens wieder ein Teil der Kulturmenschheit, daß es eine andere, naturnähere, weniger durch Vernunft, Logik, Selbstsicherungstendenz gebundene Lebenseinstellung gibt, die nicht mehr hochmütig als Vorstufe auf dem Entwicklungswege zur Beherrschung der Welt aufgefaßt werden kann, sondern eben jene Grundwerte in sich birgt, deren Nichtbeachtung einseitige Karikaturen der „Wirklichkeit" zur Folge hat.

Überprüft man die durchweg fruchtlosen Bemühungen um eine haltbare Gefühlslehre in der Fachpsychologie und kehrt dann zu der klaren Gesamtkonzeption von Klages zurück, so muß man auch als Skeptiker anerkennen, daß hier wenigstens einmal eine Theorie versucht wird, die Gefühlserlebnisse überhaupt als eigenartige Ichzustände zu schildern vermag und sie nicht auf andere Zustände oder gar Akte zurückführen muß. Wohl hat Scheler eine Schichtung der Gefühle in sinnliche, leibliche, seelische und geistige durchgeführt, um wenigstens dem ungeheuren qualitativen Reichtum der Gefühlsnuancen gerecht zu werden; Jaspers und Schneider sind ihm auf diesem Wege gefolgt, da gerade in der Psychopathologie mit dem absurden Lust-Unlust-Schema aber auch gar nichts anzufangen war. Aber Driesch hat gewiß Recht, wenn er (Klages hier wie sonst noch nicht bemerkend) soeben in seinen „Problemen der Psychologie" im Gegensatz zu einem gewissen Optimismus den meisten Problemen gegenüber doch gestehen muß: „Die ganze Theorie der Gefühle ist übrigens noch in einem recht unbefriedigenden und vorläufigen Zustand." Aber er selbst hält eben auch an einer Stelle, wo dieser Zustand sich unmöglich bessern kann: „Gefühle sind unscharfe Gedanken mit einem sehr starken Tone der Lust oder Unlust" — wovon das

Digitized by Google

Gegenteil jedenfalls erst einer Gefühlstheorie Bahn bricht, nämlich die unbedingte Sicherheit, daß Gefühle keine Gedanken oder irgendwie mit intentionalen Akten verwandte seelische Gebilde sind, obgleich sie an alle möglichen anderen Gebilde geheftet vorkommen können, wie Farben an Gegenständen. Gewiß hängt die erstaunliche Unsicherheit, die selbst noch im Kreise Külpes über das Wesen der Gefühle herrschte, damit zusammen, daß man auch durch Untersuchung körperlicher Begleiterscheinungen an das Phänomen eben nicht herankommt. Denn was die experimentelle Psychologie als Ausdrucksmethode herausgebildet hat, kommt doch lediglich der Physiologie zugute. Die Situation ist heute so, daß selbst eine falsche Theorie (sofern sie wirklich Theorie, d. h. Versuch einheitlicher Erfassung wäre, wie es die James-Langesche Theorie war) sicheren Erkenntnisgewinn brächte, indem sie wenigstens mit der myopen Fesselung an die Begleitumstände des Gefühlserlebnisses aufräumen und der Gewißheit Raum schaffen könnte, daß die Sprachen wohl nicht umsonst eigene resonanzreiche Wörter ausgebildet haben, um den Gefühlsbereich zu bezeichnen. Es spricht aber manches dafür, daß Klages wirklich den richtigen Ort des Gefühls in der seelischen Welt und den wahren Charakter der Gefühlserlebnisse erkannt hat und daß einer Umorientierung vor allem eines im Wege steht: die geschlossene Gesamtgestalt seiner Philosophie, die es nicht duldet, daß man sich eines Stückes nach Belieben bediene, sondern zu radikaler Auseinandersetzung zwingt.

Wie dem auch sei, sicherlich gibt es keinen anderen Weg, der so in den Mittelpunkt dieses charakterologischen Systems führt, wie jene durch das einfache alte Schema veranschaulichte Gegenüberstellung der zwei Erlebnisgrundformen: alles „Fühlen" Erleidnis, schwingend zwischen einem anonymen Es und dem Ich, dort unter Verlust des Ich entwerdend in Hingebung, Auflösung, Ekstase, hier aus dem inneren Widerstreit übergehend in einen gerichteten Willensakt und damit einen ganz anderen seelischen Bereich, den der bewußten Handlung, in der das Ich jedenfalls auf seine Selbstbehauptung aus ist. Von diesem Mittelpunkte aus gesehen ordnet sich das „System der Triebfedern" sehr übersichtlich, da nun von vornherein nicht eindeutige „Eigenschaften" sich zeigen, sondern jeder Antrieb sowohl mit pathischer Färbung erscheinen kann (die nun nicht gleich in Selbsthingebung zu gipfeln braucht, aber jedenfalls als „Lösung" seelischen Ablaufs gelten muß) — als auch mit aktiver Färbung, die Bindungen seelischer Abläufe in Selbstbehauptung mit Vernünftigkeit und Zentrierung aller Regungen um die Interessen des Ich zur Folge hat. Prüft man in den „Grundlagen der Charakterkunde" die große Tafel durch, auf der zur Erleichterung der Übersicht die Hauptbegriffe aus der Lehre von den Triebfedern eingetragen sind, so wird man wieder vor zahlreiche Entscheidungen gestellt, die nur auf dem Boden der angedeuteten metaphysischen Urgegensätzlichkeit Leben (natürlicher Rhythmus, Fühlen, Lösung, Selbsthingebung) und Geist (Wille, Bewußtsein, Akte, Bindung, Selbstbehauptung) entstehen und verstanden werden können. So z. B. bei den „geistigen Triebfedern" stehen einander gegenüber: auf der Lösungsseite unter Begeisterungsvermögen Wahrheitsdurst (intellektuelle Leidenschaft, Erkenntnistrieb, Liebe zur Sache) und auf der Bindungsseite theoretische Vernünftigkeit (Wille zur Begreiflichkeit der Welt, Sachlichkeit, Unterscheidungswille, Tendenz zur Kritik). Oder bei den „personellen Triebfedern" auf der Lösungsseite passive Hingebungsneigungen (Wohlwollen, Güte, Wärme, Beschaulichkeit), auf der Bindungsseite passive Egoismen (Vorsicht, Berechnung, Mißtrauen, Furchtsamkeit, Verschlagenheit). Oder schließlich, um die Elastizität des Gegenspiels zwischen den beiden Seiten darzutun: Mangel an geistigen Bindungen macht sich auf der Hingebungsseite geltend als Unverständigkeit, Unvernunft und „Leichter Sinn", Mangel an Begeisterungsvermögen hingegen auf der Selbstbehauptungsseite als Nüchternheit, Strenge, Unduldsamkeit usf. Ganz besondere Sorgfalt widmet Klages den Triebfedern der persönlichen Selbstbehauptung, die auf einer eigenen Tafel in etwa 120 verschiedene Nuancen verfolgt werden. Und

Digitized by Google

auch die Spielarten des Selbstbewußtseins präsentieren sich auf einer Sondertafel — Zeugnis ablegend zugleich von dem Reichtum der Sprache wie von der Neigung des Autors, sich der Führung dieses lebendigen Spiegels aller seelischen Regungen anzuvertrauen und der logischen Scheinklarheit eigens geprägter Kunstworte zu entraten.

IV.

Was ist nun mit dieser geordneten Vielfältigkeit des Systems der Triebfedern geleistet? Wie verhält sich dazu das Reich der Triebe — des animalischen Urgrunds oder der biologischen Vorbedingungen aller Persönlichkeitsentfaltung? Wir wissen doch, daß Freud in der Theorie des psychoanalytischen Systems den Aufbau der Persönlichkeit konsequent auf Varianten der Triebanlage und -entwicklung zurückgeführt hat. Und der Erkenntniswert dieser Betrachtung schält sich allmählich aus der Fülle von konstruktiven Überspannungen der haltbaren Hauptbegriffe heraus. Es besteht heute noch keine Möglichkeit, die wichtigen Befunde von Freud und seiner Schule mit dem vieldimensionalen charakterologischen System von Klages zu verschmelzen, obwohl vielleicht in dieser Verschmelzung die ganze künftige Entwicklung der Persönlichkeitsforschung gipfelt und obwohl die stärksten Anstöße zu beiden Forschungsrichtungen von Nietzsche ausgehen[1]). Aber allzu verschieden sind die Methoden der praktischen Empirie wie der theoretischen Voraussetzungen und der immanenten Ziele — es ist zweifelhaft, ob heute schon über den oben bereits gestreiften Versuch von Häberlin hinauszukommen ist. Und die charakterologischen Ansätze innerhalb des psychoanalytischen Kreises ermangeln noch der echten Einstellung auf das Wesen des Charakters. Dennoch drängen innere Gründe dazu, diese Verschmelzung anzustreben: gerade die Zeitdimension, in der die Entwicklung des Individuums als eine Entfaltung über typische „Organisationsstufen der Libido" erfolgt, fehlt bei Klages ganz bewußt: „Triebe an und für sich gehören zum Charakter nur einer Vitalität und nicht eines persönlichen Ichs, d. h. einer geistgekoppelten Vitalität; aber das persönliche Ich hätte freilich zu existieren aufgehört, wäre es völlig von seiner vitalen Unterschicht losgelöst."

Klages erkennt heute zwar an, daß es eine wichtige Aufgabe sei, „die Artung der Persönlichkeit bis in die Triebschicht hinein zu verfolgen und die Knüpfungsformen von Leben und Geist zu ermitteln", aber für ihn liegt der Akzent unbedingt im Psychologischen und nicht im Biologischen. Die Persönlichkeit beginnt für ihn erst da, wo der Wettstreit der Interessen aus Triebhaftem, das im Stoff eines Individuums von bestimmtem Gefüge lebt, einen Charakter prägt. Und dieser Wettstreit der Interessen ist es, den er mit seinem „System der Triebfedern" (dies ist nichts als eine Verdeutschung des Wortes Interesse) erfassen will. Diese „Triebfedern" entsprechen eben bestimmten Gefühlsanlagen (in denen man immerhin nach zugrundeliegenden Trieben forschen mag) und sind Richtungseigenschaften, die ihren Träger zwingen, so und nicht anders zu handeln. Ist man sich über diesen nach metaphysischen Gesichtspunkten offen wertenden Teil der Charakterologie im Klaren, so machen die anderen Grundbegriffe, die natürlich im Buche zuerst behandelt werden, keinerlei Schwierigkeiten mehr.

Sollen wir in wenigen Worten ausdrücken, worin uns der einzigartige Wert dieser reinen Charakterologie zu liegen scheint, so würden wir sagen: Klages vermag uns durch die Schicht des bürgerlichen sozialen Daseins in die der Persönlichkeit zu führen und deren inneren Aufbau ohne Anleihe aus anderen Gebieten mit Wörtern, die nur dieser Sphäre angehören, so eindringlich darzustellen, daß wir über novellistische Schilderung hinaus und über logisch-systematischen Schematismus hinaus die ver-

[1]) Vgl. Prinzhorn: Psychoanalyse. Zeitschr. f. Menschenkunde, Jahrg. II, 1, S. 17—29.

Digitized by Google

wirrende Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere zwanglos in einer inneren Ordnung sehen. Bei schärfster Prägnanz der Begriffe ist durch das Wörtlichnehmen der lebendigen Namen für seelische Vorgänge und Zustände große Lebensnähe mit geschlossener und ausbaufähiger Systematik verbunden.

Über alle methodischen Erwägungen hinaus sind es wenige metaphysische und erkenntnistheoretische Voraussetzungen, die den Erkenntnisweg von Klages für andere erschweren. Nicht Voraussetzungen, die er auf Grund von Nachdenken gemacht hätte, sondern solche, die seine Weise der Lebenserfassung bedingen und entweder falsch sind, oder aber Wegweiser auf wenig erforschten Pfaden, über die nur der ihnen Folgende ein Urteil gewinnen kann. Wir machen noch auf zwei Punkte aufmerksam, die sich auf den engeren Gegenstand der Charakterkunde, das seiner selbst bewußte Ich und die „Bedingungen der Wesensfindung" beziehen.

Nietzsches Satz „Das Du ist früher als das Ich" wird als Grundlage der Menschenerkenntnis nachgewiesen — wie das in „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft" schon ausführlicher geschehen ist. Erklärungsbedürftig ist also nicht etwa, wie wir Fremdseelisches finden und verstehen, sondern vielmehr umgekehrt eben jenes Entfremdungserlebnis, durch das wir aus der ursprünglichen Einheit des Weltgefühls ein Ding, ein Du und schließlich ein Ich abtrennen. Menschenkennerschaft mag bei Tatnaturen am häufigsten sein — Charakterforschung beginnt erst mit der Rückbesinnung und der Erwägung, was eigentlich diese oder jene Eigenschaft, etwa Mißtrauen, sei. Von diesem Momente aber hilft nur noch Selbstbesinnung weiter: den Stoff zur Erkenntnis fremder Wesen liefert das eigene Wesen, von dessen Ausmaß und Tiefe daher hier besonders viel abhängt. Und zwar muß eben, um das instinktive Verstehen in bewußte Erkenntnis zu verwandeln, vor allem die Phase der Selbsttäuschung überwunden sein, wenn Wahrheit in der Fremderkenntnis erreicht werden soll. Teilhabe an den Eigenschaften wird nicht nur durch Ähnlichkeit, sondern auch durch polare Gegensätzlichkeit begründet und es sind, wie schon Goethe, Carus, Nietzsche betonten, Störungserscheinungen im Erleben, zumal durch fremdartige Züge im anderen, denen wir an Besinnung und Erkenntnis am meisten verdanken. Was Klages 1899 geschrieben, paßt noch heute auf gute Leute, die sich vor der Charakterologie scheuen: „Ehe eine Menschenkunde im großen erblühen könnte, müßten die Philosophen verlernt haben, sich der Eitelkeit, der Selbstsucht, des Neides, der Bosheit, der Todesfurcht und der Vergeßlichkeit zu schämen."

Nachtrag: Auf dem VIII. internationalen Psychologen-Kongreß in Groningen (Sept. 1926) hat Verf. inzwischen das im Vorstehenden gestreifte Wertproblem zum Gegenstande eines Vortrags gemacht: „Echt — Unecht, ein Versuch über den tieferen Sinn der Charakterologie." Die Veröffentlichung erfolgt erst später in erweiterter Form.

Digitized by Google

Individualschicksal, Menschentypen und Berufe in der antiken Astrologie

Von W. GUNDEL (Gießen)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die vielfach miteinander rivalisierenden, sich überkreuzenden und einander ausnützenden Systeme der antiken Sterndeutung haben in den verschiedenartigsten Leitfäden ihre gläubigen Adepten seit sehr alter Zeit in den Stand gesetzt, das Menschenschicksal in mehr oder weniger ausführlicher Weise von den wichtigsten Gegebenheiten des gestirnten Himmels abzulesen. Bei der ungeheuren Wertschätzung, deren sich diese Wahngebilde mit dem zunehmenden Verfall der antiken Orakel bei den breitesten Massen des ausgehenden Altertums erfreuten, ist es nicht verwunderlich, daß die astrologische Literatur ins Unermeßliche anschwoll und in allgemein gehaltenen Ratgebern ebenso wie in gelehrten aufs sorgsamste durchdachten und durchaus ernst gemeinten wissenschaftlichen Abhandlungen ihre Anhänger in den Stand setzte, wie sie der nie zur Ruhe kommenden Frage über das ablaufende Menschengeschick näher kommen und dem Rätsel der Zukunft seine Schleier nehmen könnten.

Die antike Sterndeutung hat uns eine Unzahl verschiedenster Methoden übergeben, wie man das Lebenslos eines neugeborenen Menschen aus den im Augenblick seiner Geburt dominierenden Sternmächten erkennen und aus ihnen im Voraus den äußeren Typ, die Charaktereigenschaften, den Beruf und Stand, endlich auch die wichtigsten Erlebnisse und zuletzt den Tod, ja selbst die Schicksale nach dem Tode erkennen kann.

Wenn man tiefer in diese Mysterien eindringen will, die dem antiken Sterngläubigen den Schlüssel zum Erschließen der Zukunft in die Hand gaben, dann wird man zuerst eine kleine Umschau in den Texten der Laienastrologie halten müssen, die im Altertum, im Mittelalter und auch noch in unseren Tagen jeden, der nur lesen konnte und in dem Besitz eines solchen Skriptums war, befähigten, nach alt erprobten Lehren in einigen Stichworten die Merkmale des werdenden Menschen vorauszusagen. Das vornehmste Handwerkszeug dieser Vulgärastrologie bildeten und bilden auch heute noch die sogenannten Mondbücher. Sie müssen daher zunächst von uns eine kurze Betrachtung über ihre Elemente und die einzelnen Enthüllungen erhalten. An zweiter Stelle werden wir diejenigen Wahrsagetexte beachten, welche das Lebenslos lediglich aus den in der Geburtsstunde herrschenden Fixsternen, aus den als zusammenhängende und lebendige Gotteswesen empfundenen Sternbildern und Sterngruppen so gut wie aus den einzelnen hellen Sternen nördlich und südlich der Ekliptik prophezeiten. Ihnen schließt sich eine kurze Orientierung über diejenigen Orakel an, welche jeden einzelnen der 360 Grade des Tierkreises begutachteten. Diese hängen mit den alten kalendarischen und astrometeorologischen Prognosen, die sich auf die wichtigsten Sternerscheinungen stützen, und außerdem noch mit den altägyptischen Geburtsurteilen der verschiedenen Tage des Jahres zusammen. Eine Fülle weiteren Materiales ergeben für unsere Untersuchung diejenigen Texte, welche das Leben eines Individuums aus den zwölf Sternbildern des Tierkreises erschließen. Ihnen gilt das dritte Kapitel. Ein rascher Ausblick lohnt sich im Anschluß daran auf die Dekanprophezeiungen; sie geben die Enthüllung der Zukunft aus den göttlichen Mächten der Tierkreisdrittel. An letzter Stelle wollen wir uns mit den antiken Schilderungen der Planetenkinder beschäftigen, die in ihren bunten Variierungen einen reichen Zustrom von bis jetzt noch wenig ausgenutztem Material für die antike Charakterologie, die Typologie und Berufsstatistik ergeben. In unserer Darlegung werden wir einen besonderen Wert den Texten selbst beimessen müssen und die antiken Kombinationen am besten durch

Digitized by Google

die wörtliche Wiedergabe der wichtigsten Skizzierungen direkt reden lassen. Vollständigkeit des Materials ist nirgends angestrebt, das wäre eine viel zu umfangreiche Aufgabe, zudem aber auch bei den unendlichen Wiederholungen der leitenden Motive und ihrer ermüdenden Variierung derselben Grundgedanken ein undankbares Unterfangen. Auf die Umbildungen der neuzeitlichen Sterndeuter, die den antiken Ideen ein neues Leben durch ihre seltsam anmutenden Strukturen zu geben suchen, gehen wir nicht ein. Wer die modernen astralen Deutungen verfolgt, wird auf Schritt und Tritt erkennen, wie die von uns gegriffenen Motive und Typen der antiken Sterndeutung überall in den modernen Orakeln zu Tage liegen, ohne der alten Tempel- und Offenbarungsweisheit einen Zustrom wirklich beachtenswerter Ideen bringen zu können.

I. Die Geburtsurteile der Mondbücher.

Unter den Mondwahrsagebüchern versteht man solche Gutachten, die den Ausfall beabsichtigter Unternehmungen und der Geburten nach den dreißig Tagen bewerten, die rund gesagt der Mond zur Vollendung seiner Phasen von Neumond zu Neumond benötigt. Die übliche antike Bezeichnung für diese wichtigen Weissagungstexte der Laienastrologie ist Selenodromion oder auch Lunar; ihr wird unsere deutsche Charakterisierung „Mondbuch" gerecht. Diese Wahrsagungen sind zum Teil anonym, zum Teil unter dem Namen erlauchter Verkünder göttlicher Offenbarungsweisheit oder bedeutender Weisen und Gelehrten der verschiedensten Zeiten und Völker erschienen. Die ältesten Schemata dürften wohl diejenigen Texte darstellen, welche die einzelnen Voraussagungen weniger an die Mondphasen und das Mondlicht anschlossen, als an den sehr alten Aberglauben über den Einfluß der guten und der bösen Tage auf den Menschen.

Die älteste Beurteilung über das werdende Leben ist in den „Werken und Tagen" des griechischen Dichters Hesiod eingereiht. In demselben findet sich am Schlusse ein Überblick über die Beschaffenheit der einzelnen Tage eines Monats und ihren Einfluß auf verschiedene menschliche Tätigkeiten. In diesem Sammelgutachten sind auch einige Kriterien über das Geschick der an einzelnen Tagen geborenen Kinder aufgenommen. So heißt es von dem sechsten der Mitte, d. h. dem 16., daß er schädlich für die Pflanzen, aber günstig für männliche Geburten ist. Nicht günstig ist er für Mädchen, weder in Hinsicht auf die Geburt, noch auf die Eheschließung. Auch der nächste Tag ist ungünstig für neugeborene Mädchen, trefflich aber für ein männliches Kind. Nur wird dieses gern spöttische Reden führen, gern lügen, schmeicheln und zu heimlich traulichem Liebesgeflüster geneigt sein. Am 20., dem vollen Tage, wie der Dichter auffallenderweise bemerkt, wird ein kundiger Mann geboren und er wird gar sehr verständigen Sinnes sein. Wackere Knaben bringt der 10., tüchtige Mädchen der 4. der Mitte, d. i. der 14. hervor. Gut für die Hochzeit und auch für die Empfängnis, so dürfen wir wohl zufügen, ist der 4., doch soll man sich vorher durch Beobachtung der Vögel, die für dieses Vorhaben die besten Zukunftsdeuter sind, Rat holen. Gut für Geburten sowohl von Knaben als auch von Mädchen ist der 9., er ist niemals ganz schlimm und ganz unschädlich.

Hesiod nennt uns keinen Grund, warum die einzelnen Tage diese Sonderwirkung auf die Kinder ausüben, die an ihnen zur Welt kommen. Ein inneres Band zu dem Mondlicht und den Mondphasen läßt sich nicht erkennen. Man könnte an die Einwirkung der vulgären Vorstellung erinnern, daß dem Neugeborenen derjenige Gott das Schicksal gibt, der nach dem üblichen Mythus an demselben Tag geboren wurde. Diesen Glauben treffen wir später einmal bei Plato, er nennt im Symposion den Eros deswegen den Begleiter und Diener der Aphrodite, da er an ihrem Geburtstagsfeste geboren sein soll., Auch sein ihm von Natur aus innewohnendes Streben nach dem Schönen wird damit erklärt, daß eben diese Göttin besonders schön ist. In eine ähn-

Digitized by Google

liche Ideenverbindung führt das griechische Sprichwort: „Du bist am 4. geboren." An diesem Tage nämlich wurde Herkules geboren, der sich stets für andere quälen mußte; mit diesem Sprichwort traf man also den Glauben, daß dieser Geburtstagsgott den an diesem Tage auf die Welt Kommenden dasselbe mühevolle Los beschieden habe. Eine Unterlage für die ältesten Mondbücher und deren Schicksalsbestimmung haben die Göttergeburtstage gebildet, die auch der Grieche seit alter Zeit gekannt und entweder allmonatlich oder an dem besonders festgelegten Geburtstagsfest des Gottes einmal im Jahre feierte. Nach dem homerischen Hymnus auf Hermes ist dieser Gott am 4. geboren. Die Göttin Leto gebar den Gott Apollo, wie uns Hesiod in demselben Werke Vers 771 sagt, am 7., und am 5. Monatstage gebar die Göttin der Zwietracht, Eris, den Gott des Eides, Horkos. Spätere Zeugnisse informieren uns darüber, daß man den 1. Monatstag als Geburtstag des Sonnengottes und des Neumondes feierte, der in der späteren religiösen Entwicklung mit Apollo zusammenfiel; am 3. ist Athene, aber auch Mars geboren, und nach dem Gott des Krieges galt dieser Tag seit alters als ein Unglückstag. Artemis ist am 6., Poseidon am 8., aber an demselben Tag ist noch dessen Sohn Theseus und der Gott der Heilkunst Asklepios geboren. Der 9. gilt in späterer Zeit als der Tag des Helios, der Rhea und des Dionysos, dem aber auch der 10. geheiligt ist. Diese Gottheiten wurden jedoch nicht nur mit den Tagen des ersten Monatsdrittels in Beziehung gestellt, sondern auch mit den Gottheiten der beiden folgenden Dekaden desselben Monats. Das ist wichtig deswegen, weil sich daraus die Wiederholung derselben Gutachten in einzelnen Lunaren erklärt. Es kann noch kurz darauf gewiesen werden, daß der 12. der Demeter und der Persephone, der Göttin der Unterwelt geheiligt ist. Den beiden großen Lichtgöttern ist der 15., mitunter auch der 14. geweiht, ebenso ist der 20. und der 21. mit diesen Gottheiten verbunden.

Die griechischen Personennamen, welche einen Menschen etwa als ein Geschenk der Artemis (Artemidoros), des Apollo (Apollodoros), der Aphrodite (Aphrodisia und Aphrodisios), des Dionysos (Dionysodotos) bezeichnen, bringen die später in der Sternreligion so scharf ausgeprägte Idee, daß der Mensch ein Werk der Lichtgottheiten ist, latent bereits zum Ausdruck. Eine weitere Vorstufe haben wir in der allgemein griechischen Vulgärauffassung, daß die Könige die Söhne des Zeus sind, und in dem Glauben, daß seit alters die verschiedenen Olympier einzelnen Gewerben und Ständen ihre spezielle Gunst und ihren Schutz gewährten.

Die von uns bis jetzt angezogenen religiösen Vorstellungen der Griechen bildeten eine Unterlage, auf welcher schließlich die verschiedenen Postulate der Mondwahrsagetexte aufbauen konnten. Aber sie sind nicht das positive Fundament derselben. Die Idee, alle Tage eines Monats auf Grund der an ihnen besonders verehrten und demgemäß an diesen Tagen herrschenden Gottheiten zu beurteilen und damit das Individualschicksal in Einklang zu bringen, stammt nicht aus Griechenland, sondern aus Ägypten. Herodot bezeichnet es als eine merkwürdige Erfindung der Ägypter (II 82), daß sie feststellen, welchem Gott jeder einzelne Monat und jeder einzelne Tag gehört, ferner stellen sie fest, was für ein Schicksal der Mensch, der an dem betreffenden Tag geboren wird, haben, wie er sterben und was für eine Art Mensch er sein wird. Er behauptet weiter, daß bei den Griechen die Dichter derartige Prophezeiungen verwerten. Die moderne Ägyptologie hat durch wertvolle und sehr alte Dokumente diese Nachricht Herodots bestätigen können. Aus seiner Behauptung, daß griechische Dichter diese Wahrsagemethoden verwendet haben, müssen wir schließen, daß zu seiner Zeit bereits, also spätestens im 5. Jahrhundert v. Chr. spezielle Geburtsprophetien in Griechenland kursierten. Wie diese alten griechischen Poeme ausgesehen haben, davon haben wir bisher keine Kenntnis durch direkte Zeugen, d. h. wir besitzen keinen Text, der den einzelnen Angaben Herodots entspricht. Man hat bisher stets und wohl mit Recht auf Hesiods Zeichnung der guten und schlimmen Tage eines Monats gewiesen. Aber darin fehlt doch so manches der von Herodot ange-

Digitized by Google

führten Elemente, daß man zu der Annahme gedrängt wird, daß Herodot andere Wahrsagetexte gekannt und an dieser Stelle im Auge haben muß.

Ein Mondbuch ist auch bis jetzt nicht in den alten ägyptischen Dokumenten aufgetaucht, wohl aber ein umfassendes Kriterium sämtlicher Tage des Jahres aus der Epoche der Ramessiden, der berühmte Papyrus Sallier IV., der auch das Schicksal der an den verschiedenen Tagen geborenen Kinder in kurzen Stichworten charakterisiert. Im einzelnen zeigen diese Geburtsorakel einen engen Zusammenhang mit dem Mythos des an dem betreffenden Tage herrschenden Gottes. Nicht alle Tage sind mit Geburtsprophetien versehen, z. B. sind in einem Monat 8, in einem anderen nur 3 Tage in dieser Hinsicht gekennzeichnet. Gewöhnlich wird die Todesart angegeben, nicht aber der Lebensinhalt, etwa der Stand, das Gewerbe oder die geistige und moralische Eigenart, auch auf wichtige Etappen im Verlauf des Menschenlebens ist kaum Bezug genommen. Der Leser möge durch folgende Gutachten einen Einblick in diesen Schicksalskünder bekommen — ich folge der Übersetzung von Maspero, die dieser in: Les Contes populaires de l'Égypte ancienne S. LIII der 4. Auflage gibt: Der 4. Tybi ist gut gut gut — gemeint ist mit dieser dreimaligen Wiederholung desselben Attributs, daß die einzelnen Drittel des Tages, auf die auch an den anderen Tagen Bezug genommen wird, gleich und zwar günstig sind —: Was du an diesem Tag siehst, ist für dich von guter Vorbedeutung. Wer an diesem Tage geboren wird, stirbt älter als alle Leute seines Hauses; er wird ein langes Leben haben und seinem Vater nachfolgen. Vom 4. Paophi heißt es: Schädlich gut gut. Geh ja nicht aus deinem Haus an diesem Tag. Wer an diesem Tag zur Welt kommt, stirbt durch Ansteckung (Pest) an diesem Tag. Der 5. dieses Monats ist charakterisiert mit: Schlecht schlecht schlecht. Geh ja nicht aus an diesem Tag. Nähere dich nicht Frauen. Das ist der Tag Opfer darzubringen dem Gott, Montu (der Gott des Krieges) ruht an diesem Tag. Wer an diesem Tag zur Welt kommt, stirbt an Liebeskummer. — Der 6. Paophi gilt als: Gut gut gut. Glücklicher Tag im Himmel, die Götter ruhen aus vor dem Gott, und der Kreis der Götter erfüllt seine Riten vor dem Gott ... Wer an diesem Tag geboren wird, stirbt durch Trunkenheit. Dem Kinde des folgenden Tages wird verheißen, daß es auf dem Steine, d. h. nach der Erklärung Masperos in fremdem Land sterben wird. Von den anderen Geburtsverkündungen möge noch hervorgehoben werden, daß einer an Altersschwäche, durch ein Krokodil, durch eine Schlange sterben wird. Einem anderen wird vorausgesagt, daß er geehrt von seinen Angehörigen dereinst sterben darf.

Selten wird auf das Leben selbst besonders Rücksicht genommen. Doch finden sich auch etwas ausführlichere Verkündigungen. So wird dem am 9. und am 29. Paophi geborenen gesagt: er soll nur in den Tag hinein leben; sein Glück wird ihm nicht fehlen können. Das Schicksal der Kinder des 7. und des 27. dieses Monats wird sich so gestalten, daß sie sich nicht besonders zu beunruhigen brauchen. Denn wenn auch die Art, wie der einzelne sterben wird, im voraus bestimmt ist, so ist doch der Termin selbst nicht endgültig festgelegt. Mag er auch verurteilt werden, so wird er doch im Stande sein, die Todesstrafe auszuhalten und zwar fast ganz nach seinem Willen. Wäre er durch den Biß einer Schlange oder eines Krokodils bedroht, so würde er sich doch nicht lange vor dem Unheil schützen können, denn das erste Krokodil, die erste Schlange würde diese Bestimmung erfüllen. Darum soll er sehr auf seiner Hut sein, und die Eltern müssen sehr auf ihn achten in seiner Kindheit. Er selbst kann Vorkehrungen gegen die Bestimmung treffen dadurch, daß er sich von Kanälen und Flüssen fernhält und sich vor allem an den Tagen nicht auf den Fluß begibt, an denen diese Tiere die Herrschaft führen. Außerdem kann er sich aber auch durch religiöse Abwehrmaßregeln und durch Amulette vor dem drohenden Verhängnis schützen. — Im allgemeinen überwiegen die schlimmen Todesprognosen. Gar nicht lebensfähig sind die Kinder des 20. Thot; durch einen Stier kommt das Kind um, das am 5. Paophi zur Welt kommt. Der am 4. Athyr Geborene wird totgeschlagen; das Kind des 20.

Digitized by Google

dieses Monats darf nur ein Jahr leben, das des 23. wird ertrinken. Anderen wird aus ihrem Geburtstag vorausgesagt, daß sie blind oder taub seien, nur einen Tag leben oder durch eine Krankheit z. B. durch Gehörentzündung sterben müssen.

Ein ganz ähnliche Skizzierung des Lebensloses geben uns eine Anzahl der Mondbücher, auf die wir nun eingehen müssen. Eine unverkennbare Weitergabe des altägyptischen Orakelwerkes treffen wir in einem Lunar, welches Martini und Bassi aus einer griechischen astrologischen Sammelhandschrift des 13. Jahrhunderts, die sich in Mailand befindet, im III. Band des Catalogus Codicum astrol. Graec. S. 32—39 veröffentlicht haben. Auf den Mond und seine Phasen wird trotz der Überschrift, die den Namen Selenodromion führt, keinerlei Bezug genommen. Das ganze astrale Geheimnis besteht eben darin, daß man diese Schablone auf den bürgerlichen Monat zu legen hat, aber die Zählung der Tage nicht mit dem ersten Monatstag, sondern vom Neumond aus beginnen muß. Dadurch erhielten diese und auch die anderen Lunare eine für alle Zeitrechnungen allgemein gültige und stets anwendbare Norm. Der Text enthält eine Reihe von Sammelgutachten, die den Ausfall verschiedener Unternehmungen und das Schicksal der Geburten verkünden. Als bestimmende Faktoren treten leicht kenntlich die alten Göttergeburtstage hervor. Neben diese sind gleichberechtigt von späteren Umarbeitern Begebenheiten aus der biblischen Geschichte gestellt. Als Probe diene die Bestimmung des 6. Monatstages, die folgendermaßen lautet: Artemis wurde geboren, Nebrod wurde geboren. Dieser Tag ist gut und glückverheißend. Man kann an ihm jede schwierige Arbeit anfangen; besonders aber ist es ratsam in den Krieg zu ziehen, Bogen zu schießen, Sklaven, Rinder und Haustiere zu kaufen. Der Flüchtling und das Verlorene wird mit Freude gefunden werden. Die Neugeborenen werden sehr glücklich sein, glücklich in ihren Wagnissen und sie werden keine Mühsale erleiden. Wird einer krank an diesem Tag, dann wird er rasch wieder gesund. Sieht einer einen Traum, so soll er ihn in seinem Herzen behalten und soll dieses Geheimnis niemanden sagen, auch nicht dem Sonnengott. Ebenso ausführlich sind die anderen Tage charakterisiert. Und wie man in unserem Beispiel überall den Anklang an die Göttin Artemis erkennen kann, so lassen sich auch in den anderen Prognosen deutlich die inneren Nähte herausheben, die das Menschenlos mit den antiken Tagesgöttern verbinden. Bisweilen hat die christianisierende Hand aber auch die antiken Deutungen umgeformt und nach dem biblischen Ereignis gerichtet. Der 7. Tag z. B., an dem auch in dieser Liste Apollo geboren ist, gilt im Altertum durchweg als ein segensreicher Tag. Unser Mondbuch sagt jedoch, daß die Neugeborenen kränklich, unglücklich, kurzlebig und viel gefährdet sein werden. Das erklärt sich daraus, daß an diesem Tage Kain seinen Bruder erschlagen hat. Ein religionsgeschichtlich besonderes Interesse bietet diese Tabelle dadurch, daß jeder Tag einen besonderen Schutzgott hat. Und diese Gottheiten selbst sind interessant deswegen, weil neben den großen Göttern der griechischen Religion — Hermes, Apollo, Artemis, Poseidon, Pluto, Dionysos, Hephäst, Demeter, Leto, Mars und Zeus sind genannt — eine Anzahl von Geburtstagen anderer göttlichen Mächte erwähnt werden, etwa der Morgenstern, die Chariten, die Gerechtigkeit, die Hoffnung, Schlaf und Tod, die Wahrheit, die Tagesgöttin und die launenhafte Göttin des Glücks.

Die Wahrsagungen bewegen sich meist auf demselben Niveau, sie kennzeichnen das Kind durch öfters sich wiederholende Prädikate wie: lebensfähig, glücklich, wagemutig, verständig, blühend und ähnliche mehr oder weniger allgemein gehaltene Stichworte. Auffallend ist es, wenn die Kinder des 12. Tages, an dem die Göttin der Gerechtigkeit, Dikaiosyne, ihren Geburtstag hat, als schwer aufziehbar, bösartig, schwermütig und wenig arbeitsam bezeichnet werden. Dagegen erscheint es plausibel, wenn ein Kind, das am 13., dem Geburtstag des Dionysos, an welchem Tag außerdem Noah den Weinberg gepflanzt haben soll, zur Welt kommt, trunksüchtig, zur Raserei geneigt und schmähsüchtig genannt wird. Dasselbe wird auffallenderweise auch den Kindern

Digitized by Google

des 16., des Geburtstages der gütigen Dioskuren, zugedacht, und noch den Neugeborenen des 28., des Geburtstages der Göttin des Tages (Hemera). In dem letzteren Falle ist das biblische Ereignis, daß die Späher Josua, dem Sohn Noahs die Trauben gebracht haben sollen, für die Wiederholung der düsteren Prophezeiung maßgebend gewesen. Daß die am 24., dem Geburtstage des Mars und des Königs Pharao Geborenen durchs Schwert umkommen werden, ist ja an sich schon eine naheliegende Kombination; wir dürfen hier aber vielleicht noch weiter gehen und eine Nachwirkung der altägyptischen Prophezeiung erkennen, die der eben erwähnte Papyrus Sallier für die Kinder gibt, welche auf Grund ihres Geburtstages durch Schläge ums Leben kommen.

Die Lebensfähigkeit dieser bizarren Zukunftsdeutungen ist ungemein zähe gewesen. Sie bilden einen wesentlichen Teil der Laienastrologie des christlichen Abendlandes im Mittelalter und in der Neuzeit. Natürlich sind bei der fanatischen Säuberung und Tilgung der heidnisch-religiösen Elemente, denen die meisten Systeme der antiken Astrologie im christlichen Mittelalter ausgesetzt waren, in den späteren Listen die antiken Göttergeburtstage völlig eliminiert und durch Daten aus dem alten und neuen Testament ersetzt worden. Der eben beleuchtete Text stellt ein interessantes Dokument des Übergangsstadiums dar. Ein von den antiken heidnischen Fermenten gereinigtes Mondbuch, in dem der Mond ganz in der zuletzt von uns besprochenen Art lediglich als Zeitmesser dient, während das innere Band das Menschenlos allein mit den Tagesgöttern verflicht, hat Delatte aus einer griechischen astrologischen Handschrift, die sich in der Bibliothek zu Athen befindet, neuerdings veröffentlicht (Catal. Cod. Astrol. Graec. Bd. X S. 196). Die Handschrift ist im 19. Jahrhundert in neugriechischer Sprache geschrieben, ein Beweis, daß auch in der Neuzeit das Interesse an diesen Machwerken nicht erloschen ist. In diesem neugriechischen Mondbuch, dem eine Anzahl ähnlicher Texte in lateinischen, französischen, englischen und auch in deutschen und nordischen mittelalterlichen Handschriften zur Seite treten, sind nur zwei antike Göttergeburtstage stehen geblieben, der 21., der Geburtstag des Abraxas, und der 29., an dem auffallenderweise Athene geboren sein soll. Bei der vielfachen Variation, welche die in ihren Grundlinien doch ungemein konstanten Doktrinen der Astrologie aufweisen, ist es nicht erstaunlich, daß wir hier eine Reihe anderer biblischer Begebenheiten und auch manche andere Formulierung des Lebensloses vorfinden. Auch dieses Lunar ist ein Sammelorakel, in dem u. a. auch der Ausfall der Träume und der Krankheiten stärker berücksichtigt wird. Die Geburtsprognosen sind etwas anders gehalten. Es finden sich darunter einige, die in ihrer Herbheit an die altägyptischen Prophezeiungen gemahnen. So heißt es von den Kindern des 4. Tages, daß sie sterben; das paßt schließlich auch zu dem Notat, daß an diesem Tage Abel geboren wurde. Tatsächlich liegt hier die Übernahme antiken Aberglaubens vor, der den 4. Tag als einen Unglückstag auffaßte. Daß die Kinder des 3. zu Mord neigen, erklärt sich von selbst aus dem Geburtstage des Kain. Irrsinn wird den Menschen des 5. und 6. verkündet, Leichtsinn und Schläfrigkeit denen des 7., Trunkenbolde sind die des 13., Böses nachtragend die des 18. und verhaßt die Kinder des 21. Von weiteren Unglücksprognosen sind zu nennen: die Kinder sterben durchs Schwert und durch Wasser (24.), sind bös und streitsüchtig (25.), sterben auf dem Wasser (26.) oder sind überhaupt Unglücksvögel (29.). Unter den heiteren Losen steht die Verheißung eines langen Lebens (1.), Reichtums (2.), von Schönheit, Glück und Ehren (8., 9., 10., 11., 12. u. a.). Ein bestimmter Beruf wird nur einmal genannt, die am 23., dem Geburtstage Benjamins Geborenen werden nämlich Priester; vielleicht dürfen wir auch in der Verheißung, daß die am 22., dem Geburtstage Josephs, Geborenen blühen und herrschen werden, die Verheißung der Herrscherwürde erkennen, die uns in anderen astrologischen Prophetien oft begegnet.

Eine andere Gattung von Mondbüchern wird ihrem Namen dadurch gerecht, daß sie anscheinend einen großen Wert auf dieses Gestirn selbst legen. In ihnen treten in

Digitized by Google

der Aufzählung der Tage die äußeren Gestalten, die der Mond im Laufe eines Monats zeigt, die sogenannten Phasen, in den Vordergrund als schicksalbestimmende Faktoren. Die einzelnen Texte weichen in der Berücksichtigung der verschiedenen Mondphasen beträchtlich voneinander ab. Es werden nämlich 7, 10, 12 und selbst 30 Formen dieses Gestirns geschieden.

Ein zweifellos in seinen Anfängen auf recht alte Zeit zurückzudatierendes Mondbuch hat Cumont aus einer griechischen Astrologenhandschrift, die sich in der Pariser Nationalbibliothek befindet, im Catal. Cod. Astrol. Graec. VIII 4 S. 102ff. in doppelter Fassung mitgeteilt. Das erste Lunar gibt nur ein dürftiges Exzerpt aus einem alten umfassenderen Mondwahrsagebuch. Es teilt nur in apodiktischer Form mit, ob ein Tag gut oder schlecht ist. Die ausschlaggebenden Elemente, die Mondphasen, sind ganz weggelassen. Der zweite Text gibt dagegen in ausführlicher Darlegung sowohl Prophetien über den Ausgang einzelner Unternehmungen und des Lebensschicksals als auch eine Aufzählung der verschiedenen Mondphasen. Beide Texte werden als Exzerpte desselben alten Mondbuches bezeichnet, als dessen Verfasser Melampus genannt wird. Erwähnenswert ist es, daß der byzantinische Gelehrte Tzetzes ein Werk des Melampus, von dessen Zeitalter und Persönlichkeit uns sonst nichts bekannt ist, als das Vorbild bezeichnet, aus welchem Hesiod seine Angaben in der Tagewählerei geschöpft habe. Es wäre denkbar, daß Herodot mit seiner Behauptung, daß die griechischen Dichter den ägyptischen Orakelbrauch, das Schicksal nach den Tages- und Monatsgöttern zu bestimmen, nachgeahmt haben, recht hat, und daß die Grundlage dieses Orakeltextes bereits in die Zeit vor Herodot zu datieren ist. Der Name des Melampus begegnet uns öfters in astrologischen Traktaten, die neuerdings durch die Erschließung bislang unbekannter griechischer astrologischer Handschriften aus den wichtigsten Bibliotheken Europas ans Tageslicht gebracht wurden; auch andere abstruse Zukunftsenthüllungen machen den Melampus für ihren Inhalt verantwortlich. Nach Cumonts wahrscheinlicher Vermutung stammen diese Texte aus hellenistischen Sammelbüchern der Alexandrinerzeit über Wunder und Wunderzeichen, wie sie bereits Artemidorus und dessen weit älterer Gewährsmann Apollonius Attalensis in Händen gehabt hat.

In der Einleitung des ersten Mondbuches bemerkt der byzantinische Kompilator, daß er sein Werk aus zwei Büchern geschöpft hat, aus dem Buche des Melampus und aus einem anderen Werk, als dessen Verfasser ein Anonymus „der Weise", genannt wird. Die kurze Einleitung orientiert darüber, wie diese Liste in der Praxis anzuwenden ist. Man soll feststellen, wann der Mond beginnt, mit anderen Worten, wann Neumond ist; man muß also in seiner Antwort sich nicht nach dem Datum des bürgerlichen Kalenders, sondern nach der Zählung vom letzten Neumond ab richten. Stellt man daraufhin den fraglichen Kalendertag ein und beachtet man die in der Tabelle gegebene Beurteilung, dann darf man den günstigen oder unglücklichen Ausfall eines Vorhabens oder eines Menschenlebens in seiner Totalität in Aussicht stellen. So ist der 1. Tag, wie Melampus sagt, ganz glückhaft, ein anderer Weiser aber, so fährt der Exzerptor weiter, sagt das nur vom Vormittag. Der 2. Tag ist nach Melampus von der 6. Stunde bis zum Abend günstig, der Weise aber läßt das nur vom Mittag gelten. Den 3. Mondtag bezeichnen beide Autoren übereinstimmend als ganz unbrauchbar, damit stimmen die beiden Rivalen mit dem alten griechischen Aberglauben überein. Von dem 10. Mondtag ab fließt die Weisheit noch spärlicher, — es heißt nunmehr nur noch in einzelnen adjektivischen Stichworten, daß dieser oder jener Tag unbrauchbar oder glückverheißend ist. Es wird auch die Formel angewandt: Benutze die Abenddämmerung, den Mittag, den Vormittag — ein klar erkennbarer Überrest der ägyptischen Gutachten, die den Tag in drei Dekaden zerlegen und diese besonders beurteilen. Am Schlusse versichert der Epitomator: Wenn du dich demgemäß verhältst, dann wirst du nie einen Mißerfolg erleiden.

Digitized by Google

Interessanter ist das andere Mondbuch, das ebenfalls unter dem Namen des Melampus geht. Auch dieses Lunar ist, wie im Vorwort bemerkt wird, aus zwei Büchern kompiliert. Das eine Buch wird als das Werk des Priesters Melampus bezeichnet, der die heilige Schrift der Ägypter kannte (d. i. die Hieroglyphen), und das Werk dem König Nechepso von Ägypten widmete. Die andere Abhandlung wurde, wie der Exzerptor behauptet, in Heliopolis in Ägypten gefunden im Tempel. Dort sei es geschrieben im Allerheiligsten mit heiligen Buchstaben zur Zeit des Königs Psammetichos. Von hochgelehrten ägyptischen Priestern und Schriftgelehrten geschrieben, so heißt es weiter, füllt es den Lauf des Mondes aus und wurde dem König übergeben. Beide Bücher will der Autor gefunden und ineinander verarbeitet haben; aus ihnen hat er die Orakel und die verschiedenen Gestalten des Mondes entnommen. Nun begegnen wir den beiden alten ägyptischen Königen öfters in dem antiken Okkultismus; man will durch die erlauchten Namen den Traktaten eine stärkere Autorität geben. Aber diese ganze Einleitung erinnert an die ägyptische Sitte, die heiligen und auch die okkulten Schriften im Tempel unter der Statue des Gottes niederzulegen, und an die Tatsache, daß man z. B. das 64. Kapitel des Totenbuches im Tempel zu Hermopolis unter den Füßen des Gottes, den berühmten sog. medizinischen Berliner Papyrus zu den Füßen des Anubis in Sokhem gefunden hat. Jedenfalls dürfen wir mit Cumont annehmen, daß hier altes Gut vorliegt, das tatsächlich auf altägpytische Orakelbücher zurückgehen dürfte. Es wird durch alte Dokumente verschiedenster Art bestätigt, daß die Ägypter seit alters die Mondphasen ebenso wie die übrigen Gestirne beobachtet und aus dem Licht, der Farbe und atmosphärischen Begleiterscheinungen eine Reihe von Anhaltspunkten für die Aufstellung ihrer universalen und individuellen Prophezeiungen gewonnen haben.

Die 30 Mondphasen sind auch in anderen Gutachten als Wertmesser des menschlichen Geschickes zugrunde gelegt. Wir können zur Vervollständigung der von Cumont leider nur bis zum 8. Tag mitgeteilten Liste des Melampus auf ein Selenodromium zurückgreifen, welches ebenfalls die 30 Mondtage nach dem Licht des Mondes richtet, das für jeden einzelnen Tag besonders charakterisiert ist; es ist von Bassi und Martini im IV. Band des Catal. Cod. Astrol. Graec. S. 142—145 herausgegeben aus einem Neapler Astrologenkodex. Der erste Tag ist als die Geburt des Mondes bezeichnet. Am 2. Tag ist der Mond Lichtbringer genannt. Als weitere Merkmale sind hervorgehoben, daß an anderen Tagen der Mond aufgehend, wachsend, erhöht, sich erhebend, halbiert, von beiden Seiten gekrümmt, gewölbt, nahezu kreisförmig u. ä. ist.

Wenn man nun nachforscht, inwiefern die Mondgestalt sich in dem Individualschicksal der an den einzelnen Tagen Geborenen bemerkbar macht, so wird man eine Enttäuschung nicht unterdrücken können. Denn es fehlt jedes innere Band zwischen den Erscheinungsformen des Gestirns und dem Geschick. Auch in den Urteilen, die der Text über den Ausgang der beabsichtigten Handlungen fällt, fehlt jeder innere Konnex. Vielmehr wirken auch hier ganz offensichtlich die vorhin von uns besprochenen Orakel weiter, welche aus dem Geburtstagsgott die Richtlinien für die Voraussagungen gewinnen.

Zur Veranschaulichung, wie der Inhalt dieser Mondwahrsagungen des Melampus beschaffen gewesen sein dürfte, folge die Charakteristik des 1. Tages, die der byzantinische Epitomator gibt. Danach ist dieser Tag für alle beabsichtigten Unternehmungen günstig: für fahren, wandern, Leiber d. i. Sklaven kaufen, für die Abschließung von Testamenten, um Knaben in die Schule zu geben, Lohn anzunehmen und Grundsteine zu legen. Ein Flüchtling wird in wenigen Tagen gefunden. Wer krank wird, wird bald sterben. Die geborenen Lebewesen werden lebensfähig sein. Das Verlorene wird wieder gefunden. Der auf die Welt kommende Knabe wird wohlhabend, leicht veränderlich, ein Jäger und ein bedeutender Mensch sein. Er wird die bewohnte Erde umfahren und wieder nach Hause kommen. Und bekannt bei Göttern und Menschen

Digitized by Google

wird er außerordentlich beliebt und ein bedeutender Mensch in seinem ganzen Leben sein. Er stirbt jung und zwar an demselben Tag, an dem er auf die Welt kam.

Auch die übrigen Tage geben ein Kriterium über wichtige Entschließungen, unter denen einen besonderen Platz Fragen einnehmen, ob man etwa eine Freundschaft und eine Ehe eingehen, Leiber (= Sklaven) kaufen, eine neue Stellung antreten soll, ob und wo ein entlaufener Sklave gefunden wird, ob eine beginnende Krankheit schnell geheilt oder schlimm und gar tötlich verlaufen wird. Auch die Frage wird sondiert, ob es ratsam ist, ein Haus zu bauen, die Mitgift festzulegen, ob gestohlenes Gut gefunden wird, wie die neugeschlossene Ehe ausfallen, ob das Weib den Mann überleben oder ob die Ehe geschieden wird u. ä. Der Überblick führt uns lauter Fragen vor, die in der Praxis immer wieder an den zünftigen Astrologen von seinen Klienten gestellt wurden, die einen Blick in das kommende Schicksal tun wollten und von ihm die Antwort erhielten, die sie sich selbst nicht aus eigener Initiative geben konnten. Es sind lauter Fragen, die der zukunftsbange und energielose Mensch seit alters an die Orakel stellte; sie kommen mit den verschiedenartigsten Entscheidungen in allen möglichen vulgären und gelehrten Sternkatechismen immer wieder bis in die Neuzeit zur Besprechung. Hier hat eben die Sterndeutung eine wesentliche Aufgabe der antiken Orakel seit deren Untergang und wohl auch die einzelnen Normen und Formulierungen der alten Orakelbescheide mit übernommen und weitergegeben. In den Kriterien der Geburten finden wir sehr harte Urteile, die an die alten grausigen Antworten der ägyptischen Tagesgutachten gemahnen. So heißt es vom 6.: Nimm die zur Welt Kommenden nicht an — man kann dabei an Knaben und Mädchen, deren Schicksal öfters in diesem Mondbuch skizziert wird, oder allgemein an alle zur Welt kommenden Lebewesen, also an die Haustiere u. a. denken. Es wäre besser, wenn sie überhaupt nicht geboren wären. Denn sie werden ein schlimmes Ende haben und werden bösartige Menschen (hier wird das Maskulinum gewählt, es sind hier also nur die männlichen Personen gemeint) werden. Dieses Notat bildet einen wertvollen Beitrag zu dem düsteren Kapitel der antiken Kinderaussetzung, denn es versteht sich von selbst, daß solche Ratgeber manchen Zukunftsdeuter bewogen haben, den armen Eltern den Rat zu geben, das neugeborene Kind aus der Welt zu schaffen. Ein anderer interessanter Bestandteil dieses Textes ist die Berücksichtigung einzelner körperlichen Merkmale des Kindes und eine kurze Bezugnahme auf den dereinstigen Beruf. Das möge der Lebensbescheid für die Kinder des 8. Mondtages zeigen, der so lautet: „Kommt ein Knabe zur Welt, dann wird er ein Erkennungszeichen (Muttermal?) in der Nähe des Auges haben; er wird in vielen Wissenschaften unterrichtet sein, also ein Gelehrter werden. Wird eine Tochter geboren, dann wird sie beschädigte Zähne haben, wird in fremde Gewalt kommen und wird ihrem eigenen Mann zur Größe verhelfen." Solche Prognosen sind natürlich in dieser Ausführlichkeit nicht für alle einzelnen Mondtage gegeben, gerade das vereinzelte Vorkommen derselben möchte ich als einen weiteren Beweis dafür buchen, daß wir in diesen astrologischen Vulgärtexten die ältesten Unterlagen der systematischen Sterndeutung haben.

Noch ein Element in diesem Mondbuch soll kurz hervorgehoben werden. Es wird an einigen Tagen angegeben, ob es ratsam ist eine Ehe zu schließen, einer Frau beizuwohnen, ob eine Empfängnis zu erwarten ist, wie dieselbe sich bemerkbar macht und wie die empfangene Frucht sich entwickeln wird. Auch diese Fragen sind nicht konsequent für die einzelnen Tage gestellt. Die sprunghafte und mehr gelegentliche Erwähnung derselben zeigt, daß solche Sammelgutachten eine wichtige Vorstufe bilden den späteren Lunaren gegenüber, welche für jeden Tag Spezialgutachten über diese Fragen ausarbeiteten. Ein hochinteressantes Dokument dieser Art, zugleich auch für das große Interesse, das praktische Bedürfnis und für den festhaftenden Glauben an die in solchen Lunaren niedergelegte göttliche Offenbarung dürfte das ausführliche Empfängnislunar sein, das Hildegard von Bingen in ihr Werk Causae et

Digitized by Google

curae (ed. Kaiser S. 235—242) aufgenommen hat. In diesem Lunar wird das Schicksal von Knaben und von Mädchen für jeden Tag des Mondes mitgeteilt. Ganz geschwunden sind die einzelnen Mondphasen, auch die göttlichen Tagesherren werden nicht erwähnt. Man erkennt aber unschwer überall das Nachwirken der antiken Axiome und man darf nach diesem Mondbuch sich vorstellen, wie ein antiker Orakeltext dieser Gattung ausgesehen haben muß. Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß Hildegard uns nicht spezielle Ideen des 12. Jahrhunderts gibt, sondern durchweg antike Anschauungen übermittelt. Das zeigt gleich die Einleitung, in der es heißt: „Menschen, die empfangen werden, wenn der Mond bei Wolkenbrüchen viel Wasserströme in sich trägt, zieht der Mond gern an sich durch Wasser, sie finden den Tod durch Ertrinken. Die empfangen werden, wenn der Mond infolge der Sommerhitze sich in sehr großer Hitze befindet, diese zieht er gern an sich durch Feuertod. Wer in den Hundstagen empfangen wird, den zerreißen meistens wilde Tiere, denn diese Tage sind bissig." Der wahre Grund, den Hildegard nicht kennt, ist natürlich der Hundsstern, der in diesen Tagen herrscht und nach sehr alter Doktrin seinen Kindern den Tod durch reißende Tiere bringt. „Wer im „Loubroz" empfangen wird (= in der Zeit des fallenden Laubes d. i. des Herbstes) stürzt gern von Bäumen oder von anderen hochgelegenen Orten ab." Auf diese allgemein gehaltenen Bemerkungen, die dem Wahrsager einige Winke für die Berücksichtigung der vier Jahreszeiten geben, folgen die Entscheidungen der 30 Mondtage, in denen man unschwer das Fortleben antiker Ideen erkennt. Die Prognosen umfassen körperliche, geistige und sittliche Eigenschaften, auch die Lebensdauer, der Beruf und die Todesart wird gelegentlich herangezogen. Ich möchte dem Leser als Probe das Schicksal der zukünftigen Menschen mitteilen, die am 1. Tag empfangen werden. Von ihnen erfahren wir: Wer im ersten Mond, wenn der Mond sein Licht von der Sonne wieder erhält, empfangen wird, ist, falls es eine männliche Frucht ist, hochmütig und grausam. Er liebt keinen Menschen, außer dem, welcher ihn fürchtet und ehrt; er verrät gern die Menschen, verachtet ihren Stolz und ihren ganzen Besitz. Er wird gesund an Körper sein und nicht großen Krankheiten ausgesetzt sein. Aber er wird nicht sehr alt. Ist es eine Tochter, dann giert sie danach, immer den Hof gemacht zu bekommen, sie wird größere Liebe bei Fremden als bei ihren Angehörigen finden. Sie ist gegen sich selbst gottlos, liebt immer neu ankommende Menschen und ist gegen ihre Angehörigen böse und verachtet sie. Am Körper ist sie gesund, wird sie aber krank, dann wird sie schwer krank, ja fast auf den Tod krank, lebt nicht lang. Es sind nicht allzu viel freundliche Lebenslose gegeben; Diebe, Räuber, Mörder, Tagediebe, Landstreicher, Feiglinge und laxe Gesellen werden genannt, und ebenso wird den künftigen Mädchen eine reichliche Dosis Unglück und schlimmer Anlagen mit auf den Weg gegeben, worin sich im besonderen ebenso wie in den freundlichen Bestimmungen die Nachwirkung der antiken Lose und deren Motivierung deutlich erkennen läßt.

Wir wenden uns nun zu der dritten Gattung der Mondbücher, welche die Handhaben für ihre Prophezeiungen aus den Gestirnen oder auch aus den einzelnen hellsten Fixsternen und endlich aus den Planeten nimmt, in deren Nachbarschaft sich der Mond zur Zeit der Geburt oder der Empfängnis aufhält. Diese Texte bieten im Gegensatz zu den bis jetzt betrachteten eine verwirrende Fülle der verschiedensten Richtlinien. Mit ihrer Betrachtung treten wir zugleich in das Sanktuarium der gelehrten Astrologie. Die meisten antiken Lehrbücher trennen sorgfältig die verschiedenen Elemente von einander und betrachten gesondert den Einfluß, der den verschiedenen astralen Elementen im Menschenleben zukommt, falls sie in der Geburtsstunde eine dominierende Stelle haben. Die Aufgabe des Sterndeuters war es, die Mischung der verschiedenen Sternmächte im Momente der Geburt zu sondieren und auf Grund der einzelnen Tabellen, welche ihn in bald ausführlicher bald in knapper Formulierung über den Einfluß der einzelnen astralen Schicksalsmächte informierten, festzustellen, was

Digitized by Google

für ein Los der Neugeborene zu erwarten hatte. Bevor wir in die wichtigsten Lehrsätze der Orakeltexte und in ihre wichtigsten Darlegungen eindringen, empfiehlt es sich, einige Mondbücher zu Rate zu ziehen, welche gewissermaßen den Übergang darstellen zu den eindringlicheren Systemen. Es sind das solche Texte, welche das Geschick aus der Stellung des Mondes in der Ekliptik ermitteln, ohne aber die in Frage stehenden Sterne oder auch den Mond als wesentliche Faktoren gemäß ihrer astralen Eigenart in Rechnung zu setzen. Sie nehmen vielmehr die sideralen Gegebenheiten nur als äußere Aufmachung, behalten aber die alten kalendarischen Tagesprognosen bei.

Diese alte Grundlage erkennen wir deutlich in einem Mond-Wahrsagebuch, das den Perser Zanatas als Verfasser hat. Dieser Text ist aus einer Neapeler Astrologenhandschrift veröffentlicht im Catal. Cod. Astrol. Graec. Bd. IV S. 139—142. Es ist ein Sammelgutachten, das in der bereits gezeigten Art den Ausfall mehrerer Unternehmungen nach dem Stand des Mondes in den zwölf Tierkreisbildern erschließt. Aber ebensowenig wie die einzelnen Kriterien wird der Charakter und das Lebensgeschick aus den dominierenden Gestirnen erschlossen. So läßt es sich nicht aus der üblichen Charakteristik des Widders und des Stiers ermitteln, warum ein Mensch meineidig oder unglücklich sein soll, der geboren wird, wenn der Mond sich in diesen Sternbildern befindet. Daß hierin vielmehr die alten Prophezeiungen nach den 30 Monatstagen weiterwirken, zeigt besonders schön die Prognose, die den Kindern gestellt wird beim Stand des Mondes im Sternbild der Jungfrau. Denn hier heißt es, daß die am 1. Tag der Jungfrau Geborenen gelehrig und zu jedem Geschäft tüchtig und reich, die Mädchen aber oft schwach sein werden. Das ließe sich ja allenfalls noch mit dem Charakter dieses Gestirns in Einklang bringen; aber nicht läßt sich aus ihm erklären, daß der am 2. Tag Geborene trunksüchtig, verweichlicht, leichtsinnig, schmähsüchtig, erotisch und von Beruf ein Handelsmann, ein Mädchen aber mannstoll, erotisch, ausgelassen und eine Ehebrecherin werden soll. Dieses Rätsel löst sich leicht, wenn man die alten Wahrsagungen heranholt, daß der am 13., dem Geburtstage des Dionysos, Geborene entsprechend diesem Geburtstagsgott den Freuden des Bacchus ergeben sein wird. Und der 2. Tag der Jungfrau entspricht im Mondmonat dem 13., wie das einfache Rechenexempel ergibt. Denn der Verfasser beginnt seine Tabelle mit dem Aufenthalt des Mondes im Widder und rechnet für jedes Sternbild schlechthin 2 Tage — das ist natürlich ungenau, denn er müßte mindestens 2½ Tage in Rechnung stellen, da man sonst gegen Ende des Monats das Himmelsbild nicht mehr mit den einzelnen Tagen in Zusammenklang bringen kann. Läßt man nun bei den ersten fünf Zodiakalzeichen Widder-Löwe etwas mehr Zeit als zwei Tage, dann fällt der 12. und der 13. gerade auf die Zeit, da der Mond im Zeichen der Jungfrau steht, und die schlimmen Gaben dieses an sich durchaus als segenspendende Gottheit gedachten Gestirnes erklären sich leicht daraus, daß die alten Tagesprognosen einfach übernommen und mechanisch den einzelnen Sterngöttern zugeschrieben werden. Ein Vorgang, den wir in den antiken Sternmärchen, Sternmythen und in den zahlreichen Systemen der vulgären und der exakten Astrologie ebenfalls beobachten: eine längst vorhandene Sage, ein Märchen, eine Orakelform oder auch ein ganzer Orakeltext, der ursprünglich gar nichts mit dem Himmel und mit den Sternen zu tun hatte, wird mit dem Erstarken des Interesses an den Erscheinungen des Sternhimmels und mit dem zunehmenden Glauben an die in den Sternen liegende Schicksalskraft einfach in den vorhandenen Prägungen übernommen und in mehr oder weniger durchdachten Konnex mit den astralen Erscheinungen gebracht.

Diese primitiven Mondwahrsagetexte und auch die antiken Monatstageskriterien, welche in kurzen Worten das Schicksal, den Charakter und bisweilen auch den Beruf der Neugeborenen offenbaren, verdienen sicherlich die etwas ausführlichere Nachforschung nach ihrer Herkunft und die Sondierung der einzelnen Bestandteile deswegen, da sie heute noch ein wesentliches Instrument in der Praxis obskurer Zukunfts-

Digitized by Google

deuter bilden. Wir verdanken den Forschungen des Heidelberger Gelehrten M. Förster (Beiträge zur mittelalterlichen Volkskunde, Archiv f. d. neuen Sprachen Bd. 121 (1908) S. 32ff.) die Kenntnis, auf welchen Wegen diese banale Weisheit durch die mittelalterlichen englischen, französischen, deutschen und nordischen Übertragungen zu den Völkern der Neuzeit gekommen ist. Moderne Sternkatechismen, astrologische Kalender und neuerdings Wahrsageautomate tragen diese alten Normen weiter und finden heute so gut wie im Altertum ihre gläubigen Anhänger.

II. Menschenschicksal und Fixsterne, die außerhalb der Ekliptik liegen.

Plinius teilt uns Nat. Hist. II 28 eine eigenartige Form römischen Volksglaubens mit, der jedes Individuum in einen intimen Zusammenhang mit den Sternen stellt. Danach wird bei Geburt eines Menschen gleichzeitig ein neuer Stern am Himmel angeheftet: ein hellstrahlender dem reichen, ein kleinerer dem armen, ein ganz schwach schimmernder dem schwächlichen, und so bekommt jeder Sterbliche droben am Himmel seinen Stern, dessen Größe und Licht dem Schicksal des zu ihm gehörenden Menschen entspricht. Stirbt der Mensch, dann erlischt der Stern, und ein herabfallender Stern zeigt dementsprechend an, daß in demselben Augenblick ein Mensch gestorben ist, der mit diesem Stern auf Erden verbunden war. Diese naive Vorstellung von dem astralen Schicksalsgenossen läßt sich als volkstümliche Ansicht im späteren Altertum nachweisen, sie findet sich im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit im Volksglauben mehrerer europäischen Kulturvölker. Sie ist von den Kirchenvätern und später von Klerikern des Mittelalters als absurde Lüge und als unvereinbar mit den sich ewig gleichbleibenden Sternen und Sternbildern bezeichnet worden. Trotzdem hat sich dieser Glaube mit anschaulicher Lebenskraft durch Jahrtausende in der alten Prägung gehalten. Er findet sein Gegenstück in der weitverbreiteten Idee, daß ein Menschenleben seinen ihm gleichenden Schicksalsgenossen hat, das kann ein Baum, eine Blume, ein Tier, ein lebloser Gegenstand, ein Messer, ein Stück Holz oder auch ein irgendwo, sei es auf der Erde oder sonstwo im Weltenraum brennendes Lebenslicht sein. Dieser Glaube ist auch uns von Kindheit an durch unser deutsches Märchen vom Gevatter Tod vertraut.

Wir suchen zunächst in der Zeit vor Plinius vergeblich nach einem älteren Zeugen, der diesen römischen Volksglauben erwähnt. Er steht auch ziemlich isoliert da, wenn man die vulgären Anschauungen des Römers von den Schicksalsmächten daneben stellt. Wohl ist dem Römer die Vorstellung geläufig, daß jeder Mann seinen Genius und jede Frau ihre Juno hat. So viele Männer gibt es, wie Genii, und ebensoviel Junones wie Frauen. Erwin Rohde hat das einmal damit präzisiert, daß darunter die „urbildliche, ideale Persönlichkeit gegenüber seiner empirischen Persönlichkeit" zu verstehen sein soll, das, was der Mensch als intelligibler Charakter ist, als empirischer erst werden soll (Psyche 10. A. Bd. S. 317 Anm.). Dieser Glaube an ein den lebenden Menschen wiederholendes Abbild, also an ein außerhalb des Individuums stehendes zweites Ich, ist auch in griechischen Spekulationen gelegentlich ausgesprochen worden. Er ist besonders stark bei den Ägyptern ausgeprägt in der sehr alten Idee des Ka, der das lebendige Ebenbild des Menschen ist. Ebenso kennen die Perser dieses zweite Ich, welche dafür die Bezeichnung Fravashi haben. Was aber diesen Vorstellungen insgesamt fehlt, ist die spezielle Auffassung dieses Gegenbildes als eines Lichtgeistes und die intime Verknüpfung mit den am Himmel sichtbaren Sternen in der Form, wie sie Plinius als Glauben des gewöhnlichen Volkes schildert. Es ist zu erwägen, ob diese vulgäre Anschauung nicht erst sekundär aus der wörtlichen Interpretation astrologischer und auch astronomischer Fachausdrücke entstanden ist. Denn der antike Mensch bezeichnet den Aufgang der Gestirne als ein Geborenwerden, den Untergang als ein Sterben. Diese Ausdrücke, welche natürlich ehedem durchaus realistisch gedacht

Digitized by Google

waren, haben ihr Gegenstück in der primitiven Idee, daß jeden Tag ein neuer Mond, eine neue Sonne und neue Sterne entstehen und vergehen. Sie blieben aber in der Sprache der antiken Kulturvölker und wurden in der wissenschaftlichen Astronomie und ebenso in der Sterndeutung weiter gebraucht, obwohl sie längst ihren tatsächlichen Sinn verloren hatten. Nun hatte schon lange vor Plinius die Astrologie in Rom festen Fuß gefaßt und breite Schichten der Bevölkerung ergriffen. Und ein allgemein bekanntes System brachte den im Osten heraufkommenden, also nach römischem Sprachgebrauch den neugeborenen Stern mit dem in demselben Augenblick geborenen Menschen in engste Verbindung. Nach dem einfachen Analogieschluß mußte also ein schöner, großer und strahlender Stern auf ein herrliches Menschenlos schließen lassen, was nach den vulgären Begriffen durch den Reichtum zum Ausdruck kommt; ein weniger heller Stern deutete auf ein gewöhnliches und bescheidenes Schicksal, das der Volksmund gemeinhin als arm bezeichnet; kommt aber ein Stern IV. oder V. Größe, also ein schwachleuchtender oder, wie Plinius sich ausdrückt, ein obskurer Stern herauf, dann wird der irdische Partner ein armseliges Wesen oder direkt ein defekter Mensch. Weiter deutet der Sternkundige die Todesart in ganz plausibler Schlußfolgerung aus dem Stern, der im Momente der Geburt im Westen im Untergang begriffen ist, d. h. nach dem antiken Ausdruck „stirbt". Es werden also große Sterne auf einen schönen Tod deuten, während die minder hellen Sterne eben wieder je nach ihrer Größe auf eine weniger erwünschte Todesart oder auf ein Ende mit Schrecken schließen lassen. Aus diesen beiden wichtigen Maximen der Sterndeutung dürfte sich sekundär der römische Volksglaube entwickelt haben, der die beiden an sich getrennten Doktrinen ineinander wob und daraus nun das neue Gebilde schuf, daß bei Geburt eines jeden Menschen ein Stern entsteht, der mit ihm zugleich stirbt und herabstürzt. Das ist eine auch anderwärts vorkommende Erscheinung, daß ein Produkt gelehrter Kombination, wenn es größeren Anklang in einem Volke findet, zu volkstümlichen Weiterformungen und Neubildungen anregt.

Mit der Einstellung der wichtigsten Faktoren: Größe, Licht und Farbe des in der Geburtsstunde im Osten beobachteten Sternes waren die hauptsächlichsten Normen für die Weissagung gegeben und erledigt. Eine Weiterbeachtung dieses Geburtssternes war nicht erforderlich und schließlich auch nicht möglich. Wenn es später gelegentlich heißt, daß der Mensch in der Not seinen Stern befragt, oder daß in modernen Volksbräuchen Verlobte ihren Stern gemeinsam des Abends aufsuchen und es als ein böses Omen auffassen, wenn sie ihn nicht auffinden können, so ist das keine gradlinige und organische Fortentwickung des römischen Komplexes, sondern eine Erweiterung durch andere Postulate der gelehrten Astrologie, nämlich eine durchsichtige Entlehnung aus den sogenannten Anfragen. Nur wird dabei der astrale Mittler, der Astrologe, ausgeschaltet und die Antwort direkt in naiver Weise von einem Stern abgelesen. Viel konsequenter ist der alte römische Glaube fortgeführt in der Anschauung der Slaven, die auch in den Hochvogesen und in der Vendée in der Neuzeit nachgewiesen ist, daß derjenige tot zur Erde stürzen müßte, der bei Betrachtung des gestirnten Himmels zufällig auf seinen Stern stoßen würde.

Ein Ausbau der Idee, daß der Mensch ebenso wie die irdische Welt in engem Konnex mit der Welt der Gestirne stehe, war nur möglich, wenn man die Schicksalsprognose an die bekannten und benannten Gestirne anschloß. Die ursprüngliche Meinung dürfte sämtlichen Sternen eine Schicksalsmacht eingeräumt haben. Der Stern oder auch eine ganze Gruppe von Sternen, die im Osten gleichzeitig über dem Horizont gesichtet werden, sind die Zentren, aus denen das Schicksal des mit ihnen gleichzeitig in Erscheinung tretenden Menschen strömt.

Einer der ältesten uns erhaltenen astrologischen Orakelsprüche lautet: Einer, der unter dem aufgehenden Hundsstern geboren wird, stirbt nicht auf dem Meere. Diese These hat bereits der Stoiker Chrysipp gekannt und in einer längeren Ausführung auf

Digitized by Google

ihren logischen Aufbau hin geprüft und dem Inhalt nach gebilligt (2. Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr.). Sie muß natürlich aus viel älterer Zeit stammen und einen der Fundamentalsätze der älteren Sterndeutung gebildet haben. Einige andere Thesen können wir aus Sextus Empirikus gleich anreihen, der seine wichtigsten Argumente gegen die Astrologen einer Streitschrift gegen die Sterndeutung aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. entnommen haben dürfte. Er bemerkt adv. Mathem. V 92, daß die unter der Pfeilspitze des Schützen Geborenen geschlachtet werden, während die unter der Urne des Wassermanns zur Welt Kommenden Schiffbruch erleiden werden. An einer anderen Stelle wendet er sich gegen die Doktrin, daß man die durch den Löwen individuell beeinflußte Luft für die Charakterbildung eines Menschen verantwortlich mache (ebd. V 100) und daraus, daß das Sternbild den Namen des Königs der Tiere führe, den Schluß ziehe, ein unter diesen Sternen geborenes Kind werde sich in seinen Anlagen nach einem Löwen gestalten und vor allem tapfer sein. Das könne man vielleicht noch verstehen, wenn der Zukunftsdeuter diese Lehre sinngemäß so anwenden würde, daß er die Körperkraft und die Wildheit der Naturanlagen betone. Aber sinnlos sei es aus dieser astralen Luftmischung zu prophezeien, daß dieses Kind durch Schuldenmachen in Not geraten, eine Königskrone erhalten oder ins Gefängnis geworfen werde. Ebenso widersinnig sei es aus diesem Sternbild die Prognose abzuleiten, daß der von seiner Influenz betroffene Mensch einst nur wenig Kinder oder auch wenige Brüder haben werde. Ferner wendet er sich gegen die Prophetien aus dem Sternbild der Jungfrau (V 95 und 102) und bekämpft es, daß deren Sternkinder kinderlos, sittsam, schlichthaarig, helläugig und von weißer Hautfarbe sein werden.

Ich habe diese Zeugnisse deswegen gewählt, da sie uns vor Augen führen, daß die Deutungen, die man aus den verschiedenen Gestirnen gewann, jedenfalls schon lange vor Chrysipp in bestimmte Formen gebracht sein müssen. Die These, daß das Kind des Sirius nicht auf dem Meere sterben wird, zeigt, daß man früh die Todesart aus dem aufgehenden Gestirn festgestellt hat. Die Einzelheiten, die wir Sextus Empiricus entnommen haben, der erwiesenermaßen stark von einer Streitschrift gegen die Astrologie des 1. Jahrhunderts v. Chr. abhängig ist, beweisen, daß die Geburtsgutachten bereits in umfassender Gestalt die körperlichen, sittlichen und intellektuellen Anlagen der verschiedenen Sternkinder außer den äußeren Hauptetappen innerhalb des abrollenden Schicksals festgelegt haben. Bedenkt man ferner, daß eine große Anzahl hervorragender Römer bereits in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. nicht nur an die Wahrheit der einzelnen Postulate der Sterndeutung geglaubt, sondern auch persönlich dieselbe praktisch angewandt haben — Sulla, Caesar, Oktavian und der pythagoreisierende Mystiker und Sterndeuter Nigidius Figulus sind beredte Zeugen dafür —, dann wird man die Folgerung nicht umgehen können, daß um diese Zeit bereits eine große Literatur dieser Art vorhanden gewesen sein muß. Prahlt doch der Astrologe bei Properz mit seinen Büchern, die nach seiner Beteuerung die größten Wahrheiten der Welt enthalten (IV 1, 80).

Es ist uns von den ältesten Weissagungsbüchern keines vollständig in der ältesten Fassung erhalten. Die älteren Bücher sind verdrängt worden durch die beiden umfassenden Handbücher der ägyptisch-hellenistischen Sterndeutung, von denen das eine unter den erlauchten Namen des ägyptischen Königs Petosiris und seines Priesters Petosiris erschien, während das andere die Offenbarungen des Gottes Hermes Trismegistos verkündete. Beide Kompendien haben den außerzodiakalen Sternbildern einen Einfluß auf das Menschenleben eingeräumt. Vor diesen für die vorptolemäische Sterndeutung maßgebenden Systematiken, die beide im 2. Jahrhundert v. Chr. entstanden sein dürften, sind die außerzodiakalen Fixsterne, wie aus der Disputation des Stoikers Chrysipp über die spezielle Einwirkung des Sirius hervorgeht, zu Schicksalsdeutungen herangezogen worden. Vielleicht dürfen wir mit der Datierung solcher Tabellen in sehr hohe Zeit hinaufgehen. Mit der fortschreitenden Umwandlung der alten ägypti-

Digitized by Google

schen Zeit- und Tagesgötter in siderale Gottheiten war es geradezu gegeben, daß ägyptische Priester die Wahrsagungen, die sie an den herrschenden Tagesgott in der Art, wie uns der Papyrus Sallier IV. zeigt, anknüpften, mit den sideralen Zeitherren in inneren Konnex stellten. Vermutlich ist dieser Prozeß parallel neben der Entwicklung der Witterungsprognosen vor sich gegangen, die seit sehr alter Zeit an die alten kalendarischen Notate der Auf- und Untergänge der populären Wettersterne angeschlossen wurden.

Eine systematische individuelle Schicksalsprognose, die ganz in der Art der alten astronomischen Witterungskalender das menschliche Geschick an die außerzodiakalen Sterne anwob, ist uns erst in der neuesten Zeit durch Boll erschlossen worden. Als Verfasser dieser umfangreichen Schicksalstabelle wird Teukros der Babylonier genannt, der vermutlich im ersten Jahrhundert n. Chr. gelebt hat. Dieser Astrologe ist natürlich nicht der Erfinder dieses Systems, er fußt vielmehr auf weit älteren Quellen, aus denen nach Bolls glänzender Beweisführung bereits der römische Dichter Manilius und vor ihm Nigidius und der Grammatiker Asklepiades von Myrlea geschöpft haben dürften. Da nun Teukros einmal direkt als der Interpret des Hermes Trismegistos bezeichnet wird, so gehen wir kaum fehl, wenn wir annehmen, daß in dem schon genannten Handbuch ein breiter Raum dem Einfluß der außerzodiakalen Sterne gewidmet war. Astronomiegeschichtlich ist diese Systematik von größter Bedeutung, denn sie verwertet neben den griechischen Sternbildern der nördlichen und südlichen Hemisphäre eine große Anzahl von Konstellationen eines vorher unbekannten Himmelsbildes, die nach Bolls Beweisführung größtenteils aus der ägyptischen Sphäre stammen. Von dem Wahrsagebuch des Teukros haben wir durch zwei verschiedene Exzerpte aus späterer Zeit Kenntnis erhalten. Der eine Text notiert zu bestimmten Graden der aufgehenden Tierkreisbilder die markanten mitheraufkommenden Sternbilder nördlich und südlich des Tierkreises und gibt dazu die speziellen Wirkungen derselben auf das Menschenschicksal. Das andere Exzerpt zählt summarisch zu jedem Tierkreisbild seine mitaufgehenden Sternbilder außerhalb des Zodiakus und deren Einflüsse auf ohne bestimmte Gradangabe.

Von der Beschaffenheit dieser umfassenden Schicksalstabellen soll aus den ausführlicheren Pariser Handschriften die Übersetzung der Prognosen folgen, welche den mit dem Tierkreisbild des Widders heraufkommenden Gestirnen beigelegt wird (= Boll Sphaera S. 41):

Im Widder kommt bis zu den beiden ersten Graden das Sternbild der Fische herauf, es kündet Jäger an; bis zum 5. Grad erscheint Athene, sie macht Weise, Künstler, Architekten, Mechaniker, Seidenhändler; bis zum 7. Grad erscheint Kepheus, er bringt Mitleidige (oder auch Mitduldende) und Bedrängte hervor. Bis zum 10. Grad wird Perseus sichtbar, er deutet auf Vorsteher von Gefesselten. Kassiopeia (— 13. Grad) erzeugt streitsüchtige Weiber mit schönen Gesichtern, die aber zuletzt in bedrückte Lebenslage kommen; Andromeda bringt Gefangene zur Welt und Leute, die sich in Reue über eine Handlung verzehren (der Text ist hier zerstört). Der Walfisch (— 18. Grad) erzeugt Wächter von Gefängnissen, Einbalsamierer, Geizhälse — man kann in diesem Stichwort auch die Bedeutung Augenkranke erkennen — und Siegelfälscher. Der Mann mit den Lampen bedeutet Leute, welche die Lampen im Tempel anzünden, Kerzenhändler oder auch staatliche und kirchliche Würdenträger (20. Grad). Der Okeanos bringt Königswürde (— 23. Grad). Der Triangel erzeugt Häuserbauer, Handwerker, Steinmetzen und alle, so mit dem Senkblei arbeiten, Leute, die Seile machen — man kann außer den Seilern in diesem Wort auch Kürschner herauslesen — Schneider aller Art und auch Flickschneider (— 25. Grad). Der Kater — es ist das erste Tier der sog. Dodekaoros gemeint — schafft erbärmliche und heimtückische. Die Kinder des Teiles des Pegasus, der bis zum 30. Grad des Widders heraufkommt, sind Zureiter, Pferdeknechte, Viehwegtreiber (Viehräuber), Troßknechte und Eselstreiber.

Digitized by Google

Der zweite Text läßt, wie gesagt, die Gradangabe der einzelnen mit einem Zodiakalbild heraufkommenden Sternbilder weg, er notiert lediglich die Berufe, den Stand oder auch die Gemüts- und Charakteranlagen der verschiedenen Sternkinder. So heißt es z. B. vom Steinbock: mit dem Steinbock kommt herauf der Altar, der auch Opferaltar heißt; seine Kinder sind Speise- oder Fleischwarenhändler, Schlächter. Die große Schlange, die den Eridanusfluß stößt, deutet auf Ableitung von Flüssen — man kann auch an Wasserbauingenieure denken, die häufig unter den Berufen der Gestirne aufgeführt werden, doch könnte auch eine alte Universalprognose hier unbeachtet stehen geblieben und das Übertreten von Flüssen gemeint sein; das würde mit dem folgenden übereinstimmen — Empörung von Volksmassen und Krankheit infolge von Unersättlichkeit. Der Kranz der Ariadne bringt Festgelage, Trunkenheiten, Vergnügungen, Ausschweifung, Auszeichnung, Kriegszug. Das Gestirn mit dem Namen „Platz der Reben" erzeugt Winzer, Reichtum, Verwachsene, Trunkenbolde. Die kopflose Taube verkündet Gefahr infolge einer unehrlichen Handlung, Ehelosigkeit. Die Maus veranlaßt einen Ekel im eigenen Heim — man kann dabei an einen harmlosen häuslichen Ärger denken, aber auch an ein Verbrechen. Der Adler offenbart Mystiker, Schwärmer, königliche Persönlichkeiten oder Leute, die in der Umgebung eines Königs sein werden. Die kopflose Schlange und die verabscheute Leier bringt ein gefährliches Stufenjahr und einen unsicheren Vertrag (Geldgeschäft), der Bär Kampf und Not. Der Schwan macht Süßredner, Dichter, Gesandte, der Schwanz des großen Fisches schwere Gefährdung von Unternehmungen über See und Eileithyia verursacht ein Kind infolge von Hurerei.

Die Weissagungen des von uns an erster Stelle gegebenen Textes, die eine genaue Angabe der Grade enthalten, brechen leider mit dem 5. Grad des Krebses ab. Sie sind konsequenter durchgearbeitet als die des anderen Textes und geben ausschließlich Geburtsprognosen. Nur beim 27. Grad des Stiers steht für den Kynokephalos unter dem Fahrzeug die auffallende Weissagung: er kündet den Ruhm guter oder böser Taten nach dem Tode. Das ist als Lebenslos etwas ganz singuläres. Wahrscheinlich steckt dahinter eine Prognose, die an den ägyptischen Totenrichter Anubis angeschlossen war, der anderswärts in den von Boll neu herausgegebenen Texten mit dem hundsköpfigen Sterngott in Verbindung gebracht wird, und als astraler Totenrichter die guten und schlechten Taten des Menschen nach dem Tode abwiegt. Es hat sich also hier entweder aus einem anderen System eine Prophezeiung über das Leben nach dem Tode eingeschlichen, oder es wäre auch möglich, daß die alte Vorlage nicht nur das Leben, sondern auch die für den Ägypter mindestens gerade so wichtige Frage über das Leben nach dem Tode in die Wahrsagungen aufgenommen hätte. Diese Sorge entscheidet der gelehrte Sterndeuter z. B. aus dem Ort in der Lehre der himmlischen Häuser, sie wird aber auch sonst gelegentlich angeschnitten. So lehrt Firmikus (V 3, 22), daß Saturn im Löwen den Neugeborenen ein ehren-, arbeits- und segensreiches Leben verheißt und hohes Alter kündet, ihre Seele aber wird einst den Sternen angeglichen, d. i. nach einer gerade in ägyptischen Vorstellungen häufig sich findenden Jenseitshoffnung ein strahlender Stern werden und in den Himmel kommen.

Durchblicken wir kurz die einzelnen Berufe und Gewerbe, die mit den Gestirnen verbunden werden, so erkennen wir den starken Einfluß, den der Name, das Äußere und die Sternsage in dem menschlichen Geschick bekommen. Die generelle Abschätzung der Sternbilder nach ihrem Äußeren zeigt ebenfalls ihre Einwirkung. So deuten alle Bilder, die durch ihren Namen auf das Meer oder das Wasser deuten, auf Betätigungen mit dem feuchten Element. So ist es leicht verständlich, daß die Hyaden Vorsteher beim Bau von Wasserleitungen und Badediener, der Delphin Schiffer, Taucher und Schwimmer, die Argo Schiffer, Kapitäne, Schleppschiffer, Reeder und überseeische Kaufleute hervorbringt. Dementsprechend zeigt die Hydra Wassermüller, Wasserträger, Badediener und Schiffsbrückenbauer an, aber auch Kanalarbeiter, Gärtner, Vogelsteller,

Digitized by Google

die mit Leimruten Vögel fangen; das Fahrzeug mit dem Menschen kündet Schiffsherrn, Kaufleute und sorglose Menschen, der Eridanos Wassermüller, aber auch Fälscher und Leute, die andere benötigen als Bereder ihrer Angelegenheiten. Daß der Walfisch Fresser, Schlemmer, Gefängniswärter, Einbalsamierer, Totengräber, Räuber und schwere Krankheiten aus Erkältungen verursacht, erklärt sich als eine einfache Übertragung der Sternsage, welche dieses Sternenungeheuer die Andromeda und ihre Eltern in ewiger Angst und Schrecken halten läßt.

Auch in den Lebenslosen der übrigen Sterne bildet der Name und die Sternsage eine reiche Fundgrube für verschiedene Berufs- und Gewerbeangaben. Es ist leicht zu verstehen, daß etwa der schwerttragende Orion Feldherren, Heerführer und Soldaten verkündet, die Kinder des Fuhrmanns werden voraussichtlich ausgezeichnete Wagenlenker oder auch minder hervorragende Menschen werden, die mit Bespannung und Wagen zu tun haben, etwa Troßknechte, Gepäckträger und Saumtiertreiber. In dieselbe Ideenassoziation passen die Kinder des Hippokentauren, welche zu Reitknechten, Pferdehirten, Viehräubern und Wegelagerern prädestiniert sind, und des Ophiuchos (Schlangenhalter), welche Tiertöter, Tierdarsteller, aber auch Ärzte, Athleten und Einzelkämpfer sein werden — das findet sowohl in dem Bilde als auch in der Sternsage seine Erklärung, die in diesem Bild den Gott Asklepios erkennt. Auch die übliche ikonographische Darstellung der Sternbilder bot zu weiteren Deutungen Anlaß. Eine solche äußerliche Analogie bietet uns das Schicksal der Kinder des Engonasin, die ein sitzendes Handwerk ausüben, also wahrscheinlich Schuster, Steinmetze und ähnliche Gewerbetreibende sein werden. In den Charakter dieses Sternbildes, das auch als ein müder und gequälter Mann in der griechischen Sternsage gedeutet wird, paßt die Weissagung, daß seine irdischen Ebenbilder redliche, vielduldende oder auch weltabgewandte Menschen sein werden. Eine ansprechende Assimilation nennt unter den Kindern Apollos, des einen der beiden Zwillinge, und ebenso des Bechers und des Dreifußes, die in der Sternsage eng mit diesem Gott kombiniert sind, Seher, Traumdeuter, Ärzte, Dichter, Grammatiker, Kitharöden, hervorragend gescheite Herrscher, Fromme und Priester, lauter Sternenkinder, die sich aus dem Charakter des Gottes von selbst ergeben. In dieser Prophezeiung wird auch ein Charakterzug, die Frömmigkeit, erwähnt. Im allgemeinen finden sich solche Angaben selten, da die Prognosen hauptsächlich die Eigenarten des Berufes betonen. Ähnliche allgemein gehaltene Charaktereigenschaften sind genannt bei den Chariten, welche Tapferkeit, Schönheit, Besonnenheit, und noch eine schöne Stimme, Schönheit und Reichtum verleihen, bei den beiden Eseln, deren Kinder eine tadellose Lebensführung auszeichnet, aber sie sind unbekannte, und wenn es ihnen gut geht, übermütige Menschen. In dieselbe Linie gehört die Bestimmung der Kinder des Sternbildes Typhon, welche schweigsam, bitter, heimtückisch und bösartig sein werden. Auch sonst lassen sich noch Geistesverwandtschaften der Sternkinder mit ihren Geburtsgestirnen nachweisen, doch möge es mit den gegebenen Proben sein Bewenden haben.

Der römische Dichter Manilius hat die kurzen Leitworte und die Motive, mit denen die alten Sternkatechismen das Lebenslos der einzelnen Sternkinder präzisierten, in poetisch freier Weise ausgebaut. Der Dichter berücksichtigt im ganzen aber nur 34 Sternbilder und zwar behandelt er die einzelnen in der Anordnung, die wir bei Teukros kennen gelernt haben, als Begleitsterne der Tierkreisbilder. Auch er beginnt mit dem Widder und vermerkt, mit welchem Grad des zugehörigen Zeichens die einzelnen Bilder nördlich und südlich des Zodiakus über den Horizont kommen. Er unterscheidet sich darin erheblich von Teukros, daß er die Einflüsse der Sternbilder im Menschenleben nicht nur bei ihrem erstmaligen Sichtbarwerden im Osten, sondern auch ihre speziellen Wirkungen beim Untergang untersuchen will. Seine Absicht hat der Dichter nur teilweise gelöst, denn in dem, was uns überliefert ist, hat er nur die Einwirkungen der aufgehenden Gestirne behandelt (V 32—710). Was er unter de1

Digitized by Google

Einflüssen der untergehenden Sterne notiert haben würde, können wir leicht erschließen. Er entwickelt nämlich bei den aufgehenden Sternen, wie in großen Umrissen das Leben der einzelnen Sternkinder beschaffen sein wird, nur ganz vereinzelt wird auch auf die Todesart Bezug genommen. Nun wird nach einer ziemlich anerkannten These die Todesart mit den untergehenden Gestirnen in Verbindung gebracht. Es ist also anzunehmen, daß der Dichter ausführlicher die Todesart geschildert hätte, welche die Gestirne im Untergang bestimmen. Besonders eingehend ist diese simple Analogie in dem Handbuch des Firmikus Maternus für die einzelnen Gestirne ausgenützt, der alle erdenklichen, meist recht furchtbaren Todesprophezeiungen an die verschiedenen Gestirne als Untergangswirkungen anschließt.

Die von Manilius entworfenen Lebenslose enthalten die Berufe, die Sinnesart und einzelne Charakterzüge der verschiedenen Sternkinder. Die einzelnen Lebenslose sind auch von Manilius wohl absichtlich allgemein gehalten, denn die Astrologie kennt nicht in ihrer universalen Prägung ein einziges Volk, sondern überspannt und umfaßt alle Völker und alle Individuen der ganzen Erde; die Regeln und die Wahrsagetexte lassen sich überall mit absoluter Geltung anwenden. Das ist eine innere Konsequenz, die sich aus den überall gleichen Sterngebilden und ihren ewig gleichen Phasen von selbst ergab.

Manilius hat die dehnbaren Merkmale in dichterisch froh gestaltender Weise weiter ausgezogen. So werden die Kinder des Walfisches Fischer sein, die vornehmlich dem Fang eines der größten und für das gemeine Volk der Mittelmeerländer wertvollsten Fisches, des Thunfisches, obliegen werden. Sie üben diesen gefährlichen und aufregenden Beruf mit großen Schleppnetzen oder auch in der weit gefährlicheren Form, mit der Harpune aus. Nach dem Fang verarbeiten sie die Beute zu Konserven und kostbaren Saucen — das Sternbild kündet also auch Fabrikanten von Fischkonserven und Delikateßwaren an. Ferner erzeugt er Leute, die ihren Beruf darin suchen, durch Anlagen von Salzgärten, denen der Dichter eine längere Beschreibung widmet, den kostbaren Nahrungsstoff, das Salz zu gewinnen. Der Becher deutet auf einen Menschen, der wasserreiche Gegenden, Flüsse und Seen liebt, er kann aber auch einen Winzer, einen fröhlichen Weintrinker und Weinkenner und auch einen Weinhändler hervorbringen.

Der Schwan — sein Name ist in der älteren Astrologie „der Vogel" — macht Vogelhändler, Vogelfänger, die mit Netz oder mit Leimruten ihr Gewerbe ausüben, oder Leute, welche Vögel zum Sprechen und anderen Kunststückchen abrichten werden. Aber auch solche kommen zur Welt, die der Falkenjagd obliegen oder nur aus besonderer Neigung gerade die Jagd auf Vögel ausüben. Dazu kommen Feinschmecker, denen ein Fasan oder sonst ein seltener Vogel von dem Händler aus Numidien, ja selbst vom Gestade des Schwarzen Meeres herbeigeschafft werden muß. Daß der Hundsstern zügellose, jähzornige Charaktere erzeugt, die dem ganzen Volk verhaßt sind, unüberlegte Krakehler, die besonders sinnlos sind, wenn sie getrunken haben, ist eine naheliegende Kombination, die sich aus der Natur dieses Gestirnes von selbst ergibt; in ihm haben nämlich die Griechen seit ältesten Zeiten einen Pest und Verderben bringenden reißenden Hund gesehen. Wenn dieser Stern außerdem furchtlose Jäger erzeugt, deren Jagdleidenschaft hauptsächlich dem furchtbaren Raubwild, besonders Löwen und Ebern gilt, die aber auch anderes Jagdwild nicht verschmähen, so ist auch das eine leicht verständliche Angleichung an den Sternenhund, der mit dem wilden Jäger Orion in ewiger Jagd am Himmel einherstürmt.

Interessant ist das Lebenslos, das Kassiopeia verleiht. Sie bildet Goldschmiede, die durch feine Arbeit das kostbare Material noch wertvoller gestalten und es mit den lebendigen Farben seltener Edelsteine verbinden. Solche Sternkinder waren etwa diejenigen, welche einst die kostbaren Werke zur Erinnerung an den Triumph des Pompeius verfertigten. Der Dichter spielt auf den wertvollen Edelsteinschatz des Mithri-

Digitized by Google

dates an, welchen Pompeius dem römischen Volke vermachte; er kommt dann noch auf die überaus kostbare Schenkung des Augustus zu sprechen, deren Hersteller auch zu den Kindern der Kassiopeia zu rechnen sind. Mit diesen Arbeiten bringt er die luxuriösen Schmuckstücke aus Gold und Edelsteinen in Zusammenhang, mit denen die gefallsüchtige Hetäre im Gegensatz zu der ehrbaren römischen Matrone die Haare, Stirne, Hals, Arme, Hände und selbst die Füße zu beladen pflegt. Zu den Kindern der Kassiopeia rechnet der Dichter aber noch die Goldgräber, die in unterirdischen Bergwerken das goldhaltige Erz zu Tage fördern, und die Goldwäscher, die in mühsamer Arbeit die kostbaren Splitter aus dem Sand der goldführenden Ströme auslesen. Auch das mühsame Gewerbe der Arbeiter in den Silberbergwerken und das Ausschmelzen des Silbers gehört zu den Gaben dieses Sternbildes. Endlich rangieren unter dessen Kindern auch die Händler, die mit dem Edelmetall Handel treiben und die Juweliere. In diesen Berufen spiegelt sich die Sternsage wider, welche als wesentliche Eigenart der in diese Sterne verwandelten Königin Kassiopeia ihre Eitelkeit hervorhob, die sie ehedem dazu verführt hatte, sich über die Nereiden zu erheben; dadurch hatte sie den Zorn des Gottes Neptun hervorgerufen. Und zur Strafe wurde sie so unter die Sterne geführt, daß sie mit dem Kopf zuerst untergeht.

Eigene Zutat des Dichters dürfte die Bezugnahme auf speziell römische Verhältnisse und die schärfere Ausprägung seiner Lebensbilder durch Persönlichkeiten der römischen Geschichte sein. Das ist in der Geistesgeschichte der Menschheit deswegen von besonderem Interesse, weil wir in dieser Illustrierung der Weissagungsprognosen, wenn auch nicht die Genesis, so doch eine wichtige Unterlage derjenigen Bestrebungen der Sternprophetie erkennen dürfen, welche durch historische Personen und Begebenheiten die Richtigkeit astrologischer Theorien dokumentiert. Daß diese Art von Argumentation bedeutend älter als Manilius sein muß, zeigen die zahlreichen Persönlichkeiten aus der griechischen Geschichte und Sage, welche der Dichter unter die verschiedenen Sternenkinder einrangiert. Diese historische Akzentuierung hat stets einen wichtigen Bestandteil der praktisierenden Sterndeuter gebildet. Sie dient dazu, um bei ihren Klienten die Glaubwürdigkeit ihrer Wahrsagungen zu erhöhen. Dazu kommen frühzeitig alle die Reklamewahrsagungen aus der eigenen Praxis, mit denen der Zunftastrologe renommiert, um die Treffsicherheit seiner Zukunftsentscheidungen den argwöhnischen Befragern in das richtige Licht zu stellen und die Dummen dadurch zu düpieren. Ein hübsches Beispiel aus dem römischen Alltagsleben hat uns der römische Dichter Properz gegeben, der uns einen aufdringlichen Sterndeuter und seine Reklamegeschichten, mit denen er die Sicherheit seiner Voraussagungen dokumentiert, in dem 1. Gedicht des IV. Buches vorführt.

Manilius greift bisweilen zu ziemlich banalen Angleichungen der Sterneinflüsse und ihrer Illustrierung durch historische Begebenheiten. So behauptet er, daß man aus der Geschichte den trojanischen Krieg, die Flottenunternehmung des Xerxes gegen Griechenland, die schwere Niederlage der Athener in der Seeschlacht bei Syrakus, in der sie ihre maritime Vorherrschaft einbüßten, die Siege der Römer über die karthagischen Flotten, und auch den Seesieg des Augustus aus der Geschichte streichen müßte, wenn man etwa die Einflüsse des Sternbildes der Argo auf die Menschheit leugnen wollte. Ein Prototyp der Kinder des Heniochos (Auriga-Fuhrmann) ist der tollkühne und übermütige König Salmoneus, aber auch Bellerophon, der kühne Reiter des Pegasus, gehört zu dessen Kindern. Und unter den munteren Böckchen (Haedi) soll man nicht ernste und gestrenge Menschen erwarten, wie den unbeugsamen Cato, den Torquatus, der vom eigenen Vater zum Tode verurteilt und dem Henkerbeil ausgeliefert wurde, oder einen Horatius, der die eigene Schwester niederschlug. Während dieses Sternbild seiner Eigenart entsprechend heitere und leichtere Naturen erzeugt, bringt das ihm zunächst aufsteigende Gestirn der Hyaden ruhelose und revolutionäre Gemüter, wie die beiden Gracchen, aber auch, wie sich aus ihrem Namen — die Grie-

Digitized by Google

chen und Römer deuteten diese Sterngruppe als „Schweinchen" — ergibt, Hirten von der Art des göttlichen Sauhirten des Laertes hervor. Ernste und gestrenge Männer gehören zu Kepheus, mit würdevollen Denkerfalten auf der Stirn, die stets die ernsten Worte des alten Cato preisen, strenge Vorgesetzte, Pädagogen, Vormünder; Dichter grauenhafter Dramen, in denen das Verbrechen seine Triumphe feiert, aber auch Dichter leichter Stoffe schafft Kepheus von der Art des Menander, ferner Schauspieler, denen ernste Rollen am liebsten sind. In ähnlicher Weise versteht es der Dichter auch noch andere Sternenkinder durch Gestalten des Mythus und der Geschichte zu präzisieren.

Die Unterlagen, die der Dichter zur Zeichnung seiner Sternbilderkinder benutzt hat, sind uns unbekannt. Eine seiner Quellen dürfte vielleicht eine Tabelle gebildet haben, die in ganz kurzen Stichworten die wichtigsten Sternbilder kennzeichnete. Sie wird dem Grammatiker Asklepiades von Myrlea zugeschrieben. Diese gibt allerdings nicht spezielle Geburtsorakel, sie sondiert vielmehr, für welche Unternehmungen die Gestirne sich eignen. Es werden nur verschiedene Stände und Gewerbe genannt, für welche die Gestirne besonders günstig sind. Die Sterne üben nach dieser Tabelle ihre Macht nur dann aus, wenn der Mond in ihrer Nähe steht, oder, wie der Wortlaut sagt, seine Strahlen daneben wirft. Die interessante Tabelle ist so kurz, daß sie ganz in Übersetzung folgen möge: „Die Krone eignet sich für Kranztragen, Argo für Seefahrer, Andromeda und Perseus für Gefängnisse — man kann auch an Henker oder Verbrecher bei diesem Wort denken —, die Esel für Viehtreiber, der Hase, Sirius und Orion für Jäger, Capella und die Böcklein für Ziegenhirten, Engonasin für Schutzflehende, der Becher für Schmäuse und Gelage, die Krone der Ariadne für Liebhaber, Leute, die das Wohlleben lieben, und der Altar für Priester. Dann werden mehrere Bilder in Gruppen begutachtet, da sie infolge ihrer Ähnlichkeit ein und dieselbe Wirkung nahe bringen. Der Adler, der Rabe und die Flügel der Jungfrau passen für Auguren, Kentaur und Schütze für Reiter, Pegasus und der Kopf des Pferdes für Pferde- und Wagenrennen, Pfeil, Schütze und die Urne des Wassermanns für Speerwerfer, der Pflug und die Ähre der Jungfrau für Landleute, die phrygischen Flöten und die Cymbeln für Gottesdienste und Geheimkulte. Dazu kommen noch zwei Einzelurteile, die Lyra paßt für Musenkünste und der Lampenträger für Fackelläufer.

Überfliegt man diese Tabelle, welche uns Palchos, ein Astrologe des 5. Jahrhunderts n. Chr. mitteilt (näheres Boll, Sphaera S. 543f. und Catal. Cod. Astrol. Graec. V 1 S. 188, 12ff.), so erkennt man leicht, daß zwischen ihr und Manilius und auch mit Teukros innere Zusammenhänge bestehen. Es läßt sich aber aus dem dürftigen Exzerpt nicht feststellen, ob der ursprüngliche Text nicht umfangreicher war, und ebensowenig, ob die Augenblicksentscheidungen das primäre Element sind oder ob sie erst später aus alten Geburtsorakeln umgebildet worden sind, ein Vorgang, den wir übrigens aus anderen Weissagungsnormen kennen. Daß lange vor Manilius sehr ausführlich gehaltene astrologische Geburtsentscheidungen literarisch fixiert waren, werden wir weiter unten darzulegen haben.

Es verlohnt sich einen kurzen Blick auf die Erweiterung derartiger Wahrsagungen zu werfen. Es lohnt sich nicht, etwas tiefer in die Apostelesmata der außerzodiakalen Sterne einzudringen, welche der Rhetor Firmikus Maternus in seinem kritiklos zusammengestellten Handbuch der Astrologie gibt. Denn es sind auf lange Strecken lediglich Paraphrasen der von Manilius entworfenen Lebenslose. Erwähnenswert ist, daß Firmikus auch die Wirkung der untergehenden Gestirne bespricht — wir erinnern uns, daß Manilius sich ebenfalls diese Aufgabe gestellt, aber nicht erfüllt hat. Firmikus knüpft mit den untergehenden Gestirnen nur die Todesart zusammen, es sind meist ausgesucht schlimme Abschlüsse des Lebens gezeichnet, die durch das Hinzutreten der Planeten eine Verschlimmerung oder eine leichte Milderung erfahren. Auch in die enthüllten Influenzen der königlichen Sterne, die in mehreren, zum Teil recht

Digitized by Google

ausführlichen Darstellungen gegeben wurden, wollen wir nicht weiter eindringen, sie geben ebenso wie die Tabellen, welche die Wirkungen der schwachen und der nebeligen Sterne (Sternnebel) sondieren, in der Hauptsache dieselben Analogieschlüsse, die wir bereits kennen lernten.

Die seither von uns betrachteten Systematiken berücksichtigten nur einen kleinen Teil der nördlich und südlich der Ekliptik liegenden Sterne Die Auswahl erstreckte sich in der Hauptsache auf die Gestirne des griechischen, bzw. des ägyptischen Himmelsbildes der Hellenistenzeit, welche in ihrer Totalität als göttliche und aus eigener Machtvollkommenheit handelnde Wesen empfunden werden. Wir wollen noch zwei Auswüchse streifen, welche weit mehr Sterne als Grundlage ihrer Zukunftsenthüllungen benutzten: die Beurteilung der 360 Grade des Tierkreises in der Sphaera barbarica und die Myriogenesis.

Cicero bemerkt in seinem etwas verworrenen Bericht über die verschiedenen Doktrinen der chaldäischen Sterndeutung (de div. II 89), daß in dieser eine besondere Macht dem Zodiakus zukomme. Und zwar behaupten diese Sterndeuter, daß jeder einzelne Grad in ganz verschiedener Weise die Atmosphäre errege und verändere. Ihre Wirkung werde im einzelnen modifiziert durch die Sterne, welche sich in den einzelnen Graden und deren unmittelbarer Nachbarschaft befänden. Diese astralen Machtströme nun würden in verschiedener Weise affiziert und variiert von den Planeten und deren Aspekten. Da nun offenkundig die einzelnen Veränderungen der Jahreszeiten, der Atmosphäre und des Klimas durch den Auf- und Untergang der Sterne entstünden, so sei es nicht nur wahrscheinlich, sondern unbedingt wahr, daß die zur Welt kommenden Knaben genau so in ihren körperlichen und geistigen Anlagen geformt würden, wie die astrale Luftmischung es erfordere. Danach werde die geistige, sittliche und Energiebeschaffenheit, der Körper, der Beruf, das Glück und auch das Unglück eines jeden Individuums entschieden.

Cicero berichtet ferner, daß sich der große Astronom Eudoxos (4. Jhd. v. Chr.) gegen die Lehre der Sterndeuter ausgesprochen habe, man könne aus den astralen Mächten, die am Geburtstage herrschen, den Verlauf eines jeden Menschenlebens voraussagen und notieren. Dagegen habe der Stoiker Diogenes ihnen zugegeben, man könne einiges vorhersagen, nämlich die Eigenart der Naturanlage und zu welchem Beruf der einzelne besonders geeignet sei.

Der Bericht Ciceros ist für unsere Untersuchung überaus wertvoll. Einmal zeigt er uns, daß die Sondierung der speziellen Wirkungen jedes einzelnen Grades in der Individualastrologie alt sein muß und daß bereits Eudoxus die Beurteilungen dieser Art gekannt und abgelehnt hat. Dann erfahren wir, daß die Sterndeuter die Spezialisierung der einzelnen Grade aus den inner- und außerhalb eines Tierkreisgrades liegenden Sternen gewonnen hatten. Außerdem muß aus seiner Darlegung hervorgeholt werden, daß die Sterndeuter die Motivierung ihrer Nativitätslehren an die verschiedenartige Wirkung der auf- und untergehenden Sterne in der Atmosphäre angeschlossen haben. Das berechtigt und zwingt geradezu zu der Folgerung, daß die Schicksalsprognosen in alter Zeit an die Wettervoraussagen des astronomischen Kalenders angeschlossen wurden. Wie nun die Technik der Wettervoraussage frühzeitig darauf ausging, möglichst genaue Indizien zu bekommen dadurch, daß neben den größeren Etappen auch kleinere Zeitspannen und endlich jeder einzelne Tag des Jahres sein Witterungsnotat aus einer Sternphase bekam, so stellte sich auch in der individuellen Sterndeutung wohl in organisch gleichlaufender Entwicklung das Bedürfnis heraus, jeden einzelnen Tag oder astronomisch ausgedrückt, jeden einzelnen im Osten gesichteten neuaufgehenden Stern zu Geburtsvoraussagungen zu beachten.

Eine Methode, die hieraus sich entwickelte, hat uns Firmikus aus der Sphaera barbarica mitgeteilt. Sie zerlegt jedes der zwölf Tierkreisbilder in je dreißig Grad und gibt für jeden Grad eine Schicksalsprognose. Es läßt sich aus der Darlegung des Firmikus

Digitized by Google

(VIII cap. 19—30) nicht sofort erkennen, ob wir es hier mit einer grotesken Schöpfung reiner Phantasie zu tun haben, da jede astrale Motivierung fehlt. Man ist geneigt, diese 360 Voraussagungen auf dieselbe Linie zu stellen mit der verzerrten Ausschlachtung der Tierkreisbilder in dreißig Körperteile, welche nach demselben Autor (VIII cap. 4) in der Sphaera barbarica gegeben war. Diese Folgerung trifft aber nicht zu. Denn es lassen sich, wie Boll zwingend erwiesen hat, ohne Schwierigkeit unter den einzelnen Offenbarungen die Prophezeiungen erkennen, welche anderwärts mit den Begleitsternen, mit den hellsten Sternen und endlich mit den Tierkreisbildern selbst und ihren Teilen kombiniert waren.

Im besonderen bieten diese 360 Lebenslose der Sphaera barbarica in der Fixierung der Charaktere, der Berufe und des Lebensendes eine sehr reiche Mannigfaltigkeit. Herren der Welt, Doppelkönige und Könige, Volksführer, glückliche Feldherren, Freunde von Königen, Richter, Priesterkönige, Priester und Propheten, Admirale, Reichsverweser, Statthalter und Prinzenerzieher begegnen uns in dem bunten Bilde der Lebenslose, die von den Teilen der Tierkreisbilder herabkommen, neben Tempeldienern, Hymnensängern, Schriftgelehrten und königlichen Schreibern. Dann treffen wir reiche Kaufleute neben Bankiers, Goldschmiede, Weber, Bäcker und Eisenschmiede neben Soldaten, Jägern, Vogelstellern, Kloakenreinigern, Schneidern und Malern, Gerbern und Barbieren. Gladiatoren und Gaukler ziehen in buntem Wechsel neben gottbegeisterten Sehern, Magiern, Astrologen und Hazardspielern an uns vorüber. Außer den Berufen, von deren Mannigfaltigkeit hier nur ein kleiner Ausschnitt als Probe gegeben werden kann, werden eine Menge körperlicher Merkmale notiert, auch stehen die weißen und die schwarzen Lose oft unvermittelt nebeneinander. Stumme, Taube, Einäugige, Blinde, Leute mit bösem Blick, Übelriechende, Buckelige und Zwerge begegnen uns neben Menschenkindern, die von so ausgezeichneter Schönheit sind, daß sogar Könige von Liebe zu ihnen hingerissen werden; öfters finden sich auch schlechthin die Prädikate schön, groß, liebenswürdig u. a. m. Ebenso unerschöpflich ist die Fülle der Einzelheiten, welche den unter den aufgehenden Graden Geborenen die Gebrechen und die todbringenden Krankheiten bestimmt; auch die geistigen und moralischen Anlagen zeigen reiche Mannigfaltigkeit. Dazu kommt noch eine wahre Blütenlese in schauerlichen Todesprognosen, Selbstmörder reihen sich neben solche Todeskandidaten, die einen gewaltsamen Tod sterben müssen, als dessen Veranlasser Räuber, Wegelagerer und zornige Potentaten, große Raubtiere, Hunde und Schlangen, aber auch innere Leiden oder plötzlich auftretende ansteckende Krankheiten eine große Rolle spielen. Mitunter heißt es auch apodiktisch ohne weitere Bemerkung: er stirbt jung, stirbt hochbetagt, stirbt gewaltsam, wird erdrosselt, stirbt an feuchten und wasserreichen Plätzen. Als letztes dieser quälenden Orakel möge die Prophezeiung genannt sein, die dem unglücklichen Menschen, der unter dem 5. Grad des Wassermanns geboren wird, die schreckliche Weisung auf den Lebensweg und zwar als einzigen Lebensinhalt mitgibt: hängt sich an einem Strick auf.

Wohl das umfangreichste Werk der astrologischen Literatur, das Menschenwitz je ausgeklügelt hat, dürfte die Myriogenesis sein. Denn nach den Mitteilungen, die Firmikus im 18. Kapitel des 8. Buches darüber macht, unterschied es sich von den Sterndekreten der Sphaera barbarica dadurch, daß es nicht nur die 360 Grad mit Geburtsgutachten ausstattete, sondern jede einzelne Minute. Dieses Wahrsagebuch enthielt also nicht weniger als 21600 Sterndekrete. Als Verfasser dieses Kompendiums nennt Firmikus V 1, 36 den Äskulap; es ist göttliche Weisheit, die der Stern des Merkur, d. i. der ägyptische Gott aller Magie und des Zukunftswissens, Thot, diesem seinem getreuen Jünger geoffenbart hat. Auch in diesem Werke waren die Sternerscheinungen ganz ausgelassen und Minute für Minute die Genituren charakterisiert. Diese umfaßten die ganze Lebensordnung, wie Firmikus an der letzterwähnten Stelle bemerkt, alle Handlungen ebenso wie die Körperbildungen und den letzten Tag des Lebens, auch die

Digitized by Google

verschiedenen Lebensgefahren sollen in überaus klaren und wahren Normen niedergelegt sein. Die Interpretation dieser erhabenen Disziplin eines Göttersprosses, der seine Kenntnisse direkter göttlicher Unterweisung verdankt, behält sich Firmikus für später vor, da er sich zunächst der ungeheuren und heiligen Aufgabe noch nicht gewachsen fühlt. Er schätzt den Umfang der Übertragung auf zwölf Bücher, und glaubt, daß er mit göttlicher Gnade an die hohe Aufgabe herantreten kann, wenn er die Geheimnisse der ihr vorangehenden Institution der Sphaera barbarica enthüllt und den Spuren und Lehren der göttlichen Männer gefolgt ist, die diese den Menschen mitgeteilt haben. Seine Absicht hat Firmikus nicht verwirklicht, es mag ihn seine radikale Bekehrung zum Christentum, die ihn wenige Jahre später als fanatischen Verfolger der heidnischen Religionen auftreten läßt, an der Ausführung gehindert haben. Jedenfalls bedeutet es keinen allzu großen Verlust für die Geistesgeschichte der Menschheit, daß die Übertragung dieses Riesenwerkes menschlichen Irrens nicht auf uns gekommen ist. Es dürfte nach dem, was uns Firmikus an Einzelheiten daraus mitteilt, nur eine starke Verwässerung der in der Sphaera barbarica niedergelegten Verkündigungen gewesen sein.

III. Die Zukunftsdeutungen aus den Tierkreisbildern.

Nach zwei verschiedenen Systemen können die Tierkreisbilder als schicksalsentscheidende Mächte angesehen werden. Cicero bemerkt an der von uns bereits angeführten Stelle im folgenden, daß die Chaldäer, die ja den Zodiakalbildern eine große Wirkung auf das Lebensgeschick beimessen, behaupten, der Mond entscheide das Schicksal der auf die Welt kommenden. Infolgedessen notierten, wie Cicero ausdrücklich zufügt, die Chaldäer als Geburtsgestirne die Tierkreisbilder, in denen der Mond steht. Wird der Mondstand als ausschlaggebender Faktor angesehen, dann ändert sich die zodiakale Luftmischung immer wieder nach $2\frac{1}{2}$ Tagen; denn der Mond benötigt, rund gesagt, soviel Zeit zum Durchlaufen eines Tierkreisbildes. Die zweite ebenso verbreitete Lehre richtet das Menschenleben nach dem Sonnenstand in den Tierkreisbildern. In diesem Fall bleibt das Sternenschicksal einen ganzen Monat gleich, solange die Sonne in dem betreffenden Bilde verweilt.

Es ist leicht verständlich, daß bei den beiden immerhin recht beträchtlichen Zeiträumen, in denen die aus diesen Sternbildern herabströmenden Lebenslose vollständig gleichartig blieben, es frühzeitig zu scharfen Invektiven und dementsprechend auch auf der sterngläubigen Seite zu Reformationen verschiedenster Art kommen mußte. Das Erstaunliche ist allerdings, daß trotz alledem diese primitiven Lebenslose sich auf Jahrtausende bis in unsere Zeit halten konnten. Die Tierkreisastrologie bildet gerade in unserer Zeit das wichtigste Bchelfsmittel der Sterndeuter, die in einer auffallend rasch emporschießenden Zahl ihre Geheimnisse an den Mann bringen.

Die antiken Tierkreispropheten zerfallen in zwei verschiedene Gattungen. Die eine zeichnet in verschiedener Ausführlichkeit die Schicksale der Kinder dieser zwölf Sternbilder — nur diese und nicht den rein linearen-mathematischen Begriff der Zeichen begutachtet die antike Astrologie. Die zweite Art sondiert die Wirkung mehrerer Bilder zugleich nach gemeinsamen Gesichtspunkten; diese gewinnt die antike Systematik aus den Übereinstimmungen, welche sich aus den äußeren Merkmalen der Bilder, aus dem Sonnenlauf, der Lage in der Ekliptik u. ä. leicht ergeben.

Eine einfache Analogie formt das Äußere, den Charakter und Beruf sowie die wichtigsten Etappen im Verlauf eines Menschenlebens entsprechend den Vorstellungen, die man mit den in ihrer Totalität als volle Lebewesen gedachten Tierkreisbildern verband. Das bringt die Bezeichnung Widder-, Stier-, Löwen-, Skorpion- oder Wassermannkinder prägnant zum Ausdruck, von denen die antiken Astrologen reden. Einen sehr genauen Anschluß der Menschentypen an das Äußere der Zodiakalbilder teilt

Digitized by Google

uns Hippolytos in seiner Refutatio omnium haeresium IV cap. 15 S. 49—54 der Ausgabe von Wendland mit. Er wendet sich in einer kurzen einleitenden Bemerkung gegen die Ketzerei der Wahrsagung oder, wie er lieber sagen will, der Wahnsagung derer, die aus der Stirne die Sinnesart eines Menschen dartun, und fügt hinzu: Es gibt auch Leute, welche die Gestalten, die Ideen der Typen und die Naturanlagen der Menschen zu den Sternen hinauftragen, indem sie die Geburten nach den Sternen diagnostizieren. So sagen sie: die im Widder Geborenen werden folgendermaßen beschaffen sein: ihr Kopf ist ziemlich lang, das Haar rötlich, die Augenbrauen sind zusammengewachsen, die Augen ziemlich hell, die Stirne scharf, die Nase groß, die Nasenflügel weit geöffnet, der Mund ziemlich lang, die Lippen dünn, das Kinn scharf und die Glieder zusammengewachsen. Wie die Widderkinder demnach durch ihre Schafsgesichter kenntlich sind, so erkennt man die Stierkinder an dem runden Kopf, dem breiten Gesicht, dem dichten Haar, den großen (viereckigen!) schwarzen Augen und Augenbrauen. Sie haben in dem Weißen des Auges zarte rote Äderchen, große Augenlider und dichtes Haar. Ihr Mund ist rund und ebenso die Nüstern; die Nase und die Lippen sind breit, die Ohren dick, groß und spitz. Besonders stark sind die oberen Körperteile; von den Schenkeln aufwärts sind die Kinder dieses Sternbildes gerade gewachsen, der Körper ist schwerfällig. Auch bei den übrigen tierartigen Sternbildern des Tierkreises ist in dieser Liste das in Frage kommende Tier getreulich in den betreffenden Sternkindern verkörpert. So sind die Löwenkinder kenntlich an dem runden Kopf, dem ziemlich roten Haar, und dem großen runzeligen Gesicht. Sie haben dicke Ohren, helle Augen, große Kinnbacken, einen dicken Mund und einen stolz erhobenen Nacken. Sie zeichnen sich ferner durch eine starke Brust und leichte Kahlköpfigkeit aus. Ihre oberen Körperpartien sind dick, die unteren dünn, ihr Temperament ist feurig. Weniger leicht ist dem Verfasser die Zeichnung der Kinder des Krebses, des Skorpions und der Fische gefallen. Letztere sollen an ihrer fischähnlichen scharfen Stirn, dem dichten Haar und durch ihre Mittelgröße kenntlich sein. Außerdem werden sie rasch grau. Die Krebskinder sind klein, haben etwas rötliche Hautfarbe, einen kleinen Mund, einen runden Kopf und ein breites Gesicht. Ihre Augen sind etwas bläulich und ziemlich schön, die Glieder sind buntfarbig und die Haare sehen aus wie Hundekohl (? diese Stelle ist verderbt, vielleicht darf man an eine Angleichung an Anubis denken?). Bei den Skorpionkindern werden die wohlgebildeten Augen, die spitze Nase, das runzelige, jungfräuliche und nicht breite Gesicht und das schwärzliche Haar betont. Weitere Merkmale dieser Sternkinder sind die kleinen eng anliegenden Ohren, die engen Augenbrauen und die herunterhängenden Backen.

Weniger deutlich sind die Übereinstimmungen der Sternkinder des Steinbocks mit ihrem himmlischen Ebenbild. Denn sie sollen Adleraugen, eine offene, etwas kahle Stirn und besonders starke untere Körperpartien haben. Eher reimen sich zu ihrem astralen Gegenpart der runde Mund, das grau melierte nach vorn hängende Haar und der rötliche Körper. Vielleicht wirkt in diesem Sternkindertyp und auch in einigen der auffallenden Merkmale der Skorpionkinder, die wir eben gegeben haben, ein älterer Sterngott weiter, ich möchte auf einen ägyptischen Dekan raten.

In der Schilderung der anderen Sterngeburten, welche von den menschenartigen Bildern der Ekliptik affiziert sind, kann man leicht durchschauen, daß die üblichen Darstellungen auf den Himmelsgloben das Vorbild gestellt haben. Demgemäß erhalten die unter der Jungfrau Geborenen ein schönes großes Gesicht, schön zusammengelegte Haare, eine nach vorn gebogene Nase, nicht große Augen und bieten einen schönen Anblick; ihr Körper ist zart und ihre Gestalt aufrecht. Die Einwirkung der Sternbildertypen erkennt man auch besonders schön an der Bildung, die den Kindern der Wage, also eines an sich leblosen Bildes zugedacht ist. Sie sind ausgezeichnet durch schöne Augen, zusammengewachsene Augenbrauen, schwarze Pupillen, einen großen Mund, große Ohren, die aber ziemlich dünn sind, und ein spitzes Gesicht. Ihr

Digitized by Google

Haar ist dünn und hängt vornüber, die Hautfarbe rötlich und die Gestalt lang. Diese Merkmale können natürlich nicht von dem leblosen Bild der Wage abgelesen sein, sie sind vielmehr durch den Träger der Wage veranlaßt, der in verschiedener Bildung auf den ägyptischen und griechischen Sternbilderdarstellungen erscheint. Ein Merkmal, das die Wagemenschen auch noch auszeichnet und das wir noch nicht erwähnt haben, ist ihre hingeneigte Haltung des Kopfes. Das erinnert unwillkürlich an die Darstellung des Wagemanns auf dem rechteckigen Tierkreis zu Dendera, wo dieser nicht die Wage trägt, sondern in einem Kreis mit erhobener Hand in der Mitte des Sternbildes, das ihn umgibt, sitzt.

Wir haben in dieser Tabelle, die uns außer den Körpertypen auch die geistigen und beruflichen Fähigkeiten der Zodiakalkinder aufzählt, nicht eine groteske Verzerrung astrologischer Prophezeiungen, sondern eine den anderen Wahrsagetexten äquivalente Struktur vor uns. Sie ist natürlich bedeutend älter als Hippolytos. Unter ihren Vorgängern dürften physiognomische Studien stehen, die seit alter Zeit auch in Griechenland die Menschentypen und die Charaktere durch den Vergleich der hervorstechenden Merkmale mit Tieren schärfer zu fassen suchten. Was die von Hippolytos gegebene Tabelle von den anderen dieser Art unterscheidet, ist die ausführliche Schilderung der äußerlichen Merkmale der hervorstechendsten Teile des Kopfes. Die anderen Kennzeichen des Körpers treten ihnen gegenüber ganz unverhältnismäßig stark zurück. Wenn nun der Kirchenvater in der kurzen und etwas dunklen Einleitung die metoposkopische Wahrsagekunst erwähnt und davon spricht, daß einige ketzerische Systeme die Menschentypen und Menschenurbilder an die ewigen Sterne geheftet haben, so kann er damit sagen wollen, daß die Sterndeuter große Stücke ihrer Kombinationen über das Aussehen der Sternbilderkinder diesem Wahrsagegewerbe und seiner speziellen Literatur entnommen und in die Sterne übertragen haben.

Die anderen Kombinationen gehen nicht so eindringlich auf die Kopfteile ein, sondern gleichen den ganzen Körperhabitus dem ursächlichen Sterngott an. Von besonders interessanten systematischen Zeichnungen dieser Art ist sehr wertvoll eine Aufzählung, die der Astrologe Hephästion von Theben in Unterägypten (4. Jahrhundert) im 2. Kapitel des 2. Buches seines Kompendiums der Astrologie gibt — sie ist veröffentlicht im Catal. Cod. Astrol. Graec. VIII 2 S. 58ff. — und eine andere Liste, welche Rhetorios, der bekannte Exzerptor des Teukros von Babylon als Wirkungen der Tierkreiszeichen bucht (Anfang des 6. Jahrhunderts). Auch der letztere geht natürlich auf bedeutend ältere Gewährmänner zurück. Dazu kommt eine noch nicht veröffentlichte anonyme Weissagungsliste, die sich in verschiedenen griechischen astrologischen Sammelhandschriften der Pariser und der Berliner Staatsbibliothek befindet. Sie kommt dem von Hippolytos mitgeteilten Katalog am nächsten. Ich halte diesen Text für ein solch wertvolles und typisches Dokument menschlichen Irrens und des phantastischen Ungestüms, gewaltsam in die Rätsel der Zukunft einzudringen, daß ich einige Prophetien aus diesem Irrgarten antiken Orakelwesens in Übersetzung einreihen möchte. Ich folge in der Wiedergabe dem griechischen Wortlaut, wie ihn die beiden Berliner Handschriften (Cod. Phil. 1574 fol. 7ff. und Cod. Phil. 1577 fol. 170) bieten, die ich dank des Entgegenkommens der Berliner Staatsbibliothek benutzen durfte.

Die Widderkinder haben ein schönes Gesicht, breite etwas nach der Seite neigende Nüstern, eine breite Stirn, die in den kahlen Vorderkopf hineinragt, schmale Lippen; sie sind ziemlich groß und rötlich. Ihre Augen sind groß, die Stimme offen, auch eine schöne Hautfarbe gehört zu ihren Naturgaben. Die Teile der Beine zwischen Knie und Knöchel sind kurz; von Natur sind sie fleischig, dichtbehaart, wollig-kraushaarig. Sie schauen zur Erde, sind feig in ihrem Herzen, scherzhaft, schöngeistig, unternehmend, tapfer, roh, waghalsig und leicht veränderlich.

Die Kinder des Krebses haben große Gelenke, breite Knochen, dichtes und krauswolliges Haar. Ihr Gesicht ist groß und rund, ihre Haut ist schwarz, die Augen rund,

Digitized by Google

der Kopf breit, für Liebessachen sind sie sehr zugänglich, weiter sind sie hartherzig, verleumderisch, leihen gern in wucherischer Weise aus. Ihre Zähne sind viereckig und die oberen Glieder ziemlich verdreht. Sonst wird noch hinzugefügt, was hier gleich bemerkt werden darf, daß sie leicht veränderlich sind, mit allen möglichen Dingen Handel treiben, Krämer oder Gärtner sind und mit jungem Grün ihren Lebensunterhalt verdienen.

Die den Löwen als Sternvater haben, sind hellfarben und rothaarig, von Geschmack süß — übrigens eines der sehr seltenen Beispiele, welche den Geschmack unter den Tierkreiszeichen katalogisieren. — Sie sind wohlgeformt, schön, kühn, schnell und gewalttätig. Ihre Meinung behalten sie für sich. Die oberen Körperpartien sind stärker als die unteren; starke Knie, feuerartige Farbe, kleine Ohren, zottige, breite Brust, dichtes Haar, breite Zähne, schlanker Leib und dünne Schenkel zeichnen sie weiter aus. Sie sind gewalttätig, jähzornig, kühn, breitbrüstig, breitstirnig ganz so wie Löwen. In ihren Unternehmungen sind sie führende Naturen, eigenmächtig, tatkräftig, berühmt und reich. Als letztes Beispiel reihe ich für diese durchsichtigen Angleichungen die Merkmale der Geschöpfe der Jungfrau an. Diese haben einen mittleren Wuchs, einen symmetrischen, vollständig wohlgebildeten Körper, der gerade gebaut ist. Ein rundes Gesicht, schöne Augen, tief herabgezogene Nüstern, etwas breite Lippen, ein breites Kinn, leichte Beweglichkeit und ein reinlicher Körper sind weitere Kennzeichen dieser Sternkinder; sie sind ferner durch ein schönes Antlitz, schöne Haare, Anmut, helle Augen und ein züchtiges Wesen ausgezeichnet.

Von sonstigen Texten, die eine ausführlichere Pointierung den körperlichen und geistigen Eigenarten der Tierkreismenschen geben, kommt vor allem ein ausführlicher anonymer byzantinischer Traktat in Betracht, der im Catal. Cod. Astrol. Graec. IV S. 158 von Bassi und Martini aus einem Neapeler Astrologenkodex ediert ist. Er ist besonders dadurch beachtenswert, daß er nicht nur die männlichen, sondern auch ebenso ausführlich die weiblichen Sternkinder in langen, getrennten Reihen kennzeichnet. Auch dieser Text geht unverkennbar auf antike Normen zurück, er zeigt trotz der starken Christianisierung überall das antike und z. T. wieder speziell ägyptisches Gut. In ihm wird außerdem den körperlichen und geistigen Gebrechen ein größeres Augenmerk geschenkt, auch Geburtsmale und das Datum der besonders gefährdeten Lebensjahre werden angegeben. Religionsgeschichtlich ist diese Tabelle deshalb wichtig, weil für jedes Zeichen den unter ihm geborenen Knaben und Mädchen gesagt wird, zu welchen Heiligen und zu welchen Heilmitteln sie ihre Zuflucht im Falle ihrer Erkrankung nehmen sollen. An die Stelle der astralen Heilgötter sind die Schutzmächte der christlichen Religion getreten. Dieser Text ist das Prototyp einer stattlichen Anzahl von Versionen und Erweiterungen gewesen, von deren Mannigfaltigkeit uns die zahlreichen neugriechischen Formulare einen Begriff geben, welche Delatte aus astrologischen Sammelhandschriften, die sich in Athen befinden, im X. Band des Catal. Cod. Astrol. Graec. gibt. Sie zeigen uns, wie die Nachfrage und die praktische Nutzanwendung dieser Tierkreisprodukte tatsächlich nie geruht hat, und führen von selbst zu dem Treiben der modernen Tierkreiswahrsager über.

In der Prägung der Körperbeschaffenheit blickt auch in diesen Enthüllungen überall der antike Astralgott durch. Wir haben schon bemerkt, daß in der Liste, die Hippolytos überliefert hat, das Hauptgewicht auf der Kennzeichnung der Kopfteile ruht. Hephästion benutzt ein Vorbild, das den ganzen Körper dem Sterngott äquivalent gestaltet. Das möge die Charakteristik der Zodiakalkinder des Krebses aus seiner Tabelle deutlich machen. Diese sind knochige, meist anormal gebildete Menschen. Ihre unteren Körperpartien sind stärker entwickelt als die oberen, der Bauch hängt unter der Brust vor, die Brust ist breit, das Gesicht rund, aber die Augen sind meist getrübt; das ist besonders stark der Fall bei den Menschen, die unter den Sternen des Bildes zur Welt kommen, welche den Namen die Krippe führen — die an-

Digitized by Google

tike Systematik deutet die schwach leuchtenden Sterne und die Sternnebel immer als ungünstig für das Augenlicht, und darunter wird die kleine Sterngruppe der Krippe immer notiert. Weiter erkennt man diese Sternkinder an ihren vielen Zähnen, ihrer schwärzlichen Hautfarbe und an dem kahlen Vorderkopf.

Diese äußerlichen Angleichungen sind auch in den Typen der anderen Sternkinder bei Hephästion und bei den anderen Katalogen vorhanden. Es wäre ermüdend, wenn wir durch weitere Beispiele das illustrieren wollten, die sich ins Unermeßliche vermehren lassen, aber infolge der steten Wiederkehr und Variierung derselben Motive zuguterletzt abstoßend auf uns wirken.

Auch die Richtlinien der geistigen Eigenschaften, der Berufe und der wichtigsten Erlebnisse werden vielfach in durchsichtiger Analogie zu der populären Anschauung, daß der Name und das Bild der Tierkreiszeichen das wirkliche Wesen dieser Sternmächte offenbart, ziemlich konsequent durchgeführt. Wenn wir der antiken einschlägigen Literatur näher treten, so ist das bis jetzt herangezogene Material wesentlich zu erweitern. Wir müssen nunmehr noch die astrologischen Handbücher zu Rate ziehen, welche nicht nur die Namen und die üblichen ikonographischen Prägungen der zodiakalen Sternbilder zu Leitmotiven nehmen, sondern ihre Prophezeiungen mehr an die Sternmythen und deren Einzelheiten anlehnen. Wir haben dabei zwischen ganz knapp informierenden Listen und möglichst umfassenden Geburtsprognosen zu scheiden, die von selbst wieder zu den bisher betrachteten Texten uns zurückführen.

Eine der einfachsten Berufstabellen gibt uns der alexandrinische Dichter Maximus. In seinen Ratschlägen über die Zeit, wann man die erforderlichen Sklaven kaufen soll, finden wir, man solle Hausverwalter anschaffen, wenn der Mond in den menschenähnlichen Zeichen, d. h. in den Zwillingen, der Jungfrau, der Wage, dem Schützen oder dem Wassermann steht. Die Wage und der Skorpion wird mit Sklaven in Zusammenhang gebracht, die für die Landwirtschaft geeiguet sind. Für Hirten passen die Zeichen: Widder, Löwe, Schütze und Steinbock. Schiffer, Fischer, Badediener und alle sonstigen Berufe, die mit dem Wasser zu tun haben, werden in leicht verständliche Beziehung zu den Fischen, dem Wassermann, dem Steinbock und dem Krebs gesetzt. Walker und Weber sind mit dem Widder, Bäcker und Köche mit der Jungfrau und dem Stier verbunden — man darf in dem vieldeutigen griechischen Ausdruck auch an Schlächter denken. Klein- und Großkaufleute, die hauptsächlich für das Ausland in Betracht kommen, werden mit der Wage und den Zwillingen kombiniert.

Wir müssen solche einfachen Ratgeber, welche die wichtigsten menschlichen Tätigkeiten mit den herrschenden Tierkreiszeichen in inneren Konnex stellten, wohl als das Fundament der späteren Kompendien ansehen. Eine mit Satire durchtränkte, aber sicher auch auf tatsächlichen Materialien fußende Geburtsliste hat Petronius dem Parvenü Trimalchio in den Mund gelegt. Dieser ist unter anderem auch den Doktrinen der Sterndeutung ergeben. Er erklärt seinen Gästen die Malereien und Symbole eines Speisebrettes, das den Tierkreis mit den zwölf Sternbildern enthält. Jedes dieser Bilder ist durch ein besonderes Attribut ausgezeichnet. So trägt der Krebs einen Kranz, denn er ist das Geburtsgestirn des Hausherrn. Wer unter ihm zur Welt kommt, erläutert der Gastgeber, steht wie auch er selbst auf vielen Füßen und besitzt viel zu Wasser und zu Land, denn er paßt hierhin und dorthin. Trimalchio gibt noch weitere Belehrungen über den Sinn der Zodiakalbilder, die wohl die vulgäre Anschauung dieser Zeit gewesen sein dürfte. Wir hören, daß der Himmelsgott, in dem zwölf Götter wohnen, sich in ebensoviel Gestalten wandelt und bald ein Widder, ein Stierlein usw. wird. Es ist eine unverkennbare Umbildung der altägyptischen Vorstellung, daß die Lichtgottheiten, in erster Linie der Sonnengott, aber auch der Mondgott und schließlich auch die Planeten die Gestalten der Tierkreisbilder annehmen, in denen sie stehen.

Je nach den herrschenden Sternbildern formiert sich das Schicksal der unter ihnen Geborenen. Die Widderkinder sind durch ihren Reichtum an Wolle und Vieh, aber

Digitized by Google

auch an ihrem harten Schädel, der schamlosen Stirn, dem spitzen Horn kenntlich und werden meistenteils Schulmeister und auch Schöpse. Auf demselben Niveau bewegen sich die übrigen Prognosen, die Petronius seinem halbgebildeten Emporkömmling in den Mund gibt. Es sind naturgemäß sarkastische Verzerrungen, hinter denen man aber doch die tatsächlichen Prophetien erkennen kann. Daß der Löwe z. B. Fresser und Herrschsüchtige erzeugt, finden wir oft genug unter den antiken Prognosen. Weibische, unstete und servile Naturen kann man schließlich auch als einen Typ der Kinder der Jungfrau verstehen, ebenso ist es plausibel, daß die Wage Metzger, Salbenhändler und alle Arten von Krämern ins Leben ruft. Zu dem Wesen des Skorpions können Giftmischer und Mörder mit Fug und Recht eingereiht werden. Schenkwirte und Bader begegnen uns auch anderwärts unter den Kindern des Wassermanns. Das ist eine ebenso naheliegende Assoziation mit der Sternsage, die in diesem Sternbild Ganymed, den göttlichen Mundschenk sieht, und mit dem Bild des Wassermanns selbst, der aus seiner Urne das Wasser ausgießt, wie die Behauptung, daß die Fische Einkäufer der Zukost machen. Daß sie aber ausgerechnet Redner oder Lehrer der Beredsamkeit hervorbringen sollen, ist eine Erfindung des Satirikers, ebenso wie die Behauptung, daß unter dem Steinbock sorgenvolle Menschen geboren werden, denen Hörner über ihr Unglück wachsen. Ähnliches läßt sich über die Kinder der Zwillinge, des Stiers und des Schützen sagen, bei denen kaum tatsächliche Lebenslose erkennbar sind.

Dringen wir weiter in die Orakel der sterngläubigen Verkünder der Tierkreisastrologie ein, so stoßen wir auf ganz ähnlich lautende Zukunftsdeutungen. Zu den vorhin genannten griechischen Schicksalstafeln der Zodiakalkinder kommen auch eine Anzahl lateinischer Abhandlungen. Vor allem ist nunmehr auch der römische Dichter Manilius heranzuziehen, der gerade den Lebenslosen der Tierkreisbilder im vierten Buch eine ausführliche Betrachtung gewidmet hat. Die Tätigkeit der einzelnen, den Tierkreisbildern infolge ihrer Geburtsstunde adhärierenden Menschen zeichnet der Dichter einmal durch einfache Stichworte. Demnach sind die Widderkinder kenntlich durch die Wolle, im Stier haben die zur Welt kommenden es mit dem Pflug, in den Zwillingen mit den Musenkünsten, im Krebs mit Handel und im Löwen mit der Jagd zu tun (IV 380ff.). Lehrtätigkeiten bestimmt die Jungfrau, Maß und Gewichte, d. i. Krämerberufe, die Wage, Waffen gehören zum Skorpion, Wild zum Schützen, Feuer zum Steinbock, Wogen zum Wassermann und die Meeresflächen zu den Fischen.

Man darf in diesen kurzen Schlagworten die Grundmotive sehen, nach denen die ausführlichen Schicksalsschilderungen der Zodiakalmenschen geformt sind. Manilius gibt diesen Astralkindern in demselben Buch v. 124ff. und 502ff. eine ausführliche Darlegung. Die Farben der einzelnen Lebenslose entnimmt er denselben Motiven, die wir eben in der kurzen Liste als Grundlage kennen lernten. Ihnen entspricht es, daß die Widderkinder es mit der Wolle und allen Tätigkeiten, die damit zusammenhängen, zu tun haben. Ein ganz äußerlicher Analogieschluß mit der Schafschur führt zu der weiteren Bestimmung, daß dieses Schicksal nicht in ruhigen Bahnen verläuft; es bewegt sich in jähen Stürzen auf und ab, diese Kinder müssen also auf plötzliche Schiffbrüche gefaßt sein. Sie sind keine selbstsüchtigen Naturen, sondern widmen sich der Allgemeinheit; sie sind zaghaft, unentschlossen, aber auch eitel und leicht durch Schmeichelei einzufangen. Ackerbauer und anspruchslose Kolonisten, friedfertige, körperlich und geistig gesunde Menschen schafft der Stier. Ihnen ist aber nicht die Anerkennung versagt; das illustriert der Dichter durch das Beispiel berühmter Römer, die als einfache Landleute zu den höchsten Ämtern berufen wurden. Berufsmusiker, Sänger, die ihre Lieder zum Klang der Saiten singen, Hirten, die sich an der einfachen Hirtenpfeife ergötzen, und friedfertige Gemüter, die in Muse und ewiger Jugend dahinleben, die Waffen ebenso wie den Pessimismus des mürrischen Greisenalters hassen, erzeugen die Zwillinge. Zu ihnen gehören ferner kontemplative Geister, Mathematiker — das Wort bezeichnet in den alten Sprachen auch Astronomen und Astrologen — und

Digitized by Google

Naturforscher, Entdecker und Erfinder auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Mannigfache Erwerbsquellen kündet der Krebs an: Kaufleute, Getreidespekulanten, Reeder, Bankiers und Großkaufleute, die sich durch rastlose Energie, Wagemut und tapfere Gesinnung auszeichnen — eine Charakteristik, die nicht schlecht dazu paßt, daß der eitle Emporkömmling Trimalchio dieses Gestirn, das ihm sein Schicksal wob, besonders verehrt, was er in seiner kindlich naiven Art dadurch zum Ausdruck bringt, daß er einen Kranz auf diese Gottheit legt: „einen Kranz, sonst nichts, damit ich mein Sternenschicksal nicht bedrücke," setzt er in einer primitiven Ideenverbindung hinzu.

Enger schließt Manilius die Schicksale der im Löwen Geborenen an die Natur des ihm äquivalenten irdischen Tieres an. Ihr Sinn ist auf Kampf gerichtet, sie sind jähzornig, aber wieder leicht zu versöhnen; ihr Gemüt ist einfach und rein. Passionierte Jäger von Beruf und aus Liebhaberei, Fellhändler, Schlächter und siegreiche Menschen gehören zu diesem göttlichen Erzeuger. Einfache, züchtige, keusche, selbstbeherrschende Geister erzeugt die Jungfrau, die zu wissenschaftlicher Tätigkeit prädestiniert sind und sich durch scharfe Verstandesgaben auszeichnen. Schriftsteller, Tachygraphen, praktische Juristen und Redner sind ihr zugesellt. Daß sie keine große Nachkommenschaft erwarten dürfen, ergibt sich in leichter Schlußfolgerung aus dem Namen der Jungfrau. Die Wage schenkt Kaufleuten das Leben, die mit Wage und Gewicht hantieren. Eine einfache Weiterführung des in der Wage liegenden Begriffes führt zu erfindungsreichen Weisen von der Art des Palamedes, dem das Altertum nicht nur die Erfindung von Maß und Gewichten, zuschrieb, sondern eine Reihe anderer Gegenstände z. B. des Brettspiels und der Leuchttürme. Auch weise Gesetzgeber, praktische und rein wissenschaftlich tätige Juristen, die sich durch überragende Klugheit und ein umfassendes Wissen auszeichnen, z. B. der berühmte Jurist Servius gehören zu ihren Kindern. Wenn der Skorpion seinen Geschöpfen Freude an der Landwirtschaft, aber auch den Trieb zu Jagd und Krieg veranlaßt, so ist das eine logische Angleichung an den Skorpionstachel und die schlimmen Eigenschaften des Tieres. Es rangieren danach Krieger, blutdürstige Bürger, beutelüsterne Jäger, die in Wäldern und Gebirgen mit Vorliebe ihrer Passion nachgehen, Gladiatoren und Schwerttänzer unter seinen Produkten, zu denen sich noch etwas harmlosere Menschen gesellen, die eine spezielle Liebhaberei an Kriegsspielen, Kriegsliteratur und Kriegsbildern haben, die es auch bis zu der wissenschaftlichen Ausübung eines Kriegsakademikers bringen. Tierbändiger, Tierzähmer, die hauptsächlich die Tiere für die Schauspiele abrichten, sind zu dem Schützen gerechnet neben Wagenlenkern, Rossebändigern und Hirten. Auch das ergibt sich von selbst aus dem Äußeren dieses Sternbildes, das meist als Kentaur mit einer Jagdbeute und einem Hund dargestellt wird.

Das Vorbild des Manilius dürfte nicht nur die Sternbilder in ihrer Totalität als schicksalsbildende Mächte beurteilt haben, sondern auch den einzelnen markanten Teilen in demselben Sinne einen Einfluß zugedacht haben, was uns ja aus anderen antiken Doktrinen bekannt ist. Dafür spricht die besondere Prophetie des Pfeiles des Schützen, der sehnige Glieder, einen scharfen, leichtbeweglichen und unermüdlichen Geist erzeugt.

Nicht aus der Sternsage oder aus dem üblichen Typus des Sternbildes läßt sich das Fluidum des Steinbocks erklären. Feuerarbeiter, Metallgießer, Silber- und Goldschmiede, Eisen- und Bronzegießer, Bergleute, Bäcker, Kleiderhändler u. ä. gehören in sein Ressort. Hier schimmert deutlich die Göttin Vesta durch, welche die Obhut über den Steinbock führt (Manil. I 445). Daß diese Menschenart leicht beweglich und veränderlich genannt wird, hängt dagegen mit der Natur des Steinbocks zusammen. Auf eine Berücksichtigung der verschiedenen Teile des Sternbildes zielt das Notat, daß die Sterne des Fischleibes — der Steinbock wird im Altertum als ein Mischwesen dargestellt, dessen Oberkörper aus einem Steinbock, der Unterleib aus einem Fischleib und einem Fischschwanz gebildet ist — ein recht günstiges Alter verleihen, während der vorangehende Teil auf Liebesaffären deutet, die mit Verbrechen verbunden sind.

Digitized by Google

Diese auffallende Deutung rührt von einer Verbindung der verschiedenen Teile der Zeichen mit den Planeten her; man erkennt leicht den Einfluß der Venus und des Jupiter, man darf aber auch an die gute Seite des Saturn denken. Aus dieser Verbindung der Planeten mit Zodiakalbilderteilen erhellt auch die auffallende Bemerkung, daß unter der Stirn des Stieres der Gott der Liebe, Cupido, wohnt (IV 151). Man denkt an die planetarische Aufteilung der Tierkreisbilder in die „Grenzen" und „Dekane" — mir scheint allerdings die Dekanastrologie den Vorzug zu verdienen; den ausführlichen Nachweis behalte ich mir für eine andere Stelle vor.

Die Influenz des Wassermanns ist bei Manilius an das Bild und an die Sage angeschlossen, die hier den Ganymed lokalisierte. Demgemäß werden die von seinen Strahlen getroffenen Menschen: Quellensucher, Architekten, die Wasserleitungen, Brunnen und Springbrunnen, künstliche Seen und Kanäle erbauen. Aber auch Astronomen und Fabrikanten von Sterngloben zählen zu ihm. Sie haben die angenehme Eigenschaft immer Geld zu haben, sie werden weder zu reich, aber auch nie arm, und besitzen einen gewissen Charme. Die Kinder der Fische sind ebenfalls eng an das ursächliche Bild angeschlossen. Ihre Neigung und ihr Beruf treibt sie naturgemäß auf das hohe Meer hinaus; unzählbar sind die Berufsarten selbst, die damit zusammenhängen. Der Dichter beschränkt sich auf die Nennung der Ruderknechte, Kapitäne, Schiffsbauer und Reedereibesitzer, der See- und Flußfischer, Fischhändler und der Marinesoldaten. Sie besitzen eine große Kenntnis des gestirnten Himmels und kommen dadurch auf jedem Meer zurecht. Sie sind auch wohl bewandert mit den geographischen Verhältnissen, sie kennen den ganzen Erdkreis, Seen und Häfen und sind wohl vertraut mit Wind und Wetter. Ihr Charakter ist ebenfalls ihren Geburtssternen angeschlossen, es sind leicht bewegliche und dauernd veränderliche Leute, fruchtbar und dem Vergnügen zugetan.

Die körperlichen und geistigen Merkmale und Anlagen der Zodiakalkinder und ihre voraussichtlichen Berufe sind in den zahlreichen antiken Darlegungen in erstaunlicher Mannigfaltigkeit variiert worden. Die einzelnen Tabellen stimmen wohl mit den Grundzügen unter sich überein, die wir eben aus Manilius gebucht haben, sie sind aber in den Einzelheiten beträchtlich untereinander verschieden; auch in der Art der Ausführung zeigen sie erhebliche Unterschiede. Wir besitzen Tabellen, die in kurzen Kennworten den Gesamtinhalt des Lebensloses notieren, und andererseits wieder ganz ausführliche Wahrsagetexte, die dem Sterndeuter eine Menge von Problemen des zukünftigen Menschen enthüllen. Als Probe eines solchen ausführlichen Zodiologion lasse ich die Schicksalskündung der Löwenkinder des byzantinischen Traktats folgen, den wir schon erwähnt haben. Ihr Schicksalsorakel lautet in Übersetzung folgendermaßen:

„Der Knabe, der im Löwen zur Welt kommt, wird zu Krankheiten geneigt sein. Er ist zu einem schweren Leben geboren. Sein Gesicht ist rund und breit, er hat große Hände und Füße, mittleren Wuchs, verdient seinen Lohn mühsam und schwer; er ist fünf Jahre krank und wird in der Jugend leber- und magenkrank sein. Wenn er zwölf Jahre alt wird und das 15. Jahr überlebt, dann wird er sehr alt. Als Mann hat er viele Mühsale zu erdulden und ist auf Ränke und Schliche aus. Er flieht aus seinem Elternhaus. Er ist intelligent, hart, zu Raserei geneigt, übermütig, ein Widerspruchsgeist, eigensinnig, scharf, jähzornig. Von seinen Nachbarn wird er viel geschmäht und er bekommt Verdruß durch seine Frau; er überlebt seine erste Frau, begräbt sie und heiratet eine andere. Er wird eine heimliche schwierige Arbeit bestehen. Er stürzt aus der Höhe herab — ein durchaus wörtlich zu nehmendes Orakel, der Sturz von einem Baum, einem Dach u. ä. kehrt auch in den Planetenwahrsagetexten immer wieder — wird durchs Schwert und durch ein wildes Tier einen Schlag (Wunde?) bekommen, wird daran drei Jahre lang krank sein. Wird leib- und magenkrank sein. Soll sich vor Schlangen in acht nehmen. Zieht in die Fremde und irrt unstet umher, wird heimlich Not leiden.

Digitized by Google

Unter Mißgunst verdient er den Lebensunterhalt. Wird sein Weib mit einem anderen teilen und ein anderer wird dasselbe lieben. Wird in der Fremde leben und krank sein, da dieses Sternbild schlimm ist. Von seinen Angehörigen wird er Schwierigkeiten gemacht bekommen. Seine gefährlichen Jahre sind das 3., 5., 15., 25. und 36. Lebensjahr; überlebt er diese, dann wird er 68 Jahre alt. Er wird ein Kennzeichen auf der Brust, auf dem Schädel und an den Ohren haben. Wird er krank, dann soll er die Füße von drei Krebsen nehmen, sie verbrennen, die Asche mit Öl mengen und sich damit einsalben — in diesem Sympathiemittel muß der Abschreiber sich geirrt haben, da es augenscheinlich zu dem Krebs gehört; in einer ähnlichen athenischen Orakelliste ist ein anderes Heilmittel, das aus mit dem Löwen sympathisierenden Pflanzenbestandteilen zusammengesetzt ist, empfohlen (Catal. Cod. Astrol. Graec. X S. 232, 28) —. Er soll die heiligen Anargyroi anrufen und wird gesund.

Ein Mädchen, das in der Zeit der Sternbildes des Löwen geboren wird, ist schön und zart. Es wird fünf Jahre krank sein. Seine Farbe ist honiggelb. Das Leben ist gleichmäßig. Soll sich vor Streit hüten, damit es nicht in Unglück gerät. Wird ein schönes Begegnis haben. Wird vor Winden Angst haben, erfährt viel Böses von seinem Mann und der Gott wird ihm helfen — wir dürfen darin einen Überrest aus der alten Sternreligion sehen, welche die Tierkreisgötter und ihre Untergottheiten zu Heilzwecken anruft. — Wird an den Brüsten krank. Es wird niemals dankbar sein, selbst wenn man ihm tausend Wohltaten erweist. Ist augenkrank ein Jahr und einen Monat lang. Übersteht es diese Zeit, dann wird es alt. Charakterfestigkeit und Selbstbeherrschung im Zorn sind spezielle Auszeichnungen dieser Mädchen. Gegen die Angehörigen ist es hart und grausam. Als Frau wird sie das erste Kind begraben und ein anderes auffüttern. Krankheiten im 2., 5., 45. Lebensjahr, danach wird sie, wenn sie diese glücklich überstehen wird, 63 Jahre alt. Kennzeichen auf der Brust, an den Schenkeln und am geheimen Ort. In der Krankheit soll sie die Füße von drei Krebsen verbrennen, sie mit heiligem Öl mengen und mit Weihrauch und damit sich sorgfältig einreiben. Sie soll auch die heilige Aikaterine anrufen und wird geheilt."

Diese Tierkreisorakel bildeten das wichtigste Hilfsmittel, nach dem der profane Sterndeuter seine Orakel formte. Er ließ sich von seinen Klienten einfach das Datum der Geburt nennen und prophezeite nun aus seinem Zodiologion all das, was für das Tierkreisbild gegeben war, in dem die Sonne während des Geburtsmonats seines Kunden stand. Das Treiben der antiken Vulgärastrologen müssen wir uns genau so denken wie ihre modernen Kollegen vorgehen. Wenn man einen der modernen Tierkreisastrologen interpelliert — ich darf hier aus langer Erfahrung sprechen, da ich keine Gelegenheit versäume und mir von allen modernen Sterndeutern, die sich auf der Straße und in den gelesenen Tageblättern mit mehr oder weniger Aufmachung anpreisen, das Tierkreishoroskop stellen lasse — so kann man darauf rechnen, daß eine ganz homogene Weisheit präsentiert wird. Auf die Angabe des Geburtsdatums — die Mitteilung der Stunde oder der Minute ist nicht erforderlich — bekommt man nach einigen gewichtigen Manipulationen ein gedrucktes oder mit der Schreibmaschine vervielfältigtes „Horoskop", das aus dem Zodiakalzeichen des Geburtsmonats ein ähnliches Sammelsurium von fröhlichen und betrübenden Ereignissen zusagt. Die verschiedenen Gesichtspunkte bleiben mit einer erstaunlichen Konstanz dieselben, wie sie der antike Sterndeuter befolgt hatte. Sie sind genau so mißverständlich und vieldeutig gehalten wie im Altertum. Aber ein Verbrechen an der geistigen und gemütlichen Anlage gutgläubiger Menschen ist es, wenn der moderne Sterndeuter es fertig bringt, seinem zukunftslüsternen Patienten schriftlich mitzuteilen, daß ihm selbst der Tod oder eine tötliche Krankheit in einem bestimmten Lebensjahr droht, oder daß der Tod seiner Gattin oder seines Kindes aus den ewigen Sternen verkündet wird — ein Verbrechen, welches mit der allergrößten Schärfe gebrandmarkt werden muß. Denn was im Altertum durch Religion und durch Weltanschauung sanktioniert war, ist heute in jeder

Digitized by Google

Hinsicht ein offenkundiger Irrtum. Wenn wir absehen wollen von den unermeßlichen Verwüstungen, die diese fragwürdigen Existenzen in dem Leben schwacher und zukunftsbanger Menschen heute noch genau in demselben Maße wie im Altertum und im Mittelalter mit ihren wahnwitzigen Prophezeiungen anrichten, müssen wir vor allem sondieren, ob die modernen Zodiologia mit den antiken Gegebenheiten übereinstimmen. Da stehen wir nun vor einer in der Geschichte menschlichen Irrens außerordentlich bemerkenswerten Erscheinung: der antike Sterngläubige sah in den droben sichtbaren Sternen die astralen Gottheiten, die aus eigener Macht die Geschicke des Menschen bestimmten, wenn sie durch die astronomischen Gegebenheiten eine uneingeschränkte Entfaltung ihrer Sternkräfte bekommen. Wenn also der antike Sterngläubige davon redete, daß ein Tierkreiszeichen einen speziellen Einfluß auf das Menschenleben ausübe, so knüpfte er die einzelnen Ideen an die Sterne, die diesen Namen tragen. Das ist nun heute nicht mehr der Fall. Ein Blick auf einen modernen Himmelsglobus oder eine Sternkarte zeigt, daß das Tierkreiszeichen und das zugehörige gleichnamige Sternbild um beinahe 30 Grad voneinander entfernt sind. Wenn also der neuzeitliche Astrologe für einen Geburtsmonat, etwa den August, die Prophezeiung nach dem Zeichen der Jungfrau ausstellt, so hat das mit dem tatsächlichen Himmelsbild überhaupt nichts zu tun. Denn infolge der Präzession ist Ende August nicht die Jungfrau, sondern der Löwe das dominierende Sternbild, in dem nach antiker Vorstellung die Sonne steht. Man ist nun in den modernen Sternkatechismen zu der wahnwitzigen Ausflucht gekommen, daß infolge des Jahrhunderte langen Verweilens der gleichnamigen Gestirne in ihren identischen Zeichen diese Abschnitte mit den ursprünglichen Sternkräften wie Akkumulatoren geladen seien und daß diese Kraftfelder dieselben Kraftströme in unversiegbarer Energie von sich gäben, die in der antiken Astrologie dank einer uralten Empirie oder auch dank göttlicher Offenbarung — man liest heute noch die alten abgebrauchten Argumente — festgestellt worden seien. Eine seltsame Verirrung von um Jahrhunderte zu spät geborenen Wahrheitssuchern!

Außer den einfachen Rezepten, welche lediglich aus diesen zodiakalen Unterlagen die menschlichen Geschicke ableiten, sind eine Reihe von Sondergutachten erdacht worden, wie man das Individualschicksal eingehender greifen kann. Ich beschränke mich darauf nur noch eine Doktrin anzureihen, welche nicht nur die Einwirkung der Bilder der Ekliptik im Osten, sondern auch in den vier anderen wichtigsten Zentren, nämlich der Himmelsmitte, d. i. der oberen Kulmination, in dem Untergang, d. h. dem Westen, und in der unteren Kulmination heranzieht. Ein ganz primitiver Analogieschluß folgert, daß der Stern, der nach längerer Unsichtbarkeit zum erstenmal wieder im Osten gesichtet ist, geradezu ein neugeborener Stern mit lebensfrischen Kräften sein muß. Der Stern, der in der Himmelsmitte ist, gleicht, wie der Araber in einem treffenden Bilde sagt, dem Manne in seiner Kraft und Herrlichkeit, der Stern im Untergang ist nach einer alten volkstümlichen Anschauung kraftlos und von ganz schwacher oder aber nach einer öfters wiederkehrenden Ideenverbindung von anderer, dem dahinwelkenden mürrischen Greisenalter entsprechenden schwächenden Influenz, die sich wesentlich von der lebensfrohen und jugendfrischen Tätigkeit desselben Sternwesens im Osten unterscheidet. Dazu kommt noch als vierte Sonderart die Erwägung, daß ein Stern wiederum eine andere Wirkung hat, wenn er sich unter der Erde, nach alter Vorstellung im Reiche des Todes befindet. Hierbei hat man hauptsächlich die Stelle ins Auge gefaßt, die sich in der unteren Kulmination befindet. Man versteht darunter die der oberen Kulmination diametral gegenüberliegende Stellung eines Sternes unter der Erde. Diese Betrachtung ist naturgemäß erst in einer Zeit aufgekommen, da die Kugelgestalt des Himmels und der Erde die antike Weltanschauung durchdrungen hatte. Darum erkennen wir auch in den speziellen Gutachten, die diese Stelle bewerten, daß eine ziemliche Unstimmigkeit in der Art der Einschätzung besteht, und daß der Westpunkt noch in vielen Systemen mit der unteren Himmelsmitte dieselbe Einstellung

Digitized by Google

für die Bestimmung der Gestaltung des Lebensabends und der Todesart hat. Eine pedantische und konsequente Weiterführung dieser Betrachtung folgerte, daß neue Modifikationen der einzelnen Strahlenwirkung eines und desselben Sternes sich ergeben mußten, wenn er sich in den Zwischenräumen dieser sogenannten Ecken oder der vier Kardinalpunkte befand. Daraus entwickelte sich das schillernde Gebilde der acht und endlich das der zwölf Himmelsorte oder Himmelshäuser, das jedem Stern nun wieder einen Sondereinfluß nach seiner Stellung in einem dieser Häuser für den Ablauf des Lebens auf Charakter, Beruf und äußere Umstände beimaß.

Ich möchte nur auf die zweifellos ältere Art dieser Sondergutachten der Tierkreisbilder eingehen: auf die Werturteile über die Wirkung der Zodiakalzeichen in den vier Zentren. Jedenfalls hat die astrologische Systematik lange vor Teukros dem Babylonier die Zeichen nach ihrem Aufenthalte am Himmel verschieden in der Beurteilung der Einzelheiten des Menschenschicksals bewertet. Das beweist vor allem die Tatsache, daß Teukros unter den Begleitsternen der Tierkreisbilder Sterne und Sternbilder aufführt, die zur Zeit, da das genannte Zeichen aufgeht, nicht mit diesem im Ostpunkt stehen, sondern sich an einer ganz anderen Stelle des Himmels und zwar meistens im Westen, dann aber auch in der oberen oder in der unteren Kulmination befinden.

Ein System, das auf diese verschiedene Wirkung der Tierkreisbilder eingeht, hat Firmikus im fünften Buche seines Handbuches mitgeteilt. Die Anordnung charakterisiert nicht das Fluidum der zwölf Bilder der Reihenfolge nach gemäß ihres Aufenthaltes in den Eckpunkten, sondern sie ordnet die Bestimmung nach dem Himmelsstand, der nach primitiver Anschauung gegeben ist, wenn ein Tierkreisbild heraufkommt. Ich sage nach einer primitiven Anschauung, denn Firmikus setzt immer die um 90 Grad entfernten Zeichen als Wertmesser der anderen Zentren ein. Das widerspricht den sorgfältigen Untersuchungen älterer Astronomen, welche festgestellt hatten, daß infolge der verschieden großen Ausdehnung der Tierkreiszeichen, ihrer mehr nördlich oder südlich vom Äquator liegenden Sterne und ihrer daraus resultierenden verschieden raschen Auf- und Untergangszeiten diese vulgäre Rechnung ungenau ist. Das zwingt zu der Annahme, daß das von Firmikus gegebene System recht alt sein muß und den primitiven populären Vorstellungen Rechnung trägt. Er behauptet nun, daß sich z. B. beim Aufgang des Widders der Steinbock in der Himmelsmitte, die Wage im Untergang und der Krebs in der unteren Kulmination befinde. In der Einleitung dieses sehr umfangreichen Kapitels lehrt er, daß die Zodiakalsternbilder gemäß ihrer natürlichen Macht und Entscheidungskraft in der Lage sind, die größte Schicksalsbestimmung auszuüben, und daß in vielen Geburten allein die Beschaffenheit der Zeichen dieser Gestirne entscheidend wirkt, wenn kein Planet in der Nähe ist. Diese Wirksamkeit tritt allerdings, wie er zufügt, nur dann in Erscheinung, wenn sich das Gestirn in den Weltecken befindet. Denn diese haben die natürliche Fähigkeit, wenn sie von keinem Planeten beeinflußt werden, die Macht der Schicksalsbestimmung anzunehmen. Diese wird nun im folgenden nach den einzelnen Eckhäusern dargelegt. Von der Geistesarmut, die in diesem System der Fixierung eines zukünftigen Menschenlebens steckt, kann der Leser eine Vorstellung bekommen, wenn ich ihm als Beispiel seinen Entwurf von dem Schicksal des Menschen vorführe, der den Widder als absoluten Herrn in seinem Horoskop hat. Es lautet in Übersetzung folgendermaßen: Ich will die Bestimmung des Widders als Horoskopgestirn und die der drei anderen Gestirne in den Zentren (Steinbock, Wage, Krebs) im allgemeinen erklären. Steht der Widder im Horoskop, d. h. im Osten, dann dekretiert er das meiste in der Jugend — eine alte Regel übergibt, nebenbei bemerkt, dem Ostpunkt die Jugend des Neugeborenen. Er verweigert Brüder oder läßt, wenn sehr viele Brüder da sind, nur einen am Leben. Aber auch ihn selbst schwächt er durch die Herbheit eines gewissen Lasters. Haß begleitet stets seinen Namen; sein väterliches Erbe bleibt nicht dauernd in demselben Zustand; es wird bald in alle Winde zerstreut, bald wird es wieder zusammengebracht.

Digitized by Google

Einigen scheint er infolge seiner sehr großen edlen Gesinnung (Freigebigkeit?) recht festzustehen, anderen mißfällt seine stetige Großmut; seine Wohltaten selbst teilt er Undankbaren aus und nie erntet er einen entsprechenden Lohn dankbarer Gesinnung. Er wird naturgemäß veränderlich sein und wird oft von den verschiedensten Kopfschmerzen geplagt werden — der Widder hat nach der astrologischen Aufteilung des Leibes die Herrschaft über den Kopf und seine Teile. — Der Steinbock bestimmt in der Himmelsmitte als alleiniger Dezernent Auszeichnungen einer dauerhaften Berühmtheit. Er veranlaßt, daß ihm viele Menschen kriechende Schmeicheleien entgegenbringen. Er steht gewissen Ämtern und wissenschaftlichen Körperschaften vor, bietet vielen den täglichen Unterhalt, verwaltet fremde Vermögen durch persönliche Verwaltung, ist erfinderisch in vielen Dingen des täglichen Gebrauchs. Die Geheimnisse der Mysterienreligionen werden ihm anvertraut, er dringt in die himmlischen Geheimnisse ein, falls der Planet Merkur diesen Ort irgendwie durch seine Strahlen bewirft oder dieser selbst hier steht. Ist der dritte Ort, der die Schicksalsbestimmung für sich fordert, in der Wage, dann bestimmt er ein Leben, das sich dauernd am Königshofe abspielt oder in einem staatlichen Berufe besteht. Sein Leben zeigt eine starke Schwankung, stets folgt Glück auf Unglück, Reichtum auf Armut, auf das himmelhohe Jauchzen und die höchsten Ehrenstellen folgt die tiefste Depresssion und bitterste und erbärmlichste Erniedrigung. Immer steht das dräuende Gespenst des Neides auf seinem Wege und begeifert seinen hellen Ruhm, zumal wenn seinem Horoskop der Trigonalschein des Jupiter fehlt. Dann treten nämlich diese Unglücksschläge um so stärker auf. Die untere Kulmination ist stets im Krebs, wenn der Widder im Horoskop steht. Er macht berühmte Leute, die mit den Auszeichnungen von Kränzen geschmückt werden. Ihnen werden Statuen und Porträts von Staatswegen bestimmt, wenn Jupiter diesen Ort vom Horoskop aus anschaut oder wenn er auch in diesem Orte selbst sich befindet. Es werden ihm aus der eigenen Verwandtschaft Leute aufsässig sein, teils aus egoistischen Motiven, teils wegen einer ihnen selbst nahestehenden Person. Er ist kenntlich durch ungepflegte, schmutzige und ungeschnittene Haare, wird sich aber immer hervortun durch Reichtum der Dinge, die zum täglichen Leben gehören, zumal wenn Jupiter in irgendeinem der Eckhäuser dieses Horoskopes steht.

In derselben Weise werden die Einflüsse der anderen Tierkreisbilder pedantisch in der üblichen Reihenfolge bis zu den Fischen auseinandergesetzt, wobei auch die jeweiligen Fluida jedes einzelnen Zeichens zur Sprache kommen. Wenn man nun diese verschiedenen Influenzen, die den Bildern in den vier Himmelshäusern zukommen, herausstellt und überschaut, dann ist man enttäuscht, daß kein konsequent angewandtes Leitmotiv sich ergibt. Bald greift man die Sternsage, bald den Namen und das Bild als Richtlinie, dann drängt sich wieder die Qualifikation der Häuser in den Vordergrund. Auch hierfür möge ein Tierkreisbild zur Illustration dienen. Heben wir den verschiedenartigen Einfluß der Fische aus ihrer Einbettung heraus, dann erhalten wir folgendes Schicksalsmosaik: Im Horoskop erzeugen sie einen talentierten, beherzten Menschen, einen treuen anhänglichen Freund; der Beruf kann recht mannigfaltig und verschiedenartig sein. Viel Feinde, große Reisen in der Fremde sind zu erwarten, nach langen Strapazen stellt sich Ruhm und ein recht großes Glück ein. In der oberen Kulmination künden die Fische an, daß der Mensch in wasserreichen Orten durch einen Beruf, der mit dem nassen Element zu tun hat, zu Vermögen kommt. Seinen Lebensunterhalt stützt er auf fremde Hilfe, seine Macht oder auch sein Vermögen ist in zwei Staaten geteilt. Im Westpunkt veranlassen die Fische, daß der Mensch durch fremde Orte wandert, er ist vielen bekannt und viel umschmeichelt. Ein sympathischer, glücklicher, ehrbarer, scharfsinniger Mensch, der in mannigfache Geschäfte verwickelt ist, viel gewandt und viel bekannt ist. Auch die untere Kulmination deutet darauf, daß sein Beruf in wasserreichen Gegenden ist, sie kündet einen zu-

Digitized by Google

verlässigen, bekannten, vornehmen Erdenbürger an, der nur die unangenehme Eigenschaft hat, daß er von seinem Weibe nichts wissen will.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß diese einfachen Zukunftsaufschlüsse aus astronomiegeschichtlichen Erwägungen in alte Zeit zurückdatiert werden müssen. Das wird durch eine unklar gehaltene Mitteilung bestätigt, die Firmikus im 2. Kapitel des 8. Buches über den Inhalt der Sphaera barbarica macht. Er spricht hier über das System der Enenecontameris, die er als die Lehre des 90. Grads erklärt. Er sagt, daß dieses System den meisten unbekannt ist und nur von wenigen anscheinend oberflächlich behandelt worden sei. Denn Petosiris habe diese Doktrin nur in einem ganz unklaren Dunkel angedeutet, man müsse aber vom Horoskop aus den 90. Grad in der natürlichen Reihenfolge der Zodiakalbilder feststellen. Denn von diesen Partien aus könne man den Ausgang des Lebens, den Tod, Unglücksfälle, Gefahren und glückliche Ereignisse sowie die ganze Substanz der Genitur feststellen. Diese Stelle, die noch den Planeten eine besondere Rolle zuweist, bildet den einleitenden Teil der Besprechung der Sphaera barbarica; es muß also angenommen werden, daß dieses alte Werk eine besondere Betrachtung dem verschiedenartigen Einfluß der vier Himmelsecken gewidmet und dabei auch die Wirkung der zwölf Tierkreisbilder spezialisiert hat. Wir greifen vielleicht nicht fehl, wenn wir annehmen, daß dieser Teil des alten Handbuches ein ähnliches Orakelsammelsurium gab, wie wir es eben kennen gelernt haben.

Die generelle Beurteilung dieser Sternbilder führt uns in dasselbe Niveau, durch das wir bis jetzt durchgedrungen sind. Die Zeichen werden summarisch nach gemeinsamen Gesichtspunkten zusammengefaßt, die sich aus der gleichartigen Natur, der Gestalt, der Sage, dem Geschlecht, der Lage im Zodiakus, der Zahl der Sterne, den Einflüssen der Jahreszeit und anderen Momenten ergeben. Der Leser begreift unschwer, welche Menge von Deutungen sich für den Astrologen eröffnen, wenn er berücksichtigt, daß menschliche, tierische, mischgestaltige und realistische Bilder lebensgestaltend wirken, daß wilde und zahme Tiere, Land- und Seetiere, liegende, stehende und laufende Wesen, um nur einige Unterschiede herauszugreifen, in der Ekliptik formiert sind. Die antiken Astrologen haben mit einer merkwürdigen Pedanterie alle möglichen Eigenschaften festgestellt und daraus zahlreiche Kategorien gebildet, aus denen sich von selbst die Richtlinien für die Orakelsprüche ergaben. Es ist eine erstaunlich reiche Literatur, die sich hier vor uns auftut und welche aus solchen gekünstelten Spezialisierungen die Prototypen für den Lebenslauf der Sterblichen gewann. Sie ist mindestens so alt wie die Zusammenstellung der ausführlichen Lebenslose aus den Sternbildern selbst. Jedenfalls fußt Manilius, der auch diesem System eine längere Erörterung widmet, wenn auch ohne praktische Nutzanwendung, auf einer alten und auch reicheren griechischen Literatur. In dem großen Sammelwerk des Nechepso und Petosiris ist diese Systematik ebenfalls eingehend besprochen worden. Wir dürfen in der Fixierung der Zeit der Entstehung aber beträchtlich höher hinaufgehen. Denn der bereits von uns erwähnte astrologische Lehrsatz, daß ein Mensch, der unter dem Hundsstern geboren wurde, nicht auf dem Meere sterben wird, gehört unter die bekannte Maxime, daß der unter einem astralen Landtier Geborene auf dem Land seinen Tod findet. Das hat sein Gegenstück in der Vorausberechnung der Todesart. So droht nach Ptolemäus einem Menschen der Tod durch Ertrinken, wenn den gestirnten Wassertieren, ferner dem Skorpion und den Fischen eine entscheidende Rolle im Horoskop zukommt. In tierartigen Zodiakalbildern ist der Tod durch wilde Tiere, in schlangenähnlichen Bildern durch Schlangen zu erwarten. Menschenartige Sternbilder deuten auf einen durch Menschen verursachten, gewaltsamen Tod, sei es durch Revolution, durch Krieg oder Selbstmord. Verstümmelte und unvollständige Bilder z. B. der Stier, der in der griechischen Uranographie meist nur mit den Vorderteilen abgebildet wird, deuten auf Enthauptung.

Digitized by Google

Die summarischen Zusammenfassungen der Tierkreisbilder sind in derselben Norm zu weiteren Kriterien für einzelne Etappen im Verlauf des Lebens eines Menschen verwendet worden. Ptolemäus, der im allgemeinen den Tierkreisbildern keinen allzugroßen Einfluß beimißt, zieht sie für die Beurteilung der äußeren Erlebnisse, der zu erwartenden Kinder, der Reisen, der Erlebnisse in der Fremde, der Krankheiten körperlicher und geistiger Art, in Betracht. Ferner berücksichtigt er sie als Kriterien der Berufe und der Charaktere. Es helfen etwa alle menschenartigen Bilder, die durch ihre Stellung am Himmel für den Beruf in Frage kommen, mit in der Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen und in Tätigkeiten, die für die menschliche Gemeinschaft bestimmt sind. Die feuchten Zeichen künden auf Arbeiten in feuchten Gewerben, die sich auf Fischfang, Einbalsamierung, Leichenbestattung und Schiffbau beziehen, auch Botaniker werden besonders dazu gerechnet. Die Bilder der Tag- und Nachtgleiche lassen ebenso wie die tropischen Zeichen auf Ausleger göttlicher Schriften, auf Geometer, Ackerbauer und Priester schließen. Aus den astralen Vierfüßlern soll man voraussagen, daß Metallarbeiter aller Gattung, Krämer und Kaufleute, Maurer, Zimmerleute, Architekten und Menschen, die es in der künstlerischen Holzbereitung zu großer Vollendung bringen, geboren werden (vgl. Ptolem. Tetrab. p. 181 der Ausgabe Basel 1553).

Diese Auswahl der generellen Wahrsagetechnik, die auf dem Tierkreis fußt, möge genügen; die Liste ist leicht länger auszuziehen, denn Firmikus, Rhetorius und eine stattliche Anzahl anonymer Abrisse antiker und mittelalterlicher Astrologen informieren in einer mehr oder weniger lapidaren Form über die Influenz der nach den angedeuteten Motiven geordneten Sternbilderkategorien. Nur noch ein flüchtiger Blick sei im Vorbeigehen gestattet auf die Influenzen, die man diesen Kategorien auf den Charakter und die Seele beigemessen hat. Als Norm möge auch hierfür Ptolemäus dienen, dessen Lehre naturgemäß einerseits auf ältere Kriterien zurückgeht, andererseits von späteren Autoren vielseitig überbaut und paraphrasiert wurde.

Ptolemäus widmet im dritten Buche seiner Tetrabiblos, die bekanntlich bei den Arabern und im lateinischen Abendland kanonische Geltung hatte, ein besonderes Kapitel der Frage, welche Bedeutung den Sternen bei der Bildung der seelischen Anlagen eines Menschen zukommt. Als Grundlage der geistigen Veranlagung hat nach seiner Lehre (p. 155) der Planet Merkur zu gelten, der ja nach fast allgemein anerkannter Doktrin als der Schöpfer aller seelischen und vernünftigen Anlagen gilt. Die moralischen und die niederen psychischen Fähigkeiten hat der Sterndeuter aus dem Mond festzustellen, dabei hat er ein besonderes Augenmerk dessen Aspekten zu erweisen. Von den Zeichen kommt eine besondere Bewertung den tropischen, den doppelgestalteten und den festen Bildern zu.

Die tropischen Zodiakalbilder — der Name ist aus der Sonnenbahn genommen, in diesen Zeichen ändert die Sonne ihren Lauf (Krebs und Steinbock) — deuten auf unbeständige Gemüter, die ihre politische Anschauung nach der herrschenden Stimmung richten. Mehr demokratische, revolutionäre und ruhmsüchtige Geister werden unter ihnen sich finden, aber auch fromme Verehrer der himmlischen Gottheit, talentierte, mobile, tiefgründige, findige und geschmeidige Naturen sind darunter, geschickte Sachwalter, denen es nie an dem Aufstellen von Gegenargumenten fehlt. Unbeständig, leicht zu beeinflussen und leichtsinnig sind die Kinder der zweileibigen Zeichen. Sie geben schnell einen Entschluß auf, sind träge, dann wieder plötzlich zu allem bereit, lieben die musischen Künste, sind den Freuden der Liebe ergeben und lassen sich nicht leicht erwischen. Dagegen deuten die festen Zeichen nach einem durchsichtigen Analogieschluß auf gerechte, feste und beständige Charaktere, die der Schmeichelei abhold sind. Sie sind intelligent, tolerant, arbeiten gern, sind hart, enthaltsam, verfolgen hartnäckig ihr Ziel. Dazu kommen eine Anzahl anderer Eigenschaften, die nicht so recht mit den vorgenannten harmonieren wollen; darunter rech-

Digitized by Google

nen wir, daß sie aufrührerisch, geizig und gierig nach äußeren Ehren sein sollen. Das sind Inkonsequenzen, denen wir jedoch in den astrologischen Weissagetexten auf Schritt und Tritt begegnen. Sie ergeben sich leicht aus den dehnbaren Einzelheiten der Sage, der Gestalt und des Namens. Das ist schließlich ein bei allen Orakeln wiederkehrender Zug, daß sie absichtlich zweideutig und ungenau gehalten sein mußten, um in der Praxis die Hintertüre zu den bekannten Entschuldigungen offen zu lassen, nicht die Wissenschaft, sondern der Interpret und der Adept ist schuld an den falschen Prognosen, da sie ein Moment falsch eingesetzt hatten.

Ich möchte die Tierkreisorakel nicht verlassen, ohne wenigstens einen kurzen Blick auf eine wichtige Sonderlehre zu werfen, die eine genauere Schicksalsprognose erzielen wollte, nämlich auf die Dekanprophetie. Eines der ältesten und am zähesten weiterlebenden Systeme teilt jedes Tierkreisbild in drei Teile zu 10 Grad und spricht jedem dieser Drittel seine Spezialwirkung zu. Hierbei scheiden wir zwei wichtige Unterarten. Eine sehr alte Lehre hat nämlich in diese Tierkreisdrittel die ägyptischen Sternbilder der Dekane lokalisiert. Diese gehen in sehr alte Zeit zurück; sie finden sich bereits auf Särgen des dritten Jahrtausends v. Chr. Ursprünglich hatten sie nichts mit der Ekliptik zu tun, es waren altägyptische Sternbilder in der Nähe des Äquators. Sie waren Astralgottheiten, nach denen man die großen und kleinen Epochen des Jahres regulierte. Eine besondere Bedeutung hatten sie dadurch, daß sie die altägyptische Zehntagewoche und die zwölf Nachtstunden bestimmten. Sie waren die eigentlichen Herren der alten Woche und der Stunden, denen eine große Macht eingeräumt wurde. Das bringt auch der spezielle Name Horoskopoi, d. i. Stundenschauer, zum Ausdruck, den sie in hellenistischer Zeit führen.

Unter den vielen Wandlungen, die diese ältesten Sternbilder der Menschheit durchgemacht haben, verdienen zwei Tatsachen eine besondere Hervorhebung. Einmal ist es ein wichtiges Zeugnis für die ungeheure Konstanz ägyptischer Vorstellungen, daß die Namen dieser Sternbilder sich Jahrtausende lang gehalten haben. Sie lassen sich auf den sechs Särgen aus Siut, Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. nachweisen, finden sich später auf Dokumenten des 14. und 13. Jahrhunderts v. Chr., auf den astronomischen Monumenten der ptolemäischen und der römischen Epoche. Und im 4. Jahrhundert n. Chr. teilt uns der griechisch schreibende Astrologe Hephästion von Theben dieselben Namen mit. Diese haben im Laufe dieser ungeheuren Zeit nun folgende bemerkenswerten Veränderungen aufzuweisen: Einmal ist der eigentliche Sinn vollständig geschwunden. Und mit dem Absterben der ursprünglichen Bedeutung ist die genaue Konstellation in starke Schwankungen geraten. Während sie einstmals die Bezeichnung für ziemlich tief im Süden liegende Sterne waren, wurden die alten Namen später mit weiter nördlich liegenden Sternen und Sterngruppen in Verbindung gebracht. Dieser Prozeß endete damit, daß diese alten Bilder zuletzt völlig in den Tierkreis aufgeteilt wurden, mit dem sie ursprünglich gar nichts zu tun hatten. Man wies den alten Namen entweder in einer leicht erkennbaren Willkür eine Anzahl von Sternen oder Sterngruppen in den einzelnen Bildern zu oder wandte die Namen lediglich als Bezeichnung des mathematisch linearen Begriffes eines Tierkreisdrittels zu je zehn Grad an. Sie wurden die unfaßbaren Träger der göttlichen Potenz der Drittel eines Zeichens.

Mit dem Sterben des alten Sinnes und mit der Verschiebung der alten Sternbilder ging eine merkwürdige Wandlung der religiösen Anschauungen Hand in Hand. Während in diesen Gebilden ursprünglich nur Sterne und dementsprechend Sterngottheiten erschaut wurden, die in der Nacht zur Fixierung der Zeit beobachtet wurden, sind sie in der weiteren Entwicklung auch mit den Stunden des Tages verbunden worden. Damit war nun einmal die Kombination gegeben mit der Vorstellung, daß der Sonnengott in jeder der zwölf Stunden des Tages eine andere Gestalt annimmt, in dieser Gestalt gerufen und als Herr der Stunde angebetet wird. Es drängen sich

Digitized by Google

also in die Reihe der alten Stunden-, Wochen- und Monatssterne die zahlreichen Gestaltungen der ägyptischen Sonnengötter ein. Ferner gesellen sich dazu andere Sternbilder, die zur Fixierung der Nachtstunden angewandt wurden, mit ihren göttlichen Insassen. Dazu kommen einzelne Mond- und Planetengötter. Dieses groteske Mosaik ist aber damit noch nicht völlig in seine ursächlichen Bestandteile aufgelöst. Denn zu diesen Gottheiten kommen nun noch die 36 Gaugötter und die 36 Gliedergottheiten, die nach ägyptischer Vorstellung die Herrschaft über das Land Ägypten und über den menschlichen Körper führen. Damit ist aber nur eine Etappe in der Geschichte der Formierung dieser Astralgötter skizziert. Diese nehmen bei ihren verwirrenden Wandlungen und Wanderungen nach Osten und Westen immer neue und auch fremde Astralwesen in sich auf, deren Gestaltungen und Bilder uns die antiken, mittelalterlichen und modernen Dekanlisten sowie die Dekandarstellungen auf Amuletten, in illustrierten astrologischen und magischen Traktaten und auf zahlreichen Monumenten geben.

Uns interessiert an dieser Stelle nur die Frage, welchen Einfluß die antiken Astrologen diesen Sterngöttern im Schicksal des Individuums einräumen. Die älteste Quelle, welche dem Abendland die Bilder, das Wesen und die Sonderwirkung der Dekane vermittelt hat, dürften die Salmeschoiniaka sein, ein altes in griechischer Sprache geschriebenes Handbuch, das nach antiken Berichten ein wichtiges Vorbild für das Werk des Nechepso und Petosiris gewesen sein soll; aus ihm hat auch das andere Monumentalwerk der graeco-ägyptischen Astrologie geschöpft, das unter dem Namen des Hermes Trismegistos veröffentlicht wurde und sich auf die Offenbarungsweisheit dieses Gottes berief. Auf dem letztgenannten Werk scheint die Dekanlehre des Teukros von Babylon zu stehen, der einmal direkt ein Interpret der sog. hermetischen Astrologie genannt wird und der die spätere Umbildung in der indischen, arabischen und in der abendländischen Astrologie auf das nachhaltigste beeinflußt hat.

Ihr Wesen wird ebenso verschiedenartig beurteilt wie ihre Machtsphäre. Schutzsterne nennen sie die altägyptischen Texte, strenge Wächter und Aufseher des Weltalls heißen sie in der hermetischen Sternreligion, und als gewaltige Erzdämonen und Führer treten sie uns in den griechischen Zauberpapyri entgegen. Ihre dominierende Gewalt wird augenscheinlich dadurch, daß Hephästion von Theben dem einzelnen Dekan schlechthin das Prädikat „der Gott" gibt. Unter den universalen Wirkungen, die ihnen die hermetische Sternreligion zuschreibt, nennt Stobäus: Umstürze von Königreichen, Zerstörungen von ganzen Städten, Hungersnöte, Seuchen, Zurückweichungen des Meeres, Erdbeben — nichts von all diesen Katastrophen, so fügt dieser Berichterstatter ausdrücklich hinzu, geschieht ohne die Einwirkung dieser mächtigsten aller Sterngötter (1 cap. 21 S. 190f. Wa.). Außer diesen totalen Einflüssen der Dekane, die hier nicht näher rubriziert werden können, auf bedeutsame Ereignisse in der Himmelswelt, in der Luft, auf der Erde und im Leben ganzer Völker, wird ihnen eine ganz sinnenfällige Nahewirkung oder auch eine mehr geistige Fernwirkung auf den Menschenleib, die Seele und den Verlauf des Lebens mit all seinen Wechselfällen zugeschrieben. Das Fundamentalwerk des Nechepso und Petosiris scheint ihnen eine unbegrenzte Macht eingeräumt zu haben. Sie lenken, wie uns Firmikus II cap. 3 und IV cap. 22, 2 orientiert, aus eigener Machtvollkommenheit die Geschicke der Menschen, sowohl die glücklichen als auch die unglücklichen Ereignisse. Sie genießen, wie wir an der letztgenannten Stelle erfahren, in diesem System auch als Heilgötter ein starkes Ansehen, und die einzelnen Mittel, wodurch der Mensch sich die Hilfe dieser mächtigen Sterngottheiten gewinnen kann, müssen einen breiten Raum in diesem Buch eingenommen haben. In dieser Sonderfunktion der Sterngötter auf einzelne, ihnen gehörende Körperteile, die in ausführlichen Erörterungen genau festgestellt werden, müssen wir eine der ältesten Formen erkennen, aus der die Bindung des individuellen Schicksals an die Sternenmächte sich entwickelt hat. Wichtiger als die Aktion der Dekane in dem

Digitized by Google

Körper als Gliederdämonen, über die uns zahlreiche Kataloge und andere ausführliche Berichte verschiedener Zeiten und Völker genau informieren, ist für uns die Feststellung, welche Rolle ihnen im Gesamtschicksal eines Menschen zugedacht wird. Ihre Macht erstreckt sich bereits auf den Embryo im Mutterleib und dann auch unmittelbar auf das Kind, das den Mutterleib verläßt. Die Tätigkeit dieser Götter bei der Bildung des Embryo wird z. B. in der Pistis Sophia gestreift; der Erlöser verspricht wiederholt seinen Anhängern, er werde ihnen die Namen der 36 Dekane sagen, welche den Körper des Menschen bauen. Sie schaffen aber auch die Seele in den Leibern. In einem gnostischen Gebet heißt es in einem öfters wiederkehrenden Refrain: Rette alle meine Glieder, die seit Erschaffung der Welt in allen Archonten und Dekanen und Liturgen — das sind die den Dekanen unterstellten Dämonen — zerstreut sind; sammle sie alle ein und nimm sie in das Licht auf. Nach hermetischer Vorstellung schaffen nicht diese mächtigen Astralwesen den Menschen, sondern dies ist die Aufgabe ihrer Subalterngeister, der bereits genannten Liturgen. Firmikus fügt seiner Darlegung der Dekangötter, welche mit den Planeten in einem späteren System ausgeglichen werden, hinzu: einige wollen diese Doktrin anders und wahrheitsgemäßer enthüllen und haben jedem Dekan drei göttliche Mächte zugeordnet. Diese sollen nach ihrer Lehre den heiligen Namen Liturgen führen, und demnach gehören zu jedem Tierkreiszeichen drei Dekane und ihre neun offiziellen Diener. Letztere haben wieder eine unendliche Menge göttlicher Wesen unter sich. Und von diesen werden bestimmt: plötzliche Unglücksfälle, Schmerzen, seelische Depressionen, Frost- und Fieberschauer, und was auch sonst Schlimmes den Menschen unverhofft trifft. Ihrer Schuld ist auch die Entstehung von Mißgeburten zuzuschreiben.

Weit nachhaltiger ist die Lehre geworden, daß die Dekane im Augenblick der Geburt den Menschen ihren eigenen astralen Typus aufprägen und den Charakter, Beruf, Körper, die Ehe und die Todesart bestimmen. Es kann vorkommen, sagt der Gott Hermes, daß bei einem langdauernden Geburtsakt ein Kind völlig von der körperlichen Bildung seines Vaters abweicht infolge der Energie des die Stunde beherrschenden Dekans (Stob. I cap. 42 S. 296, 2ff. Wa.). Dieser Einfluß des Astralgottes wird, wie wir gezeigt haben, sowohl durch persönliche Nahewirkung in ganz sinnfällig gedachter Form bewirkt, als auch durch die dämonische, ferner durch die sichtbare Strahlen- oder die unsichtbare astrale Ätherwirkung. Die dämonischen Influenzen sind in der vulgären Anschauung stärker betont. Nach einer Darstellung eines hermetischen Textes im Poimandres stürzen sich während der Geburt die Dämonen des herrschenden Gestirnes, das wie jeder Sternbezirk viele gute und schlechte und auch mit guten und bösen Eigenschaften zugleich ausgestattete Dämonen unter sich hat, auf den Leib und die beiden Teile der Seele, sie formen und wecken die Seele dadurch, daß sie sich auf Eingeweide, Mark, Adern, Nerven und das Gehirn stürzen. Unzugänglich bleibt ihnen allein der vernünftige Teil der Seele, denn ihn erleuchtet lediglich der Strahl des Sonnengottes.

Wie im besonderen die 36 Dekane ihre Kinder formen, darüber sprechen eine Anzahl religionsgeschichtlich interessanter Zeugnisse, die unter sich eine gewisse Verwandtschaft und innere Abhängigkeit aufweisen. Am ausführlichsten sind die Zeichnungen, die Hephästion von Theben im 1. Kapitel des ersten Buches seines astrologischen Kompendiums von den Kindern sämtlicher 36 Dekane gibt. Als Quelle führt er in den kurzen einleitenden Bemerkungen schlechthin „die Alten" an. Nun versteht dieser Astrologe darunter meist altägyptische Sterndeuter und auch speziell Nechepso und Petosiris. Bedenkt man, daß die 36 Dekannamen uns getreulich uralte ägyptische Sternnamen wiedergeben, so wird man zu der Schlußfolgerung gedrängt, daß Hephästion nicht nur in den Namen, die er überliefert, sondern auch in den Weissagungen, die er mit denselben verknüpft, sehr altes Gut, wenn nicht die ältesten Sternorakel überhaupt mitteilt. Es darf noch erwähnt werden, daß auch Teukros der Babylonier

Digitized by Google

diesen Sterngöttern eine große Bedeutung im Leben der Menschen beigemessen hat und daß seine Entwürfe der Dekankinder einerseits mit den Grundlinien, welche Hephästion zieht, starke Ähnlichkeit zeigen, andererseits hat er die arabischen und mittelalterlichen Schicksalsprognosen nachhaltig damit beeinflußt. Auch hier zeigen sich wie bei den an die Tierkreisbilder angeknüpften Wahrsagungen die sich gleichbleibenden Richtlinien, die in der Ausführung wieder eine Menge von Varianten zulassen.

Daß die Dekanwahrsagetexte sich in derselben Linie halten wie die wahrscheinlich erst nach ihnen entstandenen Tierkreisomina, möge das Schicksal der unter den verschiedenen Dekanen des Steinbocks Geborenen zeigen. Hephästion stellt ihnen folgendes in Aussicht: Wer unter dem ersten Dekan geboren wird, ist ein Erstgeborener oder ein zuerst Aufgezogener; er ist verständig, tiefgründig, wohlerzogen, edel, tüchtig, freimütig redend und er wird seine Feinde unterwerfen. Er kommt durch nahe Verwandte in Gefahr, wird aber daraus gerettet. In seiner Jugend hat er viel Schwierigkeiten und mit seinem Weib wird er Unannehmlichkeiten haben. Ist Jupiter als Zeuge bei diesem Dekan, dann wird er gute Zeiten haben, wird Erfindungen machen, über viele herrschen und einen schönen Lebensabend haben. Seine Kennzeichen sind: große Gestalt, ziemlich breite Brust, er ist epileptischen Anfällen ausgesetzt. In der Gegend der Achseln wird er ein schwarzes Mal haben. Die gefährdeten Jahre des Gottes sind das 1., 4., 9., 11., 17., 22., 31., 42., 56., 73., 82., 91. und 99. Lebensjahr. Wer unter dem zweiten Dekan geboren wird, verliert seine Eltern durch den Tod; er wird ihr Erbe verringern, in Gefahr kommen, in der Fremde leben, wird mit großen Männern auferzogen werden. Es ist ein unsteter, unruhiger Geist, seine Tätigkeit wird er in wasserreichen Orten ausüben. Seinem Weibe ist er untreu oder aber er wird spät heiraten, fällt leicht liederlichen Weibern, Witwen und Sklavinnen in die Hände. Nach der ersten Jugend wird er Nutzen von einem Weibe haben und wird zuletzt ein schönes Weib bekommen. Seine Kennzeichen sind: ausgezeichnete Größe, breite Gestalt, schönes Gesicht, hohe Nase, freudvolle Augen, aber er ist bösartig, hitzig und schlecht. Die gefährdeten Jahre: das 6., 9., 11., 22., 31., 41., 52., 63., 76., 81. Lebensjahr. Der unter dem dritten Dekan des Steinbocks Geborene stammt von hervorragenden edlen Eltern, wird in Reichtum erzogen, wird wohl unterrichtet, hat viele Freunde, ist flink, haßt das Schlechte, ist ausschweifend und leicht veränderlich. Seinem Weibe ist er untreu, später wird er von ihm bevorzugt, wird reich und über Viele gebieten. Kennzeichen: ist blaßgelb, hat ein Mal an dem linken Ellenbogen, Spannungen an den Schenkeln und wird nur kurze Zeit leben. Die schlimmen Jahre dieses Gottes sind das 4., 7., 11., 22., 33., 46., 52., 63., 72. Jahr. Stirbt in der Fremde.

Die Weissagungen des Hephästion erinnern in ihrer Weitschweifigkeit in mancher Hinsicht an die Schicksale der Sternkinder, welche Manilius beschreibt. Sie sind aber dem Inhalt nach umfassender, denn sie berücksichtigen körperliche Eigenschaften, moralische und geistige Anlagen, äußere Schicksale nach den großen Wendepunkten im Verlauf des Lebens: Tod der Eltern, Art des Erbes, Liebesleben, Frau oder Frauen, Kinderzahl, Reisen, die gefährdeten Jahre und endlich den Tod. Unter den körperlichen Merkmalen werden hervorgehoben: das Gesicht, von dem es meist kurz und bündig heißt, daß es hübsch oder häßlich sein wird, die Farbe der Haut — es wird genannt schwarz, gelb, weiß, rötlich und dunkel —, die Augen; diese sind bald groß, bald klein, verschwommen, tiefliegend, liebenswürdig und liebenswert, die Nase, die breit, lang, spitz, hoch, krumm und stumpf sein kann, die Haare, von denen dichte, wollige, schwarze und wirbelreiche besonders geschieden werden. Weiter wird noch der Bart und das Fleisch in Betracht gezogen. Auch bei der Bildung der Brust unterscheidet diese Wahrsageliste eine breite schmale, fleischige und magere Form; in der Angabe über die Hüften, die Schenkel, die Gestaltung der Finger und Zehen wird in verschiedener Ausführlichkeit die Breite, Länge, Stärke des Fleisches und Verkrüppelung oder Mißbildung genannt. Zu der Voraussage der körperlichen Beschaffenheit

Digitized by Google

kommt in diesen Orakeln noch die Erwähnung des Geschlechtstriebs, die Veranlagung zu bestimmten Krankheiten, ferner äußere Kennzeichen, unter denen Narben, Wunden und die selten fehlenden Muttermale, deren Sitz stets mit peinlicher Genauigkeit beschrieben wird, genannt werden.

Die sonstige Schilderung der Sternbilderkinder läßt in der Charakteristik der einzelnen körperlichen und geistigen Veranlagungen deutlich den ursächlichen Sterngott hervortreten, das ist auch bei den Planetenkindern der Fall, auf die wir noch zu sprechen kommen. Das muß die Erwartung hervorrufen, daß auch in den Dekankindern der Typus dieser Geburtsgötter sich widerspiegelt. Dieser läßt sich aber nur in den allerwenigsten Fällen erkennen. Das ist auffallend und wohl damit zu erklären, daß die hellenistischen Astrologen in der Aufstellung ihrer Dekanorakel nicht mehr die altägyptischen Sterngottheiten mit ihren grotesken Figuren als maßgebende Unterlage benutzten, sondern wie aus den Ausführungen des Manilius und Firmikus deutlich sich ergibt, die göttliche Kraft, welche in recht unpersönlicher Weise die Gesamtenergie von zehn Grad des Zodiakus repräsentiert, als motorische Potenz einsetzten. Daß dieser astronomisch-mathematische Begriff den Sterngläubigen hierbei zwischen den Händen zerrann, zeigen die allgemein gehaltenen und verwaschenen Redensarten, mit denen diese Sternkinder vorausbestimmt werden. Die anderen Lebenslose der antiken Astrologie zeigen außerdem eine starke Berücksichtigung des Namens und der Sage, die mit dem Geburtsstern verbunden waren. Auch diese Faktoren scheinen in der Dekanprophetie zu fehlen. Das ist auch verständlich, denn mit den jahrtausende alten Namen, denen jedes Leben abhanden gekommen war, konnten die hellenistischen Sterndeuter nichts mehr anfangen.

Nur ganz vereinzelt kann man in den Dekanprophetien die Einwirkung der Sternsage feststellen, aber dann ist es nicht eine genuin ägyptische, sondern eine griechische Sage, die durchgreift. Das kann aus dem Schicksal der Kinder des 1. Dekans der Wage erwiesen werden. Diese verlieren ihre Eltern und müssen vielfach durch Kummer und Leid geprüft werden. Sie verlassen ihr Vaterland, leben unter Menschen eines fremden Volkes und müssen viel Leid ausstehen. Später werden sie in ihre Heimat zurückkehren, dann wird es ihnen gut gehen, und sie werden in Freuden ihre Kinder zu trefflichen Menschen heranwachsen sehen. Ihren Namen bekommen sie als Herren, haben eine Wunde oder eine Narbe auf dem Kopf. An der Hand und an dem Fuß sind sie durch Feuer angebrannt, sie werden von einem hochgelegenen Platz heruntergestürzt, aber nicht daran sterben. In diesen auffallenden Verkündungen ist schwerlich ein ägyptischer Gott und dessen Legende maßgebend, sondern der griechische Gott Hephäst und sein markantes Geschick muß darin stecken. Das findet seine schöne Bestätigung dadurch, daß z. B. nach Manilius II 442ff. dieser Gott der Schutzgott der Wage ist. Ebenso ist in dem Los des 2. und 3. Dekans dieser Gott, wie hier nicht näher ausgeführt werden muß, schicksalsbestimmend. Auch sonst ist in den 36 Schicksalsorakeln die griechische Sterngläubigkeit dominierend, welche eine Reihe von Motiven aus den Tierkreisbildern und den olympischen Schutzgöttern gestellt hat. Zuweilen finden sich auch Anlehnungen an ägyptische Verhältnisse, dahin gehört vor allem die öfters betonte schwarze oder dunkle Hautfarbe, die Ehe und die Kinderzeugung mit der eigenen Schwester oder sonstigen nahen Blutsverwandten.

Wie in den ausführlicheren Zodiologien, so ist auch in den Dekanprophetien des Hephästion der zukünftigen Frau und dem Ausfall der Ehe eine beträchtliche Erörterung gewidmet. Es wird gesagt, daß ein Dekankind eine Entehrte, eine Witwe, eine Jungfrau in dem oder jenem Alter heiratet, wie die Frau es mit der ehelichen Treue hält, ob der Mann von ihr Schande zu erwarten hat oder ob er von ihr in einen höheren Stand und zu Macht und Ehren gebracht wird. Auch wird die Frage diskutiert, wer von beiden zuerst stirbt, und ob er als Witwer ein- oder mehrmals heiraten wird. Außerdem wird die geistige, geschlechtliche und religiöse Veranlagung markiert.

Digitized by Google

Nur vereinzelt wird auch der Beruf vorausgesagt. Grammatiker, musische Berufe, Astronomen, Priester verschiedenen Ranges, Ringer in der Palästra, Feldherren, Reeder und Leute, die es in erster Linie mit dem feuchten Element zu tun haben, werden genannt. Dazu kommen noch Silber- und Goldarbeiter. Besitz und Reichtum, Armut und Verlust, strebsames Emporkommen und Wachstum des Besitzes durch eigene Anstrengung, durch eine Heirat oder durch göttliche Hilfe sind angedeutet. Auch die Reisen und ihre Art — ob zu Land, in der Wüste, auf Flüssen oder auf fernen Meeren — sind ebenso wie die eventuellen Gefahren durch Räuber und wilde Tiere und vor allem sind regelmäßig die gefährdeten Lebensjahre angegeben. Hervorzuheben ist, daß in der Hauptsache das Leben männlicher Personen in Betracht gezogen wird; ein Frauenschicksal wird selten erwähnt und dann nur an solchen Stellen, die auf eine späte Zutat schließen lassen. Das zeugt ebenfalls dafür, daß diese Leitsätze aus einer Zeit stammen, da der Sterndeuter der Frauenwelt noch keine Beachtung schenkte, also gering gegriffen vor der ptolemäischen und der griechisch-römischen Epoche.

Es ist nur ein kleiner Bestandteil, den ich bis jetzt aus dem riesigen Gebäude der antiken Astrologie herausgebrochen habe. Von dem gewaltigen Einfluß, den dieses Wahrsagegewerbe im Altertum gehabt hat, gewinnen wir aus der unerschöpflichen Fülle derartiger Orakeltexte eine kleine Vorstellung. Nicht nur die Tierkreisdrittel wurden als schicksalskündende Mächte betrachtet und ihr Fluidum in vielen und vielartigen Gutachten bewertet, sondern auch die Hälften der Dekane, welche je fünf Grad eines Zeichens umspannten, die sog. Pentaden. Dazu kommen diejenigen Systeme, welche die Zeichen in verschieden großen Bezirken unter die Obhut der Planeten nach variierenden Gründen aufteilen und daraus wieder ein Vademecum für zukunftslüsterne und zukunftskranke Menschen ableiteten. Wie stark die Nachfrage und der Glaube an die Doktrinen der Sterndeuter im Altertum war, geht schon daraus hervor, daß Ptolemäus allein drei verschiedene, rivalisierende Systeme der rein konstruktiven Methode, welche den Bezirken der Tierkreisbilder eine spezielle Macht einräumt, nennt und erklärt. Und die astrologischen griechischen Handschriften haben uns für die verschiedenen Systeme eine stattliche Anzahl ausgearbeiteter Geburtsprognosen gegeben.

Die Einstellung der aus den Tierkreisbildern und aus den Tierkreispartien herabkommenden Lebensdekrete als Hauptfaktoren in dem Individualschicksal wird lediglich von oberflächlichen Jahrmarkts- und Amateurastrologen bevorzugt. Der gewissenhafte Sterndeuter, der es mit seiner Aufgabe wissenschaftlich ernst meint, muß außer der zodiakalen Luftmischung noch wesentlich mehr beachten, um das Destillat der verschiedenen Gestirnkräfte festzustellen, das er nach gewissenhafter und sehr zeitraubender Ausrechnung als Individualschicksal präsentieren darf. Denn die zodiakalen Machtströme werden nicht nur durch die außerzodiakalen Fixsterne durchbrochen und modifiziert, sondern vor allem setzt die gelehrte Sterndeutung seit sehr alter Zeit die Planeten, ihren Aufenthaltsort, ihre Bahnmomente und Aspekte als wichtige Elemente in die Zukunftsberechnung ein. Für all diese Faktoren sind von der astrologischen Systematik in alter Zeit ausführliche Richtlinien und Nutzanwendungen geschaffen worden. Ich gehe in dem Zeitansatz dieser Doktrinen in wesentlich höhere Zeit als bisher üblich hinauf; jedenfalls müssen diese Einzelheiten lange vor Plato ein wichtiger Gegenstand ägyptischer Tempelweisheit und Orakelkunst gewesen sein.

IV. Die Planetenkinder.

Die Wirkung der Planetenstrahlungen auf den Menschen, der den Mutterleib verläßt, wird in einer Unzahl primitiver Wegweiser der Laienastrologie und in einer beängstigenden Masse gelehrter Abhandlungen in Handbüchern antiker Autoren geschildert, die einen starken Zustrom noch durch anonyme Traktate erhalten. Durch

Digitized by Google

dieses üppig aufgeschossene Gebilde menschlichen Irrens und menschlicher Phantastik kann hier nur ein kleiner Weg geschlagen werden. Wir beginnen unsere Wanderung vielleicht am besten damit, daß wir uns die Frage vorlegen, woraus ist diese Wirrnis überhaupt entstanden und welche Gründe haben die Menschheit veranlaßt, diesen Irrwald zu schaffen.

Im Anfang der meisten Sternkatechismen steht der Hinweis auf die unleugbaren Einflüsse, die den beiden großen Gestirnen, der Sonne und dem Monde, zukommen. Dazu wird die Regulierung der Jahreszeiten durch die populären Gestirne und die damit verknüpfte volkstümliche Anschauung der sichtlichen Wirkung in Natur- und Menschenleben betont. Daraus wird der Beweis erbracht, daß auch den anderen Planeten und den Sternbildern eine Macht in der Natur und im Menschenschicksal zugesprochen werden muß. Das ist alte Kathederweisheit, die auch die divinationsgläubigen Stoiker des 3. Jahrhunderts v. Chr. veranlaßt hat, den Postulaten der Sterndeutung weit entgegenzukommen. Von da aus müssen wir aber noch weiter zurückgehen und zwar führt auch hier ein guter Teil des Weges in ägyptische religiöse Vorstellungen.

In dem großen Sonnenhymnus Amenophis IV., der in dem Gestirn die höchste göttliche Offenbarung sah, heißt es u. a. von dem Sonnengott: Der die Knaben in den Weibern schafft und den Samen in den Männern; der den Sohn im Leibe seiner Mutter am Leben hält, der ihn beruhigt, daß er nicht weine, du Amme im Leibe! Der die Luft spendet, um jedes seiner Geschöpfe zu beleben, wenn es aus dem Leibe kommt ... am Tage seiner Geburt, Du öffnest ihm den Mund und es redet; du machst, wessen es bedarf. Das Junge im Ei spricht schon in der Schale; du schenkst ihm in ihr Luft, um es am Leben zu erhalten ... Wie viel ist, was du gemacht hast ... du schufst die Erde nach deinem Wunsche, du allein, mit Menschen, Herden und allen Tieren, alles was auf Erden ist, was auf den Füßen geht und was schwebt und mit den Flügeln fliegt ... Du schufst die Erde für die, die aus dir allein entstanden sind, die Hauptstädte, Städte, Stämme, Wege und Ströme. Aller Augen schauen dich vor ihnen, wenn du die Tagessonne über der Erde bist" (nach der Übersetzung von Ranke bei Greßmann, Altoriental. Texte und Bilder zum A. T. I. 189ff.).

Dieser König, der die lebende Sonne als den Gott feiert, außer dem kein anderer ist, nennt sich selbst Achnaton, d. i. Geist des Sonnengottes Aton. Der Sonnengott gilt auch in späterer Zeit als der Vater und Schützer des irdischen Königs. Selbst der tote König wird zu demselben in Beziehung gestellt. In den Pyramidentexten ist der Sonnengott meist der Vater des verstorbenen Herrschers, zu ihm steigt dieser in den Himmel auf; der Gott nimmt seinen geliebten Sohn zu sich, setzt ihn auf seinen Thron und überweist ihm die Gaue in Ägypten (näheres in der schönen Abhandlung von Roeder „Sonnenkult" in Roschers Mythol. Lex. IV S. 1166, 1171, 1189).

Wie die Sonne so wurde auch die Mondgottheit in innige Beziehung zu dem König und zu den anderen Menschen gebracht. Aber auch den übrigen Planeten wurde in Ägypten in sehr alter Zeit eine bestimmte Macht auf den Menschen eingeräumt. Unter den Dekannamen auf dem Sarg des Emsaht in Siut aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. sind außer den großen Sternen und Sternbildern auch die Namen der Planeten Jupiter, Saturn und Merkur festgestellt worden. Diese Planeten werden hier bereits als Stundensterne und Stundengötter (= Horoskopoi) benutzt. Sie werden mit dem Sonnengott Ra, der Himmelsgöttin Nut und den Dekanen um Schutz und Leben für den Propheten Emsaht angerufen, dessen Leib in dem Sarg bestattet ist. Die neueste Forschung hat uns weiter Texte aus sehr alten Zeiten gegeben, die den Planetengöttern auch eine große Macht im Verlauf des Menschenlebens einräumt.

Daß wir mit dem zeitlichen Ansatz der astrologischen Doktrinen und ihrer literarischen Fixierung in Ägypten bedeutend weiter in der Zeit zurückgehen müssen, als bisher angenommen wurde, dafür spricht als wesentlicher Zeuge ein Astrologe aus

Digitized by Google

der XXX. Dynastie, von dem eine wichtige Inschrift, die auf seiner Statue angebracht war, von Daressy (Annales du Service des Antiquités de l'Égypte Bd. XVI, 1916, S. 1—5) veröffentlicht worden ist. In ihr rühmt sich derselbe, daß er wohl bewandert in der Wissenschaft ist, ein scharfer Beobachter der himmlischen und der irdischen Phänomene. Er bezeichnet sich als einen geschickten Beobachter der Sterne, von denen er nicht die Hälfte vernachlässigt, er kann ein Horoskop entwerfen, das in der Stellung der Gestirne begründet ist und bei den Göttern liegt, welche das Schicksal regieren. Denn er ist wohl instruiert über sie und ihre Tage, über den offensichtlichen Einfluß, den der Planet Venus auf die Erde ausübt. Er macht glücklich die Länder durch seine Voraussagungen. Weiter wird hervorgehoben, daß er wohl unterrichtet ist in der Kenntnis der Kulmination jedes Sternes, er verkündet die Erscheinung des Sirius am Jahresanfang und den Tag seines Festes, er weiß alles, was dieser Stern jeden Tag macht, alles was dieser Sterngott bestimmt, kennt er. Auch rühmt er sich der Kenntnis des Auf- und Unterganges des Sonnendiskus, der Elemente der Sonnenbahn und des Sonnenlaufes; er kann die Stunde durch die Sonne angeben und kennt ihre stündlichen Wandlungen in der Zeit der Nacht. Er weiß Bescheid in der Bewegung des Sterns des Horus; hell blickt er in die Handlungen des Herrn und verknüpft das, was er am Himmel beobachtet, mit der Erde. Denn er kennt seinen Atem — übrigens eine Bezeichnung der Astralwirkung, die sich zähe in der Sterndeutung erhalten hat — und ... Hier ist der Text unleserlich; vielleicht ist zu ergänzen: und sein Wirken. Daß die Prophezeiungen der Sternkundigen auch in Ägypten nicht ohne Kritik angenommen wurden, zeigt der Schluß der Inschrift, in dem es heißt: kein Widersacher erhebt sich gegen seine Entscheidung, nachdem er eine Sache auf Grund alles dessen, was er beobachtet hat, beurteilt hat; kein Lehrer kann dem Herren der zwei Welten einen seiner Ratschläge umstoßen.

Der Schluß der ganzen Inschrift ist ebenfalls für die Geschichte der Sterndeutung von großer Wichtigkeit. Denn er zeigt uns, daß in Ägypten der Astrologe seit alters nicht nur als Orakelpriester aufgesucht wurde, um aus den Sternen die Zukunft zu künden, sondern daß er seinen Klienten auch Amulette und Bannmittel zu geben hatte.

Es ist das erste Mal, daß wir aus pharaonischer Zeit durch ein monumentales Zeugnis Kenntnis bekommen von den mannigfachen Aufgaben, die einem Sterndeuter im alten Ägypten gestellt wurden. Für unsere Untersuchung ist es von besonderer Bedeutung, daß dieser Sternweise sich rühmt zu wissen, was der Stern Sirius jeden Tag macht, und daß er darüber informiert ist, was der Planet Venus und der Stern Horus durch ihren Atem bewirken. Das zwingt zu der Annahme, daß die spezielle Funktion mehrerer Sterngötter jedenfalls vor der Zeit dieses Astrologen in ägyptischen Wahrsagebüchern bestimmt abgegrenzt gewesen sein muß. Aber wie diese ältesten Orakelnormen ausgesehen haben, davon haben wir bis jetzt noch nicht durch ägyptische Texte dieser Zeit direkte Kunde. Wir dürfen aber aus einigen Indizien schließen, daß jedenfalls vor Plato, also rund gesagt vor dem 4. Jahrhundert v. Chr. eine reiche Literatur dieser Art in Ägypten vorhanden gewesen sein muß. Dafür sprechen auch die astrologischen Texte selbst, die kaum mit Unrecht sich auf sehr alte Quellen berufen.

Daß vor dem 4. Jahrhundert eine sehr umfangreiche Systematik im Orient das Individualschicksal bestimmt haben muß, zeigt uns die wichtige Schilderung, wie im Mythos des Er Plato am Ende der Republik die Seelen vor ihrer Inkarnation ihr Los wählen läßt, das nach ihrer Wahl an den Fixsternhimmel und an die Planeten angeheftet wird. In dem einzelnen Lebenslos sind die großen Etappen, die Charakterart sowie das Todeslos vorausbestimmt, ganz in dem Tenor, den wir bis jetzt in den Sternorakeln kennen lernten. Es werden nicht bloß die Lebensweisen aller Menschenarten, sondern auch aller Tiere den Seelen vorgelegt, die die Wahl ihres zukünftigen Lebens nach freiem, allerdings oft recht oberflächlichem Ermessen treffen. In den menschlichen Grundrissen sind auch die Lose der künftigen Frauen erhalten. Unter

Digitized by Google

den Vorbildern der Lebensabrisse, die den Seelen zur Wahl gegeben werden, befinden sich z. B. königliche Schicksale, in denen entweder eine Herrschaft bis zum Lebensende, oder eine jäh beendigte Tyrannei war, die in Armut, Verbannung und in Bettelei endigte. Auch ehrbarer Männer Los war darunter, von denen die einen ob ihrer körperlichen Schönheit und Ansehen, die anderen durch ihre Kraft und durch gymnastischen Wettkampf, andere durch ihre Familie und durch die Taten ihrer Vorfahren hervorragten. Die psychische Veranlagung befand sich allerdings nicht dabei — sie ist nach platonischer Auffassung ganz von dem einzelnen Körper und der damit in Einklang stehenden Lebensweise abhängig. Sonst war vieles in den Lebensmustern miteinander vermengt, reiche und arme Schicksale, Krankheit und Gesundheit, einige Lose bewegten sich in der Mitte der Extreme. Auch die gräßlichen Vorbestimmungen, daß einer infolge des Lebensentscheides den eigenen Vater, die Mutter erschlagen oder die eigenen Kinder verzehren wird, sind darunter.

Einzelne Besonderheiten dieser ältesten literarischen Lebensorakel müssen kurz hervorgehoben werden. Zunächst ist die Anzahl der ins Leben tretenden Menschen und Tierseelen nicht unendlich, sondern begrenzt; die Lebensgrundrisse bleiben sich gleich. Dann sind diese Lose durch die Schicksalsschwestern und die unbeugsame Göttin der Notwendigkeit auf das engste mit dem Fixsternhimmel und den Planetenbahnen in Verbindung gebracht, denn in diese Obhut kommt jedes einzelne der gewählten Lose. Das harmoniert mit der astrologischen Anschauung, daß aus den Konstellationen nach bestimmten Intervallen immer wieder dasselbe Erdenlos, ja in äußerster und konsequent durchgeführter Folgerung dasselbe Individuum mit denselben äußeren Lebensumständen ins Dasein kommt. Dann ist zu beachten, daß auch das Schicksal der Tiere — ein Schwan, ein Löwe, ein Adler und ein Affe wird genannt — sich unter diesen Lebensbildern befindet, und daß ehemalige Menschen ihrem früheren Schicksale und ihrem ehemaligen Charakter entsprechend, z. B. Orpheus, Ajas, Agamemnon und Thersites gerade diese Lebensformen wählen. Das führt uns einmal in die astrologischen Tierorakel, denen wir von der ersten literarischen Fixierung astrologischer Ideen in ungebrochener Tradition bis in die Sterndeutung der Gegenwart begegnen. Und diese auffallende Berücksichtigung des Schicksales von Tieren und Tierseelen ist nicht griechisch; hier können auch nicht pythagoreische Einwirkungen mitsprechen, sondern hier kann nur das Volk in Betracht kommen, das in der Zeit Platos noch einen ausgeprägten Tierkult aufwies, die Ägypter. So drängt alles geradezu dem Postulat entgegen, daß Plato die ägyptischen astrologischen Orakel gekannt und in freier Form in dem Mythus des Er umgebildet hat. Daß Plato auch andere Axiome der ägyptischen Sterndeutung gekannt und verwertet hat, wissen wir aus einer Anzahl von einwandsfreien Zeugnissen und wir können das auch unmittelbar aus seinen Schriften nachweisen.

Daß wir mit der Datierung astrologischer Wahrsagetexte in die vorplatonische Zeit nicht zu weit gehen, dafür bürgt die Nachricht, daß der Astronom Eudoxos, der große Schüler Platos, die astralen Zukunftsdeutungen abgelehnt hat. Eine späte, aber gutverbürgte Nachricht spricht davon, daß Theophrast die Theorie der Chaldäer abgelehnt habe, welche aus den Sternen unter anderem auch die Lebensarten und die Todesarten jedes Einzelnen feststellten. Proklus, dem wir diese Notiz verdanken (in Platon. Tim. III S. 150, 28 Diehl), bemerkt, daß nach Theophrast diese Idee das allergrößte Erstaunen in Griechenland hervorgerufen habe, wonach den Sternen nicht nur die universalen Witterungseinflüsse beigemessen werden, sondern daß auch der Planet Merkur, wenn er im Winter gesichtet werde, Kälte bedeute, und Hitze, wenn er im Sommer sichtbar sei. Wir müssen annehmen, daß gerade die Beobachtung dieses schwer und selten sichtbaren Planeten und seine Verwertung zur Deutung der Individualgeschicke dieses Erstaunen besonders veranlaßt hat. Merkur muß also bereits einen wichtigen Faktor in der individuellen Sterndeutung dieser Zeit gebildet haben.

Digitized by Google

Nun wird in der gelehrten Astrologie gerade dem Planeten Merkur die größte Bedeutung beigemessen, wenn man sich über den Beruf und über die geistigen Anlagen eines Menschen orientieren will. Die Ausführungen des Ptolemäus im dritten Buche seiner Tetrabiblos (p. 157ff. und 178ff.), die sich leicht aus anderen Handbüchern, z. B. aus Firmikus und Rhetorius ergänzen lassen, dürfen hier als ausreichendes Beweismaterial genügen. Bedenkt man, welchen außerordentlichen Konservatismus die astrologischen Systeme in ihren Grundlinien zeigen bei aller Freiheit, welche sie den einzelnen Formulierungen einräumen, so wird man kaum fehlgreifen, wenn man diese Sonderkapitel der Beurteilung der Berufe und der psychischen Anlagen nach den Planeten in die Zeit vor Theophrast und vor Plato, also in ihren Anfängen mindestens in das fünfte vorchristliche Jahrhundert hinaufrückt. Diese Folgerung wird durch die oben mitgeteilte Inschrift des ägyptischen Sterndeuters schlagend bestätigt, die unseren Zeitansatz noch wesentlich höher datieren läßt.

In der Charakterisierung der Planetenkinder haben wir wieder die Trennungslinie zu ziehen zwischen den populären Wahrsagetexten und den wissenschaftlichen detaillierten Ausarbeitungen. Die Texte der Laienastrologie machen besonders stark das Fortleben des alten ägyptischen Glaubens an die Macht des astralen Zeitgottes, sowohl des Stunden- als auch des Tagesgottes bemerkbar. Es ist hier nicht der Ort nachzuweisen, wieso sich allmählich die Planeten in einzelnen Systemen zu den absoluten Herren der Zeit aufschwangen. Das ist ein sehr alter Prozeß, der in seinen Anfängen auf die ältesten astralen Stundengötter zurückgeht, die uns bereits die uralten Sargtexte von Siut geben. In der hellenistischen und in der ganzen von ihr abhängigen abend- und morgenländischen Laienastrologie wird jedem Planeten die Herrschaft über eine bestimmte Stunde des Tages und über einen Tag der siebentägigen Woche eingeräumt. Eine sehr einfache Technik, die nichts mehr mit den wirklichen Vorgängen des gestirnten Himmels und der tiefgründigen altägyptischen Tempelweisheit zu tun hat, konnte aus dem Einfluß des planetarischen Stunden- und des Tagesgottes das Individualschicksal berechnen. Eine Menge primitiver Ratgeber informierten den Wahrsager und jeden, der in dieses banale Zeitenmsyterium eingeweiht war, über die Influenz der verschiedenen Planetengötter.

Es sind dieselben Orientierungsmittel, nach denen die planetarischen Geburtswahrsagungen geformt sind, die wir oben bei den anderen Sternkindern kennen gelernt haben. Der Gottesname eines Planeten, das Äußere des griechischen Gottes, den man in dem Planeten inkorporiert sah, und die Göttersage geben die wesentlichen Merkmale ab. In der Bestimmung des Berufes lassen sich gelegentlich auch Einwirkungen der ägyptischen und hellenistischen Vereine und Zünfte erkennen, die unter einem bestimmten Schutzgott zusammengeschlossen waren.

Die Kriterien der Planetentage sind nicht so fein durchdacht und scheinen willkürlicher in ihren einzelnen Stichworten als die Urteile der gelehrten Kompendien. Als Beispiele lege ich einen Traktat eines Astrologen Anatolius und einen Auszug aus einem umfassenderen anonymen neugriechischen Weissagebuch vor. Anatolius fällt folgende Urteile — der griechische Text ist im Catal. Cod. Astrol. Graec. VIII 3 S. 188 mitgeteilt —:

„Der am Tage des Saturn (= Samstag) Geborene hat ein großes Gesicht, runde Augen, eine schwarze Hautfarbe, schönes Fleisch, ist schwermütig, geschickt, schädlich und kommt leicht in Unglück; er lebt 57 Jahre. — Wer am Tage des Jupiter geboren ist (=Donnerstag) trinkt gern Wein, hat einen harten Schädel, hat lange Tage und lebt 79 Jahre. — Der am Tage des Mars (=Dienstag) zur Welt kommt, ist arm, trunksüchtig, gottlos, ein Dieb, Mörder, schamlos, schlecht, meineidig, hat ein frisches Gesicht, ist gewalttätig, zügellos, ein Hurer, bekommt viele Kinder, giert nach fremdem Gut; ein Mädchen wird seinen Eltern Schaden bringen, das an diesem Tage geboren wird, es ist feuerfarben, etwas eingebogen, lebt 66 Jahre. Ein am Sonnentage

Digitized by Google

Geborener ist durchsichtig wie Glas, ein Gelehrter, schöngestaltet, charakterfest, sehr rasch, ermunternd, wahrheitsliebend, hat lange Tage und lebt 120 Jahre. — Das Kind des Venustages (= Freitag) ist weißhäutig, schön gestaltet, von feuchtem Temperament, es hat fröhliche Augen, zusammengewachsene Augenbrauen, einen weißen Hals, weiße Schenkel, ist gut begabt, gesellig, zart, ißt wenig und trinkt viel, ist fromm, gerecht, liebt die Freude und bringt Opfer, lebt 82 Jahre. — Ein Merkurkind (= Mittwoch) ist gelehrig, gebildet in den Künsten der Musen, autodidakt, schönbegabt, wird von vielen unterstützt, wirft aber alles weg an Weiber; diese Planetenkinder leben mit anderen zusammen, nachdem sie ihre angetraute Frau verlassen haben. 76 Lebensjahre. — Die am Mondtag Geborenen sind helläugig, breitgesichtig, langlebig, leben 120 oder 108 Jahre.

Als Beispiel einer ausführlicheren Wahrsagenorm der Laienastrologie, die nie ihre Anhänger und ihre Propheten eingebüßt hat, greife ich aus einer neugriechischen Wochentagsprophetie, die aus einer athenischen astrologischen Sammelhandschrift Delatte im X. Band des Catal. Cod. Astrol. Graec. S. 192—194 mitgeteilt hat, das Schicksal der Kinder des Mondtages heraus, die in der eben betrachteten Liste ziemlich kurz weggekommen sind. Danach wird ein Knabe in seinem Leben nicht gedrückt werden, er trägt mit Freuden sein Geschick, wird in seiner Ehe keinen Schaden haben. Er ist würdevoll, philosophisch veranlagt, zum Beamten geschickt, erledigt seine Aufgaben mit großem Glück in Krieg und Frieden; ist recht rein, wachsam, schnell und zu jeglichem Guten brauchbar. Ein Mädchen, das an diesem Tage geboren wird, ist erotisch, friedlich, listig, bitter, lacht gern mit anderen Weibern, vertraut gern ihrem Mann, ist schön und wohlgebildet. Als Merkmale der Kinder des Mondes wird erwähnt: zitronenfarbiges, rundes Gesicht, Schönheitsflecken, Stärke und Vernunft in Worten und Sprache.

Gehen wir von diesen planetarischen Schicksalsblockbüchern zu den mehr wissenschaftlichen Schilderungen der Planetenkinder in den antiken gelehrten Handbüchern der Sterndeutung über, so treffen wir die einzelnen Motive viel feiner und inhaltsreicher ausgemalt. Die gewissenhafte Sondierung hat den einzelnen Planeten an sich eine verschiedene Wirkung zugedacht, je nach dem momentanen Himmelsort, den sie im Geburtsakt einnehmen. Wir wollen versuchen, einige typische Lehren zu fassen, welche den äußeren Habitus eines Menschen an den planetarischen Schicksalsgott anpassen, der dank seiner Stellung an einer lebensentscheidenden Stelle im Horoskop die eigenen Kennzeichen seinem Kinde aufprägt. Dann wollen wir der planetarischen Berufsstatistik in der antiken Astrologie etwas nachspüren und an letzter Stelle einige Kriterien aus der planetarischen Charakterologie und Psychologie beleuchten.

Eine innige Angleichung des äußeren Habitus eines Planetenkindes an seinen astralen Geburtsherrscher gibt der schon öfters genannte Astrologe Hephästion von Theben im 2. Buche seines Kompendium (= Catal. Cod. Astrol. Graec. VIII 2 S. 59). Er zeichnet die Saturnkinder als schmutzige, mißgestaltete, schwarze Menschen, die Jupiterkinder sind weiß, schönfleischig, großäugig, schönbärtig und gutartig; dieselben Merkmale zeichnen die Kinder der Venus aus, die außerdem durch ihre Zartheit und ihre schönen Augen hervorragen. Mager, blaß, schön, symmetrisch gebaut, lockig und edel sind die Eigenarten der Menschen, welche den Merkur im Horoskop haben. Die Sonne und der Mond richten sich im allgemeinen nach den Sternen, auf die sie in ihrem Lauf stoßen. Als besondere Gabe des Mondes nennt Hephästion ein wohl gemischtes Temperament und schönes Fleisch, die Sonne aber verleiht gute Gesittung und Wohlhabenheit — eine Sondergabe, die aus dem Rahmen der anderen Planetengaben herausfällt, da sie nicht körperliche, sondern andere Kennzeichen des äußeren Loses und des Charakters spendet.

Hephästion ist nicht der Schöpfer dieser Kennzeichen der Planetenkinder, seine Quelle liegt in diesem Falle klar vor uns. Es ist Ptolemäus, der im dritten Buch seiner

Digitized by Google

Tetrabiblos ein spezielles Kapitel der Gestalt und dem Temperament des Körpers gewidmet hat (p. 141—146). Natürlich ist auch Ptolemäus nicht der Schöpfer dieser Weisheit, sondern er schreibt auch hier nach alten Vorbildern; inwieweit er diese ausgenutzt hat, ist uns leider nicht möglich zu sagen, da uns diese älteren Quellen fehlen. Bei der großen Unselbständigkeit, die Ptolemäus neuerdings auch in seinem gefeierten rein wissenschaftlichen astronomischen Werke, der Syntax oder, wie der gebräuchlichere Titel lautet, in dem Almagest nachgewiesen werden mußte, ist es zwingend, daß er in diesem Kapitel ganz von älteren Vorgängern abhängt, denen er ja gerade in der Tetrabiblos auf weiten Strecken besonders getreulich gefolgt ist. Bei der ungeheuren Wertschätzung, welche Ptolemäus in der arabischen und in der späteren mittelalterlichen Astrologie genossen hat, ist es erklärlich, daß seine Schilderung der äußeren Merkmale der Planetenkinder für die literarische und die bildliche Darstellung die führenden Motive gegeben hat. Darum möge dieser Katalog der körperlichen Eigenarten dieser Sternkinder dem Leser die einfache Assoziationsarbeit vor Augen führen, die auch dieses Zentralgebiet der Geburtshoroskopie beherrscht.

In der Erläuterung, womit das Kapitel beginnt, räumt Ptolemäus die vornehmste Gewalt in der Körperbildung den Planeten ein; doch legt er einen besonderen Akzent auf den Sondereinfluß der Orte, von denen er in der näheren Ausführung allerdings zunächst nur die drei Eckpunkte, den Ostpunkt, den Westpunkt und die obere Kulmination begutachtet; hinter der Liste wird auch dem Ort des Tierkreises, in dem sich die Planeten aufhalten, eine körperbildende Macht zugewiesen. Aus der körpergestaltenden Beschaffenheit dieser beiden Elemente — der Planeten und der Orte — deduziert Ptolemäus die körperlichen Merkmale des Neugeborenen. Außer der Influenz dieser beiden an sich disharmonierenden Faktoren — es wird ja dem sichtbaren materiellen Weltkörper eine gleiche Kraft eingeräumt wie dem rein intelligiblen Begriff der Orte — und aus der Zusammenmischung dieser beiden Kraftströme ergeben sich die typischen Einzelheiten der körperlichen Gestaltung. Eine gewisse Nuancierung erhält dieser Kraftstrom, der auf die Geburten wirkt, noch aus den mitaufgehenden Sternbildern. Im einzelnen lauten die Leitsätze des unübertrefflichen Königs aller Astrologen, wie er bei den Arabern heißt, folgendermaßen:

„Saturn schafft schwarzhäutige, kräftige, schwarz- und kraushaarige, großäugige, symmetrisch gebildete, große Menschen mit ziemlich feucht-kaltem Temperament, wenn er im Ostpunkt der Genitur steht. Im Untergang erzeugt er ebenfalls schwarze, aber hagere, kleine Individuen mit schlechtem Haarwuchs; an den unteren Körperpartien sind sie haarlos und rhythmisch gebaut, sie haben schwarze Augen und ein kalt-trockenes Temperament. Steht Jupiter im Aufgang, dann kommen weißfarbige, schönhäutige, schwarzäugige, große, imponierende Sterbliche zur Welt mit schwarzen Augen, mittlerem Haar (zwischen Kraus- und Glatthaar) und warm-feuchtem Temperament. Im Westpunkt macht er weiße, aber nicht schönfarbige, mit schlichtem Haar, von mittlerer Größe, einer Glatze auf dem Vorder- oder dem Mittelkopf, ihr Temperament ist mehr feucht. — Mars erzeugt im Ostpunkt weißlichrote, schöngroße, kräftige, blau- oder auch helläugige, dichtbehaarte und schlichtbehaarte mit warmtrockenem Temperament. Im Untergang schafft er einfach rote, kleinköpfige, gelbhaarige, unten kahle, glatthäutige, mittelgroße mit mehr trockenem Temperament. — Venus hat ähnliche Kinder wie Jupiter, das haben wir oben auch von Hephästion gehört, nur sind sie schöner gestaltet, anmutiger, weiblicher, hübscher, schöner schmeckende (? riechende) und üppiger; eine besondere Schönheit liegt in ihren Augen, die ein eigenartig schönes Licht auszeichnet — Merkur verleiht im Aufgang Honigfarbe, Mittelgröße, wohl proportionierte Verhältnisse, kleine Augen, mittleres Haar und ein mehr warmes Temperament. Die Kinder des im Westpunkt befindlichen Merkur sind kenntlich durch ihre Honigfarbe, Magerkeit, Trockenheit, ihre runden Augen und schnellen Füße; ihre Farbe spielt etwas ins rötliche über und ihr Temperament ist mehr

Digitized by Google

trocken."—Der Sonne und dem Mond kommen keine besonderen Körperbildungen zu; das hat seinen Grund einmal darin, daß diese beiden Gestirne an sich ja als die Schöpfer des Menschen gelten, andererseits hat die ältere astrologische Systematik, wie Boll nachgewiesen hat, nur die fünf Planeten ausführlich in ihrer Wirkung auf die Geburten beachtet. Steht die Sonne in einem der beiden Kardinalpunkte, dann hilft sie, wie Ptolemäus kurz bemerkt, mit zu der Schöpfung eines prächtigeren und imponierenden Habitus. Dem Mond steht die Wirkung zu, daß alles symmetrischer, stärker und von feuchterem Temperament wird, das ist um so stärker der Fall, wenn die Planeten von ihm weggehen.

Weitere Indizien gewinnt der Sterndeuter aus der Beobachtung der Bahnelemente, ob nämlich ein Planet sich im Moment der Geburt in der Vorwärtsbewegung, im Stillstand oder im Rücklauf befindet; ein neues Kriterium gibt dann sein Verhalten zur Sonne, besonders ist zu beachten, ob der Stern sich östlich oder westlich von der Sonne befindet. Dazu kommt der Einfluß, den sein Stand im Tierkreis hat, der wieder eine spezielle Wirkung auf die Gestaltung der Größe, der Farbe, des Haarwuchses, der Augen und des Temperaments ausübt. Auch hierfür gibt Ptolemäus einige Winke, wie man die einzelnen Planeten einrechnen soll. Sie können hier übergangen werden, da sie kein wesentliches neues Moment ergeben. Zur Illustrierung dafür, wie stark die Spätantike in der Schilderung der verschiedenen Merkmale der Planetenkinder von den Thesen des Ptolemäus abhängt, lasse ich aus der umfangreichen Darstellung dieser Sternkinder des Rhetorius, eines schon öfters genannten Astrologen des Anfangs des 6. Jahrhunderts, die äußeren Kennzeichen folgen. Rhetorius, der seine Weisheit aus allen möglichen Quellen in sein großes Sammelbecken der planetarischen Psychologie, Charakterologie, Typologie, Schicksals-, Krankheits- und Todesdeutung zusammenströmen läßt, trägt unverkennbar die einzelnen Typen des Ptolemäus weiter. Er erweitert sie durch eine Reihe neuer Motive. Seine körperlichen Merkzeichen sind folgende—ich folge dem Text, den Boll im VII. Band des Catal. Cod. Astrol. Graec. S. 214ff. herausgegeben hat —:

Saturn erzeugt im Horoskop schwarze, häßliche, dürre, mürrische, mit dünnem Bart, hohläugige, unruhige, mit rollenden Augen, von kleinem Wuchs, lügenhafte, bösartige, heimliche Trinker, mit gottesfürchtigem Aussehen, Mönche, in Kirchen herumlungernde bei allen verhaßte. Jupiter schafft weiße, schönfleischige, lang- und schönbärtige, gutgeartete, würdevolle, von schöner Größe, mit schöner Stirn, hellem Blick, mit Haaren in der Nase, großem Schädel und kahlem Vorderkopf. —

Die Marskinder sind gelb (blond?), helläugig, haben kleine Ohren, eine schöne Körpergröße und Gewandtheit, sie tragen Wunden am Körper.

Ein Venuskind erkennt man an der weißen Farbe, dem schönen Fleisch und schönen Bart; es ist körperlich gut geartet, bietet einen schönen Anblick, ist klein gewachsen, voll Würde, hat kleine Füße, schwarze Haare, ist anmutig, von Frauen geliebt, hat ein linsengroßes „zum Liebesgenuß gehöriges" Mal am Körper, und niedergeschlagene Augen.

Merkur macht starke, blasse, wohlgebaute, lockenhaarige, schönbärtige, sommersprossige, breite, schön redende.

Den Sonnenkindern sind keine Sonderzeichen gegeben, es heißt nur, daß sie stark und gesund sind. Die Mondkinder erkennt man an ihren dicken Schenkeln, den breiten Knien, den dicken Beinen; sie sind schönäugig, weibsgesichtig, weiberartig und wohlanständig. Etwas später (S. 219, 30) hören wir noch, daß sie schönes Fleisch, eine schöne Gestalt, volle Kraft und Symmetrie haben. Sie sind flink, wandern gern und sind daher zu Botendiensten besonders geeignet.

In die Betrachtung der körperlichen Auswirkungen der Planeten gehört als besonderes Moment die Einreihung des erwachsenen Menschen in die verschiedenen Kategorien nach seinem Aussehen. Es ist dem Sterngläubigen möglich, auf Grund der

Digitized by Google

typischen Kennzeichen jedes Individuum nach seiner planetarischen Natur zu begutachten. Dieser Gedanke ist in einer besonderen Disziplin der antiken Sterndeutung verwertet worden: in der astrologischen Heilkunde, der sogenannten Jatromathematik. Sie lehrt, daß der Arzt aus dem äußeren Habitus und dem Gebaren eines Kranken schließen kann, welcher Planet die Erkrankung verursacht hat, und zu welchen Heilmitteln er greifen soll; er stellt auch aus den einzelnen Symptomen die Schwere, die Dauer und die Möglichkeit der Heilung fest. In einer hermetischen jatroastrologischen Abhandlung sind z. B. die Merkmale der von dem heißen Planeten Mars und von der Sonne befallenen Kranken folgende: sie sind erregt, fiebernd, der äußere Anschein läßt den Vergleich zu, als ob sie brennen, sie springen auf und verlassen das Lager, sind gegen ihre Angehörigen aufbrausend, schreien auf, blicken schamlos um sich, sind durstig und haben eine rauhe Zunge; sie gieren danach, Wein zu trinken und ein kaltes Bad zu nehmen außerhalb der üblichen Zeit. Sie zeigen keinen Appetit, geraten durch Wortwechsel mit allen hintereinander, ihr Puls ist schwach und unregelmäßig, das Gesicht rot und der Körper schwillt leicht an. Als Heilmittel wird für diese Kranken Aderlaß bis zum fünften Tag empfohlen, auch adstringierende Mittel und Laxative. Als Gegenmittel sind vor allem die konträren saturnalischen Mittel anzuwenden. Die speziellen Krankheiten der beiden Planeten sind Herzkrankheiten, Arterienerkrankungen und Gicht (Phys. et med. Gr. minor. ed. Ideler I 389ff.).

Gerade entgegengesetzt sind die Symptome, an denen man die durch die Influenz des Saturn und des Merkur niedergeworfenen Kranken erkennt. Sie sind träge, schwer beweglich, sowohl am ganzen Körper als auch an einzelnen Gliedern infolge Frostschauer und Rheumatismus, woran man rasch die Krankheit diagnostizieren kann. Sie wachen nur langsam auf, haben eine schwache Stimme, sind furchtsam, hüllen sich fröstelnd in warme Kleider, sind lichtscheu, seufzen oft laut auf, haben einen langsamen Atem und einen schwachen Puls. Sie sind weiter kenntlich an Herzklopfen und an dem ausgemergelten Körperzustand und sind abgespannt und träge. Unter den speziellen Krankheiten dieser Planeten sind heftige Fieberschauer, Lungenentzündungen, Seitenstechen u. ä. aufgeführt.

Man sieht auch in dieser Charakteristik der planetarischen Kranken die Leitgedanken, die in der Schilderung der Planetenkinder zu Tage treten. Überall stehen die Eigenarten, die der griechische Mythus den olympischen Göttern andichtete, in dem Vordergrund und sind einfach auf die Menschen übertragen. Dieselbe primitive Angleichung bieten die psychischen und moralischen Anlagen, welche den einzelnen Planetenkindern zugedacht sind. Eine kurze Zusammenstellung des Astrologen Hephästion möge die kleine Anthologie eröffnen, die wir aus der umfassenden und vielfach variierenden antiken Literatur in Kürze geben können. Hephästion gibt im dritten Buch dem Sterndeuter eine Anleitung in einer kleinen Tabelle, wie er aus dem herrschenden Planeten die Person und den Charakter des Klienten erkennen kann, der den Astrologen konsultiert. Danach deutet Saturn auf alte, gedrungene, betrügerische, verstockte und bösartige Menschen. Jupiter dagegen weist auf feingebildete, ehrwürdige, gern gebende, blühende, heitere und mildtätige Leute. Mars kündet junge, kühne, zornige, unfreundliche, ehebrecherische, bösartige, räuberische, aufrührerische, kriegerische, königliche und mächtige Naturen an. Bei der Venus sind heitere, anmutige, gebildete, die Musen liebende, tatkräftige, üppig lebende und weiblich gesinnte Konsulenten zu erwarten. Merkur bringt wohlerzogene, jugendliche, vielgewandte und tatkräftige Leute ins Sprechzimmer des Sterndeuters. Die Sonne führt ihm königliche, gebietende, blühende und männliche Patienten zu. Auch der Mond offenbart königliche Naturen, die aber in vorgeschrittenem Alter stehen und weiblichen Geschlechtes sind (Catal. Cod. Astrol. Graec. VIII 2 S. 112).

Auch die planetarische Charakterologie ist außer durch solche mehr oder weniger prägnanten Stichworte in der antiken Astrologie eingehender dargestellt worden. Eine

Digitized by Google

größere Bedeutung kommt auch hier Ptolemäus zu, der im dritten Buch ein Kapitel der psychischen Einwirkung der Planeten widmet (p. 157ff.: über die Beschaffenheit der Seele). Die hauptsächlichste Wirkung kommt in dieser Hinsicht dem Planeten Merkur zu, der auch sonst als der Schöpfer des vernünftigen Teiles der Seele betrachtet wird; an zweiter Stelle ist der Mond in Rechnung zu stellen, dann die übrigen Planeten und ihre Aspekte und endlich die maßgebenden Fixsterne der Genitur. Nach dieser Darlegung, wie der gelehrte Sterndeuter das Resultat der Sterneinflüsse im Charakter feststellen kann, zählt Ptolemäus in gedrängtem Überblick die Einzelqualitäten der Planeten auf, ihnen läßt er die Wirkung der Strahlenmischung mehrerer Planeten folgen. Die Aufzählung unterscheidet sich von anderen Tabellen dieser Art dadurch, daß die Influenzen gesondert nach den guten und nach den bösen Dispositionen der Sterne betrachtet werden, während andere Tabellen wahl- und sinnlos die guten und bösen Eigenschaften gleichberechtigt nebeneinanderstellen. Wir haben in diesem Kanon das Prototyp der zahllosen späteren Aufzählungen dieser Spezies, daher dürfte es sich lohnen, diesen Katalog der planetarischen Psychologie hier ganz in Übersetzung folgen zu lassen.

Saturn eröffnet die Orakelserie. Hat er allein die Herrschaft über die Bildung der Seele und beherrscht er mit seinen Strahlen den Merkur und den Mond, so macht er, falls seine Stellung hinsichtlich der Kardinalpunkte günstig ist und kein übler kosmischer Effekt dazu kommt, Leute, die ihren Körper pflegen, ernste Denker, tiefsinnende, strenge, arbeitsame, befehlende und in Schranken haltende Naturen. Sie sind reich, lieben Geld, sammeln Schätze, sind stark und egoistisch. Ist er schlecht disponiert, dann erzeugt er schmutzige, niedrig denkende, gleichgültige, einsiedlerartige, böses nachredende, feige hinterhältige Charaktere. Sie sind Verleumder, Einsiedler, gern klagende, zuchtlos, abergläubisch, Umstandskrämer, grausam, stellen den eigenen Angehörigen nach, sind in jeder Hinsicht unerfreulich und ungepflegt.

Auch bei Jupiter sind die markanten Eigenarten des olympischen Gottes, wie wir sie aus den Legenden und Hymnen kennen, einfach zum Muster für die Charakterologie dieser Planetenkinder genommen. Diese sind hochherzig, anmutig, fromm, ehrfürchtig, lebensfroh, leutselig, edel und freimütig, gerecht, hochgemut, würdig, strebsam, barmherzig, wissenschaftlich denkende, erfinderisch, den Verwandten zugetan und führende Geister. Bei schlechter Position verleiht dieser Planet dieselben Qualitäten, nur sind sie schwächer und unansehnlicher, auch verworrener; so gibt er statt Hochherzigkeit Liederlichkeit, statt Gottesfurcht Aberglauben, statt Scham Feigheit, statt Ehrwürde Eigendünkel, statt Menschenliebe gutmütige Einfalt, statt Liebe zu dem Schönen Vergnügungssucht; die Hochherzigkeit wird durch Dummheit, die Offenheit und Freiheit durch Gleichgültigkeit ersetzt. Die Marskinder dürfen bei günstigen kosmischen Verhältnissen ihres Geburtsplaneten sich der guten Gaben dieses Gottes erfreuen. Sie sind edel, Herren, mutig, lieben den Reichtum, können viel ertragen, sind stark, wagemutig, stürzen sich mutig in Gefahr; dazu zeichnen sie Unbeugsamkeit, Gleichgültigkeit, Halsstarrigkeit, Rücksichtslosigkeit, grimmige Verachtung, Tyrannei, Arbeitsamkeit, Fleiß und Führertalent aus. In übler Lage werden die Geschöpfe des Mars mit allen schlimmen Anlagen ausgestattet, die der Gott des Krieges hat. Sie sind roh, frevelhaft, blutdürstig, aufrührerisch, raubgierig, krakehlen und raufen gern, sind jähzornig, trunksüchtig, hartherzig, sinnlos, toben leicht, hassen die Ihren und verachten die Gottheit.

Schmeichlerisch, gütig, weich, gesellig, verständig und sauber ist dagegen ein Venuskind. Es liebt den Tanz, folgt aber gern schlechten Vorbildern, haßt das Schlechte, ist kunstliebend und verständig, besitzt ein schönes Äußere, ist schaulustig, wohlhabend, träumt schön, ist kinderlieb, wohltätig, barmherzig, umgänglich, glücklich und zur Liebe geneigt. Ist der Stern aber schlecht disponiert, dann imprägniert er seine Kreaturen mit seinen schlimmen Eigenschaften. Dann hat man mit leichtsinnigen, ero-

Digitized by Google

tischen, verweichlichten, weibischen, mutlosen, gleichgültigen, liederlichen und unbedeutenden Menschen zu rechnen. Auch die Merkurkinder bilden bei guter Strahlung ihres Geburtsplaneten das getreue Spiegelbild der guten Seiten dieses Gottes. Man wird in ihnen also arbeitsame, scharfsinnige, verständige, vieles wissende, erfinderische und erfahrene Individuen begrüßen dürfen. Sie sind scharfsinnige Denker, schöngeartet, eifrig, lieben die Natur, sind tüchtige Arbeiter und nachdenklich. Dazu gesellt sich eine besondere Veranlagung für theoretische Wissenschaft, für Mathematik und auch für Mystik: der Gott der geistigen und der okkulten Lehren kommt zum Vorschein. Und dieser Stern gibt seinen Kindern als weitere wertvolle Schicksalsgabe mit auf den Weg, daß sie in allem damit rechnen dürfen ihre Absicht zu erreichen. Der Gott der Diebe und der Wegelagerer zeigt dagegen seine schlimmen Lose, wenn sein Stern übel steht. Bösewichte, jähzornige, vergeßliche aufreizende, hohle, leichtveränderliche, den Vorsätzen ungetreue Köpfe sind sein Werk. Dumme Bosheit, Einfalt, Sünd- und Lügenhaftigkeit, Indolenz, Wankelmütigkeit, Treulosigkeit, Habsucht und Ungerechtigkeit sind die schlimmen Geschenke, die dann der Sterngott den armen Wesen in die Wiege wirft.

Auch Ptolemäus zieht die psychischen Einwirkungen von den beiden großen Gestirnen Sonne und Mond nur ganz oberflächlich in Rechnung. Beide geben dem dominierenden Planeten lediglich eine Unterstützung, daß er seine guten oder schlimmen Influenzen in vollem Maß zur Geltung bringt. Ist etwa die Sonne günstig gestellt, dann macht sie die seelischen Anlagen mehr gerecht, sittlich und würdig und frömmer. Anderenfalls sind die Neugeborenen mehr unansehnlich, mühselig, eigenmächtig, mürrisch, roh, schwer zu leiten und sehr schwer zu versöhnen.

Außer den Eigenschaften, die ein Planet an sich durch sein Licht den Geborenen eingießt, hat die Sterndeutung die Wirkung sondiert, welche zu erwarten ist, wenn zwei oder mehrere Planeten gleichzeitig als Lebensspender, wie der antike Ausdruck dafür lautet, auftreten. Es ist ja eine volkstümliche Vorstellung, daß bei Geburt eines Kindes die Schicksalsfeen unsichtbar an die Wiege treten und dem Kinde ihre verschiedenen Schicksalsgaben oder Schicksalssprüche geben, demgemäß wird sich das Leben entwickeln. An diese auch im Altertum weitverbreitete und vielfach variierte populäre Anschauung konnte die Astrologie anknüpfen mit ihrer Lehre, daß verschiedene Sterne gleichzeitig auf Grund ihrer Stellung in der Nativität einen Einfluß ausüben und einander in ihren Schicksalsstrahlungen modifizieren. Diese Mischungen hatte der Sterndeuter am Himmel genau festzustellen. Die Quintessenz der einzelnen Strahlenmischungen hatte er wieder aus verschiedenen Faktoren zu geben. Dieser mühsamen und oft rein willkürlichen Schicksalsdestillierung wurde er ein gutes Stück enthoben durch die Handbücher, welche spätestens seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die Resultate einiger der vornehmsten Planetenmischungen beurteilt hatten. Den zahlreichen mehr oder weniger apodiktischen Postulaten hat wiederum Ptolemäus die endgültige Prägung gegeben. In demselben Kapitel, das die Charakterologie der einzelnen Planeten gibt, beurteilt er in ausführlicher Gewissenhaftigkeit das Resultat, das sich aus der Addition der einzelnen Sternstrahlen ergibt. Im ganzen begutachtet er zehn Mischungsmöglichkeiten: Saturn + Jupiter, Saturn + Mars, Saturn + Venus, Saturn + Merkur; von da ab werden in absteigender Linie nur noch die unteren Planeten besprochen, also bei Jupiter wird die Strahlenmischung mit Mars, Venus und Merkur beurteilt, bei Mars die Zusammenwirkung mit Venus und Mars; die untersten Planeten Venus und Merkur erhalten keine Sonderprognose über ihre Mischung mit den anderen Planeten, da diese sich aus den Resultaten ergeben, die vorher über ihre Konstellation mit den großen Planeten gegeben wird. Andere Astrologen sind genauer, da sie eine feine Unterscheidung daraus gewinnen, ob ein Planet vorangeht und demgemäß seine Eigenschaften in der Strahlenmischung überwiegen. Konsequenterweise ziehen daher andere Systeme für jeden Planeten das Mischungsverhältnis mit allen

Digitized by Google

anderen Planeten in Rechnung. Durch die Hereinnahme von Sonne und Mond, welche Ptolemäus in seinem Gutachten ausschaltet, gewinnen die anderen Systeme eine erheblich reichere Auslese für ihre Geburtsorakel.

Im einzelnen bleibt der Willkür und der Phantasie des Sterngläubigen hier alle Freiheit, je nachdem er die Fähigkeiten der einzelnen Götter durcheinander mischen will. Ich begnüge mich damit, dem Leser das durch zwei Beispiele zu veraugenscheinlichen. Vereinigt Saturn seine Strahlen mit Jupiter unter günstigen Verhältnissen, dann werden edle, ehrerbietige — besonders den älteren Leuten gegenüber —, enthaltsame, ehrenhaft denkende, getreue Sachwalter, milde, kritisch veranlagte und Besitz liebende Menschen geboren. Sie sind hochherzig, mitteilsam, voll guter Vorsätze, lieben die Ihrigen, leben in Weisheit und Verstand, sind enthaltsam und tolerant. Unter ungünstigen Bedingungen bringt dieses Planetengemisch gemein denkende und handelnde Charaktere zur Welt; sie sind aufbrausend, erschrecken bei jedem Geräusch, sind abergläubisch, laufen in den Tempel, sind Verräter, mißtrauisch, kinderfeind, freudlos, kritiklos, treulos, leben im Verborgenen, und lieben törichte Dinge. Neid, Heuchelei, schlaffe Untätigkeit, Eifersucht, Launenhaftigkeit, Stumpfsinn und Indolenz gegen Unrecht sind weitere schlimme Gaben, die aus diesen Strahlungen hervorgehen. Ebenso einseitig sind die lichten und die düsteren Farben aufgetragen in der Kennzeichnung der übrigen Strahlenmengungen. Als zweites Beispiel für die freie Kombination, mit der die antike Sterndeutung auch auf diesem Felde schaltet, folge die psychische Analyse der Individuen, welche unter den vereinigten Strahlen von Saturn und Venus geboren werden. Ist die Konstellation günstig, dann gibt es Weiberfeinde, Männerfreunde, die Einsamkeit liebende, unangenehme im Verkehr, Leute ohne jeden Ehrgeiz, die das Schöne hassen, neidische, mürrische, die für die Freuden der Liebe kein Verständnis haben. Sie sind unzugänglich, Einspänner, Wahrsager, Asketen, nach Mysterien und geheimen Kulten gierende, Verzückte, Opfer- und Tempeldiener, ehrwürdig, leicht zur Erkenntnis zu bringen, keusch, der Philosophie zugetan und zuverlässig in ihrer Freundschaft. Festigkeit, Enthaltsamkeit, Weisheit, Vorbedachtsamkeit, aber auch Verdrießlichkeit und eifersüchtige und tadelsüchtige Beobachtung der eigenen Frauen ergeben sich aus dieser Planetenverbindung. Ist die Konstellation ungünstig, dann erzeugt diese Bestrahlung geile, unkeusche, lasterhafte, perverse, schändlich handelnde, schuldbefleckte, die gerne weiblichen Personen und darunter den nächsten Angehörigen nachstellen, drauflos gehende, schmähsüchtige und unhaltbare. In ihren Lasterkatalog paßt es, daß sie das Schöne hassen, tadelsüchtig, verleumderisch, trunksüchtig und abergläubisch sind. Besonders ist ihr anormaler Geschlechtstrieb hervorgehoben, sie suchen die Befriedigung desselben nicht nur durch Vergewaltigung und Notzucht, sondern neigen auch zu widernatürlichen Exzessen, die sie mit älteren ehrlosen Weibern begehen, und zu Sodomie. Ein weiteres Merkmal ist ihre absolute Gottlosigkeit, die sich zu Gotteslästerung, Verhöhnung der Mysterien und gottesdienstlichen Einrichtungen steigert; sie scheuen auch in ihrer bösartigen Veranlagung nicht vor Verbrechen zurück; daß sie hierbei gerade den Giftmord bevorzugen, entspricht wieder dem verschlossenen Charakter des an der fernsten Stelle des Weltalls einsam dahinrollenden Planeten.

Damit mag es mit der kleinen Blütenlese dieser konstruktiven Phantasie sein Bewenden haben. Es ist einer der größten Tugend- und Lasterkataloge der Menschheit, den Ptolemäus aus diesen Planetenmischungen erschließt. Er müßte lawinenhaft anschwellen, wenn wir uns noch in den anderen Handbüchern und in den zahlreichen anonymen Abhandlungen der antiken Astrologie umschauen wollten, die außer ähnlich gearteten Zusammenfassungen noch weitere Anhaltspunkte aus den sehr dehnbaren Axiomen der Aspektenlehre und der Häusertheorie gewinnt.

Nur noch ein kleiner Streifzug sei gestattet in die Geheimnisse, welche den Beruf der Planetenkinder erschließen. Auch hier wollen wir die Sonderlehren der Aspekte und

Digitized by Google

der Häuser ausschalten, da sie die Untersuchung zu gewaltigen Ausdehnungen anwachsen lassen müßten. Wir wollen uns mit den hauptsächlichsten Motiven begnügen, die uns die Wahrsagetabellen geben, welche summarisch diese Schickungen der einzelnen Planeten verzeichnen. Eine gedrängte Übersicht über die hauptsächlichsten Planetenberufe gibt Firmikus im 26. Kapitel des VII. Buches. Er teilt den im Horoskop stehenden Sternen folgende Tätigkeiten zu, wofern nicht ein Planet in einem der für die Berufsart entscheidenden Hause sich befindet: Venus erzeugt Maler, Baumgärtner, Gold- und Silberarbeiter, Musenjünger, deren Spezialität sich nach den einzelnen Zeichen richtet. Jupiter bewirkt Kaufleute, Landleute, Geldleiher, Schiffsherren mit der verschiedenen Variierung durch die in Frage kommenden Zeichen. Mars macht Ärzte, Barbiere und Leute, deren Berufsmaterial und Handwerk es mit Eisen oder mit Feuer zu tun hat. Merkurkinder haben es mit Rohr — man kann aus diesem Ausdruck auf Rohrflechter, auf Papierfabrikanten und auch auf Musiker schließen — mit der Zunge oder mit der Rede zu tun. Saturn erzeugt mühselige Taucher und Schiffsherren, die aber von allen Arten von Unglück heimgesucht werden.

Eine große Auswahl von planetarischen Berufen und Sonderschicksalen bekommen wir von dem Astrologen Vettius Valens im ersten Kapitel des ersten Buches seiner Anthologien. Die Sonne deutet im Geburtshoroskop auf ein Königreich, ein Feldherrnamt, auf Verstand und Vernunft; das Sonnenkind wird alles auf die Höhe des Glücks bringen; Beschäftigung mit Göttern, Urteilen und öffentlichen Angelegenheiten, hohe Ämter, in denen es über das Volk in entscheidender Weise seine Macht und Gewalt ausübt, Ruhm, treue Freundschaft, Ehrungen durch Porträts, Standbilder und Kränze, und das höchste Priesteramt in der Heimat ist diesen glücklichen Sterblichen durch ihren Geburtsgott beschieden. Man sieht klar die Nachwirkung der altägyptischen Vorstellung, daß der lebende König ein Sohn des Sonnengottes ist und mit allen seinen Funktionen und Ämtern dessen Verkörperung auf Erden ist. Weiter kann man hier ebenso wie in den gleich von uns entwickelten weiteren Tätigkeiten, die Valens den einzelnen Planetenkindern beilegt, eine wichtige Quelle der späteren literarischen und planetarischen Komplexe dieser Art erkennen. Der Mond kündet eine Königin an, eine Herrin, deutet auf Glück und Reichtum, auf Hüten des Hauses, auf ein Leben in der Stadt, aber auch Irrfahrten, Aufenthalt in der Fremde, Seereisen, Gewinn und Verlust kündet er an. Saturn trägt bei Valens ein überwiegend schlimmes Gepräge. Zu den schwarzen Losen, die er seinen unglücklichen Geschöpfen zuteilt, paßt der mühevolle Beruf des Erdarbeiters und Ackerbauers, des Lohnarbeiters, Zollpächters und gewalttätiger Menschen, denen überall Hindernisse, Elend, gerichtliche Verfolgung und Bestrafungen durch Fesselung und Gefängnis drohen. Dem alten Gott der Erde und seinen eigenen Schicksalen entspricht diese Influenz; auch die Töpfer, die Arbeiter im Wasser und feuchten Gegenden, die Bettler, Bankerotteure, Heruntergekommene, die schwarz und schmutzig gekleideten gehören in diese Linie. Ehelose, Kinderlose, Kinderaussetzung, plötzliche Verwaisung und Witwenstand reihen sich ebenbürtig zu der Prophezeiung, daß die Saturnkinder einen gewaltsamen Tod durch Ertränken, Erdrosseln oder Fesselung finden werden. Und in diesem Elendskatalog, der von uns nur im Auszug gegeben ist, steht mitten unter all den Unglücksbotschaften die Verheißung, daß großes Ansehen, hervorragende Leistungen, Vormundschaften und Verwaltungen fremden Eigentums und die Vaterschaft über anderer Kinder diesen Menschen beschieden ist. Es sind eben sinnlos von diesem hohlen Autor die von anderen Astrologen nach den astronomischen Gegebenheiten sorgfältig getrennten guten und schlimmen Gaben des Gottes ineinandergequirlt.

Für Jupiter sind keine speziellen Berufe angegeben. Es wird nur allgemein mitgeteilt, daß er richterliche Funktionen, Staatsämter, hohe Priesterstellen, Würden, Geld, Schlichtungs- und Vermittlungstätigkeiten ankündet. Freundschaften mit Großen, reiche Feld- und Gutserträge, reiche Geschenke, Lohn und Erbschaft harrt

Digitized by Google

dieser Sternkinder, die in Wohlhabenheit ein schönes Dasein führen dürfen. Daß es ihnen an Liebschaften, Kinderreichtum und Liebesabenteuern nicht fehlen wird, ergibt sich ebenso selbstverständlich aus den Mythen dieses Olympiers, wie daß ihnen Freunde und Geselligkeit stets zu Gebote stehen. Auch in den Marskindern spiegeln sich überall die Züge des Olympiers. Feuerarbeiter, Schmiede, Handwerker, Schwerarbeiter, Soldaten vom geringsten Söldner bis hinauf zum Generalfeldmarschall scharen sich mit den Jägern aller Gattung und Passion um diesen Sternvater. Diebereien, Meineide, Gewalttätigkeiten, Räubereien, Totschlag, Kriegszüge, Schändungen von Weibern und Buhlereien werden einem solchen Leben so wenig fehlen dürfen, wie die nachfolgenden Strafen, Flucht, Fesselung und Folterung, Wunden, Blutungen, Eiterungen und Wundfieber, und daß sie nach den glücklichen Ereignissen eines jähen Sturzes gewärtig sein müssen.

Eine große Zahl friedlicher Beschäftigungen darf Venus ihren glücklichen Kindern austeilen. Priester und Vorsteher der Gymnasien, Großkaufleute, Maler, Farbenfabrikanten, Färber, Hersteller feiner Stickereiarbeiten, Salben- und Parfumfabrikanten, Edelsteinarbeiter, Händler von Smaragden und Edelsteinen, und Elfenbeinkünstler zählen zu diesem Planeten. Zu ihnen gesellen sich Juweliere und Goldschmiede, Barbiere und hohe Beamte des Forums. Daß diese Sternkinder Schmuck und Gold, Blumen und Kränze, Frohsinn und Liebe, Musik, Gesang und Tanz, Freundschaft und Geselligkeit lieben, verhehlt uns Valens nicht. Es fehlt ihnen auch nicht an Ruhm und äußeren Ehrenzeichen, sie dürfen selbst die höchsten Auszeichnungen und darunter die besondere Gunst der Königin erwarten.

Dolmetscher, Herolde, Mathematiker, Geometer, Großkaufleute, Krämer, Geldwechsler und Gemüsehändler gruppieren sich um den Sterngott Merkur. Zu ihnen gesellen sich als ihre Sternenbrüder Tempelerbauer, Bildner, Bildhauer, Ärzte, Grammatiker, Gesetzgeber, Rhetoren, Philosophen, Architekten, musische Künstler, Seher, Opferpriester, Auguren, Traumdeuter, Flechter, Weber, wissenschaftliche Arbeiter, Vorsteher von militärischen und staatlichen Kanzleien, Forscher, die durch gewagte Kombinationen und selbst durch den Würfelwurf zu einem wissenschaftlichen Ergebnis gelangen. Spieler und Gaukler, die durch öffentliches Auftreten ihren Lebensunterhalt verdienen, Bänkelsänger, unstete Bettler und Diebe stehen neben ernsten Himmelsforschern und Dilettanten, die ihre Liebhaberei auf halbem Wege stehen bleiben heißt. Dann hören wir, daß dieser Planet, der die Fähigkeit wissenschaftlicher Methode, Vernunft und eine gute Erziehung verheißt, durchaus unselbständig und in seinen Gaben ganz von seiner Umgebung und den Strahlungen der anderen Sterne abhängig ist. Die bunte Schar seiner Kinder vermehren noch die vielfachen Berufe, die mit den religiösen Einrichtungen zusammenhängen, auch sie sind alle ungleich. Wie gerade der Stern gestellt ist, darf man auf Musiker und Sänger beim Gottesdienst, auf Tempelwärter oder auf Priester schließen, die das heilige Gewand der Isis tragen. Ebenso ist es mit den staatlichen Ämtern, den Erfolgen in der Palästra und der Tätigkeit in der Ausübung der Berufe, wo Gewinn und Verlust, Sieg und Niederlage, Auszeichnung und Erniedrigung, ehrliche, gewissenhafte Arbeit neben Schwindel und Betrug stehen, je nachdem es die Konstellation bedingt.

Mit den Planeten harmonieren auch die Berufe der Erwachsenen; sie erkennt der Sterndeuter bei Anfragen aus dem dominierenden Planeten. Diese offenbart die Statistik der Personen, denen die einzelnen Planeten zu einer glücklichen Vollendung eines Unternehmens in den Doktrinen der sog. Mundanastrologie raten. Da auch hier die antiken Kombinationen wegbestimmend für die spätere literarische und ikonographische Formulierung dieser Ideen gewesen sind, möge die prägnante Charakteristik des Astrologen Palchus folgen (= Catal. Cod. Astrol. Graec. VI S. 188, 27ff.). Die Sonne wird in dieser Zusammenstellung empfohlen für Könige, ganze Völker, Würdenträger, Gerichtsverhandlungen, für Väter und Dinge, die das väterliche Erbe betreffen; auch

Digitized by Google

für Gläubiger und Geldverleiher ist die im Horoskop dominierende Sonne zum Abschluß von Geschäften zu empfehlen. Der Mond eignet sich schlechthin für Königinnen, Mütter, Priesterinnen und Großmütter. Mehrt der Mond nach der Konjunktion sein Licht, dann ist er für heranwachsende Menschen, für Jünglinge unter 17 Jahren günstig; dagegen wird der Vollmond Leuten im mittleren Alter, der abnehmende Mond Greisen zur Vornahme wichtiger Handlungen angeraten. Jupiter soll von Herrschern, Königen, Söhnen (Prinzen?) und bei Ehrungen und Gesandtschaften beachtet werden. Mars ist günstig für Soldaten, Heerführer, Brüder, Eisenarbeiter, in der Blüte stehende, Schlächter, Handwerker und für kriegerische Unternehmungen. Saturn kommt für Landleute, Vormünder, Gesandte, Greise, Großväter, Eunuchen, Kleidermacher, Geometer, Magier, Badediener, Totengräber und Gerber in Betracht. Merkur soll man wählen für Sophisten, Rhetoren, Ringkämpfer, Kaufleute, Gesetzeskundige, Ärzte und alle geistigen Arbeiter, auch Sklaven, jüngere Söhne, Geschäftsleute und Freunde sollen ihn beachten. Nur bei Venus werden keine besonderen Berufe genannt, es heißt nur, daß sie für Ehen, Liebesangelegenheiten, Festlichkeiten, Vergnügungen, Tänze, Blumenflechten und Musenkünste und zur Anwendung von wohlriechenden Salben geeignet ist. In diese Tätigkeiten sind die zugehörigen Berufe stillschweigend hinzuzurechnen.

Außer diesen schablonenartigen Aufzählungen der Tätigkeiten und des Standes der Planetenkinder behandeln die antiken Sternkatechismen auch eingehender auf Grund der Strahlenwirkung mehrerer Sterne diese Fragen. Eine bemerkenswerte Studie dieser Art wird auf das astrologische Gedicht eines sonst unbekannten Anubio zurückgeführt. Ptolemäus, Firmikus, Rhetorius und einige anonyme Abhandlungen, welche die brennende Frage über das zukünftige Gewerbe und die Lebensweise eines Menschen erörtern, sind in denselben Bahnen gegangen (die nähere Literatur gibt Kroll im Catal. Cod. Astrol. Graec. II S. 160 und Cumont ebd. VIII 4 S. 207, 25). Wie aus Rhetorius hervorgeht, hat Anubio nicht den Geburtsakt beurteilt, sondern seine Ratschläge für das bereits abrollende Schicksal eingerichtet. Dem Praktiker gibt nämlich Anubio den Rat, in der Beurteilung des Berufes sich zuerst über den körperlichen Zustand seines Klienten zu informieren. Denn wenn einer z. B. an Podagra leide, sei es ein Unsinn ihm vorauszusagen, daß er ein Ringkämpfer werde, und wenn jemand mit Chiragra belastet sei, könne er kein Schuster und ein Blinder könne nicht ein Flickschneider werden. Das gehört in das oft behandelte Kapitel, daß in der Praxis der Astrologe sich stets nach den gegebenen äußeren Verhältnissen zu richten hat und vor seiner Diagnose und Prognose wie ein Arzt erst sich seinen Patienten genau ansehen und lieber aus ihm als aus den ewigen Sternen die Unterlage für seine Prophezeiung erfragen soll. Nach diesem Astrologen kann man den Stand und das Gewerbe aus dem Ostpunkt, der oberen und unteren Kulmination und aus den diesen vorangehenden Himmelshäusern konstatieren; aber auch der 6. Ort, der über das Glück eines Menschen entscheidet, ist in diesem Sinne bedeutsam. Anubio verlangt außerdem, daß man den Aspekt der Planeten zum Monde sowie dessen Phase berücksichtigen müsse. Ist etwa der Mond in zunehmendem Licht mit Venus zusammen, dann soll man dem Konsulenten Glück von Weibern verkünden, mit Mars pflegt der Mond zum Kriegsdienst geeignet zu machen, mit Merkur Grammatiker, Rhetoren oder Weise, mit Saturn Forscher, Testamentsvollstrecker, Guts- und Hausverwalter. Ist der Planet, der den Beruf verleiht, in seinem eigenen Hause, dann spricht er den Beruf zu, der ihm von Natur zukommt. Ist er in einem fremden Zeichen, dann modifiziert der Planet, der ihn gastlich aufgenommen hat, die Einflüsse entsprechend seinem Charakter. Steht etwa der Berufsstern in einem Hause des Jupiter, dann ist mit berühmten, hochgemuten und sehr edlen Tätigkeiten zu rechnen. Dagegen deuten Saturns Häuser auf schmutzige, mühselige und entehrende Berufsarten, die martialischen Häuser veranlassen, daß die Betätigung in das Kriegshandwerk umgeleitet wird. Es kommen also

Digitized by Google

Waffen-, Eisen-, Feuer- und Schmiedearbeiten und öffentliche Leistungen in diesem Gewerbe in Erscheinung. In den Häusern der Venus bekommen die von dem Berufsstern dotierten Tätigkeiten ihre Richtung nach der Frauenwelt hin, es werden besonders genannt: Musenkünste, Weber, Maler, Bildhauer, Salbenhändler, Blumenflechter, Färber, Purpurhändler u. ä. Dieses Axiom, daß der Hausherr des Zeichens, in welchem der den Beruf bestimmende Planet steht, dessen Gaben variiert, wird durch die spezielle Nuancierung der Jupitereinflüsse demonstriert. Steht dieser glückverheißende Planet etwa in einem Hause der Venus, dann erzeugt er Priester, Angehörige einer Mysterienreligion, die in dieser einen hohen Rang erreichen, in einem Hause des Merkur wird man eine auf Tätigkeit in Erziehung, Philosophie, Schriftstellerei, Gerichtsbarkeit, Reden, Flötenspiel, Handel und in Maß und Gewichten schließen dürfen.

Vettius Valens, Antiochus, Firmikus und Rhetorius, um nur einige der antiken Astrologen zu nennen, sind mit einer unendlichen Pedanterie den einzelnen Tätigkeiten nachgegangen, welche aus den verschiedenen Strahlenmischungen destilliert werden konnten. Ein unerschöpflicher Strom ergießt sich, wenn wir die verschiedenen Tätigkeiten sondieren wollten, die man aus den unendlich modulationsfähigen Planetenmischungen und -aspekten gewonnen hat. Sie sind kultur- und religionsgeschichtlich von hohem Werte, da sie uns eine Reihe von Berufen und Berufsorganisationen mitteilen, von denen wir anderwärts kaum eine Kenntnis erhalten; auch für die Geschichte der Zünfte und die religiösen Zusammenschlüsse derselben ergibt sich manches neue Material. Die größte Liste dieser Art, die aus den Vermengungen der verschiedensten Sternstrahlen den Stand und das Gewerbe erschließt, dürfte der Astrologe Antiochus gegeben haben (2. Jahrhundert n. Chr.), der später u. a. auch von Rhetorius ausgeschrieben worden ist. Dieser wertvolle Text mit einer Menge von sonst kaum genannten Tätigkeiten ist neuerdings von Cumont aus einer griechischen astrologischen Sammelhandschrift der Pariser Nationalbibliothek im Catal. Cod. Astrol. Graec. VIII 4 S. 214ff. ans Licht gezogen worden. Diese überreiche Tabelle findet, wie Cumont hervorhebt, ein Gegenstück nur noch in dem Araber Albubatris, der im 90. Kapitel seines „Liber Genethliacus", sive de nativitatibus, gedruckt zu Nürnberg 1540, sich über die Erziehung und in den nachfolgenden Kapiteln eingehend über Stand und Gewerbe des Neugeborenen nach den verschiedenartigen Bestrahlungen ausläßt und dabei die üblichen Tätigkeiten als Schuster, Schneider, Kutscher, Maler, Bildhauer, Tüncher, Schiffer, Erdarbeiter, Schmiede, Ärzte, Kaufleute und Krämer u. a. mit allen denkbaren Unterarten und Spezialisierungen heranzieht.

Die maßgebende Lehre für die Feststellung der Berufsart hat Ptolemäus der gelehrten Sterndeutung gegeben, der neben den Tierkreisbildern vor allem den einzelnen Planeten und deren Konjunktionen einen großen Einfluß beimißt. In dem Kapitel, das er dieser Frage widmet (p. 178ff.), hat er eine sehr umfassende Berufszusammenstellung den Planeten und ihren wichtigsten Verbindungen gegeben. Ptolemäus zieht im Gegensatz zu der Häusertheorie nur die obere Kulmination als maßgebend in Betracht; eine gewisse Bedeutung spricht er noch dem Sonnenstand zu. Tonangebend sind für ihn die drei Planeten: Merkur, Venus und Mars und deren momentaner Stand im Tierkreis. Es dürfte bei der ungeheuren Bedeutung, welche Ptolemäus auf dem Gebiet der Sterndeutung genossen hat, sich lohnen, seine Richtlinien hier aufzuzeigen.

Merkur bringt, wenn er die totale Entscheidung über Tun und Handeln eines Kindes hat, Schreiber, Grammatiker, Rechner, Lehrer, Kaufleute, Geldleute (Bankiers, Geldwechsler), Seher, Astrologen, Opferpriester und allgemein Leute hervor, die es mit dem Schreiben und Geben und Nehmen zu tun haben. Steht Saturn als Geburtszeuge bei ihm, dann schafft er Verwalter fremden Besitzes, Traumdeuter, Menschen, die aus einer Tempeltätigkeit ihren Unterhalt verdienen durch Verkündigung der Orakelsprüche und göttlichen Ratschläge. Ist er mit Jupiter zusammen, dann erzeugt er

Digitized by Google

Gesetzschreiber, Rhetoren, Sophisten und Leute, die ihren Unterhalt in der Umgebung großer Persönlichkeiten verdienen.

Venus deutet einen Beruf an, bei dem es sich in der schon gezeigten naiven Angleichung an den Charakter der olympischen Göttin um Beschäftigung mit Parfümen und duftenden Salben, mit Wein, Farben und Schmuck dreht, also Salben- und Parfümhändler und -fabrikanten, Kranzflechter, Wirte, Kaufleute, Weber, Maler und Kleiderhändler. Diese Wirkungen werden durch Saturn und Jupiter wieder nach dem Charakter dieser Planeten spezialisiert. Zu Mars und zur Sonne gesellen sich alle Menschen, die mit Feuer arbeiten, darunter finden wir naturgemäß Bäcker oder Köche, Metallgießer und Schmiede; Mars allein erzeugt Eisenarbeiter, Schiffsbauer, Architekten, Landleute, Steinmetzen, Steinhauer, Holzhacker und Diener. Auch diese Strahlungen werden umgeformt, wenn Saturn sein Licht dazugießt; dann hat man Schiffer, Erbauer von Wasserleitungen, in unterirdischen Gängen Arbeitende, Soldaten, Köche und Badediener zu erwarten. Hier ist der Einfluß des Saturn einfach neben die generelle Marswirkung gestellt.

Weitere Spezialberufe katalogisiert Ptolemäus aus der Mischung der Strahlen dieser drei den Beruf dominierenden Planeten miteinander, zu denen als besondere Elemente dann noch die Zuströme der anderen Planeten kommen. So ist aus der Zusammenstirnung von Venus und Mars auf Färber, Salbenhändler, Zinnarbeiter, Blei-, Silber- und Goldschmiede zu rechnen, aber auch Erdarbeiter, Waffentänzer, Arzneibereiter und Ärzte der verschiedensten Heilmethoden gestalten sich aus dieser Influenz. Gesellt Saturn seine Kräfte diesen Sternen zu, dann gibt es Anbeter heiliger Tiere, Einbalsamierer von Menschenkörpern, Leute, die Klagelieder beim Begräbnis singen oder bei diesem Anlaß die Flöte blasen und Schwärmer, die an Geheimreligionen sich beteiligen, welche mit Klageliedern und Körperzerfleischungen verbunden sind. Gibt Jupiter sein Licht hinzu, dann entstehen ägyptische Priester, welche die heiligen Gewänder für die Götterbilder zu besorgen haben, Vogeldeuter, Tempeldiener (= Opfergeräte tragende), Aufseher der Weiber, Heiratsvermittler und Kuppler, die von solchen Dingen leben, und endlich überhaupt lebensfrohe Genießer, die keine Gefahr fürchten.

Auch in der Berufsdeutung kommt der Mond auffallenderweise sehr kurz weg. Es sind lediglich die alten populären Ideen, die etwas weiter gesponnen werden, daß der Mond auf die seelische Disposition einen bestimmten Einfluß hat. Seher, Schüsselwahrsager, Totenbeschwörer, Dämonenerreger, Zauberer, Astrologen, Orakelsager, Zukunftsdeuter, Gottbegeisterte, Traumdeuter und Exorzisten werden ihm angelehnt in deutlicher Verwertung der volkstümlichen Vorstellungen von den schädlichen Wirkungen des Mondlichtes auf die körperlichen und geistigen Verhältnisse des Menschen, der im Schlafe ungehindert den Mondstrahlen ausgesetzt ist.

Ptolemäus macht die Ansehnlichkeit des Berufes von der Kraft der herrschenden Planeten abhängig, und zwar ändert sich dieselbe nach der Stelle, welche die Sterne über dem Horizont einnehmen. Stehen sie im Osten oder im Westen, dann machen sie die von ihnen resultierenden Stände und Gewerbe hervorragend, im Westen oder in den fallenden Häusern sind die von ihnen abströmenden Berufe untergeordneten Ranges. Überwiegen die gütigen Sterne, dann darf man auf bedeutende, berühmte, ansprechende und reiche Tätigkeiten schließen; böse Sterne aber künden eine untergeordnete, unbedeutende, gefährliche und erfolglose Lebensarbeit an. In den anderen Systemen wird ein weit stärkerer Akzent auf die Bedeutung der zwölf imaginären Himmelshäuser gelegt. Grundlegend scheint das alte Orakelbuch, der Pinax des Hermes Trismegistos, gewesen zu sein. Vettius Valens, Firmikus, Paulus Alexandrinus, Rhetorius und auch einige anonyme Abhandlungen, die über die Kraftströmungen der Häuser instruieren, lassen in all ihren Variationen deutlich das prinzipielle alte Gut erkennen. In diesen mehr oder weniger ausführlichen und variierenden Betrachtungen der Wirkung der einzelnen Planeten, ihrer verschiedenartigen Konjunktionen und Aspekte in den ein-

Digitized by Google

zelnen Häusern sind in unermüdlicher Kombination alle erdenklichen physischen und psychischen Anlagen, ferner die wichtigsten Etappen im Individualschicksal, sowie Stand und Gewerbe durchgesprochen, um in der Praxis als Leitfaden zu dienen.

Zwiesprache halten zu dürfen mit Königen und Hohepriestern, von ihnen in weihevoller Offenbarung die astralen Tempelweisheiten durch Wort oder durch Schrift erfahren zu dürfen und gläubig weiterzugeben, das entspricht dem hohen Ideal der konservativen orientalischen Gottergebenheit und dem sich Fügen in den Despotismus des orientalischen Priester- und Königtums. Diese von dem orientalischen Autoritätsglauben überlieferten und in einer für uns heute noch unübersehbar langen, aber durchaus systematischen und folgerichtigen Entwicklung herangereiften Geheimnisse göttlicher und königlicher Sternenweisheit wurden von griechischen Wahrheitssuchern und selbstbewußten autokratischen Denkern im ersten Stadium der kühn alle göttlichen und priesterlichen Offenbarungsweisheiten hinwegreißenden rationalistischen Aufklärung als menschliche Irrungen erkannt und abgelehnt. Die nicht viel spätere Entwicklung zeigt aber, wie andererseits in rascher und mächtig um sich greifender Umdeutung die altägyptischen Priesterlehren und Tempeloffenbarungen in titanischem Ungestüm die Aufklärungen des griechischen Freidenkertums niederreißen. Und aus diesem wechselvollen Ringen verschiedener Weltanschauungen hebt nun der antike Mensch ein neues wunderliches Gebilde zum Himmel und gibt es ungezählten Generationen weiter. Dieses trägt unverkennbar die Dogmen der alten Sakraloffenbarung weiter, aber das mystische Zwielicht ist dadurch abschattiert, daß an Stelle der alten persönlichen und impulsiv aus eigener Machtvollkommenheit handelnden astralen Zeitgötter des ägyptischen Pantheons die zu unfaßlichen mathematisch-astronomischen Begriffen und zu astrophysikalischen Potenzen verflüchtigten Olympier der griechischen Religion und die rein astronomisch-mathematischen Gebilde der astralen Kraftfelder gleichberechtigt gestellt sind. Nimmt man aber diese Masken weg, dann bleibt schließlich doch immer wieder das Gespinst rein menschlicher primitiver Phantasie zwischen den Händen. Was aber in dem antiken Denken und Glauben zuguterletzt immer wieder versöhnt und entschuldigt, ist die starke Gebundenheit der Massen an die alten Normen und Götter, die durch die Übertragung in die Sternenwelt und durch den ganzen Schimmer des Sternendaseins innerlich einen neuen und zum Teil veredelnden Inhalt bekamen. Und die Sternenkindschaft band weiterhin den erdgewandten Sinn aufwärts mit all ihrem tiefen Sternenzauber hinauf an die ewigen Mächte, die den Menschen durch ihre Schicksalskraft ins Leben kommen ließen und nach der starren Auffassung der orthodoxen Sternpriester so zu werden zwangen, wie der Charakter der Sterngötter im Geburtsmomente es mit absoluter Naturnotwendigkeit erforderte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Charakterologische Studien an Verbrechern

Von TH. ZIEHEN (Halle a. d. Saale)

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Im Anschluß an meine früheren psychiatrischen Untersuchungen an Verbrechern habe ich im letzten Jahrzehnt zahlreiche Verbrecher im Gefängnis[1]) sowie straffällige Kinder und Jugendliche in meinen Sprechstunden für Verwahrloste im psychologischen Institut unabhängig von speziell psychiatrischen Fragestellungen untersucht. Der Hauptzweck aller dieser Untersuchungen war erstens die Aufklärung aller derjenigen Faktoren, welche in ihrem Zusammenwirken die einzelne Strafhandlung und — in vielen Fällen — eine generelle verbrecherische Lebensführung bedingen, und zweitens die Auffindung irgendwelcher Mittel und Wege, welche geeignet sein könnten, Strafhandlungen bzw. Wiederkehr von Strafhandlungen zu verhüten. Da es sich dabei offenbar im Wesentlichen um die „Strebungen“[2]) im Zusammenhang mit der ganzen Persönlichkeit (im weitesten Sinn) handelt, so fallen die Ergebnisse zu einem großen Teil in das Gebiet der sogen. Charakterologie und der Charakterotherapie[3]). Im Folgenden greife ich solche Fälle heraus, die einerseits für die allgemeinen Fragen der Charakterologie besonders interessant und andererseits vom praktisch-sozialen Standpunkt besonders bedeutsam sind. Zum Teil habe ich diese Fälle in meinen kriminalpsychologischen Übungen, die ich seit längerer Zeit abhalte, ausführlich erörtert. Hier muß ich mich auf eine sehr abgekürzte Darstellung beschränken. Wenn ich dabei jugendliche Fälle im allgemeinen bevorzuge, so beruht dies darauf, daß in diesen die Analyse der beteiligten Faktoren in der Regel leichter und sicherer gelingt. Vorzugsweise werden Fälle aus meiner früheren Erfahrung, die nunmehr 40 Jahre umfaßt (Görlitz, Jena, Utrecht, Berlin), herangezogen.

Ich gehe von einem einfachen, aber doch in vielen Richtungen bemerkenswerten Fall aus, der im 24. Lebensjahr zu meiner Beobachtung kam, um dann im Anschluß daran unter Heranziehung weiterer Fälle gewisse allgemeine Richtlinien der charakterologischen Untersuchung von Verbrechern zu besprechen. Es handelt sich um einen Artisten M. N., der wegen Betrugs und Diebstahls zu Gefängnis verurteilt ist. Der Vater soll etwas nervös, insbesondere jähzornig, sonst aber normal und gerichtlich unbestraft sein. Auch sonst soll in der Familie kein Fall von Nerven- oder Geisteskrankheit vorgekommen sein. Eine Schwester ist normal, phlegmatischen Temperaments, unbestraft, ein Bruder etwas jähzornig, sonst normal und gleichfalls unbestraft; beide sind älter als er. Auf der Schule lernte er leicht und blieb nie sitzen. Von Krampfanfällen in der Kindheit weiß er nichts. Er hat nicht gehört, daß er verspätet laufen und sprechen gelernt habe. Im Betragen hatte er zweimal auf dem Schulzeugnis die Note mangelhaft. Sein Temperament war schon in der Kindheit nach seiner Angabe „ziemlich fidel“, aber hin und wieder überkam ihn plötzliche Traurigkeit. Jähzornig will er „nicht gerade“ gewesen sein, auch „nicht gerade“ besonders viel gelogen haben.

---

[1]) Den Behörden spreche ich für ihr Entgegenkommen bei diesen Untersuchungen meinen ergebensten Dank aus.

[2]) Ich gebrauche diesen Terminus hier im Anschluß an Utitz (Charakterologie 1925, S. 5, 188 usf.). Man muß sich nur klar sein, daß in vielen Fällen auch das Ausbleiben von Strebungen den Charakter kennzeichnet.

[3]) Vgl. über diese meinen Aufsatz über die Erziehbarkeit von Erwachsenen, 40. Jahrb. d. Gefängnisgesellschaft f. d. Provinz Sachsen u. Anhalt, Halle a. S. 1924, S. 13.

Digitized by Google

Der Vater behandelte ihn sehr streng, die Mutter verwöhnte ihn nicht gerade, „vertuschte“ aber manches, wenn er einen dummen Streich gemacht hatte. In der Schule „mußte die Klasse ihm immer gehorchen“. Der Vater verwarnte ihn immer wegen seines Fabulierens. Diebstähle sollen während der Schulzeit nicht vorgekommen sein („wenn man einmal dem Nachbar in die Äpfel geht, das betrachtet man dahinten nicht als Stehlen“). Schon als Junge las er viel, auch Kriminalromane. Keine besondere Neigung zum Naschen.

Nach der Entlassung aus der Schule sollte er Schlosser werden. Angeblich gab er die Lehrstelle wegen Augenschmerzen auf. Dann sollte er in einem Bergwerk arbeiten. „Das paßte ihm nicht“, und deshalb lief er weg und trat mit 14½ Jahren als Dressurgehilfe in einen Zirkus ein. Im Jahre 1918 meldete er sich freiwillig zum Militärdienst, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse infolge des Kriegs im Zirkusberuf zu ungünstig wurden. Er soll es bis zum Gefreiten gebracht haben. Nach Schluß des Krieges, berichtet er, „fuhr ich mit den ansehnlichen Ersparnissen in der Weltgeschichte herum, in allen Großstädten und sah mehr vom Leben, als für mich gut war, ich verkehrte gern in Gesellschaft und wurde für mehr genommen, als ich in Wirklichkeit war.“ Er legte sich gern einen adeligen Namen bei. Als das Geld ausging — wie er selbst zugibt, schon vorher —, beging er zahlreiche Strafhandlungen (Diebstahl, Betrug, Unterschlagung, Urkundenfälschung). Die erste Bestrafung ist bereits 1917 erfolgt. 1919 machte er noch einmal einen Versuch im Zirkus zu arbeiten: „ich war so zerfahren, ich war nicht mehr zu gebrauchen, ich konnte die Tiere nicht mehr dirigieren, ich hatte keine Kurage mehr, ich hatte die Rücksichtslosigkeit nicht mehr.“ Ein Versuch mit kleinen Handelsgeschäften brachte offenbar zu wenig ein. Zuletzt wurde er steckbrieflich von 11 Staatsanwaltschaften gesucht. Die letzte (jetzige) Verurteilung erfolgte wegen Betrugs in 21 Fällen zu 6 Jahren Gefängnis. Meistens handelte es sich um typische Hochstapeleien, bei denen er sich für den Sohn eines Arztes oder eines reichen Fabrikanten u. dgl. ausgab. Mit besonderer Vorliebe erschwindelte er sich Motorfahrräder (er war ein leidenschaftlicher Motorradfahrer). Die Ausführung bot im Einzelnen, soweit ich mir Einblick verschaffen konnte, nichts Bemerkenswertes.

Während seiner Militärzeit will er 2—3 mal Anfälle gehabt haben: er bekam Kopfschmerz unter beiden Augen und Druck in den Schläfen, sah „rote Spiralen“ vor den Augen, dann wußte er von nichts mehr. In dem einen dieser Anfälle soll er (nach seiner Angabe) eingenäßt haben. In den beiden Anfällen, die er genauer beschreibt, war ein Ärger vorausgegangen.

Über die sofort auffallenden zahlreichen, zum Teil sehr tiefgehenden Narben am ganzen linken Vorderarm berichtet er folgendes. Das erste Mal habe er sich in fröhlicher Gesellschaft einen Schnitt beigebracht, weil er sich über ein Frauenzimmer ärgerte, mit dem er über einen Ring in Streit geraten war. Infolge der Schwächung durch den starken Blutverlust habe er ein Wollustgefühl gehabt, als führe er den Beischlaf aus, bzw. als habe er ihn soeben ausgeführt. Deshalb habe er später auch ohne Ärger sich öfters geschnitten (nach seiner Angabe etwa 30 mal im ganzen). Eigentliche Selbstmordabsicht habe er nie gehabt. Nur für den letzten Schnitt (im Gefängnis) gibt er an: „ich hatte die Nase voll, es war mir alles wurst, ursprünglich wollte ich mir den Zustand verschaffen, dann hab' ich das Blut laufen lassen, um zu sterben; ich fiel um auf den Arm, und deshalb habe ich mich nicht verblutet.“ Auf Vorhalt bestreitet er entschieden, mit den Schnitten seine Aufnahme in ein Krankenhaus und Entweichung aus letzterem bezweckt zu haben. Über das Motiv bei dem ersten Versuch (in jener Gesellschaft) behauptet er sich selbst nicht klar zu sein: eigentlich habe er gar keine bestimmte Absicht gehabt, er sei damals noch in guten Verhältnissen und ganz fidel gewesen. Den Blutverlust bei den späteren Schnitten beziffert er auf etwa 2 Liter; drei- oder viermal sei eine Kochsalzinfusion notwendig geworden. Wenn diese Angaben

Digitized by Google

auch übertrieben sein mögen, so spricht der Narbenbefund doch mit größter Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Blutverlust in der Tat oft sehr stark gewesen ist.

Im Anschluß an diese Feststellungen über sein Geschlechtsleben befragt, gibt er an, daß er zwar normalen Geschlechtsverkehr gehabt, aber „niemals viel auf Frauenzimmer gegeben habe", er habe sich „lieber von Frauen bemuttern lassen". Einmal habe er sich, während er bei einem Frauenzimmer im Bett lag, eine Zigarette angesteckt. Homosexuelle, sodomitische und sadistische Neigungen sollen nicht bestanden haben. Auch will er weder als Kind noch späterhin zu Tierquälereien geneigt haben. Er sei von den Frauenzimmern mehr gebraucht worden, als daß er sie gebraucht habe. Dabei fürchtet er doch, sich einmal eine syphilitische Ansteckung zugezogen zu haben (Ausschlag am ganzen Körper). Auch will er einmal Tripper gehabt haben. — Alkoholexzesse scheinen nur gelegentlich stattgefunden zu haben; Nikotiana-exzesse sind sehr wahrscheinlich, er will ca. 100 Zigaretten pro Tag geraucht haben (Renommage?).

Dies hier nur mit sehr vielen Abkürzungen wiedergegebene Lebensbild konnte nun durch eine eingehende Untersuchung in vielen Punkten vervollständigt werden. Zunächst sei erwähnt, daß die körperliche Untersuchung, soweit sie vorgenommen werden konnte, außer jenen Narben nichts Abnormes ergab. Auch ein auffälliges Hervortreten eines bestimmten Konstitutionstypus ließ sich nicht feststellen (genauere Messungen wurden nicht vorgenommen)[1]). Die Intelligenz liegt etwas über dem Durchschnitt. 7 vorgesprochene einstellige Zahlen werden richtig nachgesprochen. Auch schwierigere Unterschiedsfragen werden vollkommen richtig beantwortet. Eine Erzählung wird richtig, ohne erhebliche Umgestaltung reproduziert. Auch bei der Kompositionsprobe ist von Hyperphantasie kaum etwas zu bemerken. Er gibt aber an, schon als Kind viel geträumt, das Geträumte ausgemalt und dann immer als Wirklichkeit erzählt zu haben.

Über seine Strafhandlungen und sonstigen Erlebnisse berichtet er etwa in der Art und Weise, wie man interessante Geschichten erzählt. Ein erheblich gesteigertes Selbstbewußtsein ist allenthalben unverkennbar. Im Mittelpunkt stand fast immer: „ich wollte den großen Mann spielen." Auch ist in seinen Berichten eine theatralische Färbung unverkennbar.

Die ethischen Begriffe sind in normaler Weise entwickelt (Definitionsfragen usf.). Sehr schwer ist es zu einem richtigen Urteil über seine ethischen Gefühle zu gelangen. Die Fernaldsche Probe scheint zu zeigen, daß sie in etwa normaler Weise differenziert sind. Ich verwende gewöhnlich die folgenden, hier nicht ausführlich wiederzugebenden drei Proben, die allerdings nur für eine gröbere Untersuchung ausreichen[2]):

1. Entwendung von 5 Semmeln aus Hunger,
2. Entwendung von 10 Mark von einem Ladentisch und Vernaschen usf. des gestohlenen Geldes, und
3. Entwendung von 50 Pfg. aus der Mütze eines blinden Drehorgelspielers und gleichfalls Vernaschen des Geldes.

Er gibt sofort an, daß der dritte Dieb der schlechteste ist; es komme nicht auf die 10 Mark an, sondern darauf, wem er das Geld weggenommen habe. Er weiß wohl und scheint auch zu fühlen, daß man nicht stehlen darf, fügt aber hinzu: „ich hab' mir immer gesagt: wenn ich einem etwas wegnehme, der's entbehren kann, dann ist es nicht so schlimm; die Gemeinheit fängt doch erst da an, wenn ich einem etwas wegnehme, der es schmerzlich vermißt." Er stellt auch die unkontrollierbare Behauptung

[1]) Vgl. F. v. Rohden, Arch. f. Psychiatrie 1926, Bd. 77, S. 151 (Körperbauuntersuchungen an 150 nicht-geisteskranken Insassen eines Strafgefängnisses).

[2]) Vgl. zu diesen Methoden meine Prinzipien u. Methoden der Begabungs-, insbes. der Intelligenzprüfung bei Gesunden u. Kranken, 5. Aufl., Berlin 1923.

Digitized by Google

auf, daß er das durch seine Betrügereien erbeutete Geld zum Teil, „weil es ihm leid tat", den Leuten zurückgegeben habe; den größten Teil habe er verschleudert oder verschenkt, „den geringsten Prozentsatz für sich verbraucht"[1]). Auf die direkte Frage, ob man nach seiner Auffassung einen Reichen, der es nicht vermisse, bestehlen dürfe, meint er, er würde sich keine sonderlichen Gewissensbisse machen, aber nach seiner heutigen Überzeugung sei es doch auch schlimm, wenn man einen Reichen bestehle. (Wodurch hat sich Ihre Überzeugung geändert?) „Durch die Haft, die Einzelhaft; wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ich die Strafe verdiene, hätte ich die Haft nicht ertragen, heute hab' ich mich damit abgefunden." Den Eindruck einer wirklichen Reue bekommt man bei seiner Berichterstattung über die Strafhandlungen nicht.

Ich gehe nunmehr unter Weglassung zahlreicher weniger wichtiger Einzelheiten unmittelbar zu einer charakterologischen Zusammenfassung der analytisch gewonnenen Tatsachen über.

Offenbar sind die meisten charakteristischen Eigentümlichkeiten des M. N. gewissermaßen zentriert um sein gesteigertes Selbstbewußtsein, das sich gelegentlich zu Selbstbewunderung steigert. Er ist von seiner Bedeutung überzeugt und will als etwas Besonderes gelten und dementsprechend behandelt werden. Wie sich diese „egotistische" Überhebung entwickelt hat, ist zweifelhaft. Ob eine ähnliche Veranlagung bei einem Elter vorliegt, ist leider unbekannt. Jedenfalls reicht sie bei ihm bis in die Kindheit zurück. Die Verwöhnung durch die Mutter mag zu ihrer Entwicklung beigetragen haben. Ebenso hat seine etwas überdurchschnittliche Phantasiebegabung, wie viele andere Erfahrungen lehren, begünstigend gewirkt. Auch war an eine sogen. hyperthymische psychopathische Konstitution zu denken, wie sie nicht allzu selten z. B. bei Leichtsinnsverbrechern vorkommt. Die oben (S. 197) über seine Stimmungslage berichteten Äußerungen könnten zugunsten einer solchen Annahme verwertet werden (zirkuläre Disposition??). Indessen steht sein ganzes sonstiges Verhalten mit einer solchen Diagnose nicht im Einklang.

Zu einem Auftreten rudimentärer Größenideen, wie wir sie bei der paranoiden psychopathischen Konstitution[2]) so häufig finden, ist es bei ihm nicht gekommen. An die Titel und Würden, die er sich beigelegt hat, hat er selbst nie geglaubt. Unter den vielen von mir beobachteten Hochstaplern, die zum Teil(!) in dieselbe große charakterologische Gruppe gehören, finden sich auch manche, bei denen eine solche paranoide Transformation sehr deutlich ist. So untersuchte ich kürzlich einen in vielen Beziehungen ähnlichen Strafgefangenen Y, der sich gleichfalls Motorräder erschwindelte, für einen Detektiv ausgab, „nur um vor den Leuten groß zu tun", u. dgl. m., bei dem aber auch rudimentäre Größenideen auftraten: er wollte ein Perpetuum mobile und vieles andere erfinden („ich denke vielleicht viel weiter als andere Menschen"). Allerdings behauptet er jetzt überzeugt zu sein, daß diese Erfindungen „noch nicht reif" seien, er beschuldigt aber doch die Gefängnisbeamten, daß sie in seine Papiere Einsicht genommen hätten, um ihn um den Ruhm seiner Erfindungen zu bringen[3]). Er bittet um seine Schreibsachen, weil „es doch eine Sache sei, die der Öffentlichkeit, dem Verkehr, d. h. uns allen zugute komme." Von einer ausgesprochenen Paranoia kann dabei keine Rede sein. Ein anderer Strafgefangener (Heiratsschwindler) hat eine neue Sprache, „Ligilsprache", erfunden, in der alle Worte symmetrisch gebildet sind (li-g-il), um das Erlernen zu erleichtern; er will „immer ein bißchen erfinderisch gewesen sein". Man kann sich, scheint mir, auch mit einiger Wahrscheinlichkeit verständlich machen,

[1]) Vgl. hierzu z. B. den höchst interessanten Fall von Joerger, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 1904, Bd. 27.

[2]) Vgl. meine Geisteskrankheiten einschl. des Schwachsinns u. die psychopathischen Konstitutionen im Kindesalter, 2. Aufl., Berlin 1926, S. 518ff. u. 431ff., namentlich auch die dort mitgeteilte Krankengeschichte E. A.

[3]) Also andeutungsweise rudimentäre „komplementäre" Verfolgungsvorstellungen.

Digitized by Google

warum bei M. N. und vielen anderen ähnlichen Hochstaplern eine solche paranoide Ausgestaltung ausgeblieben ist: es fehlen schwere pathogene Faktoren vollständig. Die zornmütige Veranlagung des Vaters involviert nach unseren Erfahrungen an sich keine schwere erbliche Belastung. Bei den paranoiden Fällen wird fast nie ein ausgesprochenes ätiologisches Moment vermißt. So liegt bei dem oben erwähnten Y außer einer nicht ganz sichergestellten erblichen Belastung eine schwere Hirnerschütterung im Alter von 8—9 Jahren vor (Fall von der Treppe mit längerer Bewußtlosigkeit).

Die Phantasieveranlagung des M. N. spielt in seinem Charakterbild insofern noch eine besondere Rolle, als sie durchaus an sein Ich gebunden ist. Erzählungen und Erlebnisse, die zu seinem Ich in keiner näheren Beziehung stehen, werden von ihm und ähnlichen Individuen gar nicht oder nur ganz unerheblich im Sinn einer Hyperphantasie transformiert. Es empfiehlt sich dringend, charakterologisch diese beiden Steigerungen der Phantasietätigkeit auseinander zu halten: die egozentrische, die sich im Wesentlichen auf das eigene Ich bezieht, und die universelle, die sich auch auf „ich-ferne" Gegenstände ausdehnt. Natürlich ist jede Phantasietätigkeit subjektiv, aber nicht jede ist zugleich egozentrisch. Es versteht sich von selbst, daß diese egozentrische Richtung der Hyperphantasie eng mit dem gesteigerten Selbstbewußtsein zusammenhängt.

Mit der gesteigerten Phantasietätigkeit steht bei M. N. wie bei vielen ähnlichen Personen die allgemeine Unstetheit in Wechselbeziehung. Die Produktionskraft eines Dichters ist oft groß genug, daß er ohne wechselnde Anregungen von außen bei seinem Schaffen auskommt und Befriedigung findet. Bei den hier in Frage kommenden Personen ist dies fast niemals der Fall. Ihre Phantasie verlangt fortwährend wechselnde Anregung von außen. Eine monotone Berufstätigkeit an einem und demselben Ort ist ihnen ein Greuel. Daher halten sie bei keinem Beruf und an keinem Ort lange aus, es sei denn, daß der Beruf (Wanderzirkus u. dgl.) oder der Ort (Großstadt) an sich unausgesetzten Reizwechsel darbietet. So erklärt es sich auch, daß in der Anamnese oft „fugues" („Fortlaufen") während der Schulzeit berichtet werden.

Man hat sich zuweilen vorgestellt, daß die gesteigerte Phantasietätigkeit solche Menschen geradezu auf die Bahn des Verbrechens treibe[1]). Nach meinen Erfahrungen trifft dies in der Regel nicht zu. Meistens bestimmt die Hyperphantasie nur die spezielle Auswahl der Strafhandlungen. Wie ein geschickter Turner seine gymnastische Begabung als „Fassadenkletterer" zu Diebstählen bzw. Einbrüchen ausnützt, so verwertet der Phantasiebegabte sein spezielles Talent zu Hochstapeleien.

Nicht selten verbindet sich gerade die egozentrische Hyperphantasie mit einer charakteristischen theatralischen Befähigung. Solche Menschen fühlen sich in überraschender Weise in andere Persönlichkeiten ein und ahmen mit größtem Geschick die von ihnen eingefühlten Persönlichkeiten nach. Auch bei M. N. scheint diese Fähigkeit in hohem Maß vorgelegen zu haben. Nur hierdurch wird verständlich, daß er auch vorsichtige und erfahrene Geschäftsmänner täuschen konnte. In anderen Fällen ist diese Begabung noch viel ausgesprochener. Ich entsinne mich eines Untersuchungsgefangenen, der die gewiß nicht leichte Rolle eines Prinzen von Birma auch in der Klinik mit dem größten Geschick lange Zeit durchführte. Man hat übrigens in solchen Fällen sehr oft den Eindruck, daß trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins die Persönlichkeit relativ wenig fundiert und wenig stabil ist und dies Moment die Einfühlung in andere Rollen erleichtert, also gewissermaßen der gesteigerten Phantasietätigkeit zu Hilfe kommt.

---

[1]) Man hat sich dabei sogar auf ein bekanntes Wort Goethes berufen (Wahrheit u. Dichtung, Buch 2, kurz vor dem Knabenmärchen „Der neue Paris"). Vgl. z. B. E. Wulffen, Kriminalpsychologie, Berlin 1926, S. 350.

Digitized by Google

Bei M. N. hält sich diese Einfühlungsfähigkeit in bescheidenen Grenzen. In manchen Fällen geht sie soweit, daß — ähnlich wie bei guten Schauspielern — das Bewußtsein der wirklichen eigenen Persönlichkeit zwar nicht verloren geht, aber doch zurücktritt, gewissermaßen latent wird. Ich habe dies wiederholt selbst beobachtet, will aber hier nur die Äußerungen eines von C. Rath[1]) beobachteten Verbrechers anführen, weil sie den Tatbestand ganz besonders anschaulich ausdrücken. Es handelt sich um einen Hochstapler, der aus ordentlicher Familie stammt und schon auf der Schule ein mit reicher Phantasie begabter Knabe war. Zuletzt wurde er wegen Betrugs usf. mit 8 Jahren Zuchthaus bestraft. Er liebte es, in der Uniform eines Dragoneroffiziers aufzutreten und las gern Romane, in denen das Leben der vornehmen Welt beschrieben wird. Unter den Zuchthäuslern hieß er „Graf Gleichen". Er gab selbst zu, daß er sich nach seiner Entlassung wieder der Hochstapelei widmen werde. Auf Vorhalt, daß er aus Angst vor Entdeckung doch zu keinem wirklichen Genuß komme, erwiderte er: „Sobald ich die Uniform am Leibe habe, vergesse ich alle Gefahren, die mir drohen können; ich bin jetzt ein anderer geworden, kein Gedanke daran taucht in mir auf, daß ich in Gefahr sei, entlarvt zu werden; vergessen sind dann die Jahre langer Haft und Entbehrung; ich fühle mich in solchen Stunden wirklich glücklich und genieße das Glück dieser Stunden in dem Bewußtsein, daß sie schön sind und um keinen Preis zu teuer erkauft." Wenn man auch solche Äußerungen sicher nicht als bare Münze hinnehmen darf und große Abstriche für Renommage u. dgl. gerade im Hinblick auf die lebhafte Phantasie dieser Individuen machen muß, so ist bei der auffälligen Übereinstimmung dieser Bekenntnisse in den verschiedensten Fällen doch wohl nicht daran zu zweifeln, daß solche psychische Zustände wirklich vorkommen. Die hierfür vorgeschlagene Bezeichnung „Verbrecherrausch" scheint mir wissenschaftlich nicht zweckmäßig.

Gelegentlich geht die Ausbildung eines solchen Doppelzustandes noch sehr viel weiter. Schon Delbrück[2]) hat hervorgehoben, daß in diesen Fällen zwei scheinbar miteinander im Widerspruch stehende Bewußtseinszustände gleichzeitig nebeneinander bestehen können, während Henneberg[3]) im Anschluß an die Mitteilung eines sehr interessanten Falles annimmt, daß das eigentümliche Verhalten solcher Individuen im Wesentlichen schon durch die Annahme erklärt werde, daß je nach der zeitweiligen Lage ihrer Stimmung und nach der Intensität, mit welcher sie sich mit den Phantasievorstellungen befassen, das Bewußtsein von der Unrechtmäßigkeit ihrer Aussagen und Handlungen schwanke. Der von H. untersuchte Betrüger sprach sogar von seinem „Wahn-Ich" oder „Lügen-Ich".

Bei der hysterischen psychopathischen Konstitution ist ein ähnliches Verhalten nicht selten. Bei dieser Sachlage ist es schwerlich ein Zufall, daß bei M. N. zwei- oder dreimal Anfälle aufgetreten sind, die wahrscheinlich als hysterische aufzufassen sind (vgl. S. 198). Seine Beschreibung der Anfälle ist so natürlich und stimmt mit Beobachtungen in nicht-simulationsverdächtigen Fällen so gut überein, daß Erfindung im

---

[1]) Münchener Studien z. Psychologie u. Philosophie 1920, Bd. 1, S. 130.

[2]) Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler, Stuttg. 1891. — Wie schwierig in manchen hierher gehörigen Fällen die Frage der Simulation bzw. des pathologischen Charakters werden kann, zeigt z. B. ein Fall Mönkemöllers, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 1904, Bd. 28.

[3]) Charité-Annalen, Bd. 25. Ich stimme nur insofern mit H. nicht überein, als ich bezweifle, daß in solchen Fällen das Abnorme in der psychischen Konstitution fast ausschließlich eine krankhafte Steigerung der Phantasietätigkeit bildet (H. fügt übrigens selbst „anscheinend" hinzu). Es muß immer noch eine abnorme Reaktionsweise auf die gesteigerten Phantasievorstellungen hinzukommen, welche den Ausgleich mit den normalen Wirklichkeitsvorstellungen und die Kontrolle durch dieselben erschwert. Auch die egozentrische Beziehung (siehe oben) ist von größerer Bedeutung.

Digitized by Google

Sinn der Hyperphantasie oder der Simulation nicht wahrscheinlich ist. Das Einnässen könnte als ein Hinweis auf die epileptische Natur des Anfalles angesehen werden, indes kommt es gelegentlich auch in hysterischen Anfällen vor, und für letztere spricht namentlich die Anknüpfung an eine Affekterregung (Ärger). Man könnte höchstens auch noch an sogen. affekt-epileptische oder epilamptische Anfälle[1]) denken, wie ich sie auf dem Boden solcher Veranlagung gerade bei Verbrechern nicht selten beobachtet habe.

Man hat zuweilen die Neigung der Hochstapler, Theater zu spielen, auf einen besonderen Verstellungstrieb zurückgeführt. So spricht Wulffen[2]) von einem „eingeborenen Verstellungsinstinkt", für dessen Existenz auch die Psychologie des Kindes den Nachweis liefere. So schreie „der völlig trocken und gesättigt liegende Säugling gleichwohl mörderlich, um durch das freundliche Wesen, das ihm Abhilfe gegen Nässe und Hunger brachte, wieder eine Abwechselung zu haben." Ich habe gegen diese Deutung erhebliche Bedenken und möchte überhaupt glauben, daß die Charakterologie gegenüber der Annahme aller solcher „Instinkte" die größte Vorsicht beobachten sollte. Wenn, wie gleichfalls Wulffen anführt, ein Kind ein Bedürfnis vortäuscht, nur um aus dem Bettchen genommen zu werden, so hat man vor allem zu berücksichtigen, daß bei dem Kind die Kategorien „wirklich" und „unwirklich" durchaus nicht in demselben Sinn und vor allem nicht mit derselben Schärfe geschieden werden wie bei dem Erwachsenen. Man hat oft den bestimmten Eindruck, daß dem Kind die Wirklichkeit des Erzählten gegenüber der Konstanz des Erzählten gleichgültig ist. Während es gegen jede Abweichung vom Erzählungsinhalt bei einer Wiederholung der Erzählung oft sehr empfindlich ist, wirft es die Frage nach der Wirklichkeit meistens gar nicht auf. Und selbst wenn das Kind in etwas höherem Alter sich der „Unwirklichkeit" des Vorgetäuschten völlig bewußt ist, bleibt es noch lange ohne Gefühl für die ethische Tragweite seines „Vortäuschens". Unter diesen Umständen halte ich es nicht für richtig, von einem Verstellungstrieb, Verstellungsinstinkt u. dgl. zu sprechen. Richtig bleibt nur, daß die Begabung und die Lust zu solchen „Vortäuschungen" schon in relativ frühem Kindesalter individuell sehr verschieden ist, und es wäre gewiß interessant, systematisch exaktes Material zu sammeln, wie weit sich z. B. bei bestimmten Verbrecherkategorien Auffälligkeiten in dieser Richtung gezeigt haben. Mein eigenes Material reicht zur Zeit noch nicht aus. Bei M. N. liegen sichere Anhaltspunkte für seine frühe Kindheit nicht vor.

Die Selbstüberhebung zusammen mit der lebhaften Phantasietätigkeit führt fast stets zu einer auffälligen Renommage. Ich kann in dieser Beziehung auf die vortreffliche Abhandlung von H. Stelzner[3]) „Zur Psychologie der verbrecherischen Renommisten" verweisen. Bald handelt es sich um freie Erfindungen, bald — und zwar erheblich öfter — um Entlehnungen aus Zeitungen und Romanen. Auch bei M. N. klingt eine renommistische Tendenz überall durch (vgl. S. 198ff.).

Ein anderes Symptom[4]), das bei straffälligen Jugendlichen eine außerordentliche Rolle spielt und keinem entgeht, der sich auch nur etwas gründlicher mit dem Jugendleben dieser Individuen beschäftigt, das insbesondere auch bei Hochstaplern nicht selten vorkommt, das Auftreten sogen. Vorstellungsüberwertigkeiten ist bei M. N. sehr wenig ausgesprochen. Wir verstehen darunter stark lust-, etwas seltener: stark unlust-betonte Vorstellungskomplexe, die ohne ausreichende Motivierung für

[1]) Vgl. über diese Anfälle und ihre Beziehung zu den echten epileptischen und zu den eklamptischen Anfällen Ziehen, Geisteskr. l. c., S. 416.

[2]) L. c., S. 350.

[3]) Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie 1919, Bd. 44, S. 391.

[4]) Wenn ich den Terminus „Symptom" brauche, sehe ich von der pathologischen Bedeutung dieses Wortes ganz ab. Wörter wie „Merkmal", „Zeichen" weisen zu stark auf die diagnostische Bedeutung hin. Auch der Terminus „Eigenschaft" ist nicht immer passend.

Digitized by Google

längere oder kürzere Zeit einseitig das ganze Denken und Handeln mit einer auffälligen „Energie" beherrschen. Französische Autoren sprechen von Monoideïsmen. O. Groß zieht die Bezeichnung „wertüberhöhte Komplexe" vor. Da „Werte" eigentlich gar nicht in Frage kommen, spricht man am besten einfach von hyperergischen Vorstellungskomplexen. Schon vor vielen Jahrzehnten hat sie Magnan in ausgezeichneter Weise geschildert (bei den sogen. Dégénérés supérieurs). Auf dem Boden erblicher (speziell degenerativer) Belastung oder anderer Prädispositionen sind sie besonders häufig. Zuweilen stellen sie das einzige auffällige pathologische Symptom dar. In manchen Fällen wird man überhaupt Bedenken tragen, von einem pathologischen Charakter des Symptoms zu sprechen und es noch innerhalb der normalen Schwankungsbreite unterbringen können. Mit sogen. Zwangsvorstellungen haben die hyperergischen Vorstellungen nichts zu tun; denn es fehlt ihnen ganz das für diese charakteristische „Fremd"bewußtsein und damit das „anankastische" Moment[1]). Dieser Gegensatz ist so stark, daß auch Kombination mit Zwangsvorstellungen extrem selten ist. Auf die sehr interessante Entstehungsweise (gerade auch bei sonst normalen, insbesondere auch bei nicht-kriminellen Individuen) werde ich bei einer anderen Gelegenheit eingehen. Der Inhalt solcher Vorstellungen liegt auf den verschiedensten Gebieten. Ein anderer meiner Hochstapler, den ich oben bereits kurz erwähnt habe, hat schon etwa ein halb Dutzend solcher monoideïstischer Phasen hinter sich: so war er zeitweise enragierter Guttempler, dann ebenso absoluter Kommunist, dann Adventist (als solcher dichtete er Glaubenslieder); jetzt schwärmt er von dem Plan, nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis Krankenpfleger zu werden („lebendes Material statt totes", „ich ziehe ein einfaches Leben vor, statt in Gala zu gehen"). Man kann voraussagen, daß er sich als Pfleger wahrscheinlich zunächst ganz gut führen würde, daß aber dann bald eine neue überwertige Vorstellung die Pflegervorstellung verdrängen würde, wenn nicht schon vorher neue Hochstapeleien einsetzen.

Bemerkenswert und leicht erklärlich ist auch, daß nicht wenige der Geistesverwandten von M. N. sich in Gedichten und auch größeren Dichtungen versuchen, die nicht immer absolut minderwertig sind. Auch in den Briefen prägt sich oft ein idealisierender Stil neben rhetorischem Pathos aus. Freilich ist es zuweilen sehr schwer zu entscheiden, wie weit solche Ergüsse auf den Eindruck berechnet sind, den sie auf den Richter, Gefängnisdirektor, Arzt usw. machen sollen. Wenn z. B. ein von Rath untersuchter Verbrecher[2]) schwärmerische Briefe an seine Frau schreibt und sie als ein reines, unschuldiges, unerfahrenes Kind aus besserer Familie darstellt, während es sich tatsächlich um ein nicht im besten Ruf stehendes Bar-Mädchen handelt, so würde ich nach meinen Erfahrungen zweifeln, ob es sich wirklich nur um eine „krankhaft gesteigerte Autosuggestibilität" handelt, „die ihn Einbildungen seiner ungezügelten Phantasie als Wirklichkeit schauen läßt". Immerhin verweise ich auf meine Bemerkungen oben S. 203, und jedenfalls bleibt beachtenswert, daß überhaupt die Fähigkeit zu solchen Ergüssen — selbst wenn sie mit bewußter Täuschungsabsicht verbunden sind — in so hohem Maße besteht. Bei M. N. tritt auch dies Symptom zurück.

Man tut gut, bei der charakterologischen Untersuchung von Verbrechern stets auch die Frage der Impulsivität aufzuwerfen. Ich verstehe unter Impulsivität die Neigung zu impulsivem Handeln und unter impulsivem Handeln ein durch Abkürzung und Einengung des Spiels der Motive zustande kommendes Handeln. Soweit ein solches durch einen starken Affekt bedingt ist, ist es ein aus dem alltäglichen Leben allenthalben bekanntes Vorkommnis. Außerdem existiert aber auch ein von starken Affekten unab-

---

[1]) Vgl. meine Abhandlungsreihe über Psychopath. Konstitutionen, Charité-Annalen Bd. 29 bis 36.

[2]) L. c., S. 133. Die von Rath in Betracht gezogene Diagnose „angeborene Kleptomanie" ist natürlich durchaus zu beanstanden.

Digitized by Google

hängiges oder wenigstens aus solchen nicht ausreichend erklärbares impulsives Handeln, das auf momentanen Vorstellungsüberwertigkeiten oder eigentümlichen Dissoziationen (z. B. in Dämmerzuständen!) beruht. Wenn wir von impulsiven Handlungen im engeren Sinn sprechen, meinen wir diese zweite seltenere Form. Bei den fugues der Kinder und Jugendlichen spielt sie nicht selten eine große Rolle. Wenn sie erheblich ist, weist sie mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine pathologische Anlage hin. Bei M. N. ist von einer nennenswerten Impulsivität im allgemeinen keine Rede. Insbesondere sind seine Strafhandlungen, soweit ich nachkommen konnte, durchaus vorüberlegt und mit Bedacht ausgeführt. Nur die alsbald zu besprechenden Aderlaßversuche weisen auf eine gewisse Impulsivität hin.

Alle bisherigen Feststellungen und Analysen ergeben für unseren Fall ein durchaus einheitliches charakterologisches Bild. Nun kommt aber ein Tatsachenkomplex hinzu, der mit diesem Bild anscheinend gar nicht oder nur sehr lose verknüpft ist. Das sind die schweren Schnittverletzungen, die er sich in großer Zahl beigebracht hat. Auffällig ist zunächst ihre verschiedenartige Motivierung. Der erste Versuch trägt nach seiner glaubhaften Darstellung ganz den Charakter einer impulsiven Handlung: auf Grund eines relativ unbedeutenden Affektanlasses erfolgt eine Handlung, deren Motivspiel wahrscheinlich sehr abgekürzt war. Da irgendwelche Zeugenaussagen nicht zur Verfügung stehen, wird man auch an die Möglichkeit zu denken haben, daß Alkoholwirkungen beteiligt waren. Es ist mir dies um so plausibler, als sonst über impulsive Handlungen bei M. N. nichts bekannt ist. Jedenfalls hat dies Erlebnis eine eigentümliche sexuelle Perversion zur Folge gehabt. Die geschlechtliche Libido knüpfte sich bei ihm seitdem vorwiegend an die durch Blutverlust herbeigeführte Erschöpfung. Der Verteidiger hat seiner Zeit von sexuellen Ersatzhandlungen sadistischen Charakters gesprochen. Solche kommen jedoch keinesfalls in Frage. Die für den Sadismus kennzeichnende Mißhandlung (Zufügung von Schmerzen usf.) des geschlechtlichen Partners fehlt vollständig. Etwas näher kommt der richtigen Auffassung ein ärztliches Gutachten, welches von Masochismus spricht. Indes auch diese Deutung muß abgelehnt werden. Es kommt allerdings oft genug vor, daß Masochisten nicht nur in den bekannten Akten der Unterwürfigkeit (Hörigkeit), sondern auch in Mißhandlungen des eigenen Körpers durch den geschlechtlichen Partner ihre sexuelle Befriedigung finden. Ausnahmsweise beobachtet man im letzteren Falle auch einmal, daß an Stelle der Mißhandlung durch den geschlechtlichen Partner die Selbstmißhandlung tritt. In unserem Fall trifft nun aber dies alles nicht zu. N. hat keinerlei Hörigkeitsvorstellungen, die Schnitte haben für ihn in keiner Weise die Bedeutung einer Schmerzzufügung oder sonstigen Mißhandlung. Algolagnie liegt nicht vor. Es handelt sich vielmehr ausschließlich um die Substitution der dem Geschlechtsakt nachfolgenden Erschöpfung durch die ihm einigermaßen ähnliche durch starken Blutverlust bedingte Erschöpfung. Ich halte es für wissenschaftlich geboten, alle solche „substitutiven" Geschlechtsakte (im weitesten Sinn) als fetischistisch zu bezeichnen. Ebenso wie bei dem dinglichen Fetischismus an Stelle des weiblichen Körpers z. B. ein Schuh, ein Zopf, also ein an sich sexuell gleichgültiger Nebengegenstand tritt, so wird hier der sexuelle Akt durch einen an sich sexuell gleichgültigen Neben- bzw. Folgeumstand vertreten. Ein unwesentliches Teilmoment tritt an Stelle des Hauptmoments. Die symbolische Tendenz mancher Aktfetischisten (Besudeln der weiblichen Kleidung mit Ruß, Tinte, Vitriol; Schnitt in die weibliche Kleidung) fehlt fast ganz. Die direkte Übereinstimmung der körperlichen Verfassung und der Gefühlslage und die entsprechende Assoziation lustbetonter geschlechtlicher Vorstellungen ist das Wesentliche. Am nächsten verwandt ist das übrigens seltene Verhalten mancher Masturbanten, denen der Akt der Masturbation selbst weniger Befriedigung gewährt als der nachfolgende Erschöpfungszustand.

Weshalb sich bei M. N. gerade diese Assoziation eingestellt und weiterhin fixiert hat, ist schwer festzustellen. Es wäre natürlich sehr leicht, irgendeinen psychoanalyti-

Digitized by Google

schen Zusammenhang zu konstruieren, und wohl auch nicht allzu schwierig, einen solchen Zusammenhang psychoanalytisch in M. N. hineinzuexaminieren. Wissenschaftlich wäre damit nichts gewonnen. Ich begnüge mich daher, auf zwei Punkte hinzuweisen. Es scheint erstens nach den Aussagen von M. N., daß er von jeher sexuell relativ frigid war, und es ist nicht allzu selten, daß gerade auf dem Boden einer solchen Frigidität gegenüber dem normalen Geschlechtsverkehr irgendwelche Parhedonien, d. h. abnorme sexuelle Gefühlsbetonungen auftreten[1]). Zweitens aber könnte man daran denken, daß die Fixierung dieser Parhedonie bei M. N. doch als der Ausdruck einer Überwertigkeit (Vorstellungshyperergie) in dem oben besprochenen Sinn aufzufassen ist.

Seltsam und ungewöhnlich ist nun, daß diese sexuellen fetischistischen Akte bei M. N. gelegentlich auch in den Dienst ganz anderer Vorstellungen treten: er wollte sich bei dem letzten Versuch durch die Schnitte auch das Leben nehmen. Ich glaube nicht, daß seine Angaben in dieser Richtung einfach erfunden sind. Die außerordentliche Schwere der Verletzungen, die auch in der früheren Begutachtung hervorgehoben worden ist und sich mit aller Evidenz aus dem Narbenbefund ergibt, spricht für die Richtigkeit seiner Angaben. Ich halte es nach seinen Äußerungen sogar für sehr wahrscheinlich, daß er auch bei mancher anderen Schnittverletzung sich sowohl sexuelle Befriedigung verschaffen als auch den Tod geben wollte.

Mehr als diese Fragen interessiert uns das Problem, ob diese fetischistische Neigung ein integrierender und wesentlicher Bestandteil seines Charakters oder nur, wie ich es ausdrücken möchte, ein supraponiertes Symptom ist. Gerade bei Gewohnheitsverbrechern wird man oft vor die Frage gestellt, ob ein Charakter unitarisch zu deuten ist, oder ob einzelne Charakterzüge vorhanden sind, die mit den wesentlichen Charakterzügen nur sehr lose zusammenhängen, also gewissermaßen nicht zu einer vollständigen Verschmelzung mit dem einheitlichen Gesamtcharakter gelangt sind. Ich entscheide mich durchaus zugunsten der zweiten Alternative und hoffe im Verlauf dieser Abhandlungen noch weitere Belege bringen zu können. Für die theoretische und für die praktische Charakterologie ist diese Entscheidung von großer Wichtigkeit. Diese relativ(!) selbständigen Charakter„inseln" werden allzu leicht übersehen oder in ihrer Bedeutung unterschätzt. Sie können zuweilen zu einer ganz überraschenden Handlungsweise führen. Auch für die Erziehbarkeit haben sie eine erhebliche, an anderer Stelle zu besprechende Bedeutung. Mutatis mutandis gilt ähnliches auch für nicht-kriminelle Individuen.

Hier schließen sich dann weiter höchst merkwürdige, nach meiner Erfahrung sehr seltene Fälle an, in denen überhaupt eine einheitliche Charakterbildung weder in der ursprünglichen Anlage und Entwicklung noch durch nachträgliche Fusionen zustande gekommen ist, sondern der ganze „Charakter" gewissermaßen nur aus „Inseln" besteht. Manche Fälle der jetzt viel besprochenen „schizoiden" psychischen Konstitution gehören hierher. Sie stehen in schroffstem Gegensatz zu den harmonischen oder harmonisierten Charakteren mit ihrer allseitigen und zusammenhängenden Richtungsbestimmtheit[2]). Andererseits dürfen sie aber auch nicht mit jenen zerrissenen Charakteren verwechselt werden, in denen widersprechende Charakterzüge doch schließlich zu einem Gesamtcharakter vereinigt sind, also allenthalben doch Beziehungen zwischen den widersprechenden Charakterzügen vorliegen. Es wird sich Gelegenheit finden, auch diese wichtigen Unterschiede durch Beispiele zu belegen.

[1]) Ein vor vielen Jahren in meiner Klinik von mir beobachteter Verbrecher,' der in vielen Beziehungen in dieselbe Gruppe gehört, hatte sich das Bohren mit dem Finger in seinen eigenen äußeren Gehörgang als eine ganz analoge fetischistische Ersatzhandlung für den natürlichen Geschlechtsverkehr angewöhnt und sich geradezu im äußeren Gehörgang eine „erogene" Zone gezüchtet.

[2]) Vgl. über allseitige Richtungsbestimmtheit Utitz l. c., S. 198ff.

Digitized by Google

Schließlich bleibt noch zu untersuchen, wie die beschriebene Charakteranlage bei M. N. entstanden ist. Durch die praktische Erfahrung bin ich mehr und mehr zu folgender Gruppierung der in Betracht kommenden ätiologischen Faktoren gedrängt worden:

1. angeborene Anlage (größtenteils, aber nicht ausschließlich ererbt),
2. erworbene apsychonome Momente,
3. erworbene psychonome Momente.

Die angeborene Anlage darf selbstverständlich nicht etwa lediglich aus dem, was über den Charakter der Eltern, Großeltern usf. bekannt ist, konstruiert werden. Dabei würden sich infolge unserer mangelhaften Kenntnis der Vererbungsgesetze und Vererbungsvorgänge ganz willkürliche Phantasieprodukte ergeben. Vielmehr sollten immer die Beobachtungen in früher Kindheit entscheidend sein. Es handelt sich also u. a. darum, festzustellen, ob die erbliche Belastung in bestimmten Richtungen auch wirklich wirksam geworden ist. Dabei wird man zu berücksichtigen haben, daß gerade ererbte angeborene Anlagen nicht selten erst in der späteren Kindheit oder sogar erst in der Pubertät manifest werden, wie dies z. B. für bestimmte Begabungen (musikalische, mathematische) einwandfrei feststeht. Bei M. N. ist das zur Verfügung stehende Tatsachenmaterial so spärlich, daß auf ein sicheres Urteil verzichtet werden muß.

Unter erworbenen apsychonomen Momenten verstehe ich Faktoren, die nach der Geburt unabhängig von der angeborenen Anlage die Charakterbildung ohne das Mittelglied psychischer Prozesse beeinflußt haben[1]). Wenn z. B. ein Typhus, ein Kopftrauma (Hirnkommotion), ein schwerer akuter Alkoholexzeß im Kindesalter oder irgendeine chronische Intoxikation ohne Mitwirkung irgendwelcher psychischer Momente zu einer mehr oder weniger erheblichen Charakterveränderung (bald ohne bald mit Intelligenzdefekt) führt, so ist ein solches Moment apsychonom, d. h. aus rein psychologischen Gesetzen nicht zu erklären. Solche apsychonome Momente werden leicht übersehen[2]). Bei M. N. scheinen sie gänzlich zu fehlen[3]). In dem oben erwähnten Fall Y ist wahrscheinlich der Sturz von der Treppe als apsychonomes Moment in Anspruch zu nehmen. Dabei hat man nicht zu vergessen, daß die normale Pubertät als solche auch ein bedeutsames apsychonomes Moment enthält (endokrine Sekretion), und daß die Stärke und die Art und Weise der Reaktion auf solche Momente wiederum zum Teil von der angeborenen Anlage abhängt.

Als erworbene psychonome Momente fasse ich alle diejenigen Faktoren zusammen, die nach der Geburt unabhängig von der angeborenen Anlage die Charakterbildung durch das Mittelglied psychischer Prozesse beeinflußt haben. Hierher gehören also z. B. Erziehung (inkl. Schulerziehung), Vorbilder (verführende und abschreckende), Lektüre, Gelegenheiten (z. B. mit ihrer verführenden Wirkung), schließlich im weitesten Sinn Lebenslagen und Lebenserfahrungen (auch außerhalb erziehlicher, vorbildlicher Einflüsse usf.)[4]). Unter den beiden letzteren spielen die sozialen Bedingungen eine Hauptrolle. Mitunter ist es nicht ganz leicht zu entscheiden, ob ein Moment apsychonom oder psychonom wirkt. So kann der oben unter den apsychonomen Momenten angeführte Typhus auch psychonom wirken[5]), wenn z. B. während der Krankheit und namentlich in der gefährlichen Rekonvaleszenzzeit eine längerdauernde Verziehung stattfindet. Ferner ist wiederum festzuhalten, daß auch hier die

[1]) Der Name ist im Anschluß an einen von G. E. Müller in die Psychologie eingeführten Terminus gewählt.

[2]) Vielleicht kann sogar eine dauernde, sehr einseitige Ernährungsweise gelegentlich als apsychonomes Moment wirken.

[3]) Höchstens käme eine längere Gaskrankheit während des Krieges in Betracht.

[4]) Die sogenannten Umwelteinflüsse sind größtenteils, aber doch nicht ausnahmslos psychonom.

[5]) Nach meinen Erfahrungen ist dies sogar häufiger.

Digitized by Google

Reaktionsweise oft durch die angeborene Anlage (sub 1) mitbestimmt wird. Die individuell enorm variable Anpassungsfähigkeit an die verschiedenen Lebenslagen sei beispielsweise angeführt. Bei M. N. sind wahrscheinlich, soweit sich überhaupt bei den unsicheren und lückenhaften anamnestischen Daten urteilen läßt, psychonome Momente neben einer nicht näher zu bestimmenden angeborenen Anlage von entscheidender Bedeutung gewesen. Insbesondere möchte ich auf Grund vieler ähnlicher Erfahrungen auf die Verziehung von seiten der Mutter großes Gewicht legen. Gerade die Konstellation: relative Strenge des Vaters und Nachgiebigkeit und Verwöhnung von seiten der Mutter ist in der Anamnese solcher Rechtsbrecher (vor allem auch jugendlicher sogenannter Kleptomanen) ungemein häufig. Dazu kam dann der Fehlversuch in einem seiner Neigung und wohl auch seinen Fähigkeiten nicht entsprechenden Beruf und vor allem das Zirkusleben (vom 15. Lebensjahr ab) mit allen seinen Gefahren.

Von einem anderen Gesichtspunkt aus empfiehlt es sich, wie ich dies an anderer Stelle ausführlich auseinandergesetzt habe (Seelenleben der Jugendlichen, Langensalza 1923), im Charakter eines Menschen zwei Komponenten zu unterscheiden. Die eine ist mit der Gesamtheit der angeborenen und erworbenen Grundrichtungen der ethischen Gefühle identisch (Charakter s. str.), die andere deckt sich mit den gewohnheitsmäßigen ethischen Gefühlsbetonungen des tatsächlichen alltäglichen Handelns und wird besser als „usuelle Charakterreaktion" oder „usuelles Charakterbild" bezeichnet. So wurzelt die Neigung zu Eigentumsvergehen bald tief in der Persönlichkeit, bald ist sie nur durch eine bestimmte Lebensweise relativ oberflächlich angewöhnt und von fortlaufenden Einwirkungen des Umgangs und anderer Lebensumstände (Not, Erwerbslosigkeit; Kriegsverhältnisse usf.) noch durchaus abhängig. Wenn wir populär von dem „guten Kern" sprechen, der doch noch in einer Persönlichkeit steckt, so meinen wir oft jene erste Komponente im Gegensatz zur zweiten. Wenn auch beide Komponenten sehr oft nicht scharf geschieden sind und usuelle Charakterreaktionen oft nachträglich zu fixen Charaktereigenschaften werden, müssen sie doch im praktischen und wissenschaftlichen Interesse getrennt werden. Bei M. N. hat man nach seinen eigenen Darlegungen sehr bestimmt den Eindruck, daß es sich nicht mehr um bloße usuelle Charakterreaktionen, sondern um tief in der ganzen Charakteranlage begründete Eigenschaften handelt.

Nach allem scheint mir die Charakterentwicklung des M. N., so dürftig das Material auch sein mag, durchaus nicht unverständlich. Man ist fast versucht zu sagen: seine Entwicklung mußte diesen oder einen ähnlichen Weg nehmen.

Man darf nun keineswegs glauben, daß derselbe oder ein ähnlicher Typus bei allen Hochstaplern und nur bei diesen wiederkehrt. Es kann durchaus nicht davon die Rede sein, daß etwa jedem Verbrechen oder auch nur jedem Gewohnheitsverbrechen ein bestimmter Charaktertypus entspricht. Auch bei erwerbsmäßigen Erpressern und bei Betrügern ohne den speziellen Tatbestand der Hochstapelei habe ich ganz ähnliche Charakterbilder beobachtet. Man kann nur sagen, daß relativ viele Hochstapler diesem Typus nahestehen. In einer weiteren Abhandlung werde ich Gelegenheit haben, auf den zur Zeit noch ziemlich vagen Begriff des Charaktertypus in spezieller Beziehung auf die verschiedenen Verbrecherkategorien ausführlich einzugehen.

Eine Prognose bezüglich des weiteren Lebenslaufs nach der Gefängnisentlassung zu stellen, ist in unserem Fall äußerst gewagt. In den meisten ähnlichen Fällen folgt Rückfall auf Rückfall. Eine unmittelbare erziehliche Beeinflussung kommt viel zu spät. Es wird sich also seiner Zeit nur darum handeln, ihn in eine Lebenslage zu versetzen, bei der die Verführung im Minimum ist, und die zugleich seiner Neigung (vgl. S. 198) und Fähigkeit einigermaßen entspricht. Dies wird außerordentlich schwierig sein. Es sind mir einige Fälle bekannt, in denen der Dienst auf einem Schiff günstig gewirkt zu haben scheint, doch stehen solchen Versuchen andere hier nicht zu er-

Digitized by Google

örternde Hindernisse im Wege. Wenn unmittelbar nach der ersten Strafhandlung auf Grund einer sorgfältigen psychischen Analyse (nicht Psychoanalyse) eine zweckmäßige Unterbringung stattgefunden hätte, wäre es vielleicht möglich gewesen, seinen Lebenslauf doch in eine normalere Bahn zu lenken. Die Charakterotherapie ist in den meisten (nicht allen) hierher gehörigen Fällen an ein früheres Lebensalter gebunden.

In einem weiteren Aufsatz wird es sich darum handeln, auf Grund weiterer Fälle die Grundlagen der kriminellen Charakterologie nach anderen Richtungen weiter auszubauen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Massenmensch

Von TH. ERISMANN (Bonn)

Digitized by Google

INHALT

Art und Wesen der Massen-Einheit.

- Die vier Arten realer Einheiten.
- Die geistige Beziehung von Mensch zu Mensch.
  - Erkennen der Außenwelt.
  - Wahrnehmen der fremden Innenwelt.
  - „Ort“ und „Träger“ massenpsychologischen Geschehens.
  - Verlust der Persönlichkeit (geistige Ansteckung und Knechtung).
  - Freie Stellungnahme der Persönlichkeit.
  - Bedeutung der Disposition, der Virulenz und der Zahl der Ansteckungskeime für die geistige Ansteckung.

Der Massenmensch und sein Charakter als Schöpfung der Masse.

- Der Charakter des Massenmenschen.
- Die sieben Faktoren und ihr Charakter-wandelnder Einfluß.
  - Besetzung des Bewußtseins.
  - Ansteckung.
  - Gemeinschafts-Bewußtsein.
    - Erhöhung der Suggestibilität.
    - Despoteneinstellung (Bewußtsein der Macht, der Straflosigkeit, der Anonymität).
  - Affektwert von Ideen und Situationen, welche massenpsychologische Erscheinungen auslösen.
  - Unübersichtlichkeit und Schwierigkeit der Probleme und Situationen, vor die sich die Massen gestellt sehen.
  - Übereinstimmungsfaktor („gemeinsamer Massen-Nenner“).
- Der Massenmensch als das Erzeugnis der gemeinsamen Wirkung sämtlicher massenbildender Faktoren.

Die Masse und das Volk.

Digitized by Google

ART UND WESEN DER MASSEN-EINHEIT.

Weder von Sozial- noch von Gruppenpsychologie ist im Folgenden die Rede. Ein soziales Wesen ist der Mensch stets. Zum Objekt der Massenpsychologie aber wird er nur unter ganz bestimmten Bedingungen. Wenn sein Charakter wechselt, sein Fühlen, Denken und Handeln ganz bestimmte Wesenszüge annimmt, — dann wird aus dem sozialen Wesen, wie wir den Menschen stets kennen, der „Massenmensch". In wenigen Worten seien die eintretenden Änderungen charakterisiert: In der Masse wird der Besonnene, Nüchterne, Umsichtige scheinbar leichtsinnig, leidenschaftlich, blind handelnd; der sonst scharfsinnige Denker läßt sich durch Schlagwörter, Bilder, Analogien bestimmen; der ruhige, gutmütige Bürger wird oft zu einer Heftigkeit, Wildheit, ja Grausamkeit hingerissen, die seinem gewohnten Naturell durchaus zuwider sind; der Unentschlossene wird aktiv und drängt zu Taten, der Geizige, auf seinen Vorteil Bedachte wird hochherzig freigebig, der Ängstliche wird mutig, — nicht selten aber auch der Mutige feig, — alles in Abhängigkeit von dem überwältigenden Erleben, das sich der Masse, deren Teil er ist, bemächtigt. Die eintretende Charakteränderung und die Vereinheitlichung aller Glieder einer Masse zu einer übergeordneten Masseneinheit ist so groß, daß dies manchem Massenpsychologen Anlaß gab, von einer „Massenseele" zu sprechen. Der Einzelne ist eben nicht mehr er selbst, er ist nur noch ein Teil der übergeordneten Einheit.

Die vier Arten realer Einheiten.

Welcher Art ist nun diese Einheit? Wir kennen vier Arten von Vereinheitlichung: Erstens die Vereinheitlichung der einzelnen physikalischen Körper zu gewaltigen Körpermassen, z. B. der Wassertropfen zu einem Wasserfall, der herniederfallenden Steine zu einem Bergsturz; zweitens die Vereinheitlichung der Atome zu einer Molekel; drittens der Zellen zum Gesamtorganismus; und viertens die Einheit der psychischen Einzelvorgänge, wie wir sie im Gesamtbewußtsein der Persönlichkeit antreffen. — Im ersten Fall besteht die Vereinheitlichung in nichts anderem als einer besonders engen und innigen Wechselwirkung der Einzelobjekte. Zwar tritt auch hier eine scheinbare Änderung der Gesetze auf, welche die Gesamtmasse beherrschen, gegenüber den Gesetzen der Einzelkörper, — so gehorcht eine im Bergsturz niedergehende Steinmasse in der Formung ihrer Oberfläche und der Kurve ihrer Bewegung scheinbar den Gesetzen flüssiger Körper. Genauer besehen sind aber die Eigentümlichkeiten der Bewegung großer Massen nichts anderes als ein Ergebnis der gemeinsamen Wechselwirkung aller Einzelsteine, von denen ein jeder genau nach seinen eigenen Gesetzen wirkt und die Wirkungen der übrigen aufnimmt. Bekanntlich ändern sich dagegen die Eigenschaften und Gesetze einer Molekel den Atomen gegenüber, welche sich in ihr zur Einheit versammelt haben. Daher kann auch derjenige Zweig der Chemie, welcher die Eigenschaften der Einzelatome untersucht, nichts über die Eigenschaften der Molekel aussagen und muß es einer besonderen Forschung überlassen, diese festzustellen und in neuen Gesetzen zu formulieren. Die organische Chemie, die es letzten Endes doch nur mit einer besonderen Gruppe solcher

Digitized by Google

Molekeln zu tun hat, steht geradezu als eine gleichberechtigte Schwesterwissenschaft der übrigen Chemie gegenüber.

Eine ganz eigenartige Daseins- und Funktionsgemeinschaft stellt der Organismus seinen einzelnen Teilen gegenüber dar. Die Bestandteile des Organismus wirken nicht nur gegenseitig aufeinander ein, sondern bilden sich auch „mit innerem Bezug aufeinander" aus, das heißt, ihr Zusammensein stellt eine ganz neue, grundsätzlich von den Einzelbestandteilen verschiedene Einheit dar. Die Nerven, Muskeln und Knochen der Schulter sind so gebildet, daß der Oberarm sich daran anschließen kann, der seinerseits in seinem Bau den Anschluß des Unterarmes schon vorsieht und fordert, welcher endlich in die Hand und ihre fünf Finger als seine natürliche Fortsetzung ausläuft. Keiner dieser Teile ist an sich schon der „Arm", erst in ihrem Zusammensein machen sie ihn aus und ermöglichen die wunderbaren Leistungen eines der genialsten Erzeugnisse der Natur — der menschlichen Hand. Und was vom Arm gilt, das gilt von jedem Bestandteil des Organismus und vom Gesamtorganismus als einer in sich geschlossenen Daseins- und Funktionseinheit. Je höher das Lebewesen ist, desto deutlicher spricht sich in ihm eine in sich mannigfach differenzierte, in ihrem Grundwesen aber durchaus einheitliche Kraft aus. Nicht wie in einem Konglomerat, wahllos nebeneinander liegen die einzelnen Bestandteile des Organismus, sondern sie beziehen sich in ihrem Sein und Arbeiten aufs innigste gegenseitig aufeinander und fügen sich alle in einem zentralen Wesenskern zusammen, von dem aus sie sämtlich beherrscht und geleitet werden: im zentralen Nervensystem. Ein Auge außerhalb des Organismus, „ein Auge, das nicht sieht", ist ebensowenig ein Auge, wie ein der Gesamtheit des Organismus entfremdeter Fuß, — ein Fuß, der nicht gehen kann, — noch ein Fuß ist. Erst als Bestandteile der Gesamtheit werden sie das, was zu sein sie bestimmt sind: ein Seh- und ein Gehorgan des Lebewesens, und als solche funktionieren sie in innigster Gemeinschaft miteinander und mit allen übrigen Organen. Sieht das Auge eine Beute oder eine Gefahr, so führt der Fuß die hin- oder die weggerichtete Bewegung aus, weil über beiden das zentrale Bewußtsein und der zentrale Wille, die beiden obersten Attribute der auch sie noch restlos vereinheitlichenden Persönlichkeit stehen.

In der zu viert genannten Einheit, in deren Bereich wir durch die Erwähnung der Persönlichkeit eben schon eingedrungen sind, läßt sich nun die Vereinheitlichung am unmittelbarsten auffassen. In der Tat: die differenzierte Einheitlichkeit unseres Bewußtseins ist über allen Zweifel erhaben. Nur in einem Gesamtbewußtsein schließen sich die einzelnen Töne, die unser Ohr aufnimmt, zu einem Akkord oder einer Melodie zusammen, die auf verschiedene Bewußtseine verteilt nur Einzeltöne bleiben würden. Nur in eben demselben Bewußtsein fügen sich aber auch die Wahrnehmungen verschiedener Sinne zu einem Gesamtbild der Außenwelt zusammen. Nur aus ihm können zweckmäßige Handlungen entstehen, in denen der vernunftdurchleuchtete Wille sämtliche Angaben der Sinne gleichmäßig mit berücksichtigt und ihnen, zum Wohl des Gesamtorganismus, Rechnung trägt. Wahrnehmen, Denken, Fühlen und Wollen, — sie alle bilden erst in ihrer innigsten Durchdringung und Vereinheitlichung in der sie alle umschließenden Persönlichkeit ein des Lebens und der höchsten Entwicklung fähiges Ganzes.

Mit welcher von diesen vier Vereinheitlichungen könnte nun die Einheit der Masse in Analogie gestellt werden? Je nach der Beantwortung dieser Frage wird sich offenbar auch die weitere Frage beantworten müssen, ob nämlich die Massenpsychologie eine besondere Wissenschaft neben der allgemeinen Psychologie oder aber nur ein besonderer Anwendungsfall der in der allgemeinen Psychologie untersuchten Verhältnisse sei. Denn sollte es wirklich eine Massenpsyche geben, welche der Einzelpsyche ebenso übergeordnet ist wie die letztere den einzelnen psychischen Vorgängen, so wird die Massenpsychologie offenbar zu einer besonderen Wissenschaft mit

Digitized by Google

neuen Gesetzen, die sich ebensowenig aus den Gesetzen der Einzelpsyche ableiten lassen, wie die molekularen Eigenschaften und Gesetze aus den Eigenschaften und Gesetzen der sie zusammensetzenden Atome abzuleiten sind.

Die geistige Beziehung von Mensch zu Mensch.

Das Erkennen der Außenwelt.

Versuchen wir zunächst eine Analogie zwischen dem psychologischen Massengeschehen und den Vorgängen innerhalb großer physikalischer Massen zu ziehen. Wie die ins Rollen gekommenen Steinmassen keinen Halt mehr kennen und immer größere Massen mit sich fortreißen, — so breiten sich lawinenartig auch die psychologischen Massenbewegungen aus und reißen immer weitere Schichten mit. Jedes Hindernis wird hinweggefegt, und wo der Einzelne dem Einzelnen leicht widerstehen könnte, ist er der Übergewalt der Masse machtlos preisgegeben. — Aber so ähnlich auch der äußere Eindruck, so verschieden ist das Wesen des sich hier und dort abspielenden Geschehens. Auch die Steine des Bergsturzes wirken wie die Glieder einer psychologischen Menschenmasse gegenseitig aufeinander, die Art dieser Wirkung ist aber so grundverschieden wie es das Physische vom Psychischen überhaupt ist: Die Steine wirken kausal aufeinander — wissen aber nichts voneinander, — gerade auf dieses Wissen kommt aber alles in der psychologischen Menschenmasse an! Gewiß, auch eine Menschenmasse läßt sich rein physikalisch betrachten: Stürzen die Menschen z. B. aus irgendeinem Grunde (der uns bei der physikalischen Betrachtungsweise nicht interessieren darf, — denn er ist immer psychisch!) aus einem geschlossenen Raum durch enge Türen ins Freie, so pressen, quetschen und zerdrücken sie sich ebenso gegenseitig, wie es die Erd- und Steinmassen tun, wenn sie in ihrem Lauf in einen Engpaß geraten, sich davor aufstauen, zusammenballen, zerdrücken. Und zweifellos erklärt sich gar manches im Geschehen innerhalb der Menschenmassen gerade aus diesem rein physikalischen Gesichtspunkt: die gleiche Reaktion, welche dem Einzelnen heilbringend ist, wird nicht selten verderblich für die Masse. Eines der größten Beispiele liefert dafür das entsetzliche Chodinka-Unglück, wo sich eine durchaus friedlich gestimmte Masse durch die Gewalt des von außen nach innen immer anwachsenden und sich summierenden Druckes innerlich zerquetschte, wodurch tausende von Menschen ums Leben kamen. — Doch ist es klar, daß diese Betrachtungsart uns nicht zur Massenpsychologie, sondern nur zur Physik der Menschenmassen führen kann. Diese aber faßt nur die äußeren Begleiterscheinungen, nicht das eigentliche Wesen des Massengeschehens auf, — denn letzteres spielt sich durchaus auf psychischem Gebiet ab. Und den ersten Schritt zu seinem Erfassen taten wir durch Hervorheben der ganz eigenartigen Beziehung, welche nur zwischen Lebewesen, nie zwischen Objekten der Physik besteht: Die massenbildenden Menschen „wissen voneinander"! Um die ganze Bedeutung dieser so trivial erscheinenden Feststellung voll zu erkennen, und sich dadurch für alle Zeiten von der naheliegenden Tendenz einer nur physiologisch-physikalisch gerichteten Massenpsychologie zu befreien, muß der hier zum Ausdruck kommende Eigencharakter des Psychischen grundsätzlich geklärt werden. Es handelt sich im Bewußtseinsgeschehen um eine andere Art von Sein, als wir sie von den Objekten der Physik her kennen: Jedes physikalische Ding ist und wirkt, und in diesem Sein und Wirken erschöpft sich sein Wesen; viele Dinge können zusammen sein, zusammen und aufeinander wirken, — und das ist alles, was sie können! Und jeder Einzelvorgang „ist, was er ist", — damit scheinen wir uns allerdings in solche Trivialitäten verloren zu haben, daß jeder Zusatz überflüssig sein sollte. Und dennoch wollen wir sie noch mehr unterstreichen, — denn das Selbstverständlichste hier verliert grundsätzlich seine Gültigkeit im Gebiet des Psychischen! Also: jeder physikalische Vorgang ist zu einer bestimmten Zeit da, — und außerhalb der Zeit, in der er ist, ist er nicht, ist er ein Nichts; jeder

Digitized by Google

gegenwärtige Vorgang aber ist nur er selbst und steht zu allen anderen, die waren oder sein werden, nur in der Beziehung der zeitlichen Folge: er folgt auf vergangene und wird selbst gefolgt von zukünftigen. Nun aber der Selbstverständlichkeiten genug, — wenden wir uns dem psychischen Geschehen zu!

Auch für sämtliche psychische Vorgänge, sofern wir sie bloß als reale Geschehnisse auffassen, gelten restlos die aufgezählten Bestimmungen. Grundsätzlich anders gestaltet sich aber das Bild, wenn wir in den „Sinn" der Bewußtseins- oder Wissensvorgänge eindringen, wo wir zu unserem Erstaunen in einem gegenwärtigen psychischen Akt als dessen Inhalt sowohl Vergangenheit als Zukunft vorfinden können! kann doch jeder von uns sowohl an die Zukunft denken, als sich an die Vergangenheit erinnern. Ich weiß mit ebenso großer Sicherheit, daß ich mich vor einiger Zeit vor meine Schreibmaschine gesetzt habe, wie daß ich gegenwärtig meine Gedanken mit ihrer Hilfe niederlege; aber ich weiß auch, daß ich gestern ein interessantes Gespräch geführt, daß ich vor einem Jahr eine Seereise gemacht habe, daß ich viele Jahre meines Lebens in Zürich zubrachte usw. Zwar nimmt die Sicherheit der Erinnerung mit der zeitlichen Entfernung immer mehr ab, doch kam es uns hier nur darauf an, die wunderbare Tatsache als solche herauszuheben, daß ein gegenwärtiger Bewußtseinsakt zu seinem Inhalt etwas haben kann, was nicht er selbst ist, und was nicht einmal gegenwärtig ist, sondern Tage, Wochen und Jahre zurückliegen kann.

Jeder Bewußtseinsakt, dies ist ihm durchaus eigentümlich, transzendiert sich selbst, sein eigenes Dasein, und meint, sieht, hat im Auge etwas, was nicht er selbst ist. — Noch wunderbarer scheinen sich die Verhältnisse dort zu gestalten, wo wir ein Wissen nicht nur von der eigenen Vergangenheit, von eigenen Gefühlen, Gedanken, Willensentschlüssen und Handlungen besitzen, sondern wo unser Wissen über die Grenzen unserer eigenen Persönlichkeit hinausgreift und die uns scheinbar so fremde Außenwelt erfaßt, — dies ist aber bei jeder Außenweltserkenntnis, bei jeder Wahrnehmung, die wir machen, der Fall! Ich sehe den Baum, das Haus, die am Himmel vorbeistreichenden Wolken. Auch wie dieses alltäglichste und uns für gewöhnlich so gar nicht mehr wunderbar anmutende Wunder zustande kommt, darf uns hier nicht interessieren. Genug: es ist da! Und ich weiß so gut vom körperlichen Dasein eines Menschen, welcher den gleichen Raum mit mir teilt, wie vom Dasein jenes Baumes oder Hauses.

Man könnte nun versucht sein, die Parallele zwischen dem rein physikalischen Geschehen und dem sinnlich wahrnehmenden Wissen auch hier noch aufrecht zu erhalten, indem man hier wie dort die rein kausalen Zusammenhänge hervorhebt. Ist doch die Einwirkung, welche von dem Baum oder dem Nebenmenschen auf mich zukommt, in mein Auge eindringt und dessen Netzhaut reizt, nichts anderes als ein physikalischer Energiestrom, der ebenso die einzelnen physikalischen Körper miteinander verbindet, wie er den Baum zu meinem Auge und schließlich zu meinem zentralen Nervensystem in Beziehung setzt! — Nun steht die naturwissenschaftlich-kausale Beziehung zwischen dem vom Außenreiz getroffenen Individuum und der Außenwelt natürlich außer allem Zweifel. Versuchte man aber die Rückwirkung des Individuums auf den Außenreiz nach ebendenselben physikalisch-chemischen Gesetzen abzuleiten, die sonst für die Wechselwirkung von Objekt zu Objekt gelten, so würde man nicht zum Ziele kommen. Schon die Reaktion primitiver Lebewesen steht außerhalb der Erklärungsmöglichkeiten nach bloßen physikalischen Gesetzen und je höher das beobachtete Lebewesen ist, desto augenfälliger wird die Diskrepanz zwischen der Gültigkeit bloßer physikalischer Gesetze und dem Verhalten des Individuums: Ein durch eine hufeisenförmige Gitterwand von einem Lockmittel getrennter Hund, der sich im Inneren befindet und das Gitter zwischen sich und dem angestrebten Lockmittel sieht, strebt zunächst in gerader Verbindungslinie auf das Lockmittel zu; sobald er aber die Unmöglichkeit des Durchdringens „einsieht", wirft er einen Blick nach rechts und links, nach anderen Möglichkeiten „suchend", und sobald er die Situation erfaßt und „erkennt", daß ein

Digitized by Google

Herumlaufen um die zurückgebogenen Gitterflügel ihm die Möglichkeit gibt, auch nach vorwärts zum Lockmittel zu gelangen, so beschreibt er diesen Weg: statt in gerader Richtung sich auf das Lockmittel hin zu bewegen, läuft er also zunächst zurück, vom Lockmittel weg, um erst nach Befreiung aus der hufeisenförmigen Umzäunung wieder nach vorne zum Lockmittel hin zu laufen. Weder ein einzelnes, noch die Summe aller physikalischen Gesetze gestattet es, diese sinnvolle Bewegungskurve des Hundes abzuleiten und zu erklären. Nur unter Annahme des Intellektes, der psychischen „Einsicht" des Hundes in die Situation, unter der er zu handeln hat, ermöglicht sich das Verstehen seiner Bewegungen. Der Nahrungstrieb zieht ihn zwar ebenso in gerader Linie auf das Lockmittel hin, wie die Gravitationskraft den Körper nach dem Erdzentrum hinzieht, — es gibt aber keine physikalische Kraft (noch physikalische Kräfte!), welche die Wirkung hervorbringen könnte, daß ein Körper alle ihm im Wege stehenden Hindernisse umginge (wozu er manchmal sogar die entgegengesetzte Bewegungsrichtung einzuschlagen hat!), bis es ihm schließlich gelingt, die kleinstmögliche Entfernung vom Erdzentrum zu erreichen!

Die kausale Einwirkung des Wahrnehmungsgegenstandes auf den Wahrnehmenden ist also zwar grundlegend für die Herstellung einer gegenseitigen Beziehung, — erst dasjenige aber, was darauf folgt, kennzeichnet die Eigenart der Wahrnehmung. Der Telegraphendraht und der Morseapparat sind unumgänglich, damit die Nachricht von Ort zu Ort geleitet wird, aber erst der sie empfangende Mensch nimmt die Mitteilung wahr und erfaßt ihren Sinn. Man kann den Vergleich weiterführen: Auch das Sinnesorgan ist nur ein solcher Empfangsapparat, die zuleitenden Nerven — Telegraphendrähte, und das zentrale Nervensystem — der letzte empfangende Apparat, hinter dem aber erst der eigentliche Empfänger — das Bewußtsein des Individuums — steht, die ihm gewordene Mitteilung annimmt und darauf in einer ihrem Sinn entsprechenden Weise durch zentrifugale Leitung reagiert.

Dies also wäre der erste entscheidende Unterschied zwischen psychologischer und physikalischer Massenbewegung: Die Steine wirken zwar aufeinander, sie „nehmen aber einander nicht wahr". — Die Menschen aber nehmen einander wahr!

Das Wahrnehmen der fremden Innenwelt.

Doch sie nehmen auch Bäume und Steine wahr und trotzdem sind psychologische Massenerscheinungen nur von Mensch zu Mensch und nicht etwa zwischen den Menschen und leblosen Naturdingen möglich! — Wir stehen damit vor dem zweiten entscheidenden Grundfaktor der Massenpsychologie. Das Wahrnehmen von Mensch zu Mensch beschränkt sich nicht auf das Sehen der Außenseite, wie es bei der Beziehung zwischen dem Menschen und einem leblosen Objekt der Fall ist. Vielmehr: nachdem das Wahrnehmen des Menschen das Eigendasein des Wahrnehmenden überschritten hat und einen Blick getan hat in die ihn umgebende Außenwelt, tritt es wieder ein in eine Innenwelt — diesmal aber nicht in diejenige des Wahrnehmenden, sondern in die des von ihm wahrgenommenen Individuums. Es geschieht das zweite grundlegende Wunder: wir sehen nicht nur „aus uns heraus" in die Außenwelt, sondern durch die zu dieser Außenwelt gehörende körperliche Hülle hindurch auch wieder ins Innere, in die Seele der uns umgebenden Menschen hinein! — Auch die hier sich unwillkürlich einstellende Frage, wie dies denn möglich sei, die von größtem philosophischem, erkenntnistheoretischem Interesse ist, lassen wir gänzlich beiseite. Allein die Tatsache interessiert uns, daß wir ins Innere unserer Mitmenschen hineinsehen können, so daß deren Erleben zum Gegenstand unserer Wahrnehmung wird. Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „Wahrnehmung", denn in der Tat, wenn wir jemanden sich freuen oder leiden sehen, so sind es nicht blasse Vorstellungen seines Erlebens, die in uns aufsteigen, sein Leiden und seine Freude sind uns so gegenwärtig, werden von

Digitized by Google

uns so anschaulich erfaßt, wie irgendein anderes Wahrnehmungsobjekt! Wohl sind wir auch hier Täuschungen unterworfen, aber Täuschungen sind auch im Gebiet der übrigen Wahrnehmungen nicht ausgeschlossen und auch nicht seltener als gerade hier.

Dies ist also die entscheidende Feststellung, von der aus sämtliche sozial-psychologischen Beziehungen von Mensch zu Mensch zu erfassen sind, auf der sich vor allem auch sämtliche massenpsychologischen Erscheinungen gründen. Nun steht der einzelne Mensch nicht mehr in seiner Vereinsamung allein da, ein geistiges Band, das Band des gegenseitigen geistigen Durchdringens ist von Psyche zu Psyche geschlungen. Die Menschen sehen sich gegenseitig in die Seele hinein, erhalten gegenseitig ein Wissen vom seelischen Geschehen des Anderen. Und eben dieses Wissen ist das allgemeinste und letzte Einheit-schaffende-Prinzip, welches wir in den Analogien zwischen der Masseneinheit und anderen Vereinheitlichungen gesucht und hier endlich als ein ganz eigenartiges gefunden haben: Nur auf der Grundlage der allgemeinen Transzendenz unseres Wissens können wir über unser eigenes Dasein hinaustreten; nur auf der Grundlage der Wahrnehmung fremden Erlebens treten massenpsychologische Phänomene auf. Ich schaue hinein in das Erleben von A und B und C und erkenne, daß sie alle gleich fühlen, wollen, denken. Diese Gleichheit nun ist zwar ebenfalls eine unumgängliche Bedingung massenpsychologischen Geschehens, aber sie allein schafft keine massenpsychologischen Erscheinungen: Tausend Gelehrte, die, ohne voneinander zu wissen, dasselbe Ziel verfolgen, bilden nichts weniger als eine psychologische Masse. Nicht also die Tatsache der Übereinstimmung psychischen Geschehens, sondern erst das gegenseitige Wissen vom Denken, Fühlen und Wollen der Anderen und das Wissen um diese Übereinstimmung des psychischen Geschehens aller, oder doch vieler Menschen schafft diejenige Grundlage, auf der ein massenpsychisches Erleben ausgebildet werden kann. — Und natürlich reicht es nicht hin, wenn A vom übereinstimmenden Erleben des B und C und D weiß, damit eine psychologische Masse sich bildet, sondern auch B muß dasselbe Wissen von A und C und D, C — von A und B und D haben und so fort. So daß jedes einzelne Glied einer Menschenmasse das gleichgerichtete Erleben aller übrigen kennt, jedes also gleichsam einen Brennpunkt bildet, wo sich die von allen übrigen Psychen ausgehenden Strahlen treffen, kreuzen, summieren. Man stelle sich ein Netz vor, in dem jeder einzelne Knoten mit sämtlichen übrigen oder doch einer großen Zahl der übrigen unmittelbar verbunden ist, — man transponiere dieses Bild ins Psychische, so hat man das geistige Beziehungsnetz, das den massenpsychologischen Erscheinungen zugrunde liegt.

Der „Ort" und der „Träger" massenpsychologischen Geschehens.

Wir fragten einleitend, ob die massenpsychischen Phänomene und die Änderung im Handeln jedes Einzelnen innerhalb der Masse nicht die Annahme einer besonderen Massenpsyche verlangte, — einer den einzelnen Individuen übergeordneten, ihr Verhalten souverän bestimmenden und ändernden Kraft, aus deren Wesen die Eigentümlichkeiten massenpsychologischen Geschehens erklärt werden sollten. Wären wir gezwungen eine solche Kraft anzunehmen, so wäre die Menschenmasse einem einheitlichen Gesamtorganismus zu vergleichen oder einer einheitlichen Persönlichkeit, deren einzelne Bewußtseinsakte vom einheitlichen Bewußtseins- und Willenszentrum umfaßt und gerichtet werden. Eine endgültige Antwort auf diese Frage können wir hier noch nicht geben, denn wir wissen noch nicht, ob es uns gelingt, die massenpsychologischen Geschehnisse aus der Eigenart der an ihnen teilnehmenden Einzelpsychen zu erklären. Da es immerhin schon gelungen ist, ein vereinheitlichendes Prinzip von Psyche zu Psyche und von der einzelnen Psyche zu vielen, zu allen sie umgebenden anderen

Digitized by Google

Psychen zu finden, so werden wir, gewiß mit Recht, es versuchen, auf der Grundlage dieses Prinzips auch das ganze massenpsychologische Geschehen restlos zu erklären. — Dieser Versuch wird den Inhalt der weiter unten folgenden Erörterungen bilden, und kommen wir damit zum Ziel, so werden wir mit Recht nicht eine hypothetisch angenommene besondere Massenpsyche, sondern jede einzelne Psyche in der Masse als den eigentlichen Träger massenpsychischen Geschehens betrachten. Anders ausgedrückt: das massenpsychische Geschehen vollzieht sich für diesen Standpunkt nicht mehr innerhalb einer besonderen Massenpsyche, sondern innerhalb jeder einzelnen Psyche, diese aber ist nicht in sich abgeschlossen, gegen alle übrigen gleichsam abgekapselt, sondern im Gegenteil mit allen übrigen durch geistige Bande gegenseitigen Wissens und Erkennens verbunden. Oder noch anders und phänomenologisch genauer: Wenn gefragt wird, wo sich das physikalische Massengeschehen, etwa eines niedergehenden Bergsturzes abspielt, so antworten wir: im physikalischen Raum, „zwischen" den einzelnen physikalischen Körpern. Auf eine entsprechende Frage bezüglich des psychischen Massengeschehens lautet die Antwort: es vollzieht sich innerhalb jenes psychischen Netzes, welches jede Einzelpsyche mit allen übrigen verbindet, — dies ist der Ort, in dem sich das massenpsychische Geschehen abspielt.

Der Verlust der Persönlichkeit (geistige Ansteckung und Knechtung).

Damit ist nun allerdings nur auf die allgemeine Grundlage hingewiesen, auf der sich massenpsychologische Phänomene entwickeln können, noch nicht gezeigt, wie sie zustande kommen, noch nicht ihr Unterschied zu den sozial-psychologischen Beziehungen von Mensch zu Mensch aufgewiesen. Einer genaueren psychologischen Analyse dieser Beziehungen von Mensch zu Mensch, der Art der Stränge also, welche die Knoten unseres Netzes miteinander verbinden, wollen wir uns nun hingeben. Zweierlei grundverschiedene Entwicklungen können sich auf der Grundlage der gegenseitigen Wahrnehmung von Psyche zu Psyche ergeben: 1. die Unterjochung des Ich durch das Du (durch die Masse) und 2. eine autonome Stellungnahme des Ich zum Du (zur Masse) und seinem Erleben. — Die Vertreter des Sympathieprinzipes verwechselten beides. Mit allem Nachdruck führte Max Scheler die Trennung durch. Der eingeweihte Leser wird sowohl die Übereinstimmungen als auch die Abweichungen der folgenden Darstellungen von der Auffassung Schelers leicht erkennen. Für die Ansteckung ist bezeichnend das Überwältigtwerden des Eigenbewußtseins durch die aus einer ihm gegenüberstehenden, von ihm wahrgenommenen Innenwelt auf ihn einstürzenden Wahrnehmungsinhalte. Nicht mehr die im Menschen selbst autonom entstandenen Gefühle und Willensregungen wirken und herrschen in ihm, — sein Bewußtsein ist so sehr belegt und eingenommen von den wahrgenommenen Gefühlen und Wollungen Anderer, daß kein Platz mehr übrig bleibt für eigene Stellungnahme. Er wird gleichsam zu einem bloßen Gefäß, das von der Wahrnehmung fremder Erlebnisse erfüllt ist.

Dabei bleibt es aber nicht: Auch wenn wir in wissenschaftlicher Betrachtung uns einem leblosen Objekt oder einem Lebewesen hingeben, sind wir durch die von ihnen herstammenden Eindrücke vollkommen eingenommen, — ohne daß dabei von irgendwelcher Ansteckung die Rede sein könnte; auch das Überwältigtsein durch irgend etwas Schrecken- oder Bewunderung-Erregendes, worin sich ein gewisser Verlust unserer Persönlichkeit schon andeutet, weist noch nicht die typischen Charakterzüge einer Ansteckung auf. Diese treten erst ein, wenn die von uns wahrgenommenen fremden Erlebnisse unsere eigene Stellungnahme zum Wahrgenommenen so sehr verdrängen, daß sie selbst an die Stelle unserer Stellungnahme treten, wobei das fremde Erleben zu unserem eigenen Erleben wird, — ohne daß

Digitized by Google

es, wie es dem echten eigenen Erleben zukommt, in uns selbst originär gewachsen wäre! Aus einem Objekt unserer Wahrnehmung, dem das Subjekt wesensnotwendig gegenübersteht, wird es selbst zum Teil des Subjektes, indem es die wahrnehmende Persönlichkeit verwandelt und sich an die Stelle ihrer Eigenart setzt. Der fremde, durch Ansteckung in uns hineingekommene Wille wirkt in uns weiter, und seine Assimilation ist so vollständig, daß wir es in der Regel gar nicht merken, daß nicht unser, sondern fremder Wille in uns wirksam ist. Und was vom Willen gilt, gilt auch vom Fühlen, Denken und Glauben. Durch Ansteckung werden wir traurig oder fröhlich, ohne einen eigenen Grund zu besitzen, traurig oder fröhlich zu sein. Durch Ansteckung und Übertragen fremden Denkens und Glaubens in unsere Psyche glauben wir tausenderlei, was zu glauben wir selbst keinerlei Veranlassung besitzen.

Die freie Stellungnahme der Persönlichkeit.

Grundsätzlich verschieden davon ist unser Mitgefühl und unsere Mißgunst. Auch hier liegt wieder, wie bei der Ansteckung, das Wahrnehmen fremden Erlebens als allgemeinste Basis zugrunde; während aber bei der Ansteckung das Wahrgenommene uns überwältigt und sich an Stelle unserer eigenen Stellungnahme setzt, löst hier die Wahrnehmung das uns eigentümliche Verhalten erst aus. Während uns bei der Ansteckung das Bewußtsein vom Ursprung des in uns wirksam gewordenen Wollens und Fühlens verloren geht, und wir Fremdes für Eigenes halten, steht hier der Bemitleidete deutlich als Objekt unserer Stellungnahme vor unserem Bewußtsein. Die Kluft zwischen Ich und Du ist zwar auch hier aufgehoben, aber nicht das Bewußtsein von Ich und Du; nicht in mir und als meinen Schmerz fühle ich den Schmerz des Anderen, sondern in ihm und als seinen Schmerz, — der erst als Reaktion auch in mir einen, unter Umständen ganz anders gearteten, Schmerz hervorruft. Und was den Unterschied zwischen Ansteckung und den oben besprochenen Phänomenen besonders klar macht, ist die Tatsache, daß meine Antwort auf den von mir im anderen wahrgenommenen Schmerz selbst keineswegs ein Schmerz und eine Unlust zu sein braucht, sondern umgekehrt unter Umständen ausgesprochene Lustbetonung aufweist! So überall dort, wo der Wahrnehmende mit Schadenfreude oder gar mit der Freude des Grausamen auf den fremden Schmerz reagiert. In dieser Reaktion kommt die letzte Stellungnahme von Mensch zu Mensch zum Ausdruck: Nur wo eine liebende Haltung die Grundlage der Beziehung von Mensch zu Mensch bildet, wächst aus der Wahrnehmung fremden Erlebens die echte Mitfreude und das echte Mitleid hervor; wo dagegen Haß, Feindschaft, Neid und, allgemein gesagt, Mißgunst das Verhältnis von Mensch zu Mensch bestimmt, baut sich auf der Wahrnehmung fremden Leidens Schadenfreude oder die Freude des Grausamen auf. — Es ist dabei nicht bloß von höheren Graden von Liebe und Mißgunst die Rede; auch schon die schwächsten Formen rufen im ersten Falle ein gleichsinniges, im letzteren ein konträres Verhalten des Wahrnehmenden zum Erleben seines Mitmenschen hervor.

Der Schadenfrohe, Neidische, Grausame, aber auch der gewöhnliche Durchschnittsmensch, sofern es sich um seinen Feind handelt, will dessen Schmerz, dessen Leiden und scheut seine Freude. Und sein eigener Genuß am fremden Leid wird um so intensiver, je anschaulicher und unmittelbarer, je inniger sein Wahrnehmen des fremden Schmerzes wird. Er wird stets bestrebt sein, dieses Leiden zu schaffen, um sich selbst Freude zu bereiten. — Das Verhalten des Mitleidigen ist entgegengesetzt und geht in erster Linie auf Hilfeleistung aus: Er flieht nicht das fremde Leiden, denn nicht auf Befreiung des eigenen Ich von einem unangenehmen Eindruck kommt es ihm an, sondern auf Linderung des fremden Leidens. — Das Verhalten eines liebelosen, jedoch nicht grausamen Menschen liegt dazwischen: Er flieht den Eindruck des fremden Schmerzes, weil dessen Wahrnehmung selbst schon unlustbetont ist, —

Digitized by Google

und auf die Befreiung des eigenen Ichs von diesem unlustbetonten Eindruck, nicht eigentlich auf das Leiden des anderen und dessen Linderung kommt es ihm an.

Das Leiden des Mitleidigen, Mitleidenden kann nicht allein anders sein als dasjenige des Bemitleideten, es kann sogar dort auftreten, wo ein eigentliches Leiden des Bemitleideten überhaupt gar nicht vorliegt. So kann der höhere Geist ein verkümmertes Seelenwesen bemitleiden, weil diesem der Einblick in höhere geistige Wertbereiche grundsätzlich verschlossen ist, ohne daß der Bemitleidete selbst sich dieses Mangels auch nur bewußt wird, geschweige denn darunter leidet. Der Vater eines mißratenen Sohnes kann „an ihm leiden", „über ihn traurig sein", während der Sohn sich freut; ja der Vater leidet geradezu, weil sein Sohn sich freut.

Eine besondere Form nimmt das Miterleben im gemeinsamen Erleben an. Setzen wir den Fall, daß sich zwei Menschen über dieselbe Veranlassung freuen oder traurig sind. Wenn es das gemeinsame Objekt ihres Fühlens allein ist, das sie verbindet, nicht aber auch ein gegenseitiges Wissen um dieses Fühlen, das von Psyche zu Psyche geschlungen ist, so ist damit psychologisch nichts Neues gegeben. Sobald aber jeder der beiden nicht nur seinen eigenen Schmerz, sondern auch den Schmerz des Anderen wahrnimmt und dabei das Bewußtsein hat, daß sie beide dasselbe Schmerzobjekt haben, wird die geistige Beziehung zwischen den Beiden[1]) eine eigentümliche und innige. Sie läßt sich in die Worte fassen: „ich trage mit dem Anderen (mit den Anderen) am gleichen Verlust, am gleichen Schmerz." — Dies ist der psychologische Tatbestand, welcher dem gemeinsamen Erleben zugrunde liegt. Besonders innig wird dasselbe, wenn sich auf der Grundlage der gegenseitigen Liebe auch noch ein Mitleiden von Mensch zu Mensch entwickelt. Dies ist die tiefste und innigste geistige Gemeinschaft, welche sich zwischen Menschen überhaupt ausbilden kann. Aber auch ohne gegenseitige Zuneigung, auch schon allein durch die Tatsache des gemeinsamen Erlebens kommt eine große psychische Einheit in die „gemeinsam erlebenden" Menschen hinein. Wir alle „freuen uns über unseren Sieg", sind traurig über „unsere Niederlage". Wir treffen hier zum erstenmal auch das Wort „Wir", dessen tiefste Grundlage das eben geschilderte Gemeinsamkeitsbewußtsein ist. An Stelle von Ich und Du tritt die Gruppenbildung, innerhalb deren die Gruppe „Wir" der Gruppe „Ihr" gegenübersteht. Wir werden bald sehen, daß dieser Gruppenzusammenschluß im Gemeinschaftsbewußtsein auch schon für die Wirksamkeit des Ansteckungsfaktors von grundlegender Bedeutung sein kann.

Bedeutung der Disposition, der Virulenz und der Zahl der Ansteckungskeime für die geistige Ansteckung.

Die autonome Stellungnahme dem Anderen gegenüber, — sei es in Liebe, sei es in Haß, — ist ein in erster Linie soziales, Sozietät bildendes Prinzip. Die Ansteckung gehört zu den typisch massenpsychologischen Faktoren. Endlich das gemeinsame Erleben gehört ebenso stark zum sozialen wie zum massenpsychologischen Verhalten.

In weitgehendster Art läßt sich die psychische Ansteckung mit der uns aus der Bakteriologie bekannten physiologischen Ansteckung vergleichen. Von dreierlei Momenten hängt der Eintritt der letzteren ab: Erstens von der Virulenz der Bakterien, zweitens von der Disposition des Empfängers und drittens von der Anzahl der auf ihn einwirkenden Keime. Und alle drei Momente gelten durchaus auch für die psychische Ansteckung. — Erstens: die Virulenz. Sowohl ihrer Art als ihrer Intensität nach sind die verschiedenen Gefühle, Willensakte und Handlungen von verschiedener Ansteckungskraft. Es gibt zum Beispiel Bewegungen, die sich

[1]) Die nichts mit Ansteckung zu tun hat!

Digitized by Google

Digitized by Google

a der Fähigkeit des menschlichen Geistes, nicht nur die allen gemeinsame Außenwelt, ondern auch die Innenwelt seiner Mitmenschen wahrzunehmen, und den sich auf dieer Basis ausbildenden Erscheinungen des Mitfühlens, des gemeinsamen Fühlens und ler Ansteckung fanden wir das vereinheitlichende Prinzip, welches eine Vielheit der Einzelmenschen zu einer „Gesamtheit" macht. Zu einer Gesamtheit in doppeltem Sinn: sowohl indem sich jeder als Glied einer übergeordneten einheitlichen Größe fühlt, als auch indem durch Gleichheit von Wollen und Denken die so zustande gekommene Gesamtheit zu einer einheitlich handelnden Größe werden kann. — Doch ist damit die zweite Frage noch nicht gelöst, und sollte es uns nicht gelingen, sie auf derselben Grundlage zu lösen, so wären wir schließlich dennoch gezwungen, eine dem Einzelbewußtsein übergeordnete Kraft anzunehmen, welche die Menschen im Sinne eines Massenfühlens und Handelns wandelt!

Die zweite Frage zu beantworten, hilft uns nun die neben Seite 222 stehende Tabelle. In der breiten Kolonne links sind sämtliche Eigenschaften des Massenmenschen systematisch eingetragen, die wir einleitend kurz skizziert hatten: 1. Das Denken des Menschen, vor allem das kritische, selbständige Denken, ist stark reduziert; 2. es ist vereinfacht, vergröbert, veranschaulicht. 3. Damit geht Hand in Hand seine größere Leichtgläubigkeit. 4. Und wie er sich den Einflüssen von außen gegenüber leichtgläubig verhält, so ist sein Denken auch weniger gefeit gegen die Einwirkung seiner eigenen Gefühle und Wünsche. 5. Merkwürdig ist es, eine wie hohe Überzeugungskraft den massenpsychologischen Anschauungen zukommt bei (6.) durchaus parallel damit laufender großer Wandelbarkeit derselben! 7. Das Denken der Masse ist stets einseitig, somit parteilich und somit unduldsam. 8. Es ist nivelliert, d. h. zurückgeführt auf ein gemeinsames Niveau.

Die Affekte der Masse erreichen a) eine sehr hohe und, unter sonst gleichen Bedingungen, eine gesteigerte Intensität gegenüber den Affekten des Einzelmenschen außerhalb der Masse, wobei b) der Aufstieg des Affektes sich in einer viel steileren Kurve vollzieht, — eine Masse, die eben noch ruhig war, kann in wenigen Augenblicken zu höchsten Affekten übergehen. Diese werden aber, bei all ihrer Intensität, c) nicht die Feinheit und Differenziertheit erreichen, welche das Einzelerleben aufweist. d) Entsprechend der Wandelbarkeit im Denken der Masse und ihren Überzeugungen sind auch ihre Gefühle wandelbar, einseitig, parteilich; e) Unduldsamkeit, Übermut, Reizbarkeit, Wildheit und häufig sogar Grausamkeit zeichnen das Fühlen der Masse aus. f) Dies beeinträchtigt nun aber nicht ihre Opferwilligkeit, die häufig diejenige des Einzelindividuums weit übersteigt und zu den positiven Charakterzügen des Massenfühlens gehört; sowie auch die — trotz der allgemein bekannten Erscheinung der Massenpanik — durchschnittlich erhöhte Tapferkeit der Masse. g) Endlich ist das Verhalten der Masse aktiv, impulsiv, sie bleibt nicht lange bei Überlegungen und Wünschen stehen, sondern schreitet rasch zur Tat. — Dies der allgemeine Charakter der Masse, — wie bildet sich nun dieser vom Einzelmenschen abweichende Charakter aus?

Die Antwort auf diese Frage geben uns die sieben rechts angebrachten Kolonnen.

Die sieben Faktoren und ihr Charakter-wandelnder Einfluß.

Die Besetzung des Bewußtseins.

Wir haben schon manche Eigentümlichkeit des Psychischen kennen gelernt, durch die es vom physikalischen Sein geschieden ist. Wir müssen hier eine weitere hinzufügen: Das physikalische Sein kennt nur ein Ja oder Nein: es ist oder ist nicht, es kennt keine Seinsgrade; wohl kann eine Vermehrung oder Verminderung des Seienden eintreten, — seine Seinsart wird aber dadurch nicht verändert. Das Bewußtsein (gleich: „bewußtes Sein!") kennt aber verschiedene Stufen des Seins: vom dunklen,

Digitized by Google

dumpfen, nächtlichen Bewußtsein bis zum klaren Tagesbewußtsein, wie es seinen Höhepunkt im Zentrum unserer Aufmerksamkeit erreicht. Ein Querschnitt durch unser momentanes Bewußtsein zeigt einen kleinen zentralen Ausschnitt, wo alle psychischen Vorgänge sich mit maximaler Klarheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Sicherheit abwickeln; was außerhalb des Aufmerksamkeitsgebietes liegt, verliert diese Bestimmtheit und logische Strenge, es verfließt ineinander und bildet, je mehr man sich der Bewußtseinsperipherie zubewegt, ein immer weniger differenziertes Gebilde. Durch diese Gradänderung der Bewußtheit wird aber auch die Art und Weise der psychischen Abläufe aufs innigste betroffen.

Statt eine allgemeine Schilderung dieser Änderung zu geben, wenden wir uns direkt der ersten Kolonne zu, über der geschrieben steht: „Besetzung des Bewußtseins durch die von der Masse herrührenden Reize."

Beobachtet man sich innerhalb einer Masse, z. B. eines Straßenauflaufes, in einer Parteiversammlung oder dergleichen, so wird man leicht bemerken, wie stark das Bewußtsein durch die von der Masse herkommenden visuellen und akustischen Eindrücke besetzt und eingenommen ist. Der Versuch, sich innerhalb der Masse auf eigene Gedanken zu konzentrieren, kritisch Stellung zu nehmen, stößt auf größte Schwierigkeiten und mißlingt in der Regel gänzlich. Nicht umsonst suchen wir stille Orte auf, wenn wir uns innerlich sammeln wollen. Die Masse ist das gerade Gegenteil eines Ortes inniger geistiger Sammlung. Wir werden uns also nicht darüber wundern dürfen, daß innerhalb der Masse schon allein durch diesen Faktor das selbständige kritische Denken der Massenglieder reduziert ist. — Dies kommt in der Tabelle dadurch zum Ausdruck, daß in der ersten Zeile der ersten Kolonne ein ganzer Kreis zu stehen kommt.

Das kritisch selbständige Verhalten ist aber nicht allein reduziert, sondern das Denken ist dadurch auch vereinfacht, vergröbert und veranschaulicht. Man versuche nur zu zählen und gleichzeitig einen schwierigen Text zu lesen. Die einfachste, geläufigste, mit leicht einprägsamen Bildern arbeitende Literatur mag noch verständlich bleiben, — alles Höhere, Feinere, Schwierigere dagegen übersteigt die Auffassungsfähigkeit des durch eine Nebenaufgabe innerlich besetzten Bewußtseins. Dementsprechend kommt ein ganzer Kreis auch in die zweite Zeile zu stehen. — Da nun das eigene Denken nicht wie sonst eigene Anschauungen entwickeln und sie logisch stringent begründen kann, bleibt dem Massenglied nichts anderes übrig als fremde Anschauungen zu übernehmen, — was um so leichter geschieht, als ja auch die kritische Stellungnahme fremden Anschauungen gegenüber herabgesetzt ist. Daher der dritte volle Kreis. — Wo das logisch-kritische Denken seine Macht verliert, da wird sich aber auch die Wirkung des Wünschens und Fühlens auf den Verlauf des Denkens um so stärker geltend machen! Zwar wissen wir an dieser Stelle unserer Entwicklungen noch nicht, ob die Gefühle innerhalb der Masse überhaupt eine große Rolle spielen werden; wir setzen daher zunächst nur einen halben Kreis in die vierte Zeile hinein, wodurch zum mindesten die Tendenz zu einer größeren Abhängigkeit des Glaubens und Denkens von Wunsch und Gefühl angedeutet ist.

Es kann nicht behauptet werden, daß infolge der Besetzung unseres Bewußtseins durch mannigfache Reize die Überzeugungsstärke unserer Anschauungen zunehmen würde, daher bleibt die fünfte Zeile frei. Wohl aber steigt naturgemäß die Wandelbarkeit unserer Auffassungen parallel mit der Abnahme ihrer tieferen und selbständigen Begründung, — daher hier wieder ein ganzer Kreis. — Wo eine Übersicht komplizierter, weit ausgreifender Verhältnisse nicht möglich ist, wie dies bei doppelt besetztem Bewußtsein notwendig der Fall sein muß, werden die Ansichten einseitig, dadurch aber auch parteilich, und durch Parteilichkeit steigert sich, wenigstens der allgemeinen Tendenz nach, auch die Unduldsamkeit. Daher ein halber Kreis in der entsprechenden Rubrik. — Wo endlich die feinere Nuancierung des Denkens fehlt,

Digitized by Google

da wird das Denken eine Tendenz zur Verflachung und dadurch zur gegenseitigen Nivellierung zeigen. Daher auch hier ein halber Kreis.

Gehen wir zu den Affekten über. Die teilweise Besetzung des Bewußtseins durch akustische und visuelle von der Masse herstammende Eindrücke trägt an sich nicht zur Intensivierung der Affekte und der allgemeinen Aktivität bei. Daher bleiben die beiden nächsten Zeilen frei. — In ähnlicher Weise und aus gleichen Gründen wie beim Denken, nimmt aber die Vereinfachung und Vergröberung der Affekte, sowie deren Wandelbarkeit, sowie endlich auch die Einseitigkeit, Parteilichkeit und Unduldsamkeit der affektbetonten Stellungnahme jedes Einzelnen innerhalb der Masse etwas zu; nicht aber gilt dasselbe auch von seinem Übermut und seiner Reizbarkeit, ebensowenig von seiner Tapferkeit, Opferfreude und Aktivität. Dementsprechend ist auch die Verteilung der Kreise.

Ansteckung.

Von der psychologischen Grundlage und der Bedeutung der Ansteckung innerhalb der Masse, wo der Einzelne durch die große Zahl der auf ihn einwirkenden Ansteckungskeime überwältigt wird, haben wir schon gesprochen. Ihre Macht zu prüfen brauchen wir nicht auf die bekannten großen Beispiele aus der Geschichte zurückzugreifen, wo sie sich z. B. in Kreuzzügen (ganz besonders im Kinderkreuzzug), in großen Bewegungen auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens und der Finanz geäußert hat. Jeder Blick auf unsere nächste Umgebung und in das eigene Ich überzeugt uns von der Wirksamkeit der psychischen Ansteckung. Der normale Mensch verhält sich bestimmten, von uns oben schon erwähnten Bewegungen gegenüber (Gähnen, Lachen usw.) ähnlich, wie sich bestimmte Kranke allen Bewegungen, die sie unmittelbar wahrnehmen, gegenüber verhalten: Die von der „Echopraxie" befallenen Menschen können sich nicht enthalten, jede Bewegung, die sie sehen, unwillkürlich und automatisch nachzuahmen. Eine gewisse potentielle Tendenz zu solchem Verhalten steckt in uns allen. Geben wir uns z. B. der Betrachtung zweier miteinander ringender Menschen völlig hin, so spannen wir, namentlich in kritischen Situationen, wo von den Ringenden starke und entscheidende Bewegungen ausgeführt werden, ganz unwillkürlich die entsprechenden Muskelgruppen an, so daß die bloße Betrachtung unter Umständen zu einer gewissen Ermüdung der Muskulatur führen kann. Unser Vorstellen und Denken ist nicht weniger der Ansteckung ausgesetzt: man versuche zu zählen oder zu rechnen, während eine andere Person im gleichen Raum laut vor sich hin rechnet. Wie leicht schlüpft da in unsere Rechnung die eine oder die andere von den unser Ohr treffenden Zahlen hinein. Nur mit Hilfe der Ansteckung, wenn auch nicht allein durch sie, ist die Herrschaft der Mode über die menschlichen Gemüter zu erklären. Man bedenke nur, welche Allgemeingültigkeit dabei Undingen, wie es z. B. die Krinoline war, in gewissen Epochen zukam: Von den Krinolinen der alt-kretischen Damen des zweiten Jahrtausends v. Chr. abgesehen, hat sich die Mode des unbequemen und unschönen Reifrockes auch in neuerer Zeit das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch zu erhalten vermocht, und auch noch das 19. zum Teil beherrscht. Man denke an die in gewissen Epochen so unentbehrlich erscheinende Perücke und an deren verächtliche Zusammenstellung mit dem Zopf im geflügelten Wort „Zopf und Perücke" zu anderen Zeiten. — Die Rückwirkung der Mode auf das gesamte Wirtschaftsleben, in dem sie Hochkonjunkturen und Zeiten schlimmster Krisen hervorruft, möge man z. B. in der Geschichte der Handelskrisen von Max Wirth nachlesen, wo sich ein reiches Material massenpsychologischen Geschehens auch speziell auf dem Gebiete des Finanzwesens findet (besonders lehrreich die sogenannte Tulpomanie in Holland, die Zeit der großen Krisen in Amerika 1814, 1837 u. 1839 u. a. m.).

Wenn wir bedenken, wie sehr sich die Kraft der Ansteckung innerhalb der Masse stei-

Digitized by Google

gert, werden wir mit besonderem Interesse den von ihr ausgehenden wandelnden Einfluß auf den Einzelmenschen verfolgen. Man werfe wieder einen Blick auf unsere Tabelle: Die Reduktion des selbständig-kritischen Denkens durch Ansteckung ist selbstverständlich, denn es gehört ja zum Wesen der Ansteckung, daß kritiklos alles übernommen wird, ohne daß es selbständig oder gar kritisch durchgedacht worden wäre. Dementsprechend ist das Denken auch vereinfacht und vergröbert: anschauliche Vorstellungen setzen sich leichter in der Seele des Menschen ohne alle tiefere Begründung fest und pflanzen sich von Mensch zu Mensch fort als abstrakt gefaßte Begriffe und Urteile, — auch die Anschaulichkeit des Denkens geht also der Ansteckung parallel. Über die Leichtgläubigkeit ist kein Wort zu verlieren, denn Leichtgläubigkeit und Übernahme durch Ansteckung sind fast sinnesidentische Begriffe. Die Abhängigkeit des Geglaubten von Gefühl und Wunsch wird durch Ansteckung nicht direkt gefördert, wohl aber kann die Überzeugungskraft durch Ansteckung sehr gesteigert werden. Zugleich mit ihr aber auch die Wandelbarkeit, — denn die Ansichten der Umgebung brauchen sich bloß zu verändern, damit auch der Einzelne, dessen Überzeugungen nicht aus tiefen Wurzeln der eigenen Erfahrung und Erkenntnis hervorgewachsen sind, seine Überzeugungen aufgibt und ändert. Die letzte Zeile — Nivellierung — erhält einen vollen Kreis: die Angleichung der einzelnen Anschauungen durch Ansteckung ist ja einleuchtend.

Interessant ist die Art, in der die Ansteckung zur Erhöhung der Affektintensität außerordentlich wirksam beiträgt: Der Einzelne wird von den Anderen angesteckt und äußert nun seinerseits seinen Affekt — die Masse und damit auch die Wucht der Massenwirkung dadurch vergrößernd. Seine Affektäußerung wirkt nun aber auch auf die Anderen wieder zurück und unterhält oder steigert deren Affekt. Dieser wirkt nun wieder auf jeden einzelnen Menschen ein, — und so steigert sich immerfort in einem Kreisprozeß das Affekterleben der Masse! Durch denselben psychischen Übertragungsvorgang ist nun aber auch die allgemeine Affektivität der Masse, d. h. die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der sie in einen Affektzustand gerät oder aus einem Affektzustand in den anderen übergeht, gesteigert. — Die Berechtigung der beiden folgenden Kreise ergibt sich aus dem früher Gesagten. Zum ersten Male treffen wir aber einen vollen Kreis auch in der Rubrik der Einseitigkeit, Parteilichkeit, Unduldsamkeit: Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß je weiter der Gesichtskreis des Menschen, je selbständiger er zu seinen Ansichten durch inniges Eindringen in alle Schwierigkeiten der vor ihm liegenden Probleme gelangt, desto toleranter er in seinem innersten Wesen wird. Er erkennt die ganze Schwierigkeit des Problems und sieht klar die Möglichkeit, mit dem besten Willen zur Wahrheit auch zu einer anderen Anschauung als zu der seinigen gelangen zu können. Der echte Weise ist tolerant, mag er auch noch so bestimmte eigene Anschauungen haben. Wem aber seine Anschauungen und Überzeugungen nur so angeflogen kommen, wer nur die eine Seite eines Tatbestandes oder Problemes sieht, dem ist alle abweichende Meinung unbegreiflich, verwerflich, unentschuldbar. „Je crains l'homme d'un livre," sagte Voltaire und traf damit auch einen Jeden, dessen Ansichten und Überzeugungen durch Ansteckung geworden sind. Von einer umfassenden Kenntnis des Tatbestandes ist hier natürlich gar keine Rede, nur das allgemein Geglaubte wird festgehalten und mit einer um so größeren Unduldsamkeit verfochten. Daher der volle Kreis in der entsprechenden Rubrik. — Er ist aber auch noch durch eine weitere von der Ansteckung herkommende Wirkung bedingt. Es gilt ganz allgemein die Regel, daß je stärker die Affekte sind, desto leichter sie auch zur Unduldsamkeit führen. Dazu steht nun auch die nächste Zeile in Beziehung: Die Reizbarkeit, Wildheit, Heftigkeit des Menschen wird entbunden durch die Herrschaft starker Affekte. Natürlich genügt dies noch nicht, um jene tiefe Wandlung hervorzurufen, die wir im Massenmenschen gegenüber dem normalen Einzelmenschen kennen gelernt haben, aber auch dieser Faktor wirkt in der Richtung der allgemeinen

Digitized by Google

Veränderung, welche der Einzelne in der Masse durchmacht. Selbst Tapferkeit und Opferfreude kann, wie überhaupt jeder sittlich positiv oder negativ zu bewertende Affekt (wenn er nur nicht zu fein, zu differenziert ist und keiner inneren Sammlung bedarf!) durch die Ansteckung gesteigert werden. Hier ein kleines Beispiel dafür aus den Aufzeichnungen eines Kriegsteilnehmers[1]): „Da ist es leicht, mutig zu sein. Ich komme mir vor, wie ein Automat; mache alles mit, was die anderen machen, ducke mich, wenn sie sich ducken, gehe nach rechts oder links, wie es sein muß, und bin mir dieses Waltens des Herdeninstinktes deutlich bewußt, — bin auch ganz zufrieden damit. Die mechanische Nachahmung hat so etwas Bequemes, man denkt nicht, trägt keine Verantwortung." — Von allem, was ansteckend wirkt, ist vielleicht das Ansteckendste die wahrgenommene Tat; und diese stellt sich dort, wo starke Affekte herrschen, mit besonderer Leichtigkeit ein. Daher verdient auch die letzte Zeile einen vollen Kreis.

Gemeinschaftsbewußtsein.

Erhöhung der Suggestibilität.

Die beiden nächsten Kolonnen drücken zwei Wirkungszweige aus, die vom Gemeinschaftsbewußtsein des Einzelnen mit der Masse ausgehen. Die erste davon betrifft jene Erhöhung der Ansteckbarkeit auf der Grundlage des Gemeinschaftbewußtseins, von der wir schon oben sprachen: die Suggestibilität des Einzelnen der Masse gegenüber ist dadurch gesteigert und dementsprechend auch alle Wirkungen der Ansteckung, wie wir sie eben besprochen hatten, noch erhöht, daher hier einzelne Kreise gegenüber der Kolonne links in vergrößertem Maßstabe wiederkehren. Wir brauchen diese Kolonne nicht mehr im einzelnen zu besprechen; nur auf die Erhöhung der Tapferkeit und Opferfreude, die durch das Gemeinschaftsbewußtsein ganz außerordentlich gesteigert werden können, sei besonders hingewiesen. Ein anderer Kriegsteilnehmer[2]) schreibt hierüber: „Auch in der Schützenlinie oder dem enger gebauten Sturmtrupp muß die Massenpsyche herrschen, denn sie steigert den Mut, sie gibt Begeisterung, erweckt selbstlose Hingabe und das Gefühl der Kraft und Massenwucht, mehrt den Zerstörungstrieb (Bajonettkampf), — kurz, läßt den Einzelnen seine selbstischen Triebe, seine zarteren Gefühle, Liebe zu Mensch und Tier vergessen und reißt ihn mit sich fort ... Bei Neuville gingen wir vor ... eingerichtet wie zur Parade. Die Leute riefen einander zu ‚einrichten, einrichten!' im Maschinengewehrfeuer. Die Fühlung hält jeden an seinem Platz, nimmt die Zaudernden mit, hält die Fliehenden zurück und gibt jedem das innige und unwiderstehliche Gefühl des gegenseitigen Vertrauens." Und Stoll[3]) entnehme ich das Beispiel: „Eines der französischen Schiffe ‚Le Vengeur' war im Seetreffen vom 3. Juni 1794 durch eine heftige Kanonade derart havariert, daß es, von mehreren englischen Schiffen umgeben, zu sinken begann, und die Bemannung hatte daher nur die Wahl, sich zu ergeben oder im Meere zu ertrinken. Sie zog in wilder Begeisterung den Tod der Gefangenschaft vor und wies mit Entrüstung die Aufforderung der Engländer, sich zu ergeben, und ebenso jede Hilfeleistung des Feindes zurück. Verwundete, Sterbende schleppten sich zu den Gesunden auf Deck und, während das Schiff in die Tiefe geht, schwenken sie alle die Trikolore, singen die Freiheitslieder der Revolution und mit dem Rufe „Vive la république! vive la France!" verschwinden sie mit dem sinkenden Wrack im Meer."

Mit diesem Beispiel gehen wir über das Gebiet der eigentlichen Massenpsychologie teilweise schon hinaus. Denn hinter der sich hier äußernden Massenbegeisterung des Augenblickes, hinter dem Gemeinsamkeitsbewußtsein der sich dem Tode weihenden

[1]) Scholz, Das Seelenleben des Soldaten an der Front.
[2]) Sieber: „Die Massenseele"; S. 90.
[3]) O. Stoll, Hypnotismus und Suggestion im Leben der Völker; S. 631.

Digitized by Google

Masse steht das große Bild des Vaterlandes und der in ihm symbolisierten Volksgemeinschaft. Das Volk aber und das Bewußtsein der Gemeinschaft im Volk ist mehr als Masse und Massengemeinschaftsbewußtsein, — wir werden davon noch zu sprechen haben. Aber wenn die Extreme auch weit auseinander liegen, so ist der Übergang einigermaßen kontinuierlich, und das Gemeinsamkeitsbewußtsein besteht auch innerhalb der gewöhnlichen Masse und ist für die psychologische Masse und ihr Entstehen durchaus wesentlich. Die wertvollsten Charakterzüge der Gemeinsamkeit im Volksbewußtsein, sowie auch deren Kehrseite, deuten sich auch schon innerhalb der Masse an. Der Einzelne vergißt in der Masse leicht seine gewohnte Egozentrizität; die Interessen, Ziele und Erfolge der übergeordneten Einheit, der Masse, sind es, die für ihn die größte Bedeutung gewinnen. Die Bedeutsamkeit der Massenziele erscheint ihm seinen kleinen Einzelinteressen so sehr übergeordnet, die Wucht des Massenwollens seinem kleinen Einzelwollen so sehr überlegen, daß er in der Hingabe an die Masse sich selbst vergißt, und, wie die Masse ihn zu schlimmsten Verbrechen hinreißen kann, so kann sie ihn auch zu Heldentaten bewegen, deren er als Einzelner niemals fähig gewesen wäre. Daher vor allem also der volle Kreis in der vorletzten Zeile der dritten Kolonne.

Gleich schließt sich hier aber auch die Kehrseite an! Der Zusammenschluß im Gemeinsamkeitsbewußtsein zieht nach sich den Abschluß von der übrigen Welt: diesseits ist das Eigene, Vertraute, Geliebte, jenseits — das Ferne, das Fremde, das Feindliche; und es ist, als ob je enger der Zusammenschluß in einer Einheit wäre, desto abwehrender, feindlicher die Haltung nach außen werden müßte. Als ob sich die Menge von Liebe und Haß stets die Wage halten und die Liebe nach innen durch feindseliges Verhalten nach außen erkauft werden müßte. Man denke an den großen Krieg, an das Verhalten der sozialen Klassen gegeneinander, der Kasten, Kirchen, philosophischen Schulen usw., — stets und überall dieselbe Erscheinung. Dies hatte uns ja auch schon der Kreis in der sechsten Zeile dieser Kolonne angedeutet, wir fügten der früheren hier nur noch eine weitere Begründung an.

Despoteneinstellung (Bewußtsein der Macht, der Straflosigkeit, der Anonymität).

Nun erscheinen die hier sich schon andeutenden, vom ethischen Gesichtspunkte aus unwillkommenen Züge des Massencharakters in der nächsten Kolonne noch sehr gesteigert. Und auch hier gelten sie zum Teil nicht nur für die Masse im engeren Sinn, sondern auch für das Volk, die soziale Klasse und letzten Endes für jede Daseins- und Interessengemeinschaft.

Innerhalb der Masse erhält der Einzelne ein ihm sonst durchaus fremdes Macht- und Straflosigkeitsgefühl. Letzteres z. T. auch schon durch die Anonymität, welche ihm innerhalb der Masse in der Regel garantiert ist. Nun braucht man bloß an die Wirkung der Maskierung auf den Durchschnittsmenschen zu denken, um sich die Bedeutung der Anonymität innerhalb der Masse und deren Folgen für das Verhalten des Einzelnen vorzustellen.

Noch viel wichtiger aber ist das sich auf der Macht gründende Bewußtsein der Straflosigkeit. — Unsere allgemeine Methode, die sich in der Masse zeigenden Eigentümlichkeiten schon innerhalb der Seele des Einzelmenschen als Dispositionen und allgemein-menschliche Eigentümlichkeiten aufzusuchen, veranlaßt uns auch hier zur Frage: Wie benimmt sich der normale Durchschnittsmensch, wenn ihm diese beiden Eigenschaften — Macht und Bewußtsein der Straflosigkeit — zukommen? Wir werden nicht lange nach einer Antwort zu suchen haben: das Bild des Despoten, — sei es der unumschränkte Despot des Orients, sei es der Europäer, der über seine Hörigen und Leibeigenen, oder über die Einheimischen eines europäischen Kolonialgebietes eine unumschränkte Macht besitzt, — gibt uns die erwünschte Auskunft. Der Despot

Digitized by Google

neigt im allgemeinen nicht dazu, in selbstlos kritischem Denken nach der oft mit soviel Selbstüberwindung erst zu erlangenden Wahrheit zu streben. Gewohnt ausschließlich nach seinem Willen zu verfahren, behält er auch der Wahrheit gegenüber diese Einstellung bei: „Was ich befehle, das ist wahr!" — Das strenge, feingeschliffene Denken verlangt Selbstentäußerung, wo diese fehlt und eine ausgesprochene Despoteneinstellung herrscht, da wird das Denken vergröbert und vereinfacht. Leichtgläubigkeit und Abhängigkeit der Überzeugung von Gefühl und Wunsch ergeben sich ebenso natürlich aus der Despoteneinstellung, — daher die Günstlingswirtschaft, das ersehnte Tätigkeitsfeld des Schmeichlers. Daher auch die Wandelbarkeit der Überzeugungen, — trotz der durch Willkür emporgehobenen Überzeugungskraft für den Augenblick; daher die Einseitigkeit, Parteilichkeit, Unduldsamkeit — sie sind selbstverständlich dort, wo die durch Macht- und Straflosigkeitsbewußtsein bedingte Willkür herrscht.

Auch das Fühlen des Despoten ist durch das Machtbewußtsein direkt und indirekt bestimmt. Stets wenn die objektiv-nüchterne Denkeinstellung abnimmt, nimmt das emotionale Verhalten zu. Die Intensität der durch nichts gehemmten Affekte wächst und mit ihr auch deren leichte Ansprechbarkeit, die Affektivität. Beschränkung und Hemmung verfeinern das Gefühlsleben des Menschen, die Möglichkeit sich jeder Regung des Wünschens und Fühlens hinzugeben, vergröbert und vereinfacht dagegen sein Fühlen. Nur wenige Menschen besitzen die Kraft, sich diesem verflachenden Einfluß der Macht und der durch sie gegebenen grenzenlosen Möglichkeiten glücklich zu entziehen. — Die Wandelbarkeit, Einseitigkeit, Parteilichkeit und Unduldsamkeit des despotischen Fühlens und Handelns ist sprichwörtlich und braucht nicht näher begründet zu werden. Ebenso steht es mit dem Übermut, der Reizbarkeit, der Heftigkeit der menschlichen Natur, wenn sie sich unter solchen exzeptionellen Bedingungen auswirken kann; ja es zeigt sich sogar eine größere Portion Grausamkeit in der Psyche des Menschen verborgen, als wir sie anzunehmen pflegen. Selbstverständlich werden die sittlich positiven Eigenschaften der nun kommenden Zeile durch die Despoteneinstellung nicht gefördert. Wohl aber die Aktivität und Impulsivität des Verhaltens: Nicht gewohnt, seinem Willen Hindernisse vorgelegt zu sehen, schreitet der Despot bei jeder Regung seines Willens augenblicklich zur Tat; daher der letzte Kreis.

Nun wird der Leser auch schon die allgemeine Tendenz unserer Erörterung aus der Gesamtanlage der Tabelle erraten haben: Innerhalb der Masse wirken die einzelnen massenbildenden Faktoren nicht einzeln, sondern summieren sich zu einer die Wirksamkeit des Einzelfaktors weit überragenden Gesamtwucht. Was durch die Wirkung des Einzelfaktors nur angedeutet wird, tritt offenbar in Erscheinung bei der vereinigten Wirkung sämtlicher Faktoren. Und wie man sich aus dem Überblick der Tabelle leicht überzeugen kann, liegt eine solche Summierung überall vor, in manchen Zeilen, wie z. B. der zweiten und dritten, umfaßt die Summe der Summanden sogar sämtliche massenbildenden Faktoren! — Doch kennen wir sie noch nicht alle, und die Bedeutung und Wirkungskraft der noch zu besprechenden steht derjenigen der schon behandelten in nichts nach!

Affektwert von Ideen und Situationen, welche massenpsychologische Erscheinungen auslösen.

Überblickt man sämtliche Gebiete massenpsychologischen Geschehens, so fällt eine Eigentümlichkeit ganz besonders ins Auge: Sie alle gehören zu den schon von Hause aus affektbetontesten Gebieten des menschlichen Lebens. Da ist das soziale, wirtschaftliche und Finanzgebiet, wo es sich um Wohlstand und Armut handelt (Finanzkrisen, Bankstürze, Lohnkämpfe zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber usw.). Begreiflich, daß hier die Affekte auch schon des Einzelnen hoch gesteigert sind. Einen Übergang ins rein-politische Gebiet bilden die innerpolitischen Krisen

Digitized by Google

(Revolutionen, Putsche, Umstürze usw.), wo es sich um Aufstieg und Niedergang ganzer Bevölkerungsschichten handelt. Endlich das Gebiet der internationalen Politik, wo das Glück und Unglück und häufig sogar das Sein oder Nichtsein ganzer Völker auf dem Spiele steht. Die Entfachung der höchsten Affekte auch ganz abgesehen von allen spezifischen Masseneinflüssen erklärt sich auch hier leicht aus der allgemeinen Veranlagung der menschlichen Natur. Endlich das Gebiet der religiösen Massenbewegungen der Religionskriege, Kreuzzüge, Konfessionskämpfe usw. Hier steht das höchste, was der Mensch überhaupt kennt, auf dem Spiel — das Heil und Verderben nicht seiner Leiblichkeit allein, sondern seiner unsterblichen Seele. Nur wem dieses Gebiet überhaupt unerschlossen bleibt, wird von den höchsten Affekten, wie sie sich hier abspielen, verschont. — Nur die beiden relativ weniger wichtigen Gebiete massenpsychologischen Geschehens — das Gebiet der Mode und der Schaulust („cirsenses", Kino, Stier- und Hahnenkämpfe usw.) scheinen außerhalb der an sich und berechtigterweise affektbetontesten Gebiete zu liegen. Im letzteren offenbaren sich aber geheime starke Affektkräfte der menschlichen Natur, die nur hier ihre Auslösung finden können (s. dazu auch S. 234). Ich überlasse dem Leser (der Leserin) die Antwort darauf, ob nicht vielleicht auch die Mode mit Recht zu den „wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens" gerechnet werden müsse.

Der hohe Affektwert der Gebiete, in denen sich massenpsychologische Ereignisse abspielen, ist also an sich schon gesichert. Wie wirken sich nun ganz allgemein starke Affekte im Verhalten des Menschen, in seinem Denken, Wollen und Handeln aus?

Gefühle von geringer und mäßiger Intensität, die sich mit dem Denkgegenstand verbinden, fördern im allgemeinen unser darauf gerichtetes Denken. Die Lust am Denkobjekt äußert sich als Interesse an ihm und der gedanklichen Beschäftigung mit ihm. Ganz anders steht es mit starken Affekten und ihrer Bedeutung für den Denkverlauf. Der Affekt nimmt in diesem Falle unser Bewußtsein so sehr ein, daß gleichsam kein Platz mehr übrig bleibt für den nüchtern geordneten Verlauf von Vorstellungen, Begriffen und Urteilen. Das Spiel des Denkens wird nicht erleichtert, wie im Falle leichteren Grades der Gefühlsbetonung, sondern durchaus erschwert und gehemmt. Die sich aus der Handlung später ergebenden Folgen schwinden aus dem Bewußtsein, nur die Gegenwart und die Forderung des momentanen Affektes beherrschen das Handeln des Menschen. Die sich dem Bewußtsein anbietenden Vorstellungen sind außerordentlich beschränkt. Ich sah einmal eine schimpfende Frau in höchstem Affekt, die — man sah es ihr an — mit aller Gewalt nach immer neuen, immer stärkeren Ausdrucksmitteln suchte, aber nichts bot sich ihr, der zu anderen Zeiten gewiß ein reicherer Vorrat an kräftigen Ausdrücken zur Verfügung stand, an, als das mit immer erneuter Kraft ausgestoßene Wort: „Du Lump!... Du Lump!..." Die beschränkte Zurechnungsfähigkeit eines im Affekt handelnden Menschen ist zum großen Teil gerade durch diese Hemmung seines Überlegens und klaren Vorstellens bedingt.

Von einem selbständig-kritischen sowie von einem differenzierten, feinen Denken in geschliffenen, abstrakten Begriffen kann hier also selbstverständlich keine Rede sein. Hand in Hand mit dem Schwund der eigenen Denktätigkeit geht die Zunahme der Leichtgläubigkeit; und die Abhängigkeit von Gefühl und Wunsch (vierte Zeile) hat einen um so größeren Kreis zu erhalten, als die Stärke und Innigkeit dieser Abhängigkeit mit der Stärke des Affektes und Wünschens ausgesprochen zunimmt. Aus Erlebnissen in einer sehr kritischen, ja verzweifelten Situation während einer Kriegshandlung schreibt Scholz, die Bedeutung des Wunsches für unser Glauben, ja sogar Wahrnehmen illustrierend: „Dennoch konnte man nicht wissen, vielleicht trat eine Wendung zum Guten ein... Wir glaubten mehrmals das Pfeifen einer Lokomotive drüben zu hören (die Stadt war Bahnstation) und die erhitzte Phantasie täuschte uns die Ankunft von Reserven vor; wie freilich diese Reserven zu uns hätten hinübergelangen sollen, war eine Frage, die wir lieber nicht berührten. In schweren Augenblicken rechnet man

Digitized by Google

nicht, man kombiniert und das Unmögliche wird (d. h. „erscheint"!) möglich" (S. 114). Je stärker der Wunsch, desto größer auch die von ihm ausgehende Überzeugungskraft, die jedoch — nicht begründet auf objektiver Einsicht — mit der Richtung des Wunsches und des Gefühles auch sich selbst ändert. — In vielfacher Weise beeinflußt das Gefühl die Einseitigkeit unseres Denkverlaufes; grob — indem wir einfach nur das annehmen und glauben, was unserem Wünschen und Fühlen entgegenkommt und schmeichelt, feiner — indem sich in unserem Gedächtnis Eindrücke und Beobachtungen, die unseren Wünschen entsprechen, unwillkürlich sicherer festsetzen, als diejenigen, die wir gern vergessen möchten. Dadurch wird nun, für uns selbst unmerkbar, schon das Gedächtnismaterial, von dem wir im späteren Denken auszugehen haben, einseitig ausgebildet, und auch das nüchternste Denken muß einseitig werden, wenn es sich auf einer so gestalteten Grundlage aufbaut. Einseitigkeit aber führt zur Parteilichkeit und, wenn starke Affekte im Spiele sind, zur Unduldsamkeit. — Vom unteren Teil der besprochenen Kolonne brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren, die Ausfüllung der einzelnen Zeilen durch Kreise ergibt sich aus dem Ausgeführten von selbst.

Unübersichtlichkeit und Schwierigkeit der Probleme und Situationen, vor die sich die Massen gestellt sehen.

Mit wenig Worten können wir auch die folgende Kolonne erörtern. Es ist massenpsychologisch von der größten Wichtigkeit, daß gerade dieselben vier Gebiete, auf denen sich die bedeutsamsten massenpsychologischen Erscheinungen abwickeln, und die sich uns als die affektbetontesten erwiesen hatten, zugleich auch dieselben sind, wo die Ausbildung eigener selbständiger Anschauungen am schwierigsten fällt. Selbst die Ansichten der Fachleute gehen hier in der Regel weit auseinander. Welche Wirtschaftsform ist die bessere — die kapitalistische oder die sozialistische? Wer trägt die Schuld an einer internationalen Verwicklung? Welche Verfassung ist besser — die republikanische, aristokratische oder monarchistische? Und endlich: welche Religion ist die höchste und die einzig wahre? Nur ein Weltgenie könnte all diese Fragen aus eigenem Erkennen beantworten, und dennoch beantwortet sie ein jeder Durchschnittsmensch! Woher also sein Wissen, wenn er es nicht in selbständiger Erkenntnis erwogen haben kann? Zweifellos aus der Übertragung von Mensch zu Mensch, auf die sich mindestens 80% seiner Überzeugungen und Ansichten zurückführen lassen. Was bleibt denn auch dem normalen, durch seine Berufsarbeit fast vollständig in Anspruch genommenen Durchschnittsmenschen übrig, als all diese schwierigsten, zugleich aber auch wichtigsten, die geschichtlichen Ereignisse des Völkerlebens am tiefsten beeinflussenden Probleme entweder völlig ungelöst zu lassen, oder aber die ihm von seiner Umgebung dargebotene Lösung anzunehmen? Zum ersten ist der Durchschnittsmensch ganz und gar unfähig, — nur der Weise „enthält sich des Urteils", während der Alltagsmensch in allen wichtigen Fragen sein bestimmtes Urteil haben will! Die Gewißheit seiner Anschauungen gibt ihm selbst ein inneres Gewicht, das er entbehren müßte, wenn er vor den letzten, größten Fragen als Unwissender dastände.

Gegenüber all diesen heikeln, größte Geistesschärfe fordernden Problemen versagt also das selbständige Denken des Durchschnittsmenschen. Es ist viel zu einfach, zu grob, zu anschaulich, um sie selbständig zu bewältigen, daher muß auch seine Leichtgläubigkeit darin ebenso hoch sein wie die Leichtgläubigkeit des Kindes. In der Tat erweist sich derselbe Mensch, welcher auf seinem eigenen Arbeitsgebiet, wo er als Fachmann seine Urteile abgibt, stets kritisch vorgeht, auf dem Nachbargebiet, wo sein eigenes Urteil versagt, in der Regel von höchster Leichtgläubigkeit. Begreiflich auch, daß Gefühl und Wunsch unter solchen Bedingungen sein Denken mehr beherrschen als auf Gebieten, wo sein Denken sich selber den Weg suchen und finden kann. Be-

Digitized by Google

greiflich auch, daß die Wandelbarkeit seiner Anschauungen hier in der Regel hoch sein wird, — sie haben ja keine unwandelbare Erkenntnisgrundlage, auf der sie sich unverrückbar aufbauten. Alles, was wir von der Einseitigkeit, Parteilichkeit und Unduldsamkeit gesagt haben, die sich dort einzustellen pflegen, wo eine umfassende Übersicht des Denkgebietes und eigene Einsicht fehlen, gilt hier mit besonderem Nachdruck. Endlich ist es einleuchtend, daß die mangelnde eigene Forscherarbeit eine weitgehende Nivellierung der Anschauungen mit sich bringen muß.

Doch wir haben bis dahin nur die theoretischen Schwierigkeiten der Probleme ins Auge gefaßt, vor die sich die Massen gestellt sehen; diese zeigen sich als allgemein sehr groß, mag nun der Einzelne für sich oder als Glied einer Masse an deren Lösung herantreten. Eine Menge von Schwierigkeiten bringt aber auch schon die Masse als solche in rein-praktische, unter den Bedingungen der Einzelexistenz durchaus leicht lösbare Fragen hinein. — Sie sitzen z. B. in ihrem Zimmer, wenn plötzlich der Ruf „Feuer!“ ertönt. Sie sind gleich in der Lage, sich von der Richtigkeit des Alarmes zu überzeugen, durch Augenschein die Größe der Gefahr und die verschiedenen Möglichkeiten ihrer Beseitigung zu beurteilen. Nicht so innerhalb einer in einem Theater, im Kino, im offenen oder geschlossenen Raum konzentrierten Masse. Das Gesichtsfeld und die Bewegungsfreiheit sind innerhalb der Masse aufs äußerste beschränkt. Innerhalb der Masse sind wir nahezu mit Blinden zu vergleichen; aber auch unser Hörvermögen wird durch die von der Masse selbst herrührenden Töne in Anspruch genommen und kann uns ebenfalls die gewohnten Dienste nicht leisten. — Auch schon in den einfachsten praktischen Dingen also dieselbe Situation, wie bei den schwierigen Fragen der Weltanschauung, Religion, Politik usw. Der Einzelne vermag kein selbständiges Urteil zu bilden, die einfachsten Verhältnisse erscheinen unübersichtlich und einer selbständigen Stellungnahme des einzelnen Massengliedes unzugänglich. Seine Beurteilung des Tatbestandes wird sich folglich im Einfachsten und Gröbsten bewegen müssen. An seinen blinden Glauben werden viel höhere Ansprüche gestellt. Und auch all die in der Tabelle unten folgenden Eigenschaften seines Denkens werden dadurch in gleicher Weise beeinflußt.

Unter Umständen können gerade durch diese Unübersichtlichkeit der Situation die Affekte aufs äußerste gesteigert werden. Dies ist z. B. der Fall in der Panik, wo Dunkelheit, Überraschung, Ungewißheit über die Gesamtlage der eigenen Heeresabteilung, der Stärke des Feindes usw. mit dem Schlimmsten rechnen lassen. Der Ruf „abgeschnitten!“ „umgangen!“, „alles verloren!“ ist hier häufig die einzige Quelle, aus der der Einzelne sein Wissen über die Situation herholen kann. Dazu kommt noch, daß dasselbe Verhalten, welches sich als natürliche Reaktion auch beim Einzelnen einstellt und im Einzeldasein auch tatsächlich in der Regel von Erfolg begleitet wird, innerhalb der Masse zu den entgegengesetzten Resultaten führen kann. Was ist natürlicher, als zu flüchten, wenn eine anders nicht abzuwendende Gefahr droht? Der Einzelne rettet durch die Flucht sein Leben, während er innerhalb der Masse durch dasselbe Verhalten sich und den anderen den Untergang bereitet. Die durch den Ruf „Feuer“ alarmierte Masse der Theaterbesucher staut, quetscht und vernichtet sich gegenseitig. Spricht man auch unter diesen Verhältnissen von Massengeschehen, so darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß hier das verhängnisvolle Ergebnis eintritt, nicht weil die Massenpsyche anders reagiert, als die Einzelpsyche das täte: der ungelenke Leib der Masse ist hier die eigentliche Ursache des katastrophalen Verlaufes. Es handelt sich hier mehr um massenphysikalische als massenpsychologische Erscheinungen.

Daß durch ihr Auftreten rückwirkend aber auch die Affektivität der Masse gesteigert werden muß, leuchtet ein. Nur auf einer klaren in sich differenzierten intellektuellen Grundlage bilden sich entsprechend differenzierte und verfeinerte Gefühle. Wenn erstere wie hier fehlen, müssen auch notwendig die Gefühle, Willensentschlüsse

Digitized by Google

und Handlungen vereinfacht und vergröbert werden. Wie sich aus denselben Verhältnissen auch die Wandelbarkeit, Einseitigkeit, Parteilichkeit und Unduldsamkeit der Stellungnahme ergibt, ist nach allem Gesagten völlig begreiflich. Klare Einsicht in die Verhältnisse verleiht überlegene Ruhe, das Gegenteil führt zur Heftigkeit der Reaktion, zur Reizbarkeit, Ungeduld. Nicht zu erwarten, daß Tapferkeit und Opferfreude dadurch gehoben werden könnten; um so mehr aber Aktivität und Impulsivität des Handelns, denn häufig sind die Verhältnisse, unter denen sich die Masse befindet, von höchster praktischer Dringlichkeit begleitet, — es muß gehandelt werden, weil Gefahr droht oder der günstige Augenblick verpaßt werden könnte. So wird denn blind, impulsiv gehandelt — von dem Einzelnen in der Masse und von der Summe dieser Einzelnen, von der Masse selbst.

Übereinstimmungs-Faktor („gemeinsamer Massen-Nenner").

Von ganz eigentümlicher Bedeutung für das Massengeschehen ist der Übereinstimmungsfaktor oder der „gemeinsame Nenner" der Masse. „Nur das, worin sämtliche Massenglieder denkend oder fühlend übereinstimmen, kann zum Gegenstand massenpsychologischer Erscheinungen werden," — so wurde argumentiert und ein niederschmetternder Schluß auf die Intelligenz der Masse daraus gezogen. Er lautet: damit eine Idee, eine Überzeugung, eine Weltanschauung zu einer massenpsychologischen, d. h. zu einer von allen Gliedern der Masse angenommenen werde, muß sie von allen, also auch von den dümmsten Mitgliedern der Masse verstanden werden. Nur das trivialste und auch dem seichtesten Geist Zugängliche kann also durch die Masse vertreten und repräsentiert werden! Selbst die zu einem Collegium versammelten höchsten Geister der Menschheit steigern sich nicht etwa in ihrem Genie, sondern hindern und vernichten sich gegenseitig, denn jeder hat sein eigenes, ihm durchaus eigentümliches Genie, in dessen Wirkungssphäre er mit keinem anderen übereinstimmt. Die Übereinstimmung tritt erst ein in den primitiveren Regionen des Allgemeinmenschlichen. Nur hier können sich auch die entgegengesetzten Genien treffen. In den höheren Sphären vernichten sie sich aber gegenseitig, der „gemeinsame Nenner", über dem sie addiert werden können, ist kein Genie mehr, es ist nur noch der gewöhnliche Durchschnittsmensch. Eine Farbenlehre, geschrieben von Goethe und Newton zusammen, würde gewiß weder die genialen Einsichten Goethes, noch die geniale Konsequenz der Newtonschen Methode mehr aufweisen.

So bestechend diese Ansicht auch sein mag, so falsch ist sie in ihrer Anwendung auf Genie und Masse. Nicht durch das einzelne Genie, sondern gerade durch die Zusammenarbeit vieler hohen Geister wird erst die höchste Schöpfung des erkennenden Denkens — die Wissenschaft — geschaffen. Erst deren Weiterentwicklung entscheidet selbst über so gewaltige Leistungen Einzelner, wie die Farbenlehre Goethes und die Optik Newtons. Die Überzeugungen der Masse aber brauchen keineswegs so trivial zu sein, daß sie auch von dem Dümmsten verstanden werden könnten, denn die Massenüberzeugungen ruhen ja, wie wir gesehen haben, gar nicht auf selbständigem Eindringen und Verstehen der Massenglieder, sondern auf Gefühl, Wunsch und Übernahme fremden Glaubens auf der Grundlage der gegenseitigen Ansteckung! Aber auch selbst wenn Verstand zur Annahme einer Überzeugung gehörte, so wäre die Behauptung dennoch falsch, daß nur dasjenige, was von allen verstanden wird, zu einer Massenüberzeugung werden könnte. Zur Masse gehören nicht unbedingt alle Menschen, auch schon die meisten, ja sogar jede beliebige größere Menge kann eine Masse bilden und massenpsychologische Erscheinungen zeigen. Eine Versammlung von Gelehrten, Künstlern, Diplomaten usw., also von Menschen, deren Durchschnitt im allgemeinen weit über den durchschnittlichen Alltagsmenschen steht, wird nicht selten zu einer psychologischen Masse. Und dabei geben wiederum nicht etwa die

Digitized by Google

innerhalb dieser Versammlung geistig am tiefsten Stehenden den Ausschlag und bestimmen die Art der massenpsychologischen Auswirkungen, sondern die Mehrzahl! Um also die Frage nach der Intelligenz der Masse auf Grund des Übereinstimmungsfaktors zu beantworten, wird man wissen müssen, welche Intelligenzstufen am häufigsten vorkommen. Die Häufungskurve der Intelligenz könnte ihren Höhepunkt bei den niedrigen, den mittleren oder den hochstehenden Intelligenzen aufweisen. Je nachdem müßte sich auch die Intelligenz der Masse tief-, mittel- oder hochstehend zeigen. Nun haben die experimentell-psychologischen Intelligenzprüfungen gezeigt, daß, wenn man die Schwierigkeit der Prüfung stets so wählt, daß sich die Häufungskurve symmetrisch nach rechts und links gestaltet, sie die Form einer Gaußschen Kurve annimmt, d. h. ihr größter Häufungspunkt liegt in der Mitte, die mittleren Intelligenzen prävalieren. In fünf Zahlen zusammengefaßt lautet das Ergebnis: die Anzahl der mittleren Intelligenzen beträgt etwa 50%, der gehobenen und zurückbleibenden je 20%, der ganz Guten und ganz Schlechten je 5%. Danach müßte also auch die Intelligenz der Masse, sofern nur dieser Faktor des gemeinsamen Nenners in Betracht käme, ebenfalls eine mittlere Höhe aufweisen. Wenn dies nicht eintritt, so ist dafür nicht der gemeinsame Nenner, sondern sind andere Umstände, die wir oben kennen gelernt haben, verantwortlich. Ein entsprechender Kreis fehlt also in der oberen Zeile der 7. Kolonne. Dagegen findet sich ein halber Kreis in der zweiten Zeile, weil sich das Durchschnittsdenken auch schon des Einzelnen in der Tat einfacher und anschaulicher abwickelt, als man dies anzunehmen geneigt ist. Experimentelle Feststellungen über die Psychologie des Gerüchtes, sowie über Entstehung und Verbreitung der Überzeugungen und der Glaubensartikel in allen Schichten der Bevölkerung (bis zu den akademisch Durchgebildeten und zu den Hochschuldozenten hinauf) zeigen eine erstaunliche Leichtgläubigkeit des Durchschnittsmenschen auch ganz abgesehen von allen Masseneinflüssen. Dasselbe gilt auch von der nächsten Zeile: der Abhängigkeit unserer Überzeugungen von Gefühl und Wunsch. Dabei pflegen die Überzeugungen des Durchschnittsmenschen sich bis zu hohen Graden der Gewißheit zu steigern und dennoch wieder leicht zu wechseln und weisen ausgesprochene Züge von Einseitigkeit, Parteilichkeit und Unduldsamkeit auf. Auf die erstaunlich hohe Veranlagung des Durchschnittsmenschen in all diesen Richtungen soll hier nur hingedeutet werden. Daß sie in der Masse wiederkehren und sich, dank der Wirksamkeit der oben besprochenen Faktoren, innerhalb der Masse in einer noch viel drastischeren Form realisieren wird, ist selbstverständlich. Die Anlage dazu wird in unserer Tabelle durch die halben Kreise angedeutet. — Dagegen treffen wir in der letzten Zeile der oberen Hälfte unserer 7. Kolonne wieder einen vollen Kreis: Durch die Tatsache, daß sich in der Masse nur Übereinstimmendes summieren kann, während sich das Divergierende gegenseitig aufhebt, muß das Massendenken in der Tat eine ausgesprochene Nivellierung mit sich bringen. Die persönlichen Eigentümlichkeiten und besonderen Auffassungsweisen schwinden, nur das Übereinstimmende kommt zum Ausdruck, alles ist auf ein Niveau gebracht.

Ähnliches gilt nun auch vom Gefühlsleben der Masse, sofern sie durch den Übereinstimmungsfaktor bestimmt wird. Man kann nicht schlechthin behaupten, daß nur die primitiveren, roheren Instinkte und Gefühle zum gemeinsamen Nenner einer Menschenvielheit erhoben werden können. Der Familiensinn, der Tätigkeits- und Arbeitsdrang usw. ist, wenigstens innerhalb der weißen Rasse, nicht weniger verbreitet als niedere und antisoziale Triebregungen. Danach wäre zu erwarten, daß der gemeinsame Nenner des emotionalen Erlebens der Masse und ihres Handelns ebenfalls demjenigen des durchschnittlichen Einzelmenschen gleichkommen sollte. Wenn wir trotzdem in den beiden Rubriken: Vereinfachung und Vergröberung der Affekte, sowie Einseitigkeit, Parteilichkeit und Unduldsamkeit einen vollen und einen halben Kreis angebracht haben, so hat dies seinen Grund darin, daß der Mensch in den Schran-

Digitized by Google

ken des Alltagslebens, wo er durch den ihm gleichberechtigten Mitmenschen, die öffentliche Meinung und das Gesetz in Schranken gehalten wird, seine gröberen Affekte und Triebe weniger zeigen kann, als innerhalb der Masse. Die Anlage zu diesen Charakterzügen ist im Einzelmenschen schon da, in der Masse offenbart sie sich aber in einem weit höheren Maße, als dies im Einzelleben gewöhnlich möglich ist.

Im Gegensatz zu den vorangehenden Kolonnen zeigt uns also die letzte nicht die Unterschiede, die zwischen den Einzelnen und der Masse bestehen, sondern im Gegenteil deren Übereinstimmung. Doch ist dieser Gegensatz im Grunde nur ein scheinbarer, denn auch alle übrigen Kolonnen verfolgten ja kein anderes Ziel, als zu zeigen, wie sich der Einzelmensch innerhalb der Masse nach seinen ureigenen Eigentümlichkeiten und Gesetzen verhalten muß. Da die Bedingungen, unter die er innerhalb der Masse kommt, durchaus eigentümlich und vom gewöhnlichen Alltagsleben verschieden sind, so wird sich auch sein Verhalten ändern müssen, — ohne daß andere Kräfte in ihm wirksam würden und sein Verhalten richteten, als diejenigen, welche ihm als Individuum eigentümlich sind.

Der Massenmensch als Erzeugnis der gemeinsamen Wirkung sämtlicher massenbildender Faktoren.

Fassen wir zusammen! Der Blick des Lesers ruhte voraussichtlich wiederholt schon auf der zu äußerst links angebrachten Kolonne. Sie enthält in der Tat das Gesamtergebnis unserer Untersuchung und die Beantwortung der zweiten Grundfrage, von der wir ausgingen: „Wie ist die starke, häufig geradezu erstaunliche Änderung zu erklären, welche das Verhalten, das Denken und Fühlen des Einzelnen innerhalb der Masse erfährt?“

Die Wirkungskraft der rechts stehenden Faktoren läßt sich, sofern sie gleichzeitig wirken, summieren. Nun zeigen sich schon in der ersten Zeile 6, in der zweiten und dritten $6\frac{1}{2}$, in der vierten 4 usw. Faktoren, die das Verhalten des Menschen gleichzeitig und gleichsinnig bestimmen. — Eine einzelne Luftschwingung vermöchte nicht eine Stimmgabel in Vibration zu versetzen, ihre vielfache Wiederholung bringt sie zum deutlich wahrnehmbaren Mitschwingen. Nicht anders ist es auch hier, wo die kombinierte Wucht aller sechs Faktoren in einer ganz anderen Weise den Menschen umzugestalten vermag, als jede einzelne Wirkung für sich es vermöchte.

Wenn wir in jeder der Kolonnen rechts den Einzelmenschen unter der Wirkung je eines Faktors sehen, so steht links der voll ausgebildete Massenmensch vor uns da! Die Fläche eines jeden Kreises links stellt die Summe der rechts stehenden Kreise dar, — und nun erst erkennen wir, wie sehr das selbständig-kritische Denken des Massenmenschen reduziert, veranschaulicht, vergröbert, vereinfacht sein muß; wie sehr seine Leichtgläubigkeit, seine Abhängigkeit von Gefühl und Wunsch, sowie die Wandelbarkeit seiner Überzeugungen, seine Einseitigkeit, Parteilichkeit und Unduldsamkeit zunehmen wird; wie sehr sich endlich sein Denken nivellieren und einem gewissen Durchschnittstypus sich annähern muß. Betrachten wir sein Fühlen und Handeln, so sehen wir deutlich, wie intensiv, rasch ansteigend, einfach und wandelbar, wie einseitig, parteilich und unduldsam sein Verhalten sein, wie sehr er zu Übermut, Reizbarkeit, Wildheit (bis zur Grausamkeit!) neigen wird; wie aber auch seine Tapferkeit, seine Opferfreude und Selbstlosigkeit sich nicht selten gesteigert zeigen; wie wenig er endlich dazu neigen wird, bloß zu wünschen und zu überlegen: das sofortige impulsive Handeln ist die ihm durchaus eigentümliche Reaktionsweise! Synthetisch, durch das Zusammenwirken aller massenbildenden Faktoren und ihre gemeinsame Wucht ist vor unseren Augen jenes Bild des Massenmenschen entstanden, dessen

Digitized by Google

empirische Betrachtung uns einleitend in Staunen versetzt und uns sogar die Frage abgerungen hatte, ob nicht zur Erklärung dieser tiefgreifenden Wandlung eine „Massenseele" als eine der Einzelpersönlichkeit übergeordnete Kraft angenommen werden müsse? Principia non sunt multiplicanda praeter necessitatem: Mit Recht werden wir nun ein solches hypothetisches Erklärungsprinzip abweisen, da es uns restlos gelungen ist, auch die zweite Frage zu beantworten: sowohl die Einheit als die Eigenart der psychologischen Masse erklärt sich restlos aus der Eigenart der sie zusammensetzenden, gegenseitig aufeinander einwirkenden Einzelpsychen.

DIE MASSE UND DAS VOLK.

Bei einem Blick auf unsere Tabelle konnten wir ausrufen: das ist die Masse! — Was aber ist das Volk? — Ist das Volk nur eine große Masse oder weist es typisch andersartige Charakterzüge auf?

Auch das Volk kann zur Masse werden, und häufig spielen sich massenpsychologische Erscheinungen im Volke ab. Aber dennoch ist das Volk mehr und anders als die Masse! Dieser ist, wie wir gesehen haben, die eigentlich schöpferische Tätigkeit fremd; nur im Brechen alter Autorität und im Freimachen der Bahn für neue Möglichkeiten erweisen sich die Massenbewegungen von einer manchmal unersetzlichen Stoßkraft und Bedeutung. — Anders das Volk. Das gesunde Volk ist seinem innersten Wesen nach mit der schöpferischen Gabe gesegnet, und das höchste, was die Menschheit hervorgebracht hat — die Sprache! — legt Zeugnis von der Genialität des Volkes ab. Zwar ist es richtig, daß die höchsten Geisteswerte auch innerhalb des Volkes nicht von der Majorität der Durchschnittsmenschen, sondern von einzelnen hervorragenden Geistern geschaffen worden sind. Dennoch suchten gerade die größten Genien stets den innigsten Kontakt mit dem Geist des Volkes, sogen ihre Lebenssäfte aus dem Boden der Volkskultur ein.

Das Volk ist massenpsychologisch gebunden und genial frei zugleich. Und es ist gut so: in seinen Sitten, Bräuchen, Wertschätzungen und Überzeugungen ist es weitgehend gebunden, und wären nicht Einzelne da, welche diese massenpsychologische Bindung durchbrechen, so wäre ein Fortschritt unmöglich und damit das Dasein einer Nation der Stagnation preisgegeben. Die Stagnation aber ist Vorahnung des Todes. Von dem Geiste dieser Einzelnen wird die Kultur immer wieder erneut und lebendig gestaltet. Bestände aber das ganze Volk aus lauter Kraftgenies, so wäre das Leben noch unerträglicher als bei ihrem völligen Mangel, denn alles würde auseinanderstreben, die Einheit schwinden, die erhaltende Kraft der Tradition, dieser mächtigen Waffe der Massenpsyche, vernichtet werden. Die Kultur als Gesamterscheinung, als einheitliche Leistung von Generationen wäre nicht möglich, denn nur durch die z. T. blinde Übernahme der geltenden Dogmen erhält sich die Einheitlichkeit einer Volkskultur.

Die Struktur von Volk und Masse ist eine durchaus verschiedene: Einen Vergleich zwischen dem einheitlichen Organismus und der Masse mußten wir ablehnen; er ist aber wohl anwendbar auf das Verhältnis von Organismus und Volk. Das Volk ist in sich differenziert und einheitlich strukturiert. Ein jedes Glied hat sein bestimmtes Arbeits- und Tätigkeitsgebiet, auf dem es relativ unabhängig von Masseneinflüssen arbeiten und unter Umständen auch Neues produzieren kann. Von grundlegender Bedeutung ist nun das weitere Schicksal solcher Neuerungen innerhalb des Volksganzen. Zahl und Zeit treten als entscheidende Faktoren von größter Wichtigkeit auf: Die Zahl der im Schoße eines Volkes angeregten Neuerungen ist unübersehbar groß; im Laufe der Zeiten erhält sich aber im läuternden Siebungsprozeß nur, was sich als daseinsfähig und kräftig erweist. Es erhärtet sich nach und nach zum eisernen

Digitized by Google

Bestand der Volkskultur und pflanzt sich durch Tradition von Generation zu Generation fort. Die Schlacken gehen unter, der reine Wasserstrahl dringt durch das Gesiebe der Zeiten. Und wenn man mit gewissen Einschränkungen sagen durfte, daß in der Masse und den massenpsychologischen Erscheinungen sich die Torheit des Menschen ansammelt, so sammelt sich in der Entwicklung eines Volkes sein geläuterter Geist an. Seine Auskristallisation nennen wir die Volkskultur. Nur aus Millionen Menschen kann das Führergeschlecht der schöpferischen Genien hervorgehen, — nur das Volk, nie kann ein Einzelner die Kultur hervorbringen! Zwischen der Scylla einer Erhärtung in Dogma und Tradition und der Charybdis einer anarchischen Auflösung aller Tradition führt der schwanke Weg der Volksentwicklung. Je mehr sich das Volk vor der einen wie vor der anderen Gefahr zu schützen weiß, je ausgesprochener sich in ihm die unterscheidenden Charakterzüge von Volk und Masse ausbilden, desto höher wird der Anstieg seiner Kultur, desto dauerhafter ihr Bestehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur phänomenologischen Psychologie und Psychopathologie des Wollens und der Triebe

Versuch einer beschreibend-systematischen Formenlehre

Von ARTHUR KRONFELD (Berlin)

Digitized by Google

INHALT

I. Kapitel: Die beschreibend-systematischen Kennzeichen des Wollens.
1. Die Erlebensseite als Ausgangspunkt.
2. Das Kriterium seelischer Grundklassen (Brentano) und das Wollen.
3. Wollen und Werten.
4. Der seelische Ablauf und der Eingriff der Willkür.
5. Deskriptive Herauslösung der Willensfunktionen.
6. Affekt, Erwartung und Willensakt.
7. Wollen und Trieb.

II. Kapitel: Die beschreibend-systematischen Kennzeichen der Triebhaftigkeit.
1. Einige Erlebnismerkmale der Triebhaftigkeit.
2. Triebschichten.
3. Die Unzulänglichkeit beschreibender Kennzeichen des Triebhaften.
4. Die Triebhandlung in der Reihe der motorischen Reaktionen.
5. Die wesensmäßige seelische Triebrepräsentanz.

III. Kapitel: Die Formen abnormer Triebgestaltung.
1. Einteilung der abnormen Triebgestaltungen.
2. Anomalien der Trieb-Intensität.
a) Abschwächung.
b) Steigerung.
3. Anomale Triebqualitäten.
a) Drangzustände (Hyperkinesien, poriomanischer Drang, dipsomanischer Drang, krankhaftes Heimweh, impulsive Gewalttat).
b) impulsiver Einfall und Kurzschluß-Impuls.
c) Süchtigkeit.
d) Zwangsantriebe.
4. Anomale Triebmaterien.
a) der Geschlechtstriebe.
α) in actu.
β) in objecto.
b) der Ichtriebe:
α) charakterologische Stigmen der Ichsucht.
β) abnorme Stehlsucht, Kaufsucht, Sammelwut, Spielwut.
γ) Brandstiftungstrieb, Giftmordsucht, Selbstmordimpulse.

IV. Kapitel: Die Formen abnormer Willensgestaltung.
1. Vorbemerkung über Wollen und Erleben des Wollens.
2. Einteilung der Anomalien des Wollens aus den Erlebensweisen derselben.
3. Die Formen der sogenannten Willensschwäche.
4. Erlebnisweisen der Willensohnmacht und Beeinflussung.
a) Wille und Depersonalisation.
b) Das Erleben des Willensentzuges — mit einem Exkurs über den Begriff psychotischer Primärstörungen.
c) Das Erleben der Willensbeeinflussung.
d) Bemerkungen über Beeinflußbarkeit.
5. Die Zwangserscheinungen.
a) Das erlebnismäßige Kriterium des Zwanghaften.
b) Unzulänglichkeit anderer Kennzeichen des Zwanghaften.
c) Formen des seelischen Zwanges.
α) Zwangseinfälle.
β) Zwangsbefürchtungen.
γ) Zwangsdenken.
δ) Zwangsimpulse.
d) Gesichtspunkte der Deutung.
e) Die fundierenden Funktionen des Zwangserlebens
f) Das genetische Prius des Zwangserlebens.
g) Formen des Kampfes mit dem Zwangserlebnis.
h) Die Persönlichkeiten der Zwangsleidenden und ihre charakterologischen Stigmen.

Digitized by Google

I. Kapitel.

Die beschreibend-systematischen Kennzeichen des Wollens.

1. Die Erlebensseite als Ausgangspunkt.

Wenn wir uns von der Handlung in ihrem weitesten Begriff, vom motorischen und sprachmotorischen Geschehen, zu denjenigen seelischen Vorgängen hinwenden, welche Handlung möglich machen, zum Wirklichwerden von Handlung beitragen: so stehen wir unmittelbar vor dem Ganzen des Seelengeschehens. Da ist keine Einzelerscheinung und kein Einzelvorgang, deren Nachwirkung sich nicht im Verhalten und Handeln abzudrücken vermöchte. Nichtsdestoweniger greifen wir eine Gruppe oder Klasse von seelischen Phänomenen heraus, die in einer besonderen und ausgezeichneten Verknüpfung mit der motorischen Aktion erlebt werden. Wir bezeichnen sie als die Phänomene des Willens und der Triebe. Wir gehen dabei aus von der unmittelbaren Erlebnisseite dieser Phänomene: so wie das Ich sich ihrer bewußt wird, so sind sie uns die prima materia einer unbefangenen, von Theorien möglichst gereinigten wissenschaftlichen Erfassung. Erst später, wenn wir den ganzen Phänomenbereich des Seelischen überblicken, vermögen wir die hier herausgegriffenen Phänomene hinsichtlich ihres Wirkungswertes, ihrer Dynamik, ihrer Einzelmechanismen theoretisch-analytisch zu untersuchen; erst dann vermögen wir sie in die Zusammenhangsweisen von Seelischem einzugliedern.

Mit welchem Rechte greifen wir diese Phänomene als eine besondere Klasse seelischer Erscheinungen und Vorgänge heraus? Und mit welchem Rechte verleihen wir ihnen eine ausgezeichnete Bedeutung innerhalb des seelischen Gesamtgeschehens, so daß wir sie an den Anfang der psychologischen Phänomenologie stellen? Die Stellung dieser Frage ist notwendig, damit wir in der Lage sind, bei der gegebenen Wirklichkeit zu verbleiben, diese Wirklichkeit so, wie sie ist, ordnend zu erfassen. Wir könnten doch auch verfahren, wie etwa Wundt dies tat: wir könnten die Eigenbedeutung der Trieb- und Willensphänomene als einer Sonderklasse des Seelischen leugnen und sie in Empfindungs- und Gefühlsvorgänge, in Affekte und Emotionen aufzulösen versuchen, so daß sie verschwinden. Weshalb tun wir dies nicht?

2. Das Kriterium seelischer Grundklassen (Brentano) und das Wollen.

Ordnung in der Seelenkunde besteht darin, einzelnes Seelisches auf anderes zurückzuführen. Diese Zurückführung des einzelnen auf allgemeineres hört auf, sobald wir solche Inbegriffe von Seelischem gefunden haben, auf die wir alle einzelnen seelischen Phänomene zurückführen können, die wir aber selber nicht wieder auf anderes Seelisches zurückzuführen vermögen. Wir nennen diese irreduziblen Inbegriffe seelischer Phänomene Grundklassen. Wann wissen wir, ob wir eine solche seelische Grundklasse vor uns haben? Die Antwort hierauf, und damit das eigentliche deskriptive Ordnungsprinzip für alles Seelische, gibt uns die Brentanosche Maxime: Es gibt soviel Grundklassen im Seelischen, als es Weisen gibt, in denen sich das Ich auf Gegenstände zu beziehen vermag.

Verfolgen wir einen seelischen Ablauf völlig unbefangen, so wie er sich uns darbietet, und bedienen uns ohne jede theoretische Bindung lediglich der gewöhnlichen

Digitized by Google

sprachlichen Mittel, um ihn zu bezeichnen, so zeigt sich: zuerst treten Wahrnehmungen gegenständlicher Art auf. An sie schließen sich Gefühle und reproduktive Akte des Vorstellens. Die sich erlebnismäßig ergebende Sachlage kann ferner beurteilt werden. Bei Gegenwart des Gegenstandes oder Sachverhaltes ist der psychische Ablauf, der sich auf ihn bezieht, hiermit beendet. Ist aber der Gegenstand oder Sachverhalt nicht ein gegenwärtiger, so treten weitere Erscheinungen im Seelenleben hervor; sie werden unter den Bezeichnungen Wünschen, Begehren, Streben zusammengefaßt und führen ihrerseits wieder andere seelische Vollzüge herbei, welche die Verwirklichung des Gegenstandes oder Sachverhaltes erzielen. Diese nennen wir Triebe, Entschließungen, Willenserscheinungen. Aus ihnen entspringt die Handlung. Allen diesen ohne weiteres einleuchtenden Vollzügen ist etwas gemeinsam: die gegenständliche Beziehung. Sie alle sind Richtungen des Ichs auf Etwas, Weisen einer aktiven, einer intentionalen Beziehung des Subjekts. Und dies Etwas wird seinerseits zu dem der Gegebenheitsweise nach besonderen Etwas durch die besondere intentionale Qualität dieser einzelnen Vollzüge. Diese Beziehungsweisen des Ich auf den Gegenstand sind in all den genannten Gruppen andere. Wir finden aber eine grundlegende Gleichartigkeit in all denjenigen Aktvollzügen, durch welche ein Gegenstand nach der Weise seines Existierens oder möglichen Existierens, als ein Existierender erlebnismäßig gegeben wird, „gemeint" wird und bestimmt wird. Wir sprechen von objektivierenden Akten oder Erkenntnissen. Wir grenzen also eine Grundklasse erkennender Funktionen in all ihrer Fülle als erste ab. Ihre Verschiedenheiten sind gegenüber diesem Grundcharakter lediglich spezifischer Natur.

In einer zweiten Klasse seelischer Erlebnisse wird der Gegenstand nicht seiner Existenz nach bestimmt, sondern als ein irgendwie werter oder unwerter erlebt. Die Beziehung des Ich zum Gegenstande ist diejenige einer wertenden Stellungnahme. Hierher gehören z. B. alle die als „Gefühle" im weitesten Sinne bezeichneten seelischen Erscheinungen. Ihr psychologisches Fundament bezeichnen wir als Interesse. Die Funktionen des Interesses können wir als Grundklasse seelischer Wirklichkeiten von besonderer Artung daran erkennen, daß sie sich von den objektivierenden Funktionen einerseits, von den Willensfunktionen andererseits eindeutig unterscheiden lassen. Man kann sich ohne logischen Widerspruch ein Wesen denken, welches auf die bloße Fähigkeit der Erkenntnis des Daseins der Dinge beschränkt wäre, und welches über diese Erkenntnis hinaus keinerlei Anteil am Sein oder Nichtsein irgendeines Dinges nehmen könnte. Ein solches Wesen wäre nicht im Stande Lust oder Unlust zu fühlen. Es könnte den Dingen nicht wertend gegenübertreten. Für ein solches Wesen wären damit aber auch keine Triebfedern möglich, es hätte nicht die Möglichkeit zu handeln.

Ebenso widerspruchslos kann man sich ein Wesen denken, welches die Fähigkeit hat, den Dingen einen Wert oder Unwert beizulegen und somit sich zu interessieren, und welches doch nicht handeln könnte. Dieses Wesen könnte zwar Lust und Unlust fühlen, wäre aber nicht imstande, das, was ihm Lust bereitet, aufzusuchen, oder das, was ihm Unlust bereitet, zu meiden. Hieraus folgt: Das Interesse setzt zwar zu seiner Möglichkeit das Erkennen voraus; denn damit ein Ich für einen Gegenstand Interesse haben könne, muß ihm der Gegenstand gegeben sein. Das Interesse aber ist unabhängig von Antrieben zur Handlung möglich. Denn diese setzen zwar ihrerseits Interessen voraus, jedoch gilt nicht das umgekehrte. Das Interesse ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die Möglichkeit des Wollens und der Triebe.

Hiernach ist Brentanos Regel anwendbar geworden: Wir erkennen die Eigenart der Funktionen sich zu interessieren, gegenüber den Funktionen des Erkennens; und andererseits die Eigenart der Funktionen zu wollen, gegenüber denen des Interesses. Es ist zwar das Wollen nicht ohne Interesse und das Interesse nicht ohne Erkenntnis möglich, wohl aber wäre Erkenntnis ohne Interesse, und Interesse ohne Wollen möglich. Es handelt sich also um die drei Grundklassen seelischer Funktionen, von denen

Digitized by Google

die im psychischen Ablauf frühere eine notwendige aber nicht hinreichende Bedingung der Möglichkeit der folgenden ist.

3. Wollen und Werten.

Wenn wir die Bezeichnung Interesse in diesem Sinne verwenden, so geben wir ihr die weiteste irgend mögliche Bedeutung. Alle Phänomene des Gefallens oder Mißfallens, der Zuwendung und Abwendung, des Begehrens und Verabscheuens, Liebens und Hassens, Strebens und Widerstrebens ordnen wir dieser Grundklasse zu. Der Begriff des Gefühls erweist sich für ihren Umfang als zu eng. Das Eigentümliche, Besondere, welches dieser Grundklasse anhaftet, hat sich schon in unseren eben genannten Beispielen kundgegeben: Es ist die Polarität von Lust und Unlust. Diese Polarität ist für das Interesse bezeichnend. Sie findet sich nur bei den Funktionen des Interesses und kann deshalb als ein Kriterium derselben dienen. Sie wird sonst bei keiner anderen Klasse psychischer Phänomene angetroffen[1]). Sie betrifft wirklich die Qualitäten unseres seelischen Verhaltens selber. Zwar legen wir darin den Gegenständen einen Wert oder Unwert bei. Der Unwert ist aber etwas ganz anderes als die Negation eines Wertes. Er ist etwas selber positiv Bestimmtes; und diese Bestimmung entsteht durch das verwerfende Sichrichten des Interesses auf den Gegenstand. Jedes Interesse schließt also eine Wertung des Gegenstandes ein, auf den es sich intentional bezieht. Eine solche Wertung liegt auch im Begehren und Wünschen. Sie gehören nicht zu den Willensvollzügen. Man kann dies leicht zeigen; einmal aus der Polarität, mit der sie behaftet sind, und sodann direkt am Erleben. Mancher wünscht, Wollen zu können, und kann es nicht. Wir unterscheiden also zwei Grundformen des Interesses: die Funktionen des Gefallens und der Lust an Etwas und die Funktionen des Begehrens, Wünschens, Strebens und der Lust auf Etwas.

4. Der seelische Ablauf und der Eingriff der „Willkür".

Es ist eines der erstaunlichsten Erlebnisse — und die gesamte Metaphysik der geistigen Freiheit, eine jede Ethik, eine jede Religion ist nichts anderes als ein Versuch des Menschen, diesem erstaunlichen Erlebnis Rechnung zu tragen, daß in den in sich determinierten, kausal bestimmten, „mechanischen" Ablauf des Seelengeschehens eine Willkür einzugreifen vermag, die den seelischen Zusammenhang durchbricht und abändert, die zur freien Tat und zur freien denkerischen Besinnung führt. Das Ich greift in den Strom seelischen Geschehens ein, mit denkendem Geist und mit wollendem Willen. So wenigstens erlebt das Ich sich selbst, vor jeder theoretischen Bezwingung, Leugnung oder Bestätigung, Deutung oder Weg-Deutung dieses Erlebens. Wir konstatieren einen von „Willkür" noch freien Zusammenhang des seelischen Ablaufs; und wir konstatieren mit höchster erlebnismäßiger Evidenz ein denkendes

[1]) Man hat in dem Unterschiede der bejahenden und verneinenden Urteile eine Analogie zu dieser Polarität aufstellen wollen. Aber hierbei trifft der Unterschied des positiven und negativen gar nicht das Verhalten des Urteilens selbst. Ein Urteil ist bejahend, wenn es einen positiven Sachverhalt behauptet, und verneinend, wenn es einen negativen Sachverhalt behauptet. Der Unterschied betrifft also dasjenige, worauf sich das Urteil bezieht, nicht aber das Urteil als solches. Ebenso hat man ein positives und negatives Wollen als gleichartig mit der Polarität des Fühlens usw. behauptet. Auch dies ist falsch. „Negatives Wollen" kann ein Nichtwollen meinen. In diesem Falle findet überhaupt kein Wollen statt, und es ist sinnlos, den Umstand, daß ein Wollen nicht stattfindet, ein Wollen — nämlich ein negatives — zu nennen. Oder es kann gemeint sein der Unterschied des Wollens, daß etwas geschehe, und des Wollens, daß es nicht geschehe. In diesem Falle betrifft der Unterschied die Materie des Wollens. Ich entschließe mich zu einem Tun oder zu einem Unterlassen. Die Qualität des Wollens aber: „Ich entschließe mich zu" — ist hierdurch nicht berührt.

Digitized by Google

und wollendes Ich, und in beiden Tätigkeiten des „Ich" eine „Willkür", eine Souveränität, die, mindestens für das Erleben, den Bestimmungsgründen des psychischen Ablaufens und seiner kausalen Mechanität enthoben ist. Und doch sind jene Funktionen der Willkür, nämlich Urteil und Wille, selber nur ein Teil des seelischen Ablaufes, eingebettet in seine außerwillentliche Determination, Funktionen wie alle psychischen Funktionen. An dieser Stelle haben wir nicht das philosophische Problem dieses Widerspruchs zu lösen, wir haben Erleben ordnend zu beschreiben. Wenn wir den seelischen Ablauf als „unwillentlich determiniert" bezeichnen, so liegt logisch nicht im Wesen dieser Bezeichnung, daß er keine wollenden Funktionen zu enthalten vermöge; es wird nur gesagt, daß in seinem Ablauf das Auftreten dieser wollenden Funktionen selber wiederum nicht willentlich sei. Logisch also ist ein unwillentlicher Ablauf, welcher wollende Funktionen in sich schließt, widerspruchsfrei. Und daß es solche „unwillentlichen" wollenden Funktionen gibt, lehrt uns die Empirie[1]).

Aber der unwillentliche, „mechanische" psychische Ablauf, in strenger Loslösung von aller Willkür, stellt nicht die Regel dessen dar, was wir erlebnismäßig in uns finden. Er ist nur eine künstliche Konstruktion. Dasjenige, wovon bei dieser Konstruktion abgesehen wird, sind gerade die Willensfunktionen. Wir dürfen unsere Erörterungen nicht mit einer solchen Konstruktion beginnen, sondern wir haben vom Erlebnisbestande des seelischen Lebens auszugehen, und erst danach Vereinfachungen vorzunehmen. Wir finden ein Wollen in uns vor. Und wir fragen zunächst, ob es sich dabei überhaupt um eine Grundklasse des Seelischen handelt, oder ob wir uns darüber täuschen.

5. Deskriptive Herauslösung der Willensfunktionen.

Man hat versucht, diese Willensfunktionen auf die Intentionalität überhaupt zurückzuführen, auf jenes aktive Sichrichten des Ich, welches allen seelischen Funktionen innewohnt (Voluntarismus). Hierzu bemerken wir: Sind die wollenden Funktionen überhaupt besondere Funktionen, so haben sie die den psychischen Funktionen insgesamt eigene Intentionalität. Aber deren Weisen, deren Qualitäten müssen von besonderer und von anderen Funktionen unterscheidbarer Eigenart sein. Es muß also ein besonderes Charakteristikum der Intentionalität hinzukommen, welches die wollenden Funktionen vor den anderen auszeichnet[2]).

---

[1]) Maier: Psychologie des emotionalen Denkens, 1908, S. 558.

[2]) Ach (Über den Willensakt und das Temperament, 1910, S. 259) hebt zwar die intentionale Natur der Willensakte besonders hervor, kennt jedoch auch ein nichtintentionales psychisches Geschehen von einer willensähnlichen Art. So spricht er den determinierenden Tendenzen Intentionalität zu, den perseverierenden Tendenzen spricht er Intentionalität ab. Es gibt natürlich keinen Sinn, von Perseverationen oder anderen Verknüpfungsformen den Begriff der Intentionalität auszusagen. Die Formen seelischer Verknüpfung sind mit dem Begriff der Intention, nämlich der Richtung auf mögliche Gegenstände, gar nicht in eine sinnvolle psychologische Beziehung zu bringen. Wenn man will, kann man sagen, sie seien „nicht intentional"; dies hat aber keinen anderen Sinn als den, in welchem man sie auch als „nicht grün" bezeichnen kann, denjenigen einer rein logischen Bestimmung. Allerdings muß man unterscheiden zwischen den Verknüpfungsformen des seelischen Ablaufes und den assoziativen Tendenzen. Unter letzteren wird dem Sprachgebrauch nach immer eine besondere Bestimmung an Verknüpfungsformen selber gemeint. In diesem Sinne wird von reproduktiven, perseverierenden, determinierenden Tendenzen gesprochen. Sieht man genauer hin, so findet man, daß damit eine besondere Bestimmung der Auslösbarkeit von Funktionen getroffen werden soll. Diese besondere Aktualisierbarkeit ist durch den psychischen Ablauf selber gesetzt oder kann ihm zum mindesten zugeordnet werden. Besteht z. B. eine Perseverationstendenz, so soll dies besagen, daß ein psychischer Ablauf mit besonderen Auslösungen einer bestimmten Funktion im Sinne beständiger Wiederholung behaftet ist. Es handelt sich also um ein abstraktes Gesetz psychischen Ablaufens. Bei Ach hat der Begriff der determinierenden Tendenz einen doppelten Sinn: einmal denjenigen einer besonderen Ver-

Digitized by Google

Der Ausdruck „Wollen" wird in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Oft bedeutet er ein Wünschen, Verlangen, Begehren, also einen Akt des Interesses, von welchem wir schon sprachen. Von diesen Akten des Interesses aber führt der Weg zur Handlung über eine neue Klasse von Akten, welche durch das Interesse angeregt werden und unmittelbar die Handlung ermöglichen. Diese neue Klasse ist der Wille, dessen unmittelbar erlebte Äußerungsweisen wir zur Unterscheidung von bloßen Begehrensakten Entschluß[1]) nennen.

Der Gegenstand eines Entschlusses, also dasjenige, wozu wir uns entschließen, kann immer nur eine Handlung sein, und zwar unsere eigene. Wenn jemand sagt, er wolle, daß ein Anderer etwas tue, so drückt er damit keinen Entschluß aus, sondern ein Begehren. Ich kann mich nicht dazu entschließen, daß ein Anderer etwas tut. Ich kann nur wünschen oder verlangen, daß er es tue, aber entschließen muß er sich selbst.

Dem Begehren steht das Verabscheuen, dem Streben das Widerstreben, der Lust auf etwas der „Widerwillen gegen etwas" gegenüber. Bei dem Entschluß hingegen gibt es keine derartige Polarität der Akte. Wir können uns zu etwas entschließen oder auch nicht dazu entschließen. Wir können uns zu einer Handlung entschließen und wir können uns auch zur Unterlassung der Handlung entschließen. Das psychologische Wesen des sich entschließenden Verhaltens ist in sämtlichen möglichen Fällen nicht in polare Gegensätze zerlegbar. Hierin sehen wir einen Unterschied zwischen den Akten des Begehrens und des Entschlusses, welcher es verbietet, die Einen auf die Anderen oder beide auf die gleichen funktionalen Grundlagen zurückzubeziehen.

Begehrungen werden „Antriebe" des Entschlusses. Antriebe, Triebfedern, Motive im engeren Sinne[2]) nennen wir alles seelische Geschehen, welches unmittelbar zur Handlung führt. Es kann auch bestehen in Lust oder Unlust, in Wertgefühlen usw. Aber Triebfedern, welche nicht selbst ein Begehren sind, können nur mittelbar auf den Willen wirken — Motive im weiteren Sinne. Begehrungsakte beruhen also auf besonderen Funktionen eigener Art; sie sind nicht identisch mit dem Wollen, ebensowenig aber mit Gefühlen oder Vorstellungen.

Österreich ist zwar mit uns der Meinung, daß das Wünschen und Begehren nicht zu den Willensakten gehört; jedoch ordnet er sie und die Motivation überhaupt den Gefühlen zu. Und Wundt bezeichnet das Begehren als „Gefühlslage gehemmten Wollens"[3]); bei „Vorwalten intellektueller Momente darin" werde es zum Wünschen. Fragen wir uns diesen Behauptungen gegenüber, ob im Begehren und Wünschen weiter nichts enthalten sei als bestimmte Vorstellungen und Gefühle, oder ob es ein von diesen noch unabhängiges erlebnismäßiges Merkmal des Begehrens und Wünschens gebe. Es gibt zweifellos Lustgefühle, die ohne Verlangen auftreten und auch kein Verlangen zur Folge haben. Ebenso gibt es das Erlebnis eines Begehrens ohne Lustgefühle: z. B. die komplexen Erscheinungen der Neugierde und der Ungeduld. Man kann diese Erlebnisweisen auch nicht dadurch auf Gefühle zurückführen, daß man sagt, sie seien auf die Beseitigung von Unlust gerichtet; denn die zweifellos hierbei erlebte Unlust ist selbst erst die Folge unbefriedigten Begehrens, aus dem sie entspringt.

---

knüpfungsform, also eines abstrakten Zusammenhangsgesetzes im Sinne aller sog. Tendenzen. Ferner aber denjenigen besonderer konkreter seelischer Gebilde, welche Teilakte des Willensvorganges sind. Im letzteren Sinne sind die von Ach gemeinten Gebilde natürlich auf intentionale Teilfunktionen des Wollens zurückzuführen. Im ersteren Sinne hingegen — den G. E. Müller mit Erfolg bestritten hat — sind sie weder intentional noch Funktionen.

[1]) Vgl. vor allem Nelson: Kritik der praktischen Vernunft, 1917, S. 591ff., ferner Meyerhof: Zur psychologischen Theorie der Geisteskrankheiten, 1910, S. 111ff.

[2]) Phänomenologie des Ich, Bd. 1, S. 209.

[3]) Physiologische Psychologie. 5. Auflage, Bd. 3, S. 249.

Digitized by Google

Es kann zwar ein Begehren hinzutreten, welches auf die Beseitigung dieser Unlust gerichtet ist. Dies ist aber ein neues Begehren, welches befriedigt werden kann durch die Beseitigung des ersten Begehrens, aus dem die Unlust entsprang. Weder das erste noch dies zweite Begehren sind aber selber die Unlust. Unlust enthält an und für sich noch nicht das Begehren ihrer Beseitigung. Ebensowenig entsteht ein Antrieb unmittelbar aus einem Lustgefühl, so daß etwa hieraus auf eine Gleichheit des Lustgefühls und dessen, was man Begehrung nennt, zu schließen wäre[1]). Ein Antrieb entsteht erst durch das Begehren, den lustvollen Zustand zu erhalten. Er richtet sich also auf eine spätere Lust; er hat diese zum Gegenstande, ist aber mit ihr ebensowenig identisch wie mit einer Lust an dem gegenwärtigen Zustand. Ebenso ist das Verlangen, eine Unlust zu beseitigen, nicht identisch mit der Unlust; der Gegenstand dieses Strebens ist vielmehr deren zukünftiges Verschwinden. Die Erwartung von Lust oder vom Verschwinden der Unlust ist nicht selbst Lust oder Unlust. Ihr liegt eine „Vorstellung" von Lust oder vom Verschwinden der Unlust unter. Diese Vorstellung macht aber das Wesen der Begehrung keineswegs aus. Es gibt Begehrungen, welche sich nicht auf eine erwartete Lust oder auf die Erwartung des Verschwindens von Unlust beziehen. Man denke etwa an das Phänomen Sehnsucht. Sofern Sehnsucht unbefriedigt bleibt, ist sie freilich mit Unlust verbunden. Diese Unlust erzeugt den Wunsch nach ihrer Beseitigung. Dieser Wunsch ist aber ein neues, von der Sehnsucht verschiedenes Begehren. Diese Verschiedenheit läßt sich daraus nachweisen, daß das zweite Begehren sich befriedigen läßt, indem man das erste Begehren, welches die Quelle der Unlust enthielt, nämlich die Sehnsucht, aufgibt. Wären diese beiden Begehrungen nicht verschieden, so würde in diesem Falle die Unlust dadurch beseitigt werden, daß man auf ihre Beseitigung verzichtet. Das ist sinnlos. Mithin ist das erste Begehren, die Sehnsucht, obwohl aus ihrer Nichtbefriedigung Unlust erwächst, kein Begehren, welches auf die Beseitigung von Unlust gerichtet wäre.

Die Abtrennbarkeit des Begehrens von den Gefühlen und von den gefühlsbetonten Vorstellungen läßt sich auch noch so nachweisen: Bei der Konkurrenz mehrerer Motive ist das den Entschluß endgültig bestimmende Motiv durch seine größere Stärke ausgezeichnet. Diese Stärke des Antriebs ist aber keineswegs gleichzusetzen mit dem stärkeren Lustgefühl. Vielmehr kann bei einem „Kampf der Motive" die Entscheidung gegen die stärkere Lust fallen, und zwar sowohl gegen die erlebte wie gegen die erwartete. Mithin können Lust und Streben (Antriebe, Motive) nicht auf identischen Funktionen beruhen.

Nun hat man die Existenz von Entschließungsakten überhaupt angezweifelt. Die Wirkung dieses Zweifels zeigte sich ja in den Versuchen, Entschließungsakte auf Gefühlsakte, Begehrungsakte, Vorstellungsakte oder deren Zusammenwirken zurückzuführen. Hiergegen spricht das unmittelbare Erlebnis; wir sind überzeugt, besonderer Entschließungsakte fähig zu sein, des Erlebnisses „ich will wirklich". Wir erleben unser Wollen und Wollenkönnen in einer unvergleichbaren eigenartigen Weise. Wir erleben den Entschluß als einen besonderen zusammengesetzten Vorgang, in welchem der Willensakt von den Antrieben (Motiven) abgetrennt erlebt wird; und zwar wird der Entschluß als „Wirkung" der Antriebe erlebt. Die Gleichsetzung der Entschließungsakte mit den Antrieben würde diesen unmittelbar vorfindlichen Erlebnisbestand verwischen[2]).

---

[1]) Die phänomenologische Zergliederung dieser Gegebenheiten ist deshalb notwendig, weil die Psychoanalyse gerade die Psychopathologen auf diesem Gebiet zu einem verschwommenen und oft schiefen Sprachgebrauch verführt hat.

[2]) Die Erlebbarkeit des Wollens und die Erlebensqualität derselben sowie die Frage, ob es unerlebtes Wollen gebe (Geiger): diese Fragen werden später gestreift werden. Für die obige Erwägung reicht es aus, auf die Existenz und Eigenart des Entschließungserlebens zu verweisen.

Digitized by Google

6. Affekt, Erwartung und Willensakt.

Die Wundtsche Psychologie der Willensvorgänge beachtet diese Erlebnisseite nicht genügend. Wundt sucht die Willensvorgänge auf die Affekte zurückzuführen. „Jeder Willensvorgang läßt sich als einen Affektverlauf betrachten, der sich durch eigentümliche Gefühlswirkungen auszeichnet“[1]). Und Affekte sind bei Wundt abgesehen von ihren zeitlichen und physischen Eigenschaften — dem psychologischen Wesen nach „zusammengesetzte Gefühle“; „Gefühl ist ihr Grundbestandteil“[2]). Die Willensakte seien eine Klasse von Affekten[3]), und zwar seien sie Affekte, die „durch ihren Ablauf ihre eigene Lösung herbeiführen“[4]) und darin liegt ihre Besonderheit. Wundt sagt: „Die Existenz eines nicht aus Gefühlen bestehenden Wollens ist eine leere Fiktion der Philosophen.“ Schon Dilthey, der allerdings ein Philosoph war, hat sich gegen diese Gefühlstheorie gewandt[5]). Brentano, der große Philosoph des letzten Zeitalters, hat ebenfalls in den Willensakten eine besondere Gruppe von Funktionen gesehen[6]).

Diese Gegenmeinungen wären noch keine sachliche Widerlegung Wundts. Er hat jedoch die Aufgabe, nunmehr das Wesen der Gefühle zu bezeichnen, auf welche sich nach seiner Meinung die Willensakte zurückführen lassen. Es handelt sich nach ihm um eine „eigentümliche Verbindung von Erregungs- und Spannungsgefühl“[7]). Diese „kommt durch die nebeneinander hergehenden intensiven Änderungen beider Partialgefühle zustande und findet im Umschlag der Spannungsgefühle in ihre Kontrastgefühle ein Ende.“

Diese Analyse Wundts bezeichnet nicht nur nicht das Wesen der Willensakte selber; sie bezeichnet nicht einmal die Gefühlskomponenten, welche die Willensakte erlebnismäßig begleiten und die man als „Tätigkeitsgefühl“ zusammenfaßt. Ist dies Tätigkeitsgefühl wirklich nichts weiter als eine Mischung von Spannung und Erregung? Wie unterscheidet es sich dann vom „Entscheidungsgefühl“ und „Erfüllungsgefühl“, von denen Wundt ja auch spricht? Wie vom „Gefühl des Einverständnisses“, welches bei Ach eine wichtige Rolle spielt?[8]) Diese sind ja alle „Mischungen“ von „Spannungsgefühlen“ und „Erregungsgefühlen“. Eine solche Psychologie muß — trotz oder wegen ihrer Ablehnung der „Philosophen“ — trivial bleiben. Es ist bezeichnend,

---

[1]) Physiologische Psychologie. 5. Aufl., Bd. 3, S. 107.

[2]) Vgl. Bd. 3, S. 210; S. 243.

[3]) Vgl. Bd. 3, S. 245.

[4]) Vgl. Bd. 3, S. 242.

[5]) Idem: Über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1894, S. 1313ff.

[6]) Psychologie 1874, S. 336ff. Dies ist nicht allgemein bekannt. „Es ist außer Frage, daß die Erscheinungen des Willens wirklich aus anderen psychischen Phänomenen nicht abgeleitet werden können. Jedes Wollen ... bezieht sich auf ein Handeln. Es ist nicht ein Begehren, daß etwas geschehe, sondern daß etwas als Folge des Verlangens selbst eintrete. Somit ist die Kraft gewisser Phänomene der Liebe zur Verwirklichung der Gegenstände, auf welche sie gerichtet sind, eine Vorbedingung des Wollens. Da nun diese Kraft zur Äußerung und Betätigung der Liebe und des Verlangens der Fähigkeit zu diesen Phänomenen völlig heterogen ist, und darum nicht mehr, ja eher noch viel weniger aus ihr ableitbar erscheint, so erscheint natürlich auch die Fähigkeit zum Wollen als ein in ganz vorzüglicher Weise unableitbares Vermögen.“ Wenn Brentano trotzdem eine gemeinsame einheitliche funktionale Grundklasse für die Phänomene des Liebens und Hassens und für diejenigen des Wollens annimmt, so ist sein Hauptargument die Widerlegung der zweifellos falschen Wolff-Kantschen Lehre vom Begehrungsvermögen — worauf hier nicht eingegangen werden kann.

[7]) l. c., S. 252.

[8]) Über die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen 1905. Wir meinen hier die seelische Vertretung dessen, was er „Bewußtheit der Determinierung“ nennt. In „Willensakt und Temperament“ braucht Ach selber dafür das Wort Einverständnis (S. 263ff.).

Digitized by Google

daß Wundt sich genötigt sah, alle diese Vereinfachungen nachträglich wieder aufzuheben, indem er ein sogenanntes „Prinzip der schöpferischen Resultanten" einführte, durch welches seine Beschreibungen hinterher den Tatsachen wieder einigermaßen angepaßt werden sollten[1]). Ein derartiges Prinzip — rein mystischen Ursprungs — dient hinsichtlich der Willenshandlungen und Entschließungsakte nur als Lückenbüßer, um die vorher geleugnete Eigenart derselben durch eine Hintertür wieder einzuführen. Dies Prinzip drückt nämlich nur in gewundener Weise das Eingeständnis aus, daß die Beschreibung in den Willensakten tatsächlich etwas Neues findet, was sich nicht auf die Motive und Antriebe reduzieren läßt. Wenn jemand sagt, ein Entschließungsakt sei eine „schöpferische Resultante" der Antriebe, so könnte er mit weniger Umschweifen auch sagen, was die „Philosophen" als angeblich „leere Fiktion" gesagt haben: Willensakte sind zwar durch Antriebe bedingt, aber eine von diesen verschiedene Klasse von seelischen Erscheinungen.

Auf die Affekte und Gefühle also lassen sich die Willenserscheinungen nicht zurückführen. Ebensowenig auf die Begehrungen — etwa auf Akte eines Begehrens, dessen Gegenstand eine Handlung sei. Man kann die Unmöglichkeit dieser Zurückführung daraus ersehen, daß tatsächlich oftmals Handlungen begehrt werden, ohne daß ein Entschließungsakt eintritt. Wir finden derartiges bei der abnormen Willensschwäche. Menschen dieser Art sind dadurch charakterisiert, daß sie zwar zu handeln begehren, sich aber zu keinem Entschluß aufzuraffen vermögen.

Auch auf die Vorstellungsakte kann man die Willenserscheinungen nicht zurückführen. Natürlich sind sie Vorbedingungen derselben: Wir müssen eine Vorstellung haben von dem, was wir wollen. Hierin sieht Ziehen den eigentlichen Charakter der Entschließungsakte. Entschließungen seien nichts als intensive Zielvorstellungen. Die Zielvorstellung — eine besonders ichbezogene Vorstellung, die von Spannungs- und Bewegungsempfindungen begleitet werde — sei die unmittelbare Ursache des motorischen Effektes. In ihr erschöpfe sich der Willensvorgang[2]). Hiergegen hat schon Wundt eingewandt[3]): es bleibe rein zufällig, daß zu einer solchen Vorstellung ein motorischer Effekt assoziativ hinzutrete; eine solche Verknüpfung sei wenigstens aus der Art dieser Vorstellung nicht herleitbar. Mit den Begleitgefühlen — sie mögen nun als Tätigkeitsgefühl, Bewegungsgefühl, Spannungsgefühl bezeichnet werden — wollen derartige Verknüpfungsversuche offenbar die gesamte seelische Vertretung der Willensaktion bezeichnen. Aber der Willensakt würde durch eine derartige Umänderung der Bezeichnung gar nicht wirklich in Vorstellungen aufgelöst, sondern er hätte — in versteckter Weise — nur wieder einen neuen Namen erhalten. Die Zielvorstellung Ziehens ist auch als Erwartung[4]) beschrieben worden. Tatsächlich sind psychologische Momente, die man „Zielvorstellung" und die man „Erwartung" nennen kann, in den Erscheinungen enthalten, die mit Willensakten verbunden sind. Allein der Willensakt enthält mehr als diese Erwartung.

Die Sicherheit dieser Erwartung hängt nämlich nicht davon ab, daß in früheren Fällen regelmäßig der Erfolg des Entschließungsaktes eintrat; vielmehr stützt sich die Sicherheit der Erwartung auf die Tatsache, daß wir uns wirklich entschließen, die erwartete Handlung zu tun. Auch dieser Weg führt zur Ablehnung der Möglichkeit, Willensakte auf Grundklassen anderer Funktionen zurückzuführen. Damit ist in indirektem Verfahren nachgewiesen, daß Willensakte weder zurückgeführt werden können auf Erkenntnisakte noch auf Akte des Interesses. Ihnen liegt vielmehr eine Grundfunktion eigener Art zugrunde.

---

[1]) l. c., S. 778ff.
[2]) Leitfaden der physiologischen Psychologie. 8. Auflage 1908, S. 272.
[3]) l. c., S. 299.
[4]) Laehr: Trieb und Gefühl. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. 74, S. 205.

Digitized by Google

7. Wollen und Trieb.

Von der voll ausgebildeten Entschließungshandlung unterscheidet sich die Triebhandlung zunächst durch ein negatives Merkmal, den Fortfall gewisser Tatbestände bei der Entschließung. Der Sprachgebrauch trennt diese beiden Arten von Handlung durch ihre Bezeichnung als willkürliche und „unwillkürliche" Handlung. Wenn wir näher zusehen, so finden wir, daß bei Triebhandlungen auf den Begehrungsakt unmittelbar der Impuls zur Realisierung seines Gegenstandes folgt. Es fehlt die „Überlegung". Die Begehrungsvollzüge, zu Antrieben ausgestaltet, bestimmen die Handlung unmittelbar, ohne Zwischenschaltung anderer seelischer Akte. Die Handlung wird unmittelbar so gewollt, wie der Antrieb sie bestimmt; so aber wird sie wirklich gewollt. Wir finden also das aktuelle Moment, das „ich will wirklich", auch hierbei vor; jedoch besteht kein widerspiegelndes Bewußtsein dieses aktuellen Momentes. Wir unterscheiden also Handlungen, bei welchen die Begehrungsvollzüge unmittelbar den Entschluß herbeiführen, und ferner Handlungen, bei welchen Begehrungsvollzüge als Motive erst vermittels eines reflektierenden Bewußtseins wirksam sind. Im ersteren Falle will ich gleichsam blindlings, was ich begehre, ich weiß nicht, warum und wie ich das will, was den Gegenstand der Begierde ausmacht; ja ich weiß vielleicht nicht einmal, daß ich durch diesen Gegenstand der Begierde zum Wollen bestimmt bin. Im zweiten Falle gehen alle diese Faktoren des „Wissens um mich" mit mehr oder weniger großer Deutlichkeit in den Entschließungsakt ein. Triebe nennen wir die unmittelbar aus Begehrungsvollzügen hervorgehenden Antriebe des Entschlusses.

II. Kapitel.

Die beschreibend-systematischen Kennzeichen der Triebhaftigkeit.

1. Einige Erlebnismerkmale der Triebhaftigkeit.

An den seelischen Abläufen, welche die Sprache mit den Worten Trieb, Antrieb, Impuls, Einfall, Drang, Sucht, Zwang und noch vielerlei anderen Bezeichnungen bestimmt, vergegenwärtigen wir uns unschwer die gemeinsamen Momente. Sie stehen so im Vordergrunde, daß eine psychologische Abgrenzung des wirklichen Einzelfalles zuweilen bis zur Unmöglichkeit schwierig erscheint. Das erlebnismäßig Gemeinsame dieser seelischen Vollzüge liegt in der — in jeweils verschiedener Weise auftretenden und nach verschiedenen Richtungen gehenden — Triebhaftigkeit. Infolge der Triebhaftigkeit als ihres gemeinsamen Grundzuges werden alle diese Verläufe gewöhnlich in den Begriff der Affektivität mit einbegriffen. Aber wir sahen schon, daß die triebhaften Seelenregungen sich aus der Affektivität deutlich herausheben, und zwar durch ihre besondere Stellung zur Reaktion. Es sind diejenigen Weisen der Affektivität, die als unmittelbare Motive des Reagierens auftreten, die unmittelbar auf die Reaktion abzielen, zu ihr hintreiben. Die Triebhaftigkeit kann erlebnismäßig oftmals kaum mehr von den motorischen Intentionen selber unterschieden werden.

Den Affekten ist wie den Begehrungen und Trieben die Lust-Unlustqualität gemeinsam. Bei den Affekten aber besteht diese Lust-Unlusttönung mit Bezug auf ein gegenwärtiges Objekt, eine gegenwärtige Situation, einen gegenwärtigen Zustand des Ich usw. Und dieser Bezug erscheint auch erlebnismäßig in der Affektivität. Ohne das affektive Erleben damit zu erschöpfen, kann man sagen: der Affekt ist nichts anderes als der Bewußtseinsausdruck einer besonderen lust-unlustvollen subjektiven Beziehung des Ich zu Gegenwärtigem, oder zu Vergangenem aber Vergegenwärtigtem. Die Vergegenwärtigung von Vergangenem braucht dabei durchaus nicht bemerkt oder deutlich zu sein, sie kann auch bloß eben mit anklingen. Im Triebe aber und in den

Digitized by Google

triebhaften Seelenregungen tauchen gegenwartsbezogene Lust-Unlustmomente nur nebenbei auf, während die Lustqualität sich auf die Zukunft bezieht und in der Reaktion verwirklicht wird. Diese Zukunfts- und Zielbezogenheit unterscheidet seit jeher Gefühl und Trieb, Lust an Etwas und Lust zu Etwas. Hierdurch rückt alles Triebhafte von den Affekten fort und in die Nähe jener Sondergruppen, die wir als Strebungen und Begehrungen bezeichnet haben. Es unterscheidet sich freilich auch von dieser Gruppe: im Triebe tritt immer jene unmittelbare Beziehung zum „ich will wirklich" auf, die bei den Begehrungen erst durch ihre Verschmelzung mit Antrieben hergestellt wird. Freilich wird dies „ich will wirklich", dies Bewußtsein der Aktualität, nicht mit derjenigen Evidenz erlebt, wie bei einer Willenshandlung; vielmehr ist der erlebnismäßige Grundzug: „es treibt mich", „ich werde getrieben". Am eindrucksvollsten ist dies beim Erleben des Zwanges, aber auch bei demjenigen des Süchtigseins, des Dranges usw. Freilich erlebt man dennoch immer den Trieb als ein Gerichtetsein, eine Weise der Hinwendung, die den Willenserscheinungen grundsätzlich angehört. Die Verdunkelung des Aktivitätsbewußtseins im Erleben von Trieben rührt aus dem Kampf mit Hemmungen, aus dem unlustbetonten Wettstreit mit andersartigen Motiven her, die es so erscheinen lassen, als ob der Trieb sich gegenüber einem wehrlosen Ich „von selber Bahn bricht". Wenn wir also auch die Triebe zu den Willenserscheinungen zu stellen haben, so ist ihre Ähnlichkeit mit Begehrungen, die den Trieben Inhalt geben, so außerordentlich, daß es sich als zweckmäßig erweist, Begehrungen und Triebe in einer gemeinsamen Beschreibung zu erfassen.

Wir sprachen bereits davon, daß die Triebe intentional sind, d. h. zu etwas treiben, und daß sie „unmittelbar" wirksam werden, d. h. ohne weitere Zwischenschaltung seelischer Abläufe, insbesondere ohne ein reflektierendes Bewußtsein. Freilich ist mit dieser Feststellung nicht gesagt, daß nicht doch häufig oder stets ein Bewußtsein des Triebes da wäre, oder auch nur ein „Wissen um" das Getriebenwerden, sei es in einem direkten oder reflektierenden Erleben. Ein solches Erleben beruht in einem besonderen Akte, der nicht „zwischen" Trieb und Reaktion liegt. Dennoch treten außerdem Zwischenschaltungen seelischer Abläufe zwischen Triebhaftigkeit und Motorik auf.

2. Triebschichten.

Man kann ferner die Bindungen der Triebe an körperliche Eigenzustände und körperliche Verhaltensweisen betonen. Diese sind auch für die beschreibende Seite der Triebhaftigkeit wichtig, denn sie gehen in die Erlebnisweise des Triebes mit ein. Biologisch und genetisch sind sie natürlich von höchstem Erklärungswert. Jedoch gilt diese Bindung an Körperliches nur von den „vitalen" Trieben. Nicht aber gilt sie von jenen triebhaften geistig-seelischen Abläufen, in welchen die Bewegung auf einen vermeinten Wert oder die Hingabe an ihn erlebt wird: Ergriffensein, Erschütterung, Sehnsucht, Liebe usw. Jedoch ist fraglich, ob man diese Gruppe von Erscheinungen noch zu den Trieben in einem erweiterten Sinne hinzunehmen soll. Auch Machtstreben, Geltungswille, Aufopferungsbedürfnis, Eigenliebe, Entsagung können ebensowohl bei den Begehrungen und Funktionen des Interesses wie bei den Trieben eingeordnet werden. Rechnet man sie zu den Trieben, so gruppieren sie sich dabei etwa folgendermaßen:

A. Vitale Triebe: Nahrungstrieb, Sexualtrieb, Ichtriebe. Bei den Ichtrieben unterscheiden wir diejenigen mit konkret-gegenwärtigem Objekt: des Haltens, Fassens, Greifens, Sichbemächtigens, — und die ohne konkret-gegenwärtiges Objekt, — welche schon den Übergang zur folgenden Gruppe bilden: der Selbsterhaltung, Selbstdurchsetzung, Machtgewinnung, Selbstbestätigung, Selbststeigerung. Machttriebe, Ehrgeiz, Habsucht, Freiheitstriebe gehören hierher.

B. Seelisch-geistige Triebe: Trieb zur unmittelbaren Verwirklichung von Wertgefühlen, Werthaltungen und Wertbewußtheiten. Sie knüpfen an die auf-

Digitized by Google

steigende Reihe der vitalen Triebe, insbesondere der Ichtriebe an, ja sind oft nur dynamische Verwandlungen der letzteren: Wahrheitstriebe, Gerechtigkeitstriebe, Schönheitstrieb, Arbeitstrieb, Liebe usw. Bei ihnen wird infolge des Eingehens von Wertmomenten in die Triebform die polare Qualität, die wir bei allen Funktionen des Interesses vorfanden, deutlicher sichtbar. Im Grunde sind es Begehrungs- und Strebungsakte. Dem Freiheitstrieb (Auflehnungstrieb) steht ein Gehorsamstrieb, der Herrschsucht das Unterwerfungsbedürfnis, dem Geltungstrieb das Aufopferungsbedürfnis gegenüber usw.

Diese Triebe können in den verschiedenen Weisen des Wünschens, Verlangens, Strebens, Begehrens, Getriebenwerdens usw. erlebt werden. Sie sind in eigenartiger Differenzierung in jedem Menschen wirksam. Ihre Verschiedenheit macht die menschliche Verschiedenheit überhaupt in erster Linie. Es gibt Menschen mit starken und schwachen Trieben, es gibt Triebe, die ihrer Natur nach gewaltig zur Entladung drängen und den Augenblick beherrschen; es gibt solche, die ständig mit stillem und gleichmäßigem Druck den Menschen zu ihren Zielen treiben. Es gibt einmalige Triebe und Dauertriebe; esg ibt Triebe, die sich mit jeder Erfüllung in neue Formen weiterdifferenzieren. Es gibt periodisch wiederkehrende und es gibt jederzeit ansprechbare Triebe. Hier liegt das deskriptive Ausgangsmaterial für einen wichtigen Gesichtspunkt gliedernder Charakterologie.

3. Die Unzulänglichkeit beschreibender Kennzeichen des Triebhaften.

Die eigentlichen Grundlagen des Trieblebens bilden die vitalen Triebe. Sie sind durch die Bezeichnung „vital" nicht sowohl psychologisch gekennzeichnet, als vielmehr biologisch oder überhaupt bedeutungsmäßig — je nach einer biologischen oder sonstigen übergeordneten Sinngesetzgebung. Ihre Bindung an Körperliches kann im Trieberleben hervortreten. Aber auch wenn sie dies nicht tut, so ist sie da und wesentlich. Einmal ist das Auftreten der Triebe mit bestimmten Organ- und Leibeszuständen verknüpft. Sodann ist der Ablauf der Triebe von mannigfach bekannten und physiologisch fundierten körperlichen Veränderungen begleitet. Immer schwankt die Volumpulskurve, die Atmungsfrequenz, die Sekretion der Haut und der Schleimhäute, der Spannungszustand der motorischen Muskeln mit dem Ablaufen der vitalen Triebe. Wahrscheinlich ändern sich auch die inneren Drüsenfunktionen entsprechend dem Triebgeschehen. Andererseits ist die Ausbildung der Triebstärke und Ansprechbarkeit von solchen funktionellen Eigenarten der innersekretorischen und vasomotorisch-sekretorischen Typik des einzelnen Menschen abhängig. Ferner aber „erfüllt" sich der Trieb in jeweils besonderen reaktiv-motorischen Vorgängen. Diese stellen zugleich seine „Entspannung", sein „Ziel", seine „Befriedigung" und seinen „Ausdruck" dar. Sie sind aber alle für die Beschreibung der Triebhaftigkeit selber nicht recht bezeichnend.

Die Entspannung ist ja schließlich nur ein Bild aus der Physiologie der Motorik. Das psychische Triebgeschehen wird durch sie nicht beschrieben, sondern gedeutet. Ein Spannungsfaktor wohnt dem Triebhaften freilich auch psychologisch inne. Wir erkennen ihn beim Erleben der körperlichen Bindungen des Triebes (Spannungsgefühl, Kinästhesie, Innervationsempfindungen usw.); vor allem aber wird er als die subjektive Seite des Gerichtetseins, der motorischen Bereitschaft, des „Tunwerdens" erlebt. Aber er „ist" nicht ohne weiteres und ausschließlich das eigentlich Triebhafte.

Auch die Merkmale Ziel und Befriedigung setzten an die Stelle der psychologischen Beschreibung eine Deutung der Triebe, eine final-sinnhafte oder biologische oder sonstige. Und auch dann, wenn man in der motorischen Reaktion nichts weiter als eine Ausdruckserscheinung erblickt, und wenn man die Triebe durch diese entsprechende Ausdruckserscheinung abgrenzt, kommen wir nicht weiter. Gewiß weist die Triebhandlung auf ihren Trieb zurück; dieser verleiht ihr den Sinn, und sie gibt diesem Sinn

Digitized by Google

den Ausdruck. Aber nun denke man an ein konkretes Beispiel, etwa an den Trieb, sich bei einem Juckreiz zu kratzen — und sehe, wie wenig bei einer ausdruckspsychologischen Formulierung herauskommt: das Kratzen ist der „Ausdruck" oder der Hinweis oder die symbolische Funktion des — Triebes zum Kratzen; und dieser ist der „Sinn des" Kratzens ...

Die Vergeblichkeit derartiger Bestimmungen zeigt uns vielleicht, daß wir hier tatsächlich an der Grenze des Beschreibend-Psychologischen stehen. Die elementaren spezifischen Triebqualitäten lassen sich ebensowenig mehr beschreiben, wie etwa die Farbenqualitäten oder die elementaren Haut-Sinnesempfindungen. Es handelt sich eben um das Gattungsmerkmal einer Grundklasse von Phänomenen, welche nicht weiter auflöslich ist. Wir müssen uns nach unpsychologischen Determinanten der vitalen Triebe umtun.

So suchte man die Triebe biologisch abzugrenzen. Man ging aus von den Funktionen des Organismus und erblickte in den Trieben seelische Nebenerscheinungen, welche die einzelne Funktion jeweils einleiten, begleiten, und vielleicht sogar auslösen. Das Triebhafte des Triebes wäre hiernach allgemein die subjektive Seite der Funktionsbereitschaft des Organismus und seines biologischen Funktionsbedürfnisses. Natürlich folgt hieraus weder etwas über das Zustandekommen und die Art dieser subjektiven Seite noch über ihre beschreibbaren Merkmale. Vielmehr erfaßt diese Einstellung die Triebe nur durch ihr körperliches, funktionelles Korrelat, — am präzisesten vielleicht in dem Satz, den James von den Instinkten gesagt hat: sie sind die funktionellen Korrelate der Struktur-

Neuerdings hat Freud durch das Prinzip des Wiederholungszwanges eine Sinngebung für das Triebhafte aufzubringen gemeint. Jedoch ist diese Sinngebung keine beschreibend-psychologische, und ebensowenig folgt aus ihr irgendein beschreibbares Merkmal des Triebhaften. Sie umschreibt vielmehr das biologische Gesetz der Reproduktion. Dieses Gesetz bestimmt auch die Triebe im Sinne einer biologischen Reproduktionstendenz, insofern als die Triebe entsprechende Bedürfnisse des Organismus anzeigen. Die Triebe gehen hiernach auf die Wiederholung früherer Situationen. Wenn der Organismus aus der vitalen Situation a in die vitale Situation b übergeht, so entsteht zugleich eine Tendenz zur Wiederholung der Situation a. Ihr seelischer Exponent ist der Trieb, durch dessen Erfüllung die Situation a tatsächlich oder symbolisch wiederholt wird. Der Sinn der motorischen Reaktion ist hier die symbolische Abbildung der Situation a in der Situation b. Man kann mit diesem Prinzip des Wiederholungszwanges für die Dynamik des Seelischen mancherlei anfangen; für das Triebhafte kommt jedoch deskriptiv nicht mehr heraus als etwa bei der ausdruckspsychologischen Triebbestimmung.

Endlich können wir mindestens für die elementaren vitalen Triebe auch noch diejenige Formel gelten lassen, welche das Triebhafte dadurch bestimmt, daß es zur Entstehung von Lust hinzielt, Lustgewinn zu erreichen sucht. Wir sahen bereits früher, daß man Begehrung und Lustgewinn sorgsam unterscheiden muß; wir sahen auch, daß es Erlebensweisen von Lust und Strebungen nach Lustgewinn gibt, die nicht triebhaft sind. Aber als abgekürzte biologische Formel für die vitalen Triebe hat das „Lustprinzip" in der Triebleh re schon seine Bedeutung.

Zusammenfassend können wir sagen: Das Triebhafte läßt sich beschreibend nur indirekt abgrenzen durch seine Beziehung zu Körper- und Organzuständen und zur motorischen Reaktion, denn alle diese Beziehungen sind psychologisch vertreten. Ferner durch den Spannungsfaktor im Erleben des Gerichtetseins. Ferner durch den Ausdrucks- und symbolischen Wiederholungscharakter der Triebreaktion. Ferner durch die biologische Bedeutung des jeweiligen Triebes. Endlich durch seine Beziehung zum Lustmoment.

Digitized by Google

4. Die Triebhandlung in der Reihe der motorischen Reaktionen.

Unter den genannten Bestimmungsstücken ist die Beziehung des Triebhaften zur motorischen Reaktion von besonderer Bedeutung. Diejenige motorische Reaktionsweise, an der diese psychologische Beziehung zum Triebhaften exquisit hervortritt, ist die Triebhandlung. Was ist das Spezifische derselben? Um dies — und damit die weitere Bestimmung des Triebmäßigen — zu finden, versuchen wir die Triebhandlung von den sonstigen motorischen Reaktionen abzuheben. Die Autoren stellen da gewöhnlich eine Reihe auf, von der sie glauben, daß sie die stammesgeschichtlichen Entwicklungsstufen der „Handlung" bezeichne. Diese Reihe beginnt bei den Tropismen und den Reflexen; sie geht über die subkortikalen und speziell striopallidären Regulierungen und über die kortikalen Impulse zu den Triebhandlungen. Abzweigungen derselben verlaufen zu den Instinkten und zu den Automatismen. Oberhalb dieser Verzweigungen steht in dieser Reihe die motivierte Willkürhandlung. Es bestehen genetische Beziehungen zwischen ihr und jedem Gliede dieser Verzweigung.

Hier sei völlig davon abgesehen, ob diese entwicklungsgeschichtliche Reihe sich vor der Kritik im ganzen wie im einzelnen halten läßt. Rein deskriptiv — worauf es hier allein ankommt — sind die Unterschiedsmerkmale ihrer einzelnen Glieder teilweise wenig oder gar nicht stichhaltig.

Am leichtesten abgrenzbar sind die Automatismen, komplexe „gerichtete" handlungsmäßige Aktionen, aber ohne Willkürregelung; durchaus „bemerkt" und meist auch intendiert eingeleitet, laufen sie ohne Bemerktwerden „unwillkürlich" weiter. Werden sie jedoch Objekt inneren Bemerkens, so unterliegen sie alsbald den Modifikationen des „Ich will" und verlieren damit ihren Charakter. Sie sind nach allgemeiner Auffassung ursprüngliche Willkürhandlungen, aber in sekundärer Erstarrung, meist als Folge habitueller Einschleifung.

Manche Autoren definieren auch die Instinkte auf die gleiche Weise wie die Automatismen. Nur trifft bei den Instinkten die „Willkür" lediglich auf den psychogenetischen Erwerb zu; ontogenetisch ist alles an den Instinkten schon präformiert, von der Auslösung bis zum ideomotorischen Wurf. Läßt man die Frage der „Zweckmäßigkeit" von Instinktreaktionen — als deskriptiv-psychologisch nicht in Frage stehend — außer Betracht und definiert die Instinktreaktionen als individuell vorgebildete, nicht vom Erleben gebildete, nicht durch Erfahrung entstandene, unveränderliche, willkürlose Reaktionen, so unterscheiden sie sich deskriptiv in keiner grundsätzlichen Hinsicht mehr von den Reflexen, insbesondere von den sogenannten psychischen Reflexen. In beiden Fällen folgt die Reaktion in vorgebildeter Weise unmittelbar auf den erregenden Faktor, und es ist eine sinnlose Konsequenz, wenn James etwa das Schnarchen, Niesen, Husten usw. zu den Instinkten anstatt zu den Reflexen rechnet. Die willkürliche Unterdrückbarkeit teilen die Instinkte ja ebenfalls mit den Reflexen. So wird man sich der in der allgemeinen Physiologie herrschenden Auffassung wohl auch, mit Münsterberg, in der Psychologie der Instinkte anschließen müssen, und jeden beschreibend-psychologischen Unterschied zwischen Instinkt und Reflex leugnen: „Der Begriff des Instinktes hat heute keine psychologische Bedeutung mehr, er ist ein rein biologischer Begriff. Es gibt im Umkreis der Instinkte keinen Vorgang, der sich seiner Konstitution nach von den gewöhnlichen Reizreaktionen unterscheidet; auch der kompliziertesteste Instinkt setzt sich aus einer Kette solcher Reflexe zusammen." Es sei dabei, gemäß unserer rein psychologischen Aufgabe, dahingestellt, ob es tatsächlich möglich ist, die einzelnen Instinktreaktionen physiologisch in „Kettenreflexe" oder „Reflexketten" ohne Rest aufzulösen. Dennoch wird vermutlich ein „gestalthaftes" Individuationsprinzip hinzukommen müssen, wie wir solches als einen Grundzug der Lehre von den „bedingten Reflexen"

Digitized by Google

erblicken —, deren nähere Betrachtung außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegt.

Was wir also als seelische Vertretung der Instinktreaktion vorfinden, unterscheiden wir grundsätzlich nicht von den Innervationsempfindungen und ihrer psychischen Begleitmusik, die wir auch bei allen Reflexabläufen haben. Vielleicht ist die seelische Vertretung der Instinktreaktionen zusammengesetzter und „gestalthafter". Aber vom Triebhaften in unserem Sinne ist nichts darin enthalten. Lediglich die Innervationsimpulse können uns dies vortäuschen.

Ebensowenig erblicken wir — was wir ebenfalls hier nicht zu begründen haben — in den Tropismen etwas von den Reflexen grundsätzlich unterschiedenes. Vor allen theoretischen Konstruktionen, die etwa das Trieb- und Willensleben aus den „Tropismen" oder ähnlichen biologischen elementaren Verhaltensweisen ableiten wollen, kann nur gewarnt werden.

Es bleiben somit drei Gruppen psychomotorischer Aktion:

1. die im weitesten Sinne reflektorischen (einschließlich der Automatismen, Instinkthandlungen, bedingten Reflexe und tropischen Verhaltensweisen);
2. die Triebhandlungen;
3. die planvoll gewollte Handlung.

Und nun erhebt sich abermals die Frage nach den erlebbaren und beschreibbaren Unterschieden.

Es könnte scheinen, als habe die Gruppe der Triebhandlungen vor der reflektorischen Aktion das Merkmal voraus, daß der Trieb eine jeweils spezifische besondere Bewußtseinsvertretung besitzt. Allein eine solche fehlt auch der reflektorischen Aktion nicht. Mag man hierüber vielleicht auch bei den spinalen Reflexen streiten können, so braucht man sich bei den kortikalen und sogenannten psychischen Reflexen nur ein Beispiel zu vergegenwärtigen, um dies einzusehen; beim Blinzeln, Niesen usw. kommt zu der psychischen Reizauffassung noch ein psychisches Plus hinzu, das aus Innervationsempfindungen besteht. Für das Dasein dieses psychischen Plus spricht ja auch die willentliche Unterdrückbarkeit. — Daß die reflektorische Innervation ferner in präformierten Bahnen abläuft, gilt in gleicher Weise mindestens für die Mehrzahl der eigentlichen Triebe. Ebenso teilen beide Gruppen von Reaktionen das erlebnismäßige „Gefühl des Müssens", des Erleidens der Aktion, der sogenannten Unwillkürlichkeit. In all diesen Hinsichten bestehen höchstens graduelle Unterschiede zwischen Reflex und Triebreaktion. Ebenso stimmen beide in den psychischen Bindungen an Leibesgefühle überein, wenngleich das Trieberleben auch hierin reicher und vielfältiger ist. Auch die Spannungsempfindungen, sowie das Ausdrucksmäßige und die Lustkomponente der motorischen Aktion sind bei Reflex und Triebaktion gleichartig und nur gradweise verschieden.

Es verbleibt aber dem Trieberleben ein vorstellungsmäßiger Inhalt, der oftmals recht zusammengesetzt ist; man denke etwa an bestimmte Erlebnisse des „Appetits", der erotischen Triebe usw. Dieser vorstellungsmäßige Inhalt gibt dem Trieberleben zwar den Reichtum seiner qualitativen Nuancen; es fragt sich aber doch, ob er wesensmäßig zum Triebhaften des Triebes hinzugehört oder gar den spezifischen Triebcharakter ausmacht. Die Sprache sagt nicht umsonst: der Trieb „bemächtigt sich einer Vorstellung". Es ist hiernach wohl so, daß diese Vorstellungsinhalte (vom Begehrungscharakter) das eigentliche Triebhafte bloß überlagern, oder eine „Bewußtseinslage" für dasselbe schaffen, oder auch eine Verschmelzung mit ihm eingehen.

Wie schwer hier die Unterscheidung werden kann, zeigt etwa der Versuch, motorische Tics ihrem psychologischen Bestande nach einzuordnen. Nach unserem bisherigen Schema könnte man sie sowohl zu den reflexartigen Aktionen als auch zu den Zwangsantrieben rechnen. Ich hatte einmal einen Fall von fahrlässiger Tötung forensisch zu begutachten: Ein Soldat mit einem Tic der rechten Schultermuskulatur ohne

Digitized by Google

nachweisbare organische Grundlage zuckte gerade beim Entladen des Gewehres; der Schuß ging los und tötete einen Knaben. Dieser Tic war grundsätzlich vom Willen unterdrückbar und wurde in der Tat auch während des Dienstes von dem Kranken meist unterdrückt. Daß in dem zur Begutachtung vorliegenden konkreten Tatmoment ein unwiderstehlicher Antrieb bestand, zu innervieren, war trotzdem unbezweifelbar. War dieser konkrete Innervationsimpuls ein triebhafter, war er ein reflektorischer?

5. Die wesensmäßige seelische Triebrepräsentanz.

Die Klärung dieser Frage haben wir gewonnen, sobald wir uns daran erinnern, in welchen Beziehungen das triebhafte Moment zu der seelischen Vertretung der Innervation steht. Die abnormen seelischen Vertretungen der Innervationsverhältnisse bei striopallidären Erkrankungen, bei katatonen Umstellungen der Psychomotorik und auch bei Apraxien haben uns die Rollen der Antriebe verstehen gelehrt. Wir finden in den kinetischen Antrieben bereits den Keim des Triebhaften. Aber das Triebmäßige der Triebhandlungen erschöpft sich nicht in dem, was wir dort Antrieb genannt haben. Halten wir uns nur an die phänomenologischen Feststellungen hinsichtlich der seelischen Vertretung von Innervation und fragen uns, was aus ihnen für das Wesen des Triebhaften folgt, so dürfen es die Momente der Spannungsunlust und der erlebnismäßigen Vorwegnahme der Entspannungslust sein. Die weiteren Determinanten dieses Erlebens sind schwankend; insbesondere wohl die Repräsentanz des Bewegungsentwurfes als auch das Erleben der Aktivität. Und wir sehen, daß diese Komponenten auch in jeden Trieb im eigentlichen Sinne eingehen.

Verweilen wir einen Augenblick näher bei dem soeben genannten Erlebnisdetail, so werden wir finden, daß dies dasjenige Merkmal ist, welches in der Tat den Trieb deskriptiv völlig von den reflektorischen Aktionen trennt und ihn in die Nähe der planvollen Handlungen rückt. Wir wollen es ganz allgemein bezeichnen als die Vorwegnahme des Erfolges der Triebhandlung im Erleben des Triebes. Freilich leugnen fast alle von der Psychologie kommenden Autoren gerade das Vorhandensein dieses Merkmals. Sie sprechen eine „Ziel-“ oder Erfolgsvorstellung nur der willentlichen Handlung zu und finden es geradezu bezeichnend für den Trieb, daß sie diesem fehle. So James: „Triebhandlungen sind diejenigen, bei denen die Voraussicht des Effektes psychologisch nicht gegeben ist.“ Dies ist nicht richtig. Auf Grund des bereits Gesagten gehört zu allem Bewußtsein einer Aktivität, eines Strebens, und liege dasselbe auch bloß in der Innervation, die Zielvorstellung wesensmäßig hinzu. Und die Triebe bauen sich über Innervationen auf, wenngleich die Aktivität des „Strebens“ in ihnen meist zurücktritt. Man muß sich nur über folgendes klar werden: Die Erfolgsvorstellung beim Trieberleben ist nicht, wie bei der gewollten Handlung, die äußere Bewirkung, sondern der seelische Eigenzustand. Der tatsächliche Erfolg der Triebhandlungen ist ja die Erreichung, Festhaltung oder Beseitigung eines Gefühlsinhaltes — z. B. ein Lustgewinn. Dieser Erfolg ist es, der im Trieberleben — ebenso wie schon bei den innervatorischen Antrieben — als Ziel des Getriebenseins vorweggenommen wird. Die äußere Triebhandlung ist nur Mittel zur Erreichung dieses Zieles, sie fehlt tatsächlich oftmals in der vorwegnehmenden Erfolgsvorstellung des Trieberlebnisses.

Triebe haben also genau wie die eigentlichen Willenshandlungen intentionalen Charakter. Dies unterscheidet sie von allem bloß Reflektorischen. Es ist die Ichzugehörigkeit der Triebe, die sich hier beherrschend im Trieberleben meldet. Von den Willenshandlungen ist alles triebhafte Handeln dennoch — allerdings eben nur relativ — unterschieden: In der Willenshandlung treten Ziel, Erfolg und Mittel der Erreichung im reflektierenden Bewußtsein auf, werden als solche erlebt, können abgesondert vorgestellt und intellektuell bearbeitet werden. Diesem Unterschiede zufolge sind die

Digitized by Google

Triebe also — relativ — „unwillkürlich" und „planlos". Immerhin ist auch hier die Unterscheidung im konkreten Einzelfalle oftmals schwierig, vor allem auch in forensischer Hinsicht bei pathologischen Abwandlungen des Trieberlebens. So begutachtete ich unlängst einen Fall, einen Angehörigen der besseren Stände, der sich allabendlich große Verbände an Kopf und Körper anlegte und sich in diesem Aufputz durch die Straßen bewegte, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen — nicht etwa um zu betteln. Die affektive Grundlage dieses Verhaltens ist gewiß nicht bezweifelbar; wohl aber steht das Triebhafte desselben durchaus nicht fest. Das Überwältigtwerden von einem Bedürfnis, die Spannungsunlust und das Gerichtetsein auf Erzielung eines besonderen Gemütszustandes hat zwar der Trieb — doch eignet dies auch der affektiv determinierten planmäßigen Willenshandlung.

III. Kapitel.

Die Formen abnormer Triebgestaltung.

1. Einteilung der abnormen Triebgestaltungen.

1. Die Intensität — die Ansprechbarkeit, Stärke, Beherrschbarkeit, Entladungsbereitschaft — der Triebe kann abnorm sein, im Sinne einer Verringerung oder Steigerung. Und zwar auf einem Triebgebiete oder auf allen Triebgebieten.

2. Triebe können auf abnorme Ziele gerichtet sein, abnorme Handlungen zu verwirklichen trachten; und zwar kann das Abnorme dem Erlebenden selber fremdartig sein oder aus den Bedürfnissen seines Wesens als notwendig erlebt werden.

3. Die Erscheinungsformen des Triebes für das Erleben, also die intentionalen Qualitäten, in welchen sich der Trieb auf sein Ziel richtet, können abnorme sein. Der Erlebende kann die passive Überwältigung, das Zurücktreten von Motiven bis zum Verschwinden erleben, er kann ferner diesem Überwältigt-werden ratlos und fremd gegenüberstehen; er kann ihm auch aus seinem Ich heraus innerlich zustimmen.

Hiernach teilen wir die Störungen des Trieblebens ein in solche der Intensität, der intentionalen Materie und der intentionalen Qualität.

Von dem unmittelbaren Trieberleben müssen wir die mit diesem Erleben häufig zugleich gegebenen Stellungnahmen des Ich zum Trieberleben trennen. Beides, Trieb und Stellung des Ich zum Triebe, wird im konkreten Falle fast immer verschmolzen erlebt. Wir müssen ferner dies Erleben in Beziehung setzen zum Ganzen der erlebenden Persönlichkeit, ihren Voraussetzungen, ihrem Gesamtzustand im Augenblick des Triebgeschehens.

2. Anomalien der Trieb-Intensität.

a) Eine Abschwächung der Triebstärke und Trieberregbarkeit findet sich sowohl im allgemeinen als auch mit Bezug auf einzelne Triebgebiete und Triebziele. Sie gelangt zuweilen gar nicht zum subjektiven Erleben, obwohl sie vorhanden ist. Gelangt sie zur subjektiven Selbstwahrnehmung, so kann sie gleichmütig hingenommen werden, sie kann aber auch reaktiv bearbeitet werden, im Sinne der Unzufriedenheit, des Zweifels, der Schuld, der hypochondrischen oder wahnhaften Erklärung.

Triebiosigkeit oder Triebschwäche finden wir bei abnormen endoglandulären Konstitutionstypen mit charakterologischer Stigmatisierung, z. B. beim Eunuchoidismus. Sie beschränkt sich hier nicht nur auf das sexuelle Gebiet, sondern trifft oft die allgemein-triebhafte Aktivität, die Triebansprechbarkeit für alle möglichen Ichtriebe: Arbeit, Geltung, Freiheit, Erwerb. Sowohl die Ansprechbarkeit der Triebe als auch die Entladungsbereitschaft und Intensität sinken ab. Der Ausfall wird als Apathie

Digitized by Google

erlebt und äußert sich in mangelnder Ausdauer sowie in einer situativen Bestimmbarkeit und Beeinflußbarkeit, da keine eigene Triebaktivität den Umweltwirkungen entgegensteht. Ähnlich bei der Fettsucht, beim Addison, bei erschöpfenden Erkrankungen. Eine Abschwächung der Triebe im allgemeinen findet sich ferner, wenn auch nicht regelmäßig, im Endstadium organischer Demenzen und bei Gehirnkrankheiten verschiedener Art, z. B. bei Greisenpsychosen, wo allerdings zuweilen triebhafte Unruhezustände mit völliger Apathie wechseln.

Ferner findet sich Schwäche der Ansprechbarkeit aller Triebe hervorgegangen aus bestimmten seelischen Situationen: als Folge der allgemeinen Hemmung in depressiven Zuständen, in Depersonalisationszuständen, bei willensschwachen Psychopathien usw.

Einzelne Triebe treten — z. B. der Nahrungstrieb — bei fast allen akuten Psychosen zurück; der Sexualtrieb bei infantilen Konstitutionstypen, ferner in schizophrenen Psychosen und in manchen Neurosen, endlich in präsenilen Zuständen beider Geschlechter, wo aber auch das umgekehrte eintreten kann. Das Erleben der Triebloſigkeit führt häufig zu Selbstverwerfungen emotionaler Art mit hypochondrischem Leiden und überwertiger Ausgestaltung. Kaum jemals stimmt der Leidende seiner Triebloſigkeit innerlich zu. Und wenn er sie auch in der Regel als aus seinem Wesen entstammend erfaßt, so knüpfen doch alle möglichen Schuldgefühle, Gewissenskonflikte, Unsicherwerden mit Bezug auf das eigene Ich usw. daran an. Seltener sind wahnhafte Projektionen; am häufigsten bei Schizophrenen. Dann wird der „Entzug aller Kräfte“ durch geheimnisvolle Mächte erlebt, die wahnhaft bestimmt werden.

b) Bei der Steigerung der Triebintensität müssen wir unterscheiden:

1. die gesteigerte Ansprechbarkeit;
2. die gesteigerte Triebspannung und Entladungsbereitschaft (eigentliche Intensität);
3. die Steigerung der Fähigkeit des Triebes, im psychischen Gesamtzustand vorzuwiegen — d. h. mehr oder weniger hemmbar zu sein. Diese letztere Eigenschaft hängt offenbar nicht nur von der Triebstärke ab, sondern auch von der Möglichkeit seelischer Gegenwirkung.

Alle diese Eigenarten der Triebintensität können sich auf alle Triebe beziehen oder nur auf einzelne. Beim Nahrungstrieb finden wir den Heißhunger der Idioten und Dementen verschiedenartiger Provenienz; wir finden den leicht und breit ansprechbaren Appetit bei manchen Fällen von Basedow und bei verschiedenen Psychopathien, bei denen plötzlich „Gelüste“ auftreten nach seltsamer, oft gerade nur einfallsmäßig vorgestellter Nahrung (die „Picae“ bei Schwangerschaftsneurosen). Auf dem Gebiete der Ichtriebe finden wir gesteigerte und verbreiterte Ansprechbarkeit des Geltungstriebes in Form von „Empfindlichkeit“ bei vielen Psychopathen und Neurotikern und beim Paranoiker. Bei letzterem wächst sich Geltungssucht und Empfindlichkeit oftmals zum Mißtrauen aus. Wir finden ferner triebhafte Auflehnungstendenzen, Unabhängigkeitstendenzen und Machttriebe bei vielen psychopathischen Spielformen, bei denen sie sich als explosive Reizbarkeit äußern. Bei Menschen mit unsicherem Selbstgefühl finden wir psychisch bedingte triebhafte Unruhe, mit der sie ihr Icherleben übertäuben wollen. So vielfach bei der „Neurasthenie“. Die manischen und katatonen triebhaften Zustände bedürfen besonderer, von der Motorik ausgehender Zergliederung[1]). Auf sexuellem Gebiet findet sich sowohl eine Steigerung der Ansprechbarkeit des Triebelebens, als auch eine gesteigerte Breite der Vielfältigkeit sexueller Reaktionsmöglichkeiten auf die verschiedenartigsten Reize. Ferner findet sich hier bisweilen eine abnorm heftige, explosive Triebstärke, die bis ins Dranghafte

[1]) cf. Kronfeld: Über die psychotischen Dyskinesien. „Medizin und Psychologie“, Bd. 1, Heft 2 u. 3, Stuttgart 1926.

Digitized by Google

gehen kann. Überdies gibt es eine ganze Reihe von Persönlichkeitstypen, bei denen die Sexualtriebe innerhalb des psychischen Ablaufes vorherrschen, auch ohne daß sie pathologische Stärken annehmen. Das Erleben ist dem Sexuellen ständig zugewandt; Reizhunger und Einengung der Interessen auf diesem Gebiet schwächen entgegenstehende Interessen und Strebungen ab. Alle diese verschiedenen Anomalien pflegen unter dem Begriff der sexuellen Hyperästhesie zusammengefaßt zu werden.

Die gesamte Triebhaftigkeit kann leicht erregbar sein, oder wenn sie auch nicht besonders leicht erregbar ist, dennoch, sobald sie einmal geweckt wurde, jäh und gewaltsam explodieren. Eine impulsive jähe Triebentladung bei an sich geringer Triebdifferenzierung, gleichsam in vorgebildeten engen Gleisen, ist eine Eigenart der epileptischen Typen. Eine ungehemmte Vielfältigkeit der Triebe bei gleicher Explosivkraft der Triebspannung findet sich bei imbezillen Erethikern und anderen Psychopathen. Eine völlig schwankende und unberechenbare Kumulation von Triebintensität tritt bei Schizophrenen hervor.

Auch bei diesen Intensitätsanomalien ist die subjektive erlebnismäßige und bearbeitende Stellungnahme eine charakterologisch verschiedene. Dabei ist eine allgemeine Tendenz unverkennbar, heftige und jähe Triebentladungen nicht in gleicher Weise als Auswirkungen der eigenen Aktivität zu erleben, wie dies sonst bei allen intentionalen Vorgängen der Fall ist. Vielmehr wird häufig in sie ein Erlebnis der Fremdartigkeit, des Unerklärlichen, Überwältigenden hineingedeutet. Es ist gar nicht das Ich des Erlebenden, welches sich als den aktiven Ausgangspunkt derartigen Triebgeschehens erlebt. Das entspricht zwei psychologisch durchaus richtigen Umständen: einmal liegt im Wesen des Triebes, wie wir sagten, immer ein gewisses Zurücktreten der Ichaktivität, „ein Getriebenwerden". Und sodann führen heftige und jähe Affekte, Strebungen und Triebe bisweilen eine Bewußtseinseinengung herbei oder treten während einer Bewußtseinstrübung auf, die wir vor allem bei den Drangzuständen finden. Hierin aber liegt tatsächlich eine Abschwächung des Erlebens der eigenen Aktivität.

3. Anomale Trieb-Qualitäten.

a) Die Drangzustände sind nicht allein der Intensität nach vom Triebe unterschieden, sondern auch für das Erleben. Das Gefühl des Erleidens, des Überwältigtwerdens durch den Drang ist bezeichnend für dieses Drangerleben. Der erlebnishafte Unterschied von Trieb und Drang beruht in folgendem: Beim Drang liegt die Richtung in bezug auf die entspannenden Funktionen der Motorik nicht mit der gleichen Eindeutigkeit fest wie beim Triebe. Der Trieb sucht sein Ziel, der Drang findet ein Ziel (Thiele). Gemeinsam ist beiden das allgemeine Merkmal der Triebhaftigkeit: die Erfüllungsvorstellung der Entspannungslust. Aber das Wie derselben fehlt im Drangerlebnis völlig oder fast völlig — im Gegensatz zu den Trieben, die fast immer zu einer bestimmten Reaktion tendieren, welche auch im Trieberleben schon vertreten ist. Daher bestehen fließende Übergänge von den Drangzuständen zu den Zuständen einer allgemeinen ziellosen und unlustvollen Spannung und Entladungsbereitschaft, welche die Sprache ja auch als „dranghaft" bezeichnet, welche aber nicht intentional sind, sondern den allgemeinen psychomotorischen Unruhezuständen und denjenigen hyperkinetischen Zuständen nahestehen, bei welchen zwar ein Entspannungsbedürfnis erlebt wird, aber nicht seine Wege. Diese erlebnismäßige Eigenart erzeugt beim Drange ein Schwinden des Bewußtseins, „Täter des eigenen Tuns" zu sein. Dies Erlebnis kann in der Richtung des Zwanghaften oder in der Richtung von Ratlosigkeit und wahnhafter Interpretation ausgestaltet werden.

Diese erlebnismäßige Eigenart bringt eine mangelnde motorische Zielstrebigkeit, Unsicherheit und Verhaltung des Entladungsweges mit sich, und hierdurch kann die Drangspannung bis zu hohen Graden anwachsen. Dies Unlustmoment der Span-

Digitized by Google

nung wird beim Drange sehr stark, und steht unvermittelt und beziehungslos neben der Lusttendenz. Die Drangspannung kann so stark werden, daß die Zwischenschaltung seelischer Vorgänge ins Bewußtsein unmöglich wird, ja daß das Bewußtsein von ihr getrübt, umdunkelt oder eingeengt wird. So entsteht endlich zugleich das für das Drangerleben bezeichnende Überwältigtwerden und die objektive „Unwiderstehlichkeit" aus mehreren beschreibbaren Voraussetzungen.

Beispiele solcher unlustvoll gespannter Drangzustände gibt es auf allen Gebieten des Trieblebens, insbesondere bei gewissen Anomalien des Sexualtriebes. Besonders bezeichnend aber ist eine bestimmte Gruppe von Trieben und Drangzuständen:

1. Der Wandertrieb: Hiermit ist nicht etwa eine allgemeine Unrast oder Neigung zu ungebundenem Leben mit ständigem Ortswechsel gemeint, wie wir solche vielfach bei Menschen mit schwerer sozialer Anpassungsfähigkeit vorfinden — bei Psychopathen verschiedener Art, bei Manischen usw.; sondern es sind ganz umschriebene Zustände dranghaften motorischen Getriebenwerdens, die sich in plötzlichem planlosen Davongehen, soweit einen die Füße tragen, durchsetzen. Wir finden den Wandertrieb dieser Art durch einen seelischen Mechanismus bedingt, den wir als die Flucht vor einer quälenden Stimmung oder Spannung nachzuerleben vermögen (daher der französische Name Fugues). Die quälende Spannung kann diejenige der Dranghaftigkeit selber sein. Oftmals finden wir sie an die Verstimmungen epileptischer und psychopathischer Typen gebunden; von diesen Verstimmungen nehmen wir — ob immer mit Recht ist fraglich — an, daß sie nichtseelischen Ursprungs sind, sondern „primär" aus den endogenen Bedingungen der Konstitutionen oder des Krankheitsgeschehens erwachsen. Diese ziellose Dranghaftigkeit selber steht, wie wir schon sagten, den motorischen Unruhezuständen nahe, jenen Erethismen mit leichter und vielfältiger Triebansprechbarkeit, wie sie den konstitutionellen Schwachsinn gewisser Typik charakterisieren. Daher finden wir gerade bei diesen Formen ebenfalls poriomanische Zustände. In der Dranghaftigkeit selber liegt die Tendenz zur Einengung oder Trübung des Bewußtseins, insofern als ihre Spannung alle seine anderen Inhalte zu verdunkeln vermag. Wir finden daher solche Drangzustände häufig mit Dämmerzuständen verbunden, in der Regel mit epileptischen Äquivalenten. Ob der Drang durch den Dämmerzustand erwacht, oder ob nicht viel mehr der Dämmerzustand durch den Drang aktualisiert wird, vor allem bei einer präformierten Disposition in dieser Richtung, lassen wir dahin gestellt. Auch die reaktiven psychogenen Dämmerzustände verlaufen nicht selten mit fuguesartigen Entladungen. Stimmungsgemäß bedingte motorische Unruhe- und Drangzustände treffen wir sowohl bei manischen als auch bei angstvoll-depressiven Bildern.
2. Für das Erleben ähnlich sind Drangzustände, wie sie etwa den sogenannten Quartaltrinker überfallen, und die wir als dipsomanischen Drang bezeichnen. Auch die dipsomanischen Zustände erwachsen aus unerträglicher, innerer Spannung und Verstimmung. Diese kann endogen und seelisch nicht weiter bedingt sein, sie kann dabei einen Teil des Dranges selber darstellen; sie kann aber auch zum dranghaften Trinken als zu einer Flucht- und Abwehrerscheinung psychologisch hinleiten. In den dipsomanischen Attacken spielen noch zwei Momente eine Rolle: das Moment des Rausches und dasjenige der Sucht. Der Rausch aber ist als Ziel der Dranghaftigkeit und Süchtigkeit von großer Bedeutung. Als Rausch wird fast immer die Durchsetzung eines jeglichen Dranges erlebt; er ist erlebnismäßig so recht die Lösung aller Drangzustände. Der Rausch ist eine leichtere oder schwerere Bewußtseinstrübung mit enthemmter Psychomotorik und Affektivität, einer Herabsetzung oder Ausschaltung kritisch-intellektueller Fähigkeiten. Die Enthemmungen, die Entladungserleichterungen

Digitized by Google

werden als lustvoll erlebt, und somit haftet dem Rausch die gleichzeitige Eigenschaft der gesteigerten Entspannungslust, des Ausfalles kritischer Stellungnahmen zum eigenen Ich und des Heraustretens dieses Ich aus der Realität und ihren Bindungen an. Darin liegt seine Bedeutung für die Lösung der unlustvollen Drangsphäre, welcher Art sie immer sein mag.

3. Wandertrieb und ziellose motorische Unruhe können sich auch nach einer anderen Richtung hin dranghaft gestalten: als krankhaftes Heimweh. D. h. ihre Entspannung, ihr Ziel wird als Sehnsucht nach Ruhe und Geborgenheit erlebt. Nur insofern hat dieser Drang etwas mit dem Erleben dessen zu tun, was man gewöhnlich Heimweh nennt; die Sehnsucht nach ruhigem Geborgensein ist beiden Erscheinungen gemeinsam. Im übrigen aber ist das krankhafte Heimweh eine Erscheinung, die dem Wandertrieb und den Drangzuständen überhaupt weit näher steht als demjenigen komplexen Phänomen, als welches uns das gewöhnliche Heimweh erlebnismäßig erscheint. Im krankhaften Heimweh liegt eine unlustvolle Drangspannung gewaltiger Art mit impulsiver Entladungsbereitschaft; sie erwächst aus Verstimmungen, die durch sie ins Maßlose gesteigert werden; das Überwältigtwerden des Ich wird ganz ohnmachtsvoll, zuweilen fremdartig und oft mit leichter Bewußtseinstrübung erlebt. Alle Hemmungen werden von diesem Erleben hinweggeschwemmt. Heftige motorische Unruhe fundiert das Erleben, das sich dann jählings in impulsiven Gewaltakten entladen kann. Dienstmädchen haben die ihnen anvertrauten Kinder umgebracht, haben Brände angelegt aus diesem krankhaften Heimwehdrang heraus, „um fort zu können". Es hat sich auch hier um schwer pathologische Persönlichkeiten, um Epileptische, Schwachsinnige und besonders um undifferenzierte Entwickelungsstadien der Pubertätszeit gehandelt.
4. Auch andere Gewalthandlungen impulsiver Art erwachsen autochthon auf dem Boden krankhafter Drangzustände: Morde, Selbstmorde, Selbstbeschädigungen, Brandstiftungen (sogenannte Pyromanie), sexuelle Gewalttaten. In der Regel zeigten die Täter Erinnerungslücken und beschrieben ihr Erleben wie eine Bewußtseinstrübung. Auch findet man bei vielen epileptische Stigmen. Dennoch ist die Psychologie dieser Zustände eine vielfältigere und nicht nach einem einzigen Schema ablaufende. Man muß in jedem Einzelfalle der persönlichen Artung des Täters, dem Motivzusammenhang und dem Erleben besonders nachgehen. Die einheitliche Zusammenfassung dieser Gruppe sowie vieler noch zu erörternder Süchte wurde früher unter dem Namen der Monomanien versucht und ist neuerdings unter demjenigen des impulsiven Irreseins oder Triebirreseins wieder aufgenommen worden. Aber die Verschiedenartigkeit der Konstitutionen und Krankheitsgrundlagen ermöglicht solch eine Gruppierung nicht mit Recht. Gemeinsam ist ihnen bloß eine symptomatische Qualität, eben diejenige der Dranghaftigkeit im Erleben ihres Tuns.

b) Wir schließen hier die impulsive Handlung an, deren psychische Eigenarten den Drangzuständen nahestehen, ohne aber in allen Fällen ein wirkliches Drangerleben mit sich zu bringen. Es besteht hier ein fließender Übergang von den eigentlichen Dranghandlungen über die impulsive Entladung bis zu den Kurzschlußhandlungen, wie wir sie in der gestörten Psychomotorik vorfinden, und dem pathologischen Einfall. Der Übergang besteht darin, daß das Drangerleben sich fließend immer weiter vermindert, in der impulsiven Handlung noch als plötzlicher Entspannungsimpuls eines gespannten Zustandes auftritt, bei der Kurzschlußhandlung und beim pathologischen Einfall aber bereits völlig fehlt. Wir erinnern uns daran, daß das Drangerleben charakterisiert war durch das Unlustmoment der Spannung, und durch das Fehlen des Bewußtseins, Täter des eigenen Tuns zu sein, durch ein unlustvolles Überwältigtwerden vom Impuls zur Tat. Beim pathologischen Einfall und der Kurz-

Digitized by Google

schlußhandlung und auch bei der impulsiven Handlung besteht kein Erleben von Unlustweisen, deren Beseitigung in der Handlung angestrebt wird. Es herrscht auch keine Dranghaftigkeit im Sinne eines mangelnden Aktivitätsgefühls. Sondern stets ist erlebnismäßig das klare Bewußtsein vorhanden, Täter des eigenen Tuns zu sein. Mit den Triebhandlungen gemeinsam haben diese Vorgänge die Plötzlichkeit ihres Einsetzens und ebenso die deutliche Erfolgs- oder Zielvorstellung — wie läppisch sie auch immer sein mag. Diese Erfolgs- oder Zielvorstellung wird als aus dem eigenen Wesen stammend erfaßt und innerlich bejaht, auch wenn sie keinerlei Zusammenhang mit der aktuellen Situation des Erlebenden besitzt. So sprang ein schizophrener Kranker meiner Beobachtung plötzlich mit Kleidern in einen Fluß. Eine hypomanische Dame hüpfte auf einem Spaziergang in einen Springbrunnen hinein. Ein manischer Kranker benutzte plötzlich seinen Kopf als Rammbock, um einen Pfleger von rückwärts zu Falle zu bringen, und schüttelte sich hinterher vor Lachen über seinen guten Einfall. Charakteristisch für diesen Typus der impulsiven Aktion ist die jähe Bewußtwerdung und Durchsetzungstendenz, ohne daß die Möglichkeit motivierenden oder hemmenden Erlebens besteht. Hier zeigt sich ein fließender Übergang zur Hypermetamorphose des Ausdrucksmäßigen. Worauf beruht nun dieses blitzartige „Fiat des Impulses"? Wir stellen uns ein mögliches Geschehen vor. Einfall nennen wir die weitere plötzliche Vorstellung von der Realisierbarkeit dieses Geschehens. Und nun besteht beim Impuls zugleich hiermit ein besonders lebhaftes kinästhetisches Bild der einleitenden Bewegung. Die Vorstellung der Realisierbarkeit eines Tuns ist ja immer damit schon verknüpft. Man kann sich durch Selbstbeobachtung leicht davon überzeugen — auch davon, daß dies über die psychische Vertretung des ideomotorischen Entwurfes bereits hinausgeht. Dieses besondere Hervortreten der Kinästhesie der einleitenden Bewegung im Erleben gehört zur Eigenart des Expressiven überhaupt. Die Steigerung desselben bei besonders darauf ansprechenden Naturen — Psychopathen, Manischen, Schizophrenen — ist psychologisch bedingt und verständlich. Nun ist aber diese antizipierte Bewegungsempfindung nahezu identisch mit den Innervationsempfindungen der einleitenden Bewegung. Es bedarf also nichts weiter als einer besonderen innigen Verschmelzung oder einer besonderen erleichterten Ansprechbarkeit von antizipierter Bewegungsvorstellung und einleitend-expressiven Innervationstendenzen, um uns diese pathologischen Einfälle, Impulse und Kurzschlußhandlungen verständlich zu machen. Eine derartige Voraussetzung kann unter den verschiedensten Umständen vorliegen; neben den schon genannten kommen auch abnorme Stimmungslagen und Affekte, gesteigerte Phantasietätigkeit und abnorme Bewußtseinsverhältnisse in Betracht.

c) In wieder einer anderen intentionalen Qualität werden Triebphänomene erlebt in der Süchtigkeit. Von Süchten sprechen wir besonders bei Menschen, die zur Einverleibung von Giften getrieben werden und diesem Hange immer wieder verfallen. Die in Frage kommenden Gifte sind in erster Linie die alkoholischen Getränke, in zweiter die Alkaloide der Morphinreihe, das Kokain, andere Schlaf-, Beruhigungs- und Rauschmittel. Psychologisch aber ist die Bindung der Süchtigkeit gerade durch diese Arten ihrer Betätigung, das Einverleiben von Giften, keineswegs abgegrenzt. Wir sind vielmehr berechtigt, jeden ständig wiederkehrenden Hang von bestimmter psychologischer Charakteristik eine Sucht zu nennen; in diesem Sinne können wir z. B. auch von gewissen Formen der Onanie, des Stehltriebes, abnormer sexueller Betätigungen sagen, daß sie den Kriterien der Süchtigkeit unterstehen. Diese Kriterien sind solche des Erlebens, in welchem sich die besondere Triebqualität der Sucht kundgibt, und auf sie kommt es uns hier insofern allein an. Da finden wir eine weitgehende Gleichheit mit dem Drangerleben; es besteht eine sehr unlustvolle Drangspannung; gegen sie wird angekämpft, und dieser Kampf steigert noch das Unlustmoment des Selbsterlebens. Endlich reißt die Drangspannung die Schranken ein, und hier erlebt

Digitized by Google

der Süchtige genau wie beim Drange ein passives Überwältigtwerden von der Sucht. Vom Drange und vom Zwange unterschieden ist das Erleben dieses Überwältigtwerdens durch seine besondere Note von stärkstem Lustgewinn, der Lust, ja der Wollust des Unterliegens, des wehrlosen Ausgeliefertseins. Hierin wiederum liegt eine Ähnlichkeit mit dem Erleben perverser Sexualneigungen. Der Unterschied des Suchterlebens gegenüber dem Drangerleben ist aber sehr deutlich. Der Drang wird als ein zunächst zielloses Entladungsbedürfnis erlebt; er findet sein Ziel gleichsam blind, oft nur durch den Zufall einer äußeren Situation; er gleitet gewissermaßen in irgendein nächstliegendes motorisches Ziel hinein — ähnlich wie eine Parakinese in eine Ergänzungsbewegung hineingleitet und sich so zur Ausdrucksbewegung abrundet. Von dieser situativen Bestimmbarkeit des Entladungsweges, welche die Drangspannung aufweist, ist das Suchterleben völlig frei. Hier besteht eine ganz eindeutige und eingleisige Zuordnung der jeweiligen Erfolgsvorstellung, ähnlich wie bei den eigentlichen Trieben, ja noch ausgeprägter. Das Erleben dieses einen besonderen Lustzieles steht ganz im Vordergrunde des Suchterlebens: der Alkoholiker erlebt als Lustziel seiner Suchtspannung nur den Alkoholrausch, der Morphinist nur die Morphiumwirkung, der Kokainist nur die Kokainwirkung, der Onanist nur die Onanie, die stehlsüchtige Frau nur den impulsiven Warenhausdiebstahl usw. Während beim Drange es beispielsweise dem Zufall überlassen bleibt, ob er sich in einem exhibitionistischen Akt, einer sadistischen sexuellen Gewalthandlung (Notzucht) oder nur in stundenlangem dromomanischen Rennen entlädt, wird kein Alkoholsüchtiger seine Sucht durch einen impulsiven Stehlakt, kein Morphiumsüchtiger seine Sucht durch eine onanistische Handlung als entspannt oder entspannbar erleben. Der Lustgewinn ist also bei der Sucht ein doppelter; er liegt

1. in der Wehrlosigkeit des Unterliegens (Perversionscharakter der Sucht);
2. in der besonderen Art der Entspannung (Auswegscharakter der Sucht).

Nicht ohne Grund nämlich wird der besondere Entspannungsweg jener Mittel gewählt, die wir vorhin in erster Linie genannt haben. Der Süchtige flieht in eines dieser Mittel zunächst unter dem Erlebnisdruck der Unlustspannung. Denn er weiß erfahrungsgemäß, daß diese Mittel seine Unlustspannung in besonders lustvoller Weise ausgleichen[1]). Aber dahinter steckt noch etwas tieferes.

Es war bereits von den Lustwerten des Rausches die Rede, die in Enthemmung unterdrückter oder verhaltener Affektivität und in einer Steigerung des Ichgefühls und der Fähigkeiten zur Selbstbejahung und Selbstdarstellung liegen. Wenngleich die Wirkung der meisten Alkaloide nicht geradezu diejenige eines Rausches ist, so ist sie dennoch im Hinblick auf diese psychologischen Momente mit dem Rausch nahe verwandt. Und dazu tritt noch ihre Beruhigungswirkung, das Abklingen innerer Spannungen. Stärker aber als beim Rausch gleitet das Ich in der Alkaloidwirkung aus der Realität heraus, in eine Scheinwelt, in der sich die von der Realität versagten Wünsche vorstellungsgemäß leichter befriedigen und beruhigen.

Schon die Stärke des Lustgewinnes, wenn der Süchtige seiner Sucht unterliegt und wehrlos nachgibt, weist darauf hin, daß dieser Vorgang psychologisch nicht das „Eigentliche" ist. Die Wirkung der Alkaloide oder des Alkohols ist vielmehr ein symbolischer Ersatz für versagte und unterdrückte Befriedigungen anderer Art; und auf dieses Symbol hat sich der Lustgewinn dynamisch verschoben. Welche Versagung in der konkreten Wirklichkeit hier vorliegt, ist fallweise verschieden; aus einer Psychoanalyse der betreffenden süchtigen Persönlichkeit ist es unschwer zu entnehmen. In erster Linie stehen die Auswegstendenzen aus einer unbefriedigten und

[1]) Tatsächlich bedarf der Organismus, infolge der Gewöhnungswirkung der Alkaloide, rein physisch der immer erneuten Einverleibung dieser Mittel. Aber das ist natürlich nicht die psychologische Motivierung für die Flucht zu ihnen.

Digitized by Google

gehemmten Sexualität. Impotenzfurcht, Frigidität und Sexualscheu, erotische Schüchternheit und Befangenheit, sexuell bedingte Angstzustände spielen eine ebenso häufige Rolle wie Perversionen verdrängter Art, sei es, daß das Objekt um sie weiß, oder daß es nicht einmal um sie weiß. Ebenso bedeutsam sind aber auch die Versagungen des Selbstgefühls: Schuldgefühle, Selbstverwerfung, ohnmächtige Überreizung des Selbstgefühls, innere Unsicherheit, äußere Unsicherheit in der Selbstbestätigung und Selbstdurchsetzung sowie deren erlebnismäßige Grundlagen. Endlich ist die Sucht ein Vorwand, sich den Anforderungen der Wirklichkeit zu entziehen; ihr Charakter als Krankheitsvorwand verbürgt Lust ohne Schuld. In den Klagen vieler Süchtiger über ihre Willensschwäche liegt neben dem Selbstbedauern oft eine Note von Genugtuung, allzu williger Resignation.

Diese Dinge gehören eigentlich in die psychische Dynamik des Trieb- und Affektlebens; sie werden hier nur um ihrer erlebnismäßigen Bedeutung willen gestreift

Das Erleben im Vergiftungszustand selber gehört ebenfalls nicht mehr zur Phänomenologie der Süchtigkeit. Hier sei nur zur Bestätigung des Gesagten erwähnt, daß auch eine ganz bestimmte Triebwirkung mit diesem Erleben verbunden ist, neben der Wirkung auf die Ichtriebe auch eine solche auf die Sexualtriebe. Sie ist teils erregend, teils hemmend und sehr häufig dissozierend, so daß sexuelle Symbolismen und Perversionen zu aktueller lustvoller Beruhigung gelangen, als erfüllt erlebt werden, ohne eine Betätigung nötig zu haben. Beim Kokain hat man sogar direkt geäußert, daß ein Manifestwerden homosexueller Erlebensfähigkeiten mit seiner Wirkung immer verbunden sei — eine Meinung, die sicherlich zu weit geht. Die Psychoanalyse hat homosexuelle Züge auch in gewisse Formen des Alkoholismus hineinzudeuten gesucht. Die Brutalitäten des alkoholisch betrunkenen Ehemannes gegen seine Frau zeigen neben der Erleichterung, mit der verhaltene Ressentiments gewalttätig entbunden werden, sehr häufig auch einen direkten sadistischen Machttrieb.

d) Ganz kurz sei hier noch aus Gründen der Systematik der Zwang erwähnt. Die gesamten Zwangserscheinungen und Vorgänge gehören innerlich zusammen und können erst bei den Willensanomalien ihre umfassende Darstellung finden. Hier sei nur angedeutet, wie sich in den Zwangsantrieben das Moment der Triebhaftigkeit erlebnismäßig verändert. Der Zwang steht an demjenigen Ende der Drangzustände, wo das Aktivitätsgefühl überhaupt verloren gegangen ist. Es herrscht reine Wehrlosigkeit, Passivität und Fremdheit mit Bezug auf das Impulserleben als ein reines Erleiden. Dies Erleben ist unabhängig von der weiteren Tatsache, daß das Ich dem Zwangsantrieb innerlich nicht zustimmt, und von der sonstigen Art seiner seelischen Bearbeitung. Aus dieser Denaturierung des Triebhaften im Zwangsimpuls folgt ferner, daß das Lustmoment der Erfolgsvorstellung fehlt. Das Ziel liegt zwar eindeutig im Erleben fest, aber „es wird gegeben"; es erscheint nicht mit den Kennzeichen von Lustgewinn; und schon dadurch kann es nur mit Fremdheit, als etwas außerhalb des Ich, ohne das Gefühl der Zugehörigkeit erlebt werden. Hier herrscht nur quälende Unlust; auch die Reaktion schafft nicht Lust — oder wo sie, sei es symbolisch, sei es einfach durch das Erleichterungsgefühl des Entspanntseins, Lust zur Folge hat, da ist diese Lust nicht erstrebte und im Erfolg vorgestellte Lust, sondern ein unerwarteter Nebeneffekt. Meist erfolgt, gerade wenn der Zwangsimpuls sich durchsetzt, „sofort Reue und Beschämung" (Friedmann). Hierher gehören die Zwangsantriebe zu obszönen Ausrufen, Verwünschungen solcher Menschen, denen man liebevoll gegenübersteht, zu unpassendem Benehmen (Lachen, Schreien) in der Kirche, im Konzertsaal usw., der Drang aus dem Fenster zu springen, kurz plötzliche Zwangsimpulse in bestimmten Situationen, von momentaner Dauer.

Digitized by Google

4. Anomale Triebmaterien.

In einer der beschriebenen Qualitäten kann sich das Triebleben einer Materie bemächtigen, sich zu einem Ziel hinwenden, welches dadurch zum Triebziel wird. Diese Triebziele können im abnormen Seelengeschehen eigenartige sein, besondere Stellungnahmen unseres Verständnisses und unserer Deutung erforderlich machen. Auch das erlebende Subjekt kann diese Triebziele als eigenartig und aus dem Rahmen seines sonstigen Seelengeschehens herausfallend erleben und beurteilen. Es kann sie aber auch trotz ihrer Eigenart als wesensmäßig ihm zugehörige und seinen Bedürfnissen entsprechende erleben. Es kann gegen sie ankämpfen und es kann ihnen Vorschub leisten.

Einige solcher abnormen Triebziele haben wir bereits dort beschrieben, wo wir von den Anomalien der Triebqualitäten sprachen — und zwar deshalb, weil sich in diesem Falle Materie und Qualität des Triebes nicht trennen ließ; die anomale Triebqualität bedurfte einer besonderen Materie zu ihrer Erfüllung. So sprachen wir schon vom Wandertrieb, vom Brandstiftungstrieb, von den Süchten nach Alkohol und Giften. Auf diese Erscheinungen kommen wir nicht mehr zurück. Das Hauptgebiet abnormer Triebmaterien und Triebziele stellt sich uns im Sexualleben dar, und zwar unter den Perversionen. Wir finden ferner gewisse Anomalien des Nahrungstriebes, Gelüste nach seltsamen oder widerwärtigen Nahrungsmitteln; und wir finden gewisse Anomalien in den Materien der Ichtriebe; die wichtigsten sind die Stehlsucht (Kleptomanie), Trieb zum Selbstmord, und zur Selbstbeschädigung.

a) Perversionen der Geschlechtstriebe.

Von der Erlebensseite her gesehen, unterscheiden wir an den Anomalien des Geschlechtstriebes solche Triebziele, die in besonderen eigenartigen Handlungen bestehen (Perversiones in actu) und Triebziele, die einen besonderen Sexualpartner zu ihrer Erfüllung erstreben (Perversiones in objecto). Im wirklichen Einzelfalle vermischt sich häufig beides. Auch wird der Trieb nicht isoliert erlebt, sondern in innigen Verflechtungen mit Begehrungen, Wünschen und Gefühlen. Hinzutreten im sexuellen Trieberleben die Erlebnisse des eigenen Ich und ihre Modifikationen durch das Trieberleben. So geht in vielen Fällen ins perverse Trieberleben ein großer Bezirk der Persönlichkeit überhaupt mit ein. Sekundär nimmt das Ich alsdann beurteilend und wertend zum eigenen Trieberleben Stellung.

Pervers nennen wir die Sexualtriebe keineswegs schon dann, wenn sie in ihrer Betätigung oder erstrebten Betätigung mehr oder etwas anderes intendieren, als das Minimum der genitalen physiologisch-sexuellen Bedürfnisbefriedigung. Mehr als dieses Minimum erlebt — in vorgestellter oder wirklicher Betätigung seiner sexuellen Triebe — jeder einzelne Mensch unserer Kultur. Immer nämlich erlebt er zugleich sich selber, den Getriebenen, und Zustimmung oder Verwerfung. Die Ausdruckserscheinungen dieses Erlebens gehen in die Triebgestaltung, die selber ja auch als ein Ausdrucksphänomen erfaßbar ist, mit ein. In der Regel ist — bis auf ganz wenige Perversionsformen — das Erleben der Triebbetätigung — sie erfolge in der Phantasie oder in der Realität — an einen Partner gebunden. Das Erlebnis dieses Partners geht ebenfalls ins Trieberleben ein. Er wird einerseits als Mittel zur Triebbefriedigung erlebt, andererseits aber als ein Wert oder Unwert an sich, der nicht nur als Mittel erstrebt wird, sondern um dieser seiner Eigenbedeutung willen. Dieses Werterleben des Anderen beeinflußt aufs Stärkste das Werterleben des eigenen Ich — ebenfalls in bejahendem oder verwerfendem Sinne. Das erotische Werterleben des Anderen kann sich völlig von dem Erleben des Partners als Mittel zum Sexualzweck loslösen, es kann anders fundiert werden, in anderen Wertsphären des seelischen und geistigen Lebens; es ist dann der Ausgang der Liebesphänomene. Und all diese Erlebnisweisen, denen wir hier nicht zu

Digitized by Google

folgen brauchen, weil sie keine Sondererscheinung des abnormen Seelengeschehens darstellen, sondern allgemein-menschliches Gemeingut sind, all diese Erlebnisweisen drücken sich, rudimentär oder ausgesprochen, in der sexuellen Triebbetätigung mit aus. Was wir „Zärtlichkeiten" nennen, jene Fülle von besonderer Ausdrucksmotorik, ist im Grunde nichts anderes als der Symbolismus all dieser in das sexuelle Trieberleben hineinverflochtenen Erlebnisbeziehungen zwischen dem Ich und dem Partner.

Auch die Perversionen sind Symbolismen. Aber was in ihnen sich symbolisiert, und wie es sich symbolisiert, beruht auf individuell vorbedingten Zuspitzungen des sexuellen Erlebens und ist daher restlos nur aus der Vorgeschichte der ganzen erlebenden Persönlichkeit verständlich. Der Perversionscharakter liegt nicht in diesen Symbolismen, die, wie wir sahen, auch dem „normalen" Sexualleben nicht fremd sind. Der Perversionscharakter liegt vielmehr in dem Überwuchern der Symbolismen über die physiologisch-genitale Ablaufsform hinaus; letztere tritt oft völlig zurück, wird überhaupt nicht mehr erstrebt, hat im Trieberleben gar keine oder eine höchst nebensächliche Stelle. Sie wird dann oft durch symbolische Ersatzhandlungen vertreten, und diese symbolischen genitalen (oder nichtgenitalen) Ersatzhandlungen fügen sich in den Gesamtrahmen des symbolischen Zuges hinein, dem der perverse Trieb folgt.

Man sieht also, wie fließend der Übergang von der „normalen" Erotik und Sexualbetätigung zur perversen ist. Die Psychoanalyse zeigt in fast jedem sexuell normalen Menschen eine ganze Anzahl gehemmter oder keimhafter perverser Sexualeinstellungen, die durch den großen universellen Symbolismus der normalen Triebbetätigung und ihrer erotischen Ausdruckssphäre mitbefriedigt werden — oder auch nicht. Manifeste Perversionen finden wir daher nicht selten bei völlig gesunden Menschen; und das früher übliche Erstaunen über die Monstrosität oder Widerwärtigkeit perverser Neigungen ist psychologisch verfehlt.

α) Perversiones in actu.

Der Exhibitionismus wird erlebt als Trieb zur sexuellen Selbstentblößung. Das Genitale oder andere Körperteile, deren Zurschaustellung gewagt oder schamlos ist, werden demonstriert; zuweilen auch Körperfehler oder Gebrechen, und diese Demonstration ist mit wollüstigen Gefühlen verbunden. Es gibt auch eine Art von seelischer Exhibition — von den Ausstrahlungen der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit an bis zum Schwelgen in der Selbstentblößung, der „inneren Schamlosigkeit" oder der Wollust des Beichtens und Abreagierens. Der gewöhnliche exhibitionistische Akt vollzieht sich nicht selten unter den Kennzeichen des Drangerlebens. Zuweilen treten exhibitionistische Drangzustände mit einer endogenen Periodik auf, von Verstimmungen und Unruhezuständen begleitet.

Der Sadismus besteht in dem wollüstigen Drang, den Sexualpartner zu erniedrigen oder zu quälen und aus seiner Wehrlosigkeit eine besondere Lust zu gewinnen. Der sexuelle Trieb ist teilweise oder ganz durch grausame Triebregungen ersetzt. Neben impulsiven Entladungen sexuellen Charakters von triebhafter Grausamkeit oder Rohheit stehen häufiger kaltblütig überlegte, raffinierte Verhaltensweisen als besonders eindringliche Symbole übersteigerten Machtgefühls und Machtgewinns. Die Entstehung derartiger Machttriebe aus überreizt-ohnmächtigem Selbstbewußtsein ist naheliegend. Die Unsicherheit geschlechtlicher Selbstbehauptung und Selbstdarstellung kann ihr Ohnmachtsgefühl entweder durch Machthunger und Grausamkeit überkompensieren, oder gerade aus diesem Ohnmachtsgefühl einen Lustgewinn ziehen. Im letzteren Falle entsteht der Masochismus, den wir bisweilen mit sadistischen Perversionen abwechselnd beim gleichen Menschen vorfinden.

Der Masochismus ist gekennzeichnet durch die erlebte Wollust des sexuellen Leidens und Erleidens. Es gibt Menschen von unsicherem Selbstgefühl, ohne aktive

Digitized by Google

Tendenzen und mit gesteigertem Phantasieleben, bei denen das Gefühl der Schwäche lustvoll übersteigert wird. In der sexuellen Sphäre tritt dies auf als Trieb zum Unterworfenwerden, zum wehrlosen Erleiden. Dementsprechend ist das Liebesobjekt die stärkere Persönlichkeit, der Inbegriff von Herrschaft und Rücksichtslosigkeit. Die Betätigungsformen dieses Triebes gehen darauf, die Unterworfenheit und Wehrlosigkeit dem Liebesobjekt gegenüber in möglichst plastischen Symbolen, unter körperlichen Schmerzen usw., zu erleben.

β) Perversiones in objecto.

Die Homosexualität besteht in sexuellen und erotischen Trieben, die auf einen Partner gleichen Geschlechtes gerichtet sind. Der Erlebende kann dabei sich selbst und seine Liebeseinstellung als „männlich" oder als „weiblich" erleben, unbeschadet seiner wirklichen Geschlechtszugehörigkeit. Er kann im männlichen Partner das Männliche suchen oder das Weibliche, und zwar sowohl in dessen allgemeinem und sexuellem Verhalten, als auch in seinem Leibe als einem Ausdrucksphänomen. Das gleiche gilt auch von den Erlebnisweisen, in denen der weibliche Partner erotisch und sexuell gewertet wird. Bei der männlichen Homosexualität ist besonders wichtig die erotische und sexuelle Triebeinstellung zu Jünglingen. In diesen Jünglingen erlebt der Erlebende sein eigenes unerfüllt gebliebenes Ichideal, sowohl hinsichtlich ihrer Körperlichkeit als auch hinsichtlich ihrer geistig-seelischen Möglichkeiten.

Es gibt ferner sexuelle Triebeinstellungen heterosexueller Art und auch homosexueller Art zu Kindern, Unreifen oder Halbreifen (Pädophilie). Es kommen Triebneigungen vor zu Gealterten (Gerontophilie), zu Tieren (Zoophilie). Es gibt eine perverse Triebneigung, sexuelle Akte mit mehreren Partnern zu begehen; eine andere findet ihren Lustwert im bloßen Anblick sexueller und erotischer Betätigungen Anderer.

Der Narzißmus ist eine eigenartige Triebeinstellung, die das Subjekt ihres Trägers selber zum Gegenstande lustvoller Zuwendungen macht. Die Verliebtheit in das eigene Ich ist erlebnismäßig an sich nicht in die engere Sphäre des spezifischen Geschlechtstriebes einzugrenzen; sie ist vielmehr ein Auswuchs des fundamentalen Triebes zur Selbstwerthaltung. Sie erscheint zunächst als körperliche Eitelkeit und hat als solche noch nichts Sexuelles. Zur Perversion wird diese Strebung dann, wenn eine mehr oder weniger weitgehende Einengung der erotisch-sexuellen Objektwahl zugunsten des eigenen Leibes im Sexualerleben auftritt. Diese Perversen sammeln Nacktphotographien von sich selber, betrachten sich nach Anlegung verschiedener phantastischer Trachten; bisweilen wiederholen sie in solchen Verkleidungen Stadien ihrer eigenen Kindheit oder andere symbolische Verwirklichungen lustbetonter, phantastisch-heroischer Ichidealität. Bei einer Untergruppe, dem Transvestitismus, besteht zugleich der Drang, an ihrem Leibe und in ihren Ausdruckstendenzen die Eigenarten des anderen Geschlechts darzustellen. Eine sonstige sexuelle Triebanomalie braucht nicht zu bestehen, jedoch besteht in etwa der Hälfte der Fälle zugleich Homosexualität.

Unter Fetischismus werden diejenigen gegenständlichen Bindungen der sexuellen und erotischen Triebhaftigkeit verstanden, die sich ausschließlich oder vorzugsweise auf einen Teil an dem Liebespartner erstrecken. Jedem erotischen Eingestelltsein und jedem sexuellen Triebe sind bestimmte einzelne Merkmale des begehrten Objektes besonders adäquat; sie sind in besonderer Weise Symbole für die Bedeutung des Partners als eines geliebten, begehrten Wesens. Normalerweise sind es vor allem solche körperlichen Ausdruckstendenzen, aus denen wesentliche seelische Werte und Reize eingefühlt werden. Diese sind in besonderer Weise Symbole oder Wesensdarstellungen für die Gesamtheit des geliebten Wesens. Diesem „normalen" Fetischismus stehen die abartigen Formen des „großen" Fetischismus gegenüber, in welchen der Partner völlig hinter dem Symbol verschwindet, in welchen das Symbol erlebnismäßig keinerlei Symbolcharakter mehr aufweist und an sich schon als Sexualreiz wirkt.

Digitized by Google

Alle diese Perversionen verwirklichen sich in den mannigfaltigsten konkreten Verhaltensweisen. Auch verschmelzen sie vielfach miteinander. Die Persönlichkeiten ihrer Träger brauchen in ihrem übrigen Seelenleben nichts Abnormes zu bieten. In der Regel werden wir aber in der individuellen Entwicklung, in den Charaktergrundlagen und auch in der biologischen Konstitution genügende Anhaltspunkte finden, um die Eigenart des sexuellen Trieblebens zu determinieren. Die konstitutionellen Dispositionen können solche der intersexuellen Spielformen sein; häufiger werden sie in partiellen psychischen Entwicklungshemmungen oder psychopathischen Abartigkeiten bestehen. Diese tragen zur Fixierung kindlicher Sexualeindrücke bei und verleihen überdies den Geschlechtstrieben eine Unsicherheit, eine Unreife und eine abnorme Eigenart der Ansprechbarkeit. Die Dynamik des sexuellen Trieblebens vollendet dann das psychogenetische Bild der Pervertierung. Daß die Rückwirkung der Perversionen auf die Gesamtpsyche erheblich sein kann, bedarf keines Wortes.

b) Perversionen der Ichtriebe.

Die Triebe nach Geltung können sich übersteigern und pervertieren: Arroganz, Großmannssucht, unwahrhaftige Selbstgefälligkeit diktieren dann das handelnde Verhalten; Ehrgeiz, brutales Machtstrebertum, Habgier manifestieren sich. Dies sind grundlegende Verhaltensweisen für den Aufbau einer Charakterologie. Impulsive Habsucht führt bisweilen zu einer abnormen Triebhandlung, die man früher als „monomanische" betrachtet hat und die noch jetzt vielfach dem impulsiven Irresein zugerechnet wird: der Stehlsucht (Kleptomanie der Frauen). Nicht jeder impulsive Diebstahl, auch wenn er sich bei Lockung der Gelegenheit (Warenhaus) ständig wiederholt, darf als kleptomanisch gewertet werden. In der Regel ist hierbei nur das Widerstehenkönnen herabgesetzt, sei es durch die abartige seelische Konstitution, sei es durch besondere temporäre Labilisierung, etwa die Menstruation oder die Schwangerschaft. Es ist fraglich, ob, wenn man diese Fälle abzieht, überhaupt noch irgendein Trieberleben übrig bleibt, welches man als spezifisch kleptomanisch bezeichnen könnte. Frauen mit unbefriedigter Sexualität, die zu impulsiven Aggressionen neigen, entwickeln freilich bisweilen eine solche endogene Periodik impulsiver Stehlhandlungen — eine Periodik, die in der Regel der Menstruation folgt; sie stehlen dabei sehr häufig an derselben Stelle, hemmungslos und ohne Rücksicht auf die Beobachtung durch andere; und was sie stehlen, ist oft völlig wertloses Zeug. Es hat den Anschein, als ob libidinöse Regungen, ja Orgasmen mit derartigen impulsiven Stehlakten verbunden sein können.

Ein Pendant der Stehlsucht ist die verschwenderische Kaufsucht, die keinem Anreiz widerstehen kann und ganz sinnlos und impulsiv zusammenscharrt, was ihr ins Auge fällt. Sie ähnelt in vielen Einzelheiten den „Gelüsten", die wir bei perversem Nahrungstrieb Schwangerer und hysterischer Frauen bisweilen vorfinden. Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß die Qualität all dieser Triebhandlungen zwischen derjenigen des Dranges und des Einfalles schwankt, von Zwangsmomenten jedoch erlebnismäßig nichts darin enthalten ist, obwohl die Täterinnen dies gerne behaupten. Immer stimmen sie im Augenblick des Tuns ihrem Triebe innerlich zu; niemals erleben sie die Unlust des Tuns, die beim Zwangsantrieb so deutlich ist; immer sind sie mit getaner Tat lustvoll entspannt. Eine harmlosere Gruppe ähnlich gerichteter Triebe ist die Sammelwut. Auch wenn sie sich auf die abnormsten Gegenstände erstreckt, so entstammt sie doch einem süchtig gewordenen Bemächtigungstrieb, und ist also ebenfalls nicht als Zwangstrieb zu bewerten. Süchtig ist auch das Trieblebeu des Spielers, die Spielwut. Wenn man viele leidenschaftliche Spieler und Wetter über ihr Erleben befragt, so steckt als Kern doch immer der Wunsch nach mühelosem Gewinn dahinter und die Spannung auf seinen Eintritt. Auch aus Dostojewskis Selbstschilderungen seines

Digitized by Google

Spielertums ist dies ersichtlich. Dennoch hat das Erleben in der Spielwut psychologische Verbrämung: der Reiz des Abenteuers, das Erleben des Ich unmittelbar vor seinem Fatum, nicht zuletzt auch die spezifische infektiöse Atmosphäre. Alle diese Triebe kommen ebenfalls bei „Normalen" nicht weniger als bei abnormen Persönlichkeiten vor.

Die Ressentiments, aus denen impulsive Triebhandlungen gegen die Mitmenschen erwachsen, haben insbesondere zwei in ihren Wirkungen ungeheuerliche abnorme Triebziele in einzelnen Fällen gezeitigt: den Trieb zur Brandstiftung und zum Giftmorde. Die Pyromanie findet sich zuweilen in epileptischen Dämmerzuständen, — in ihnen ist überhaupt das gesamte impulsive Triebleben ungehemmt und in dranghafter Entladungsbereitschaft, woher es dann kommt, daß alle abnormen Triebe in ihnen besonders auftreten. Im Erleben des Brandstifters und der Giftmischerin liegt der ungeheuerliche Reiz des ganz verschwiegenen geheimen Machtgefühls, gleichsam heimlicher Herr des Schicksals der Mitmenschen zu sein. Es hat Fälle gegeben, in denen Gifte sozusagen motivlos und nur, um dieses Machttriebziel zu erfüllen, an alle möglichen Personen gegeben wurden, wo die Wirkung mit wollüstigem Schauder vom Erlebenden fortlaufend kontrolliert wurde. Alle Giftmörderinnen fast sind so zu Massenmörderinnen geworden; und immer wird ihre hinter der Miene ehrlicher Entrüstung oder demütigen Anstandes versteckte völlige Verlogenheit von den Beobachtern hervorgehoben; kaum je tritt ein explosiver Affekt bei ihnen in die Erscheinung.

Der Trieb zum Selbstmord, zur Selbstzerstörung und Selbstbeschädigung ist das Widerspiel der gesamten abnormen Ichtriebe. Befragt man gerettete Selbstmörder über ihr Erleben vor der Tat, so findet sich in der Regel eine unlustvolle Drangspannung auf der Grundlage von Angst, mißmutiger Verstimmung oder Verzweiflung an der Lebensmöglichkeit schon vorher; und aus ihr erwächst der Impuls zur Vernichtung gleichsam blind, keineswegs als Folge einer Willensentscheidung. Die meisten Geretteten sind ihrer Aussage nach so, als wenn sie aus einem völlig fremdartigen und ihnen unbegreiflichen Erleben erwachten und zu sich kämen. Der motivlose und unüberlegttriebhafte Selbstmord dieser Art ist weit häufiger als der besonnene, der innerlich motivierte. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht zur Auslösung und Aktualisierung dieses Triebes mitten in die vorbereitende Grundstimmung hinein irgendein geringfügiger äußerer Anlaß träfe. So erklären sich die Schülerselbstmorde, viele impulsive Selbstmorde und Selbstbeschädigungen bei Depressiven und Hypochondrischen, überwertig oder paranoisch bedingte Selbstbeschädigungen. Es gibt ein gewisses Spiel mit dem Selbstmord, insbesondere bei Psychopathen verschiedener Typik; er wird spielerisch-triebhaft eingeleitet, läßt aber in seiner Durchführung von vornherein diejenige Zielstrebigkeit vermissen, die einer besonnenen zweckbewußten Handlung innewohnen sollte. Diese Menschen nehmen zu wenig Gift, gerade soviel um längere Zeit zu schlafen, oder sie öffnen den Gashahn, vergessen aber das Zimmer abzuschließen, oder, wie ein Fall Wetzels, legen sich stundenlang auf das Gleis der Eisenbahn, aber auf ein solches, wo kein Zug verkehrt. Das Erleben ist hier ein oft wollüstiges wehmütiges Schwelgen in der Selbstbemitleidung, ein Ausmalen der Wirkung des Freitodes auf die Gemüter der Mitmenschen, insbesondere der Nächsten.

IV. Kapitel.

Die Formen abnormer Willensgestaltung.

1. Vorbemerkung über Wollen und Erleben des Wollens.

Wenn wir von Anomalien der Willenserlebnisse sprechen, so ist es zweckmäßig sich darüber klar zu werden, was überhaupt in diesen Willenserlebnissen erlebt wird,

Digitized by Google

und wie es erlebt wird. Geiger[1]) hat mit der bei ihm gewohnten meisterhaften Zergliederungskunst nachzuweisen gesucht, daß das Wollen und das Erlebnis des Wollens etwas Verschiedenes sei, und worin diese Verschiedenheit liege. Wir gehen insoweit mit seinen Ausführungen mit, als auch wir der Ansicht sind, daß das Erlebtwerden kein konstitutives Merkmal des Wollens ist, daß man das Wollen nicht durch sein Erlebtwerden begrifflich kennzeichnen könne, daß der Gattungsbegriff Wollen sein Kriterium nicht an der Tatsache des Erlebtwerdens findet. Wir sind ferner mit ihm einer Ansicht, wenn wir das Erlebnis des Wollens nicht als einen besonderen Erfassungsakt ansehen, der sich auf das Wollen richte, dessen Gegenstand das Wollen sei. Sondern wir glauben mit ihm: Das Wollen bleibt, während man es erlebt, vom Ich ausgehende Aktion. Man vergegenständlicht es nicht, sondern beleuchtet es nur im Erleben; während man es vollzieht, wird man seiner inne, während das Ich es aus sich heraus entläßt. Deshalb darf auch das Wollen nicht als Objekt des Erlebens bezeichnet werden, wie etwa die Farbe als Objekt des Wahrnehmens, nicht als Gegenstand, sondern als erlebter Gehalt. Im Gegensatze zu Geiger aber erblicken wir in der Innigkeit dieser Verbindung zwischen Erleben und seinem Inhalt (Wollen) den Rechtsgrund dafür, anzunehmen, daß das Erleben eine immanente Qualität des Wollens sei. Wenn Geiger sich dagegen wendet und als Beispiel meint, die Verschiedenheit der sachlichen Tatbestände ergebe sich daraus, daß die Freude selbst vom Erleben der Freude phänomenologisch trennbar sei, so halten wir diesen Gedanken ebenso wie das genannte Beispiel für irrig. Das Wollen ist eine Aktion des Ich, gewiß, aber dem widerspricht nicht, daß es zugleich ein Erlebnis ist. Der Aktion haftet die Qualität des Erlebtwerdens in einer (freilich nicht konstitutiven und bezeichnenden Weise) an. Damit erledigt sich für uns die Frage, ob es ein prinzipiell unerlebbares Wollen geben könne. Wir verneinen sie. Die Erlebnisqualität des Wollens kann absinken, nicht zum vollen Sein gelangen, sich dem Schwellenwert annähern. Darin liegt aber nichts grundsätzlich Besonderes. Ebensowenig liegt ein Grund vor, mit Geiger die Wollensentscheidung und das wollende Verhalten prinzipiell voneinander zu trennen. Gewiß läßt sich beides im seelischen Ablauf tatsächlich nach gewissen gleich zu erörternden Merkmalen voneinander unterscheiden, aber diese Merkmale sind nicht genetischer Natur.

Dessen ungeachtet verdanken wir Geiger den Ansatz zu einer deskriptiven Zergliederung dessen, was beim Wollen erlebt wird. Wir unterscheiden:

A. Die Wollenssetzung. In ihr kommen zwei Momente erlebnismäßig vor:

1. Die Zielsetzung. Ich mache die eine mehrerer möglicher Handlungen zum Ziel. Sie schwebten vorher als indifferente Möglichkeit vor Augen. Nun greife ich die eine heraus und sage zu ihr: Du sollst mein Ziel sein. Es begibt sich also im Moment der Wollensentscheidung — man kann sich dies am besten am Beispiel der Wahlentscheidung klar machen — etwas mit dem Gegenständlichen.
2. Gleichzeitig geschieht bei der Wollenssetzung etwas mit meinem Ich. Ich veranlasse mich selbst gerade dieses zu wollen und nichts anderes. Mein Wollen steht gleichsam bereit, aber es ist noch nicht ausgelöst. Nun aber richte ich es auf das gewählte Ziel; ich veranlasse mich es zu wollen, ich entscheide mich, ich nehme Stellung, ich entschließe mich. Dies Entscheiden ist, wie Geiger mit Recht sagt, noch nicht das ganze Wollen, sondern es ist ein Sich-selbst-Bestimmen zu einem bestimmten Wollen. Es ist ein Sich-selbst-Wollenmachen.

Mit dieser Wollenssetzung beginnt jeder Willensakt. Ist er vollzogen, so schließt

B. das wollende Verhalten als zweites Stadium an. Dies wollende Verhalten ist nichts als ein andauernder Zustand des Sich-willentlich-Bestimmthabens, dessen Erlebnisqualität keine andere ist als diejenige der vollzogenen Wollensentscheidung. Freilich

[1]) Fragment über den Begriff des Unbewußten usw. Jahrbuch f. Philos. u. phänomenologische Forschung von Husserl, Bd. IV, 1921, S. 37ff.

Digitized by Google

schwankt diese Erlebnisqualität, sie kann eine Zeitlang bis zur Unbemerktheit absinken und dann wieder aufflammen. Aber wir sehen darin keinen phänomenologischen Gegensatz zum Willensakt selber, wir sehen darin bloß eine zeitliche Nachhaltigkeit desselben und seines Erlebtwerdens.

Wenn wir im Folgenden vom Willenserlebnis sprechen, so meinen wir damit diejenige Qualität des Erlebens, die das „Sich-selbst-zum Wollen-Bestimmen" bei der Willensentscheidung gibt. Wir hoffen damit den von Geiger gerügten Mißverständnissen zu entgehen.

2. Einteilung der Anomalien des Wollens aus den Erlebensweisen derselben.

Für den Willensvorgang wesentlich ist das erlebende Bewußtsein dessen, was man will. Dies Ziel des Wollens steht nicht minder evident im Bewußtsein, als das Erleben des „Sich-zum-Wollen-Bestimmens" selber. Mit abnehmender Deutlichkeit werden auch die Mittel zur Erreichung dieses Zieles im Willenserlebnis miterlebt.

Daß man etwas will, ist durch seelische Vorgänge — insbesondere solche des Interesses und der Begehrungen, der „Gefühle", aber auch des Denkens — bedingt, die wir als Motivation zusammenfassen. Das erstrebte Ziel ist dem Subjekt in irgendeiner Hinsicht wertvoll oder lustvoll. Die Motivation wird erlebt und wird als Motivation erlebt. Dies Erleben kann sich auf eine bloße bewertende Beurteilung beschränken; es kann sich aber auch reicher und voller „gefühlsmäßig" ausgestalten. Die erlebte Motivation braucht nun keineswegs mit der tatsächlichen Verursachung einer Willensentscheidung zusammenzufallen. Hier besteht die nahe Gefahr der Selbsttäuschung. Diese beruht darauf, daß das Erlebnis der Motivation bis zum Verschwinden hinter dem eigentlichen Willenserlebnis zurücktreten kann. Fast immer weiß der Erlebende, daß er zu irgendeiner Willensentscheidung Grund hatte. Keineswegs immer aber erlebt er diesen Grund deutlich und zwingend; sehr oft konstruiert er sich nachträglich eine „einsichtige" Begründung für seine Willenshandlungen.

Anomalien der Willensentscheidungen sind nur zu häufig scheinbare; in Wirklichkeit sind sie solche der Motivation. Es wird etwas gewollt, was dem erlebenden Ich hinterher kaum erklärlich ist, was sich dem nachträglichen einsichtigen Verständnis des erlebenden Ich zu entziehen scheint. Oder es wird etwas gewollt, dessen Motivation Sinnestäuschungen oder Wahnideen oder dergl. mitgestaltet haben. Diese Störungen des Willenslebens sind offenbar sekundärer Art; die Störungen der Motivation nämlich sind Störungen eines Erlebens, welches zwar auf die Willensentscheidung hinwirkte, selber aber nicht mehr zu den Willensstörungen im engeren Sinne gehört. Dies gilt von allen Störungen der Willensrichtung, der Zielsetzung im Willensakt.

Jeder Motivation stehen Gegenmotive gegenüber. Die Gegenmotive betreffen sowohl den Wert des erstrebten Willenszieles, der durch sie in Frage gestellt wird, als auch die zur Erreichung dieses Willenszieles aufzuwendenden Mittel, deren Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, Kraftaufwand usw. Ferner aber stellen diese Gegenmotive andere ebenfalls als erstrebenswürdig erlebte Verhaltensweisen und Handlungen vor, sei es, daß diese an sich, sei es, daß sie mit Beziehung auf die Hauptmotivation vergleichungsweise aufgestellt werden. Endlich erstrecken sie sich auf die voraussehbaren Folgen der Handlung, insofern diese dem Wollenden unerwünscht sein könnten.

Diesen Inbegriff der Gegenmotive in einem sehr weiten Sinne nennen wir den Gegenwillen oder die Willenshemmungen. Gegenwille und Willenshemmungen werden immer erlebt, in jeder Willensentscheidung. Freilich werden sie nur selten deutlich und bis ins Einzelne bewußt erlebt; ihr Erlebtwerden macht sich vielmehr gewöhnlich

Digitized by Google

darin geltend, daß die Motivation nicht ohne weiteres glatt und elementar durchschlägt, sondern auf dem Wege zum Impulserleben des „Ich will wirklich" Verzögerungen erleidet, deren Art im einzelnen nicht erlebt zu werden braucht, aber wenn sie erlebt wird, die typischen Kennzeichen der „Abwägung", der „Überlegung" trägt. Nämlich eines erlebten „Kampfes im Ich", eines Kampfes der Motive. Dieser Kampf kann bis zur klaren und deutlichen urteilsmäßigen Vergegenwärtigung aller einzelnen Ziele und Gegenziele, Auswirkungen der bevorstehenden Handlung, Abwägung der Mittel zu ihrer Erreichung usw. gehen. Dies ist eben die „Überlegung", die bewußte Durcharbeitung aller Voraussetzungen einer bestimmten Willensentscheidung. In der Regel geht der „Kampf" nicht so weit. Es bleibt bei einem Schwanken des Ich hinsichtlich des Wollensaufwandes und der Willensrichtung, einem Schwanken, das als starke Spannung erlebt wird, wenn nicht als Zwiespalt. Endlich entscheidet sich das Ich, es „wählt" ein Motiv, oder besser es stimmt einem Entschlusse innerlich zu. Dieser Akt der inneren Zustimmung kann erlebnismäßig verschieden getönt sein. Und hier liegen die Quellen der meisten anomalen Willenserlebnisse. Vom Erleben der Motive und Gegenmotive zum Erleben der Entscheidung zu gelangen, dieses Erlebnisbereich ist die eigentliche Domäne gestörten Willenserlebens. Gewöhnlich hat das dem Motiv innerlich zustimmende Ich das erlebte Bewußtsein der Freiheit und Souveränität dieser Zustimmung; von der Zustimmung zum Handlungsimpuls ist ein selbstverständlicher, erlebnismäßig oft kaum bemerkter Schritt. Dies Erlebnis souveräner Freiheit in der Zustimmung zur Motivverwirklichung kann fehlen. Das Aktivitätsbewußtsein hierbei kann als gehemmt erlebt werden; es kann auch ganz fortfallen. Die Zustimmung des Ich kann als von außen erzwungen erlebt werden. Sie kann erlebt werden als von fremder Seite beeinflußt. Sie kann erlebt werden als völlig irrelevant, so daß das Ich sich dem Motiv gegenüber gleichsam ohnmächtig erlebt.

Eine besondere charakteristische anomale Erlebensweise dieser Art ist die Ratlosigkeit. Ratlosigkeit nennen wir das Unvermögen, objektiv gegebene Daten miteinander zu einem widerspruchslosen Ganzen zu vereinigen. Der Begriff der Ratlosigkeit geht also über die bloße Willenssphäre hinaus. Jedoch zeitigt er in ihr ein besonderes bedeutsames Erleben: Die Abulie. Bei ihr besteht das erlebte Unvermögen, zwischen Motiv und Gegenmotiv zu wählen, überhaupt zu einer Entscheidung zu gelangen, zu einer einheitlichen Haltung. Ein anderes Erlebnis der Ratlosigkeit liegt vor, wenn äußere Motorik sich vollzieht, ohne daß der Erlebende das Bewußtsein hat, ihr Täter zu sein, also bei einem primär fehlenden Aktivitätsbewußtsein. Dies ist die schizophrene Ratlosigkeit der „Sejunktion". Das Erleben der Ratlosigkeit enthält Elemente des Erstaunens, der Schreckhaftigkeit, der Angst; in ihm wird das Ich nicht mit Evidenz als Zentrum seiner Aktrichtungen erlebt; dadurch entsteht das Erlebnis der „Verwirrtheit". Ratlosigkeit hat ihre besondere unverkennbare mimisch-gestische Ausdruckstönung. Wir finden sie auf Grund verschiedener psychologischer Voraussetzungen im Senium, in melancholisch-ängstlichen Zuständen, bei Bewußtseinstrübungen vom amentiven Typus und ganz besonders in der Schizophrenie.

Alle diese Erlebnisse sind abnorm, insofern sie ein Erleben negieren oder in Frage stellen, welches für die normale Willensentscheidung grundlegend ist: das Erleben der Freiheit im Motiviertwerden und in der Wahl des Motivs. Alle diese Erlebnisse finden wir immer wieder im Willensleben abnormer seelischer Zustände und geistiger Störungen. Aber — und dies ist bezeichnend — wir finden das gleiche anomale Erleben bei verschiedenen Störungsweisen des objektiven Willensvorganges; wir finden andererseits objektive Willensstörungen ohne ein derartiges Erleben derselben; kurz wir können aus dem Erleben des eigenen Wollens allein nicht ohne weiteres auf die objektive Anomalie des Willensverlaufes rückschließen. Einem jeden kann es passieren, sich vor verantwortungsvollen Willens-

Digitized by Google

entscheidungen als gehemmt, ja als ohnmächtig zu erleben und dies Erleben dennoch objektiv durch das Willensverhalten in keiner Weise zu bestätigen. In vielen Situationen, in denen wir vor Willensentscheidungen gestellt werden, erleben wir unsere Zustimmung zur Entscheidung, die wir treffen, nicht als freie, sondern als beeinflußt oder erzwungen — und dennoch deutet uns dieses Erleben bloß die seelische Schwierigkeit an, uns zwischen Willen und Gegenwillen zur Tat durchzufinden. Nicht aber besagt es etwas Entscheidendes mit Bezug auf unseren Willensverlauf selber. Unser Icherleben ist in allen diesen Fällen ebenfalls Selbsttäuschungen ausgesetzt, und zwar durch die Gefühlskraft der Motivation und der Gegenmotive, auf die wir uns nacheinander einstellen und die unser Selbsterleben färben. Es ist deshalb notwendig, neben das Selbsterleben des eigenen Wollens immer zugleich den Ablauf dieses Wollens selber in seiner funktionalen Eigenart zu halten, wie er sich an Leistung und Tat darstellt. Nur dann werden wir die Störungen des Wollens vom Phänomenologischen her bis ins funktionelle Substrat wirklich zu erfassen vermögen. Bei der außerordentlichen Vielfältigkeit individueller Erscheinungsformen des Wollens, die sich gleichsam mit der Vielfältigkeit der Individualitäten selber deckt, werden wir Anomalien nur in bestimmten Gruppenstrukturen festzuhalten vermögen. Wir handeln also von den Störungen des Wollens in demjenigen Sinne, der die erlebnismäßige Stellung des Ich zum formalen Wollen überhaupt als eine anomale beschreibt und begründet. Sowohl die Richtungen des Wollens, als auch das Wollen als letzte formale Funktionsweise selber lassen wir außer Spiel. Hinsichtlich der so abgegrenzten eigentlichen Anomalien des Wollens unterscheiden wir folgende Gruppen:

1. Die sogenannte Willensschwäche und ihr Erleben;
2. die Beeinflußbarkeit und das Erleben der Beeinflussung;
3. den Zwang und das Zwangserleben.

3. Die Formen der sogenannten Willensschwäche.

Das geschilderte Erleben der Willenshemmung, Ohnmacht, Abulie, des Beeinflußtseins, des Zwanges wird vielfach verbunden mit Selbstschilderungen eigener Willensschwäche. Das Erleben geht dahin, daß die „Kraft" oder „Energie" des Willens fehle. Dies Fehlen wird verschieden spezialisiert: es mangle an Konzentration, oder an Bestimmtheit und Einheitlichkeit des Wollens; oder es fehle die Beständigkeit des Willens, seine gleichmäßige Festigkeit, seine Ausdauer. Diese einzelnen Ausprägungen des Selbsterlebens eigener Willenstätigkeit gehen offenbar alle auf verschiedene Seiten derselben; sie machen sich in verschiedenen Stadien der Entschließungsakte geltend, im Beginn, auf der Höhe und mit Bezug auf den zeitlichen Ablauf derselben. Häufig wird auch geklagt, es fehle die Kraft des eigenen Willens, es bestehe Widerstandslosigkeit gegenüber äußeren Einflüssen, gesteigerter Beeinflußbarkeit und Mangel an eigener willentlicher Selbständigkeit; oder es bestehe Mangel an Selbstbeherrschung, an willentlichen Beeinflussungen seelischer Eigenvorgänge.

Es ist leicht zu ersehen, daß diese erlebten Schwächen sich insgesamt auf die Stellung des Ich zum Willensgeschehen beziehen:

a) Der Einfluß des Ich auf die Willensentscheidung wird abnorm erlebt, als geschwächt, im Sinne der Unfreiheit, des Mangels kraftvoller innerer Zustimmung zum Entschluß, des Nichtwählenkönnens. Und hier trennen wir mit Geiger[1]), dessen sonstige Ausführungen über „Willensschwäche" wir als zu eng ablehnen:

[1]) l. c., S. 103ff.

Digitized by Google

1. die Unfähigkeit, zu einem Ziele ja zu sagen, zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu wählen — die Unfähigkeit oder Unselbständigkeit der willentlichen Zielsetzung;
2. die Unfähigkeit, das Ich zum wirklichen Wollen eines gewählten Ziels zu bestimmen, sich einen „Willensruck" zu geben — die Schwäche der Selbstbestimmung.

b) Der Einfluß des Ich auf die Impulsgebung gemäß der getroffenen Entscheidung wird nicht mit den Merkmalen gesicherter Aktivität erlebt.

c) Die Stellung des Ich zur Willenswirkung wird nicht als eine aktive Zustimmung erlebt; das Ich nimmt sich nicht als die Ursache seines Tuns bejahend wahr, sondern es steht erlebend der Willenswirkung wie einem von ihm mehr oder weniger unabhängigen Ereignis gegenüber.

Dies Erleben wird erst dann verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich bei diesen Selbstschilderungen so gut wie niemals um einen einzelnen konkreten Willensakt handelt, sondern um „den Willen" im allgemeinen. Es handelt sich mehr um Selbstbeurteilungen als um aktuelle Einzelerlebnisse. Die einzelnen Willensakte verlaufen in verschiedenem zeitlichen Tempo; und jenes Urteil kommt vorwiegend aus denjenigen Willensanstrengungen zustande, die sich auf die eigenen Lebenspläne des Erlebenden beziehen. Hier handelt es sich weniger um einmalige Handlungen, als um die Verwirklichung allgemeiner dauernder Vorsätze und Absichten während einer ganzen Lebensphase. Diese veranlassen eine Reihe immer erneuter, innerlich zusammenhängender Handlungen, oder sollten sie doch veranlassen, die alle dem einen Ziele dienen, welches in dem allgemeinen Vorsatz gegeben ist. Wer ein bestimmtes Berufs- oder Lebensziel verfolgt, der vollzieht eine große Anzahl mannigfacher, immer wieder ausgeübter, auf das eine Endziel hinstrebender Handlungen, deren jede ihn diesem Lebensziel etwas näher bringen soll. Die Klagen über Willensschwäche beziehen sich vorwiegend auf solche zeitlich nicht abgegrenzten, dauernden Willensbetätigungen, viel seltener auf den einzelnen plötzlichen Willensakt.

Wir entnehmen daraus, daß es in vielen Fällen zu einfach und zu grob wäre, diese erlebten Schwächen in der Durchführung von Vorsätzen auf die „Intensität" des Wollens und etwaige Ausfälle derselben zurückzubeziehen. Es ist zwar keine Frage, daß der Willensaufwand in einem Entschließungsakt eine Intensität hat[1]). Man kann sich auch das Maß dieser Intensität als relativ herabgesetzt denken, ohne für diese Herabsetzung noch eine psychische Ursache suchen zu müssen. Und so kann man sich einen „primär schwachen Willen" im Sinne einer objektiven Intensitätsverminderung konstruieren.

Anstatt aber von vornherein eine primäre Intensitätsschwäche der Willensfunktion zu dekretieren, ist es in vielen Fällen zweckmäßiger, ihr Inerscheinungtreten psychologisch abzuleiten. Weshalb kann die Wahl im Kampf der Motive bis zur Unmöglichkeit gehemmt, die innere Zustimmung zum Entschluß erlebnismäßig erloschen, der Impuls „Ich will wirklich" durch Zwang verhüllt sein?

Die Gründe liegen zweifellos in der Motivierbarkeit des Wollens. Besteht eine herabgesetzte Ansprechbarkeit der Funktionen des Interesses, der Gefühle, der Emotivität, besteht Stumpfheit, Indifferenz, Apathie, so vermag die Willensentscheidung nicht in lebhafter und kraftvoller Weise motiviert zu werden. Wird diese mangelnde Regsamkeit des Wollens erlebt, so wird sie natürlich als „Willensschwäche" erlebt. Äußere Situationen und deren Notwendigkeit erzwingen zwar in solchen Fällen ein reaktives willentliches Stellungnehmen; aber es fehlen die inneren Triebkräfte, das innere Streben, die Initiative. Bei gewissen Menschen herrscht eine Unlustbetonung

[1]) Diese kann mit Bezug auf jeden einzelnen Willensakt nach dem Vorgang von Ach sogar „gemessen" werden an ihrem „assoziativen Äquivalent".

Digitized by Google

im Erleben eigener Aktivität — sei es Bequemlichkeit oder Trägheit, sei es mangelnde Selbstsicherheit, aus der solche Unlust erwächst. Auch diese Menschen klagen über Willensschwäche. Mangelndes Selbstvertrauen und mangelnde Selbstsicherheit machen sich besonders vor Willensentscheidungen geltend: Unentschiedenheit und Unentschlossenheit sind die Folgen. Heftige, aber flüchtige und leicht wechselnde Gefühls- und Triebvorgänge bewirken einen raschen Wechsel der Willensrichtung und also mangelnde Ausdauer, mangelnde Beharrlichkeit und Zähigkeit insbesondere dauernden Vorsätzen gegenüber. Auch hier wird auf den Willen geschoben, was letzten Endes in anderen seelischen Anomalien begründet ist. Natürlich kommt der Mangel an Kontinuität und Folgerichtigkeit als Schwäche der Selbstbeherrschung zum Erleben. Besteht eine rege Phantasie, oder eine Neigung zu starker Gefühlsbetonung alles Eigenerlebens, wodurch die Folgen der Handlung in greller Weise vorgestellt werden, so entsteht eine Tendenz zum Zögern, zur Verschiebung der Entschließungen. Ganz besonders ist dies bei einer sensitiven Gefühlseinstellung zum eigenen Ich der Fall, — sei es einer hypochondrischen oder mit Bezug auf den Eigenwert des Ich überempfindlichen oder überreizten. In all diesen Fällen gilt Birnbaums Wort: „Der Gefühlsmensch ist nichts weniger als Willensmensch, ja pathologisches Überwiegen des Gefühlslebens bedeutet glattweg Willensschwäche."

Es ist klar, daß diese verschiedenen seelischen Voraussetzungen gehemmten Wollens auf charakterologische Eigenarten und auf Erlebniswirkungen zurückgehen; man kann sie im Einzelnen nicht einem menschlichen Typus zuerkennen, und noch weniger kann man sie als Symptom psychischer Störung im allgemeinen, oder gar als diagnostischen Anhalt bestimmter psychischer Störung, verwerten.

Wir finden Willensschwäche sowohl als Folge erzieherischer und sozialer Verweichlichung als auch ihres Gegenteils, der Verwahrlosung. Wir finden sie bei konstitutionellen Psychopathen verschiedener Typik. Insbesondere hysterische Typen, phantastisch-suggestible Charaktere und sozial haltlose „Willensschwächlinge" weisen sie auf. Unter den letzteren sind viel Debile oder Imbezille leichten Grades. Die Willenshemmungen psychogener Art, die wir in der Unfallneurose, in den hypochondrischen Neurosen usw. sehen, sowie die Willenshemmungen als Erscheinungsweise der allgemeinen psychischen Hemmung bei melancholischen Zuständen sind Beispiele erworbener Willensschwäche. Besonders wichtig sind die toxisch bedingten Unterhöhlungen der Willenskraft bei Süchtigen; bei Alkoholikern, Morphinisten usw. Eine Veränderung des Willenserlebens insbesondere ein Nachlassen der Initiative, eine Abstumpfung der Motivierbarkeit, eine Willenserschlaffung finden wir in der Hebephrenie, wo man sogar von hebephrener Abulie gesprochen hat (Ziehen).

4. Erlebnisweisen der Willensohnmacht und Beeinflussung.

a) Das Erleben des Ich im Willensakte ist auch dann ein abnormes, wenn das Erleben des aktiven Ich überhaupt verblaßt oder gestört ist. Dies ist besonders in den Erlebnissen der sogenannten Depersonalisation der Fall. Die Depersonalisationserlebnisse, mit denen fast alle Psychosen und abnormen Seelenzustände eingeleitet werden, gehen über den Rahmen der bloßen Erlebnisse anomalen eigenen Wollens weit hinaus. Sie umspannen die gesamte Gegebenheit des Ich für das erlebende Subjekt, und zwar in allen seinen Lebensäußerungen. Es gehört zu den Grundtatsachen des abnormen Seelenlebens, daß das Ich nicht mehr in denjenigen Qualitäten erlebt wird, die ihm zuvor anhafteten. Wir können diese umfassenderen Veränderungen der Ichgegebenheit im Erleben hier nicht erledigen. Innerhalb ihrer bilden die Depersonalisationserlebnisse eine Sondergruppe. In ihnen wird das Ich als aktives, intendierendes

Digitized by Google

nicht mehr mit den gleichen Qualitäten erlebt wie zuvor. Es hat sich etwas verändert, und zwar in den Gefühlsweisen, deren Gesamtheit dieses Ich erlebnismäßig konstituiert. Von dieser Veränderung werden auch die Willenserlebnisse betroffen, und zwar in besonderer Weise, da an ihnen ja die Aktivität des Ich am stärksten in die Erscheinung tritt. Das Ich erlebt sich so, als ob es nicht mehr wollen könne. Tatsächlich kann es wollen. Aber es ist unfähig, diesen tatsächlichen Willensablauf in denjenigen Gefühlsqualitäten zu erleben, die der Aktivität des Ich dabei gerecht werden. In diesen Erlebnissen erscheint das Ich als ohnmächtig, als bloßer Zuschauer und Spielball, wie tot, wie seiner natürlichen Kräfte und Fähigkeiten beraubt, wie durch eine Wand von den Dingen geschieden. Keine Aktivität des tatsächlichen Willensablaufs vermag diesen Widerspruch des Erlebens zur Wirklichkeit zu beheben. Die mangelnde Aktivität, die Ohnmacht des aktiven Ich, erscheint im Erleben sowohl der Motivwahl, als auch des „Ichwillwirklich", als auch der Willenswirkungen. Hierbei tritt sehr häufig erlebnismäßig ein Gefühl auf, als sei es gar nicht das Ich, welches das aktive Zentrum seiner Aktrichtungen ist, sondern gleichsam eine fremde Macht, ein Anderer, der „aus ihm heraus" wolle und handele. In seltenen Fällen wird dies gleichnishafte Erleben konkretisiert. Eine Kranke nannte diese fremde Macht Teufel: „Es ist, als ob der Teufel meinen Willen lenkt." Wieder ein anderer Kranker sagte: „Nur der tote Mechanismus arbeitet aus sich heraus und schnurrt ab; mir ist, als lebte ich gar nicht dabei." Sehr deutlich tritt in allen Selbstschilderungen dieses Erlebens das gleichnishafte Moment, die Fiktion, hervor. Diese Kranken sind weit davon entfernt, ihr eigenes Icherleben verloren zu haben. Es ist lediglich mit widersprechenden Gefühlsqualitäten behaftet; und diese gleichnishaften Selbstschilderungen sind eine bloße Resultante aus der Unfähigkeit des Erlebenden, sich aus diesem Widerspruch herauszufinden (Schilder).

b) Anders steht es, wenn das Bewußtsein der eigenen Aktivität im Erleben tatsächlich erloschen ist. Es gibt Fälle, in denen nicht eine Veränderung der Gefühlsqualität das abnorme Icherleben motiviert, sondern in denen wir tatsächlich annehmen müssen, daß das Ich überhaupt nicht miterlebt zu werden vermag. Und zwar nicht nur das aktive Ich des Wollens, sondern das aktive Ich aller intentionalen Funktionen. Diese eigenartige, psychologisch nicht weiter auflösliche Grundtatsache sehen wir immer nur bei vereinzelten Abläufen des Denkens, Handelns usw., die gleichsam die Kontinuität des seelischen Ablaufs zerreißen. Ein Kranker sagte: „Während ich mich ganz ruhig auf der Straße bewege, schlägt mir plötzlich die H'sche Maschinenfabrik die Arme rauf und runter." Ein anderer Kranker unterhält sich geordnet und stößt dazwischen hin und wieder einen Brüllaut aus. Auf Befragen sagt er: „Plötzlich brüllt der Stimmnerv aus mir, da kann ich nichts machen." Wir kennen derartige Erscheinungen auch von ihrer motorischen Seite her: es sind diejenigen hyperkinetischen Störungen, welche nicht auf psychische, sondern auf außerpsychische Ursachen bzw. Störungen zurückgeführt werden. Insbesondere in schizophrenen Zuständen, aber auch bei organischen Psychosen finden wir derartige Symptomgebilde.

Wir gewinnen hier ein äußerst wichtiges, für die gesammte Psychiatrie bedeutsames Ordnungskriterium abnormer Zustände und Symptombilder: solche psychischen Vorgänge und Erlebnisse, die wir auf bestimmte Funktionen abstraktiv zurückführen können, die wir aber auf keine Weise aus seelischen Zusammenhängen genetisch zu deuten vermögen, sind außerpsychisch bedingt. Diese außerpsychische Bedingtheit bezieht sich auf ihre „Form". d. h. auf ihre funktionelle Eigenart. Ihr „Inhalt" läßt sich natürlich aus früherem Erleben deuten. Derartige, hinsichtlich ihrer Funktion außerpsychisch bedingte seelische Vorgänge und Erlebnisse nennen wir Primärsymptome. Mit dieser Bezeichnung soll gesagt sein:

1. Heuristisch ist hier die psychologische Forschung durch eine somatologische abzulösen;

Digitized by Google

2. Systematisch sind derartige Vorgänge Symptome eines organischen Prozesses. In die Textur der abnormen Persönlichkeit geht ein organisch-destruktiver Faktor ein; und dessen unmittelbare Auswirkung an der betroffenen Persönlichkeit ist das in Frage stehende Primärsymptom. Primärsymptome sind unmittelbare Kennzeichen organischer Krankheitsprozesse.

c) Das völlige Fehlen des Aktivitätsbewußtseins, dieser funktionale Ausfall, ist ein solches Primärsymptom, welches psychologisch-formal nicht weiter deutbar ist. Das Erleben eines solchen Ausfalls macht sich nun sehr oft so, daß an Stelle des fehlenden aktiven Ich die Aktivität eines fremden Ich erlebt wird. Es ist dies nicht bloß ein sekundärer Erklärungswahn, sondern es handelt sich durchaus um primäre Anomalien erkennender Funktionen, welche mit dem Primärsymptom des fehlenden Aktivitätsbewußtseins verschmelzen, also um primäre wahnhafte oder wahrnehmungsartige oder sonstige leibhaftige oder intuitive Erkenntniserlebnisse. Wir fassen sie zusammen unter dem gemeinsamen Begriff des Erlebnisses der Beeinflussung. Dem Kranken werden Gedanken eingegeben, Gedanken gemacht und entzogen, Bilder vor die Augen gestellt, die Geschlechtsteile gereizt oder mißhandelt, die Glieder bewegt. Sein Körper wird verändert. Immer fehlt das Ich im Erleben dieser einzelnen Erscheinungen; an seiner Stelle steht die fremde Macht, die in seine sonstige Aktivität eingreift, ob er will oder nicht. Sehr oft ist er ratlos, wenn ein solcher jäher Gedankenentzug, eine solche „künstliche Lähmung", eine solche „Benutzung der Muskeln und Nerven zu unlautern Zwecken" sich ereignet. Diese Erlebnisse bilden den Kern mannigfachster wahnhafter Ausgestaltungen. Die Kranken fühlen sich „hypnotisiert", „elektrisiert", zauberisch-magisch beeinflußt. Hier wird nicht gleichnishaft gesprochen, wie in der Depersonalisation; hier wird mit Evidenz geglaubt und gewußt, daß ein derartiges Erleben des Fremdeinflusses eine Grundtatsache von zentraler Sicherheit und Bedeutung für den Erlebenden darstellt. Wer in die Rolle des Spiritus rector eingesetzt wird — Gott, ein Apparat, Feinde, übernatürliche Mächte — ist diesem Erleben gegenüber sekundär.

d) Von diesem Erleben der Beeinflussung ist sorgfältig zu trennen die tatsächliche Steigerung der Willensbeeinflußbarkeit. Diese gehört auf ein völlig anderes Blatt. Jemand kann außerordentlich willensbeeinflußbar und leitbar sein, ohne daß ihm dies erlebnismäßig zum Bewußtsein zu kommen braucht. Diese Beeinflußbarkeit beruht darauf, daß gegenüber den inneren Triebkräften die von außen her gegebenen Motive mit Bezug auf die Willensentscheidung ständig das Übergewicht haben oder es doch mit Leichtigkeit erlangen können. Der „eigene" Wille kann nicht gegen diese äußere Motivierbarkeit an. Momentane Situationen, Massenstimmungen, das Übergewicht einer anderen Persönlichkeit setzen die entscheidenden Motive für die Willensrichtung, ohne daß der Betreffende dies auch nur zu bemerken braucht. Die Suggestibilität dieses Typus ist fundiert in einer geringen Differenzierung des aktiven Ich, in einer Flüchtigkeit, aber überwuchernden Erreglichkeit des Stimmungs- und Gefühlslebens, oft in Schwächen der Intelligenz. Gewisse entwicklungspsychologische Gedankengänge haben uns gelehrt, daß das Icherleben erst eine spätere Abdifferenzierung aus dem Kollektiverleben, dem „Wirerleben", ist. Dieses primitivere Stadium seelischer Differenzierung hat seine Niederschläge in Form latenter Dispositionen hinterlassen. Unter gewissen individualpsychologischen Voraussetzungen sprechen diese Dispositionen besonders leicht an. Insbesondere dann, wenn der Überbau aktiver urteilender und wollender Stellungnahmen entweder überhaupt schwächlich ist, oder wenn er ausgeschaltet wird, und an seine Stelle Gefühlserregungen und Stimmungen treten, in denen eine stärkere und wehrlosere Empfänglichkeit für äußeren Einfluß sich zeigt. So findet in der Hypnose, oder beim psychischen Massengeschehen, ein Verblassen des Einzelichs in seiner Aktivität und denkerischen und willentlichen Selbständigkeit statt; das Wirerleben der Kollektivseele restituiert sich; damit wird der Einzelne zum

Digitized by Google

Objekt gesteigerter Beeinflußbarkeit, wehrloser gegen emotionale Umstellungen und äußere Motivierung. Die Suggestibilität, die wir bei weichen Imbezillen und debilen Konstitutionen, bei sensitiven und hysterischen Psychopathen, bei manchen Demenzen antreffen, die wir aber auch beim Normalen in großer Breite wenn auch verschiedener Stärke vorfinden, ist also ein allgemein-psychologisches, entwicklungsgeschichtliches Erbgut.

5. Die Zwangserscheinungen.

a) Das erlebnismäßige Kriterium des Zwangshaften.

Alle Zwangsvorgänge — und sie sind in der Vielfältigkeit ihrer Erscheinungsweisen kaum beschreibend zu gliedern, ja nicht einmal vollständig zu umfassen — alle Zwangsvorgänge haben ein ganz unverkennbares gemeinsames Kennzeichen: sie sind durch ihr Erleben charakterisiert. Eine Sinnestäuschung wird nicht wesensmäßig anders erlebt als eine bedeutungsvolle echte Wahrnehmung; ein Wahn wird nichtwesensmäßig anders erlebt als ein bedeutungsvolles echtes Urteil. Alle Zwangsvorgänge aber werden — unbeschadet ihrer Form, ihres Aufbaues, ihres Inhalts und ihrer Entstehung — in einer ihnen gemeinsamen und gleichartigen besonderen Weise erlebt. Der Erlebende ist sich im Augenblick ihres Auftretens nicht bewußt, sie erzeugt zu haben. Er ist zwar mitunter imstande, ihre psychologische Entstehung bei sich selber zu erklären und zu motivieren. Aber im Augenblick ihres Auftretens fehlt ihm diese Fähigkeit. Er erlebt sie nicht als zum eigenen Ich gehörig. Dies Ich bejaht sie nicht; es stimmt ihnen nicht zu. Es wehrt sich gegen sie. Diese Abwehr wird erlebt und wird — gleichviel ob sie gelingt oder nicht — als eine ohnmächtige erlebt. Das Ich kämpft mit dem Zwangsvorgang, und indem es kämpft, erlebt es die Gefahr des Unterliegens in diesem Kampfe. Es erlebt sich selbst hierbei als ohnmächtig, beherrscht, unfrei, gezwungen. Es erlebt den Widerstand gegen die Zwangsbildung als den Widerstand seines eigenen freien Willens; und es erlebt das Versagen, die Schwäche dieses freien Willens gegenüber der Zwangsbildung.

Diese Sachlage gilt für das Erleben sämtlicher Zwangsgestaltungen. Sie charakterisiert diese als eine einheitliche Gruppe.

b) Unzulänglichkeit anderer Kennzeichen des Zwangshaften.

Sämtliche anderen Kriterien der Zwangsvorgänge, welche in der überreichen Literatur aufgestellt worden sind, sind entweder sekundär, oder sie bezeichnen nur eine einzelne Gruppe von Zwangsgebilden, oder sie sind irrig.

1. Wenn man gesagt hat, es sei ein Kennzeichen der Zwangsvorgänge, daß das erlebende Bewußtsein dieselben als unsinnig und „logisch unmöglich" erkenne: so ist das insofern nicht richtig, als der Erlebende zwar mittels solcher wertenden Einstellung seines Verstandes die Kraft der Zwangsgebilde zerbrechen möchte, aber nicht kann. Und zwar deshalb nicht kann, weil die Zwangsgebilde eben nicht immer als unsinnig und logisch unmöglich erlebt werden. Der Erlebende steigert sich, ohnmächtig und vergebens, in den Gedanken der Unsinnigkeit und Unmöglichkeit seiner Zwangsgebilde hinein, um sie dadurch abzuwehren; aber er erlebt dunkel oder deutlich, daß diese verstandesmäßige Kritik nicht richtig ist oder nicht richtig sein könnte. Deshalb verlangt er ja auch vom Arzt immer wieder die Versicherung, daß die Zwangsgebilde tatsächlich unsinnig oder unmöglich seien. Das sogenannte Vorhandensein verstandesmäßiger Kritik gegenüber den Zwangsgebilden ist uns also kein echtes Kennzeichen derselben. Man erlebt häufig, daß diese Kritik — mindestens im Augenblick des Zwangserlebens — verloren geht. Käme es freilich zu einer restlosen inneren

Digitized by Google

Zustimmung und Bejahung der Zwangsgebilde, so wären dieselben keine Zwangsgebilde mehr, sondern vielleicht Wahnbildungen oder dergleichen. Aber nicht deshalb, weil die Kritik des Verstandes versagt; sondern deshalb, weil durch die freie Zustimmung des Erlebenden das Zwangsmoment im Erleben aufgehoben wäre. Die sog. Verstandeskritik ist nur ein Teil, eine Form der inneren Abwehr des Zwangsgebildes.

2. Dasjenige Kriterium des Zwanges, welches in den Zwangsgebilden „grundlos dominierende" Bewußtseinsinhalte erblickt, ist ebenfalls irrig. Diese Zwangsgebilde dominieren nicht grundlos — auch wenn der Grund ihres Dominierens im Erleben nicht gegeben ist. Zu dominieren aber, im Erleben vorzuherrschen, ist nicht nur den Zwangsgebilden eigentümlich, sondern noch mannigfachen anderen Gegebenheiten des Bewußtseins: beispielsweise den überwertigen Bewußtseinsinhalten, den autochthonen Vorstellungen, vielen Wahngebilden und Sinnestäuschungen usw. Endlich aber wird bei den Zwangsgebilden die Dominanz zwar erlebt, aber in einer eigenartigen, besonderen Weise, anders als die Dominanz jedes anderen dominierenden Bewußtseinsinhaltes, als eine erzwungene, vom Ich nicht gewollte, vom Ich bekämpfte, und zwar vergebens bekämpfte Dominanz, auch dann, wenn objektiv dieser Kampf keineswegs ein vergeblicher ist und endlich nicht das Zwangsgebilde, sondern der Gegenwille des Erlebenden tatsächlich „dominiert".

3. Man hat das Wesen der Zwangsgebilde darin erblicken wollen, daß sie sich „ohne zureichende Gefühlsbetonung" ins Bewußtsein eindrängen. Hätten sie diese zureichende Gefühlsbetonung, so würde ihr Erleben nichts Gezwungenes an sich haben. Das Zwangsmoment liege also darin, daß sie das Bewußtsein beherrschten, ohne daß ein zureichender Gefühlsgrund dafür vorhanden sei. Diese Meinung ist ganz willkürlich. Welche Instanz bestimmt denn, ob ein Gefühlston objektiv „zureichend" sei oder nicht, damit ein Bewußtseinsinhalt zur Dominanz gelange? Offenbar beruht diese Meinung auf einer bestimmten theoretischen Annahme hinsichtlich des Aktuell- und Dominantwerdens von Bewußtseinsinhalten; nämlich derjenigen, daß die Rangfolge der Aktivität bzw. Dominanz von Bewußtseinsinhalten zwar im allgemeinen gemäß dem Gefühlston derselben verlaufe, daß aber dieses Gesetz für die Zwangsgebilde nicht gelte. Selbst wenn diese Theorie richtig ist, so erklärt sie doch nicht die besonderen Voraussetzungen für das Dominantwerden von zwangsläufigen Bewußtseinsinhalten in einem positiven Sinne. Wir haben aber nicht von einer Theorie auszugehen, sondern vom Erleben in seinem unmittelbar vergegenwärtigten Bestand. Dies Erleben nun zeigt uns, was schon viele hervorragende Gegner der genannten Meinung betont haben, daß die Zwangsgebilde sehr häufig, ja so gut wie stets mit stärkster Gefühlsbetonung auftreten. Zwei Gefühlstönungen treten im Erleben der Zwangsgebilde regelmäßig mit besonderer Wucht in die Erscheinung: das Gefühl der Peinlichkeit des Zwangsinhaltes und das Gefühl der Angst. Lediglich die phänomenologische Erfassung des Erlebens, nicht aber irgendeine Theorie vermag darüber zu entscheiden, was es mit diesen Gefühlen beim Zwangserleben für eine Bewandtnis habe. Das quälende Gefühl der Peinlichkeit könnte ebensowohl vom Erleben des Zwangsinhaltes, seiner Widerwärtigkeit oder Fremdartigkeit her bedingt sein, als umgekehrt das Auftreten des Zwangsinhaltes erst zur Folge haben. Das Gefühl der Angst und ebenso das Gefühl jener quälenden Peinlichkeit braucht im übrigen nicht sowohl durch den bestimmten Zwangsinhalt hervorgerufen zu werden, sondern kann auch einfach der erlebnismäßige Widerschein des Gezwungenseins sein, der Gefühlston, welcher dem Erleben des Zwanges und der Unfreiheit, der ohnmächtigen vergeblichen Willensanstrengung gemäß ist.

Für das Zwangserleben sind also weder die Kriterien der „erhaltenen Verstandeskritik", noch diejenigen der „grundlosen Dominanz", noch diejenigen des „unzureichenden Gefühlstons" von entscheidendem Belang. Alle diese Eigenarten entstehen, wofern sie zutreffen, mit dem Erleben und aus dem Erleben des Gezwungen-

Digitized by Google

seins. Dies Erleben des Gezwungenseins aber haben wir uns nunmehr genauer zu vergegenwärtigen.

c) Formen des seelischen Zwangs.

Wir verfahren dabei so, daß wir uns eine Synopsis aller derjenigen seelischen Erlebnisformen aufstellen, in denen das Erleben des Gezwungenwerdens in einem sehr weiten Sinne auftritt. Vorläufig, vor einer analytischen Vertiefung der Deskription dieses Erlebens, rechnen wir auch diejenigen Erlebnisweisen hierher, bei denen ein Bewußtseinsinhalt sich überhaupt „aufdrängt" — gleichviel wie dieses Sichaufdrängen fundiert sein mag. Solche Zusammenstellungen sind vielfach gemacht worden: Janet hat 32, Friedmann 26, Loewenfeld noch mehr Gruppenbildungen synoptisch zusammengestellt.

1. Zwangseinfälle.

a) Man wird bestimmte Melodien nicht wieder los. Sie drängen sich immerfort wieder auf, stören den geordneten und intendierten Gedankenablauf. Also vordringliche Reminiszenzen „mechanischer" Art von Zwangscharakter;

b) die sich aufdrängenden Reminiszenzen sind nicht „trivial" und „mechanisch", sondern von individueller Bedeutsamkeit für den Erlebenden. Für gewöhnlich knüpfen sie an bestimmte schreckhafte Erlebnisse an; diese werden zwangsläufig bei allen möglichen Gelegenheiten determiniert. So der Anblick eines Erhängten, eines Krampfanfalles oder dergl. Hier besteht bereits ein Übergang zur nächsten Gruppe; den Phobien.

2. Phobien, Zwangsbefürchtungen.

In bestimmten Situationen, bei bestimmten Handlungen drängen sich mit dem Gefühlston der Angst und der Peinlichkeit Befürchtungen auf. Diese Befürchtungen können inhaltlich deutlich und bestimmt erlebt werden, sie können aber auch nur ganz vage und unbestimmt erlebt werden, so daß die Gefühlstönungen von Angst und Peinlichkeit in bestimmten Situationen gewissermaßen allein übrig bleiben. Hier müssen wir nun genau unterscheiden: erstens das Zwangserleben angesichts solcher Situation (welches auch ein bloßes Angsterleben sein kann), und zweitens die dadurch bedingte Angst vor der Herbeiführung oder dem Eintritt derartiger Situationen, die Unfähigkeit in derartige Situationen hineinzugehen. Letzteres wird sehr häufig für die eigentliche Zwangsbefürchtung gehalten; es ist aber klar, daß es lediglich eine sekundäre Ausgestaltung des Ersteren ist. Dies Erstere, die eigentliche Phobie, tritt praktisch sehr häufig hinter dem Letzteren, der „Angst vor der Angst", vor der phobischen Situation, zurück. Jedoch daß man eine unangenehme und peinliche Situation scheut und Angst vor ihr hat, ist durchaus nichts einer besonderen Erklärung Bedürftiges. Für das Verständnis der Zwangserscheinungen wichtig ist daher lediglich die Situation selber, die mit Befürchtungen verbunden ist. Hier bestehen folgende Voraussetzungen.

α) Die Situation oder Handlung war tatsächlich in einem früheren Erleben mit einem starken Choc von vitaler Gefährdung oder von Bedrohung der Selbstsicherheit verbunden gewesen. Dann wiederholt sich in der Phobie lediglich dieses Erleben. Die Situation wurde „affektiv überwertig".

β) die Situation oder Handlung mit ihrem Gefahrpunkt wurde zwar nicht wirklich erlebt, aber es hätte leicht soweit kommen können. Ihre Gefahren beruhen also lediglich in der Vorstellung des Erlebenden; aber sie waren zu irgendeinem Zeitpunkt nahe daran, verwirklicht zu werden. Obwohl also hier die Gefahrpunkte der Situation durch eine gesteigerte Phantasie und Erregbarkeit des

Digitized by Google

Erlebenden über Gebühr unterstrichen wurden, ist ein grundsätzlicher Unterschied für das Erleben gegen die Gruppe α nicht vorhanden. Es handelt sich ebenfalls um überwertige Situationen.

γ) Die Situation oder Handlung ist nicht die eigentlich von der Befürchtung getroffene oder mit ihr gemeinte. Sie ist nur ein Symbol dieser eigentlich gemeinten Situation oder Handlung. Wir lernen in der Psychodynamik diese Art seelischer Vertretungen kennen. Diesem Typus gehören die eigentlichen, echten Phobien an.

δ) Die Befürchtung selber, d. h. der Bewußtseinsinhalt, dessen Wirklichwerden als Gefahr, als ängstigend oder peinlich vorgestellt wird, ist nicht das eigentlich Gemeinte, sondern ein Symbol des eigentlich Gemeinten. Und zwar kann entweder der Gefühlston der Befürchtung das Surrogat einer ganz anderen Gefühlstönung des Bewußtseinsinhaltes sein; oder der Inhalt, der befürchtet wird, ist symbolische Vertretung eines dahinterstehenden verdrängten Inhaltes. Also auch hier psychologische Umsetzungen.

a) Phobien bei Handlungen: Platzfurcht — Furcht über freie Plätze zu gehen, über Straßen zu gehen (Agoraphobie). Der Inhalt der Befürchtung kann wenig bestimmt sein — einfache Angst und quälende Peinlichkeit; er kann aber auch bestimmt sein: ohnmächtig werden, Versagen der Beine, tot hinstürzen; einer meiner Patienten befürchtete sich die Kleider vom Leibe reißen zu müssen, ein Anderer, die Sprache zu verlieren. Ähnlich Stubenfurcht (Claustrophobie), Brückenfurcht — hier ist die Befürchtung oftmals die, man werde der Versuchung nicht widerstehen können, sich von der Brücke herabzustürzen. Von dieser Gruppe von Phobien ziehen breite Zonen herüber zu den psychischen Schwindelerscheinungen einerseits — „Platzschwindel" (Griesinger), (Schwindel auf Türmen, auf Bergen usw.), zu gewissen „Tics" andererseits: Schreibkrampf, Klavierkrampf, Angst vor dem Detonieren bei Sängern.

b) Situationsphobien: Furcht vor dem Eisenbahnfahren, dem Reisen, dem Gewitter. Sehr oft ist kein bewußter Grund für diese Scheu vorhanden. Hierher gehören auch phobische Einstellungen gegenüber dem Betreten bestimmter Orte, dem Schreiben oder Öffnen von Briefen, ferner Berührungsfurcht und Beschmutzungsfurcht. Eine meiner Patientinnen hatte Zwangshemmungen davor, anderen Leuten die Hände zu geben, oder Türklinken anzufassen — es könnte ein Mensch diese berührt haben, der früher einmal einen Frosch angefaßt hätte. Eine andere Kranke konnte nichts essen, was nicht aus einem ganz bestimmten Laden stammte, von welchem sie wußte, daß dort niemals Fische verkauft wurden, und daß die Inhaberin einen Abscheu vor Fischen hatte. Denn alles, was mit der Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Fischen behaftet war, selbst das Wort Fisch, erweckte unbezwingliche angstvolle Zustände von zwangshaftem Charakter. Bei diesem Mädchen hatte, als sie 15 Jahre alt war, am Tage ihrer silbernen Hochzeit ihre Mutter das Unglück, daß ihr eine Fischgräte im Halse stecken blieb. Dennoch war die Fischphobie kein durch die Überwertigkeit dieses Erlebens gesetzter Folgezustand, sondern das Symbol einer Abwehr gegen ganz bestimmte, wenn auch nicht voll bewußte sexuelle Wünsche des kindlichen Lebens. Ein Kranker, der von Beruf Kirchenassessor war und durch Selbstmord endete, konnte den Buchstaben R seines Namens nicht schreiben: er hatte die zwangsmäßige Furcht, beim Schreiben des R eine unzüchtige Vorstellung zu haben. Auch diese Phobie war weitreichend symbolisch determiniert. Derselbe Kranke hatte eine ausgesprochene Beschmutzungsfurcht. Alle drei Kranken hatten zur Abwehr ihrer Phobien ein umständliches Zeremoniell von Schutzhandlungen entwickelt. Diese Schutzhandlungen, z. B. der Waschzwang und ähnliches, sind, so lästig sie den Kranken auch sein mögen, keine Zwangs-

Digitized by Google

handlungen, obwohl die Autoren sie fast alle dazu rechnen. Sie werden nicht mit dem Erlebnis subjektiven Gezwungenseins wider die innere Zustimmung des Ich vollführt, sondern wie eine wenn auch lästige Schutzpflicht oder Vorbeugungsmaßnahme. Auf diese Vorbeugungsmaßnahmen und Schutzmaßnahmen symbolischen Charakters kommen wir noch weiter unten, bei der Erörterung der seelischen Zwangsbearbeitung, zurück.

c) Situationsphobien mit Bezug auf das Selbsterleben. Der Inhalt der Befürchtung besteht in einer Verletzung des Selbstgefühls, der Selbstsicherheit, des Selbstwertes in den eigenen Augen oder in den Augen anderer. Diese Situationsphobien bilden einen Teil der sogenannten Erwartungsneurose. Befürchtung und Erwartung haben ja gemeinsam, daß die Verwirklichung von etwas Zukünftigem erlebt wird, vorgestellt wird. Bei der Erwartung wird diese Befürchtung als etwas Wahrscheinliches, bei der Befürchtung als etwas Mögliches erlebt; die Befürchtung läßt diese mögliche Verwirklichung als unerwünscht, peinlich, gefahrvoll zum Erleben gelangen. Die Erwartung tut dies nicht durchaus. In der Erwartung aber liegt eine Tendenz, daß das Erwartete, sofern es Innenvorgänge im eigenen Ich betrifft, auch tatsächlich sich realisiert; es beruht darauf, daß mögliche Innenvorgänge, denen das Ich sich affektvoll zuwendet, die es „beachtet", dadurch tatsächlich aktuell werden.

Zu dieser Gruppe gehört das Lampenfieber, die Angst vor der Erwartung, in irgendeiner Situation oder in irgendeiner Aufgabe zu versagen. Hierher gehören ferner die Beobachtungs- und Errötungsfurcht von den Übertreibungen des Schamgefühls an bis zur völligen Menschenscheu und Befangenheit. Man kann ferner hierher rechnen die Zwangsfurcht, einen Irrtum begangen zu haben, die Türen nicht richtig geschlossen zu haben, Briefe, die man in Umschläge steckte, in den falschen Umschlag gesteckt zu haben; ferner die Furcht, andere vielleicht verletzt zu haben, vielleicht bei einem Verbrechen beteiligt gewesen zu sein oder eines Verbrechens fähig zu sein. Einer meiner Kranken wurde von der Zwangsfurcht erfaßt, er könne vielleicht den Gedanken haben, seinen Großvater zu ermorden. Als dann dieser Großvater hochbetagt gestorben war, quälte den Kranken die Zwangsfurcht, vielleicht eines verbrecherischen Gedankens fähig zu sein, da er ja früher — gegenüber dem Großvater — eines solchen verbrecherischen Gedankens fähig gewesen sei. Die Gruppe dieser Phobien geht, wie man sieht, fließend in das Gebiet der Skrupelsucht über. Und zwar rechnen wir eine vereinzelt auftretende, sich immer wiederholende Befürchtung dieser Art zu den Phobien, ihre wahllose Häufung aber zur Skrupelsucht.

d) Eine Analogie zu diesen Situationsphobien mit Bezug auf das Selbsterleben bilden die Phobien mit Bezug auf das körperliche Erleiden. Hier müssen wir versuchen, die echten Zwangsbefürchtungen auf diesem Gebiete von den hypochondrischen überwertigen Bewußtseinsinhalten abzusondern. Die Syphilidophobie kann eine einfache hypochondrische Vorstellung sein. So besuchte mich ein Patient unmittelbar am Tage nach seinem ersten Geschlechtsverkehr. In größter Erregung erklärte er, er habe sich bestimmt mit Lues infiziert. Als nach der üblichen Zeit keine Erscheinungen auftraten, und die Wa. R. negativ war, beruhigte er sich. Hier ist der Charakter der überwertigen Idee deutlich. Eine nicht mehr jugendliche Kranke, Angestellte einer Behörde, von altjüngferlichem Wesen, die sich noch niemals geschlechtlich mit einem Manne eingelassen hatte, litt an ausgesprochener Syphilisfurcht seit 15 Jahren. Vor 15 Jahren hatte sie sich ein einziges Mal von einem Manne einen Kuß geben lassen. Trotz ihres völlig enthaltsamen Lebenswandels kam sie von der Zwangsfurcht nicht los, immer wieder mußte der Arzt ihr bestätigen, daß diese Befürchtung sinnlos sei, und als

Digitized by Google

sie einmal einen mehrmonatlichen Erholungsaufenthalt einsam verbrachte, gewann die Zwangsbefürchtung unheimliche Gewalt: Die Kranke prüfte jeden Tag ihre Augen im Spiegel, ob sie nicht schon starre Pupillen habe, sie durchlebte konvulsivische Erregungszustände; endlich erfand sie sich ein Abwehrzeremoniell, indem sie bestimmte Sätze ständig wiederholte, wenn die Phobie aufzutreten drohte: „Es gibt keine Syphilis ohne Verkehr. Der Wassermann ist negativ", usw. Dennoch kann man selbst in diesem Falle zweifelhaft sein, ob es sich nicht zur um eine überwertige hypochondrische Vorstellung handelt. Weitaus die Mehrzahl der hypochondrischen Phobien sind wohl keine echten Zwangsbefürchtungen, sondern überwertige Vorstellungen. Der Unterschied wird im Folgenden erörtert werden. Diese hypochondrischen Vorstellungen bilden den anderen Teil der sogenannten Erwartungsneurose Kraepelins, und man sieht wohl, daß es nicht ganz zweckmäßig ist, die beiden mehr äußerlich als innerlich analogen Gruppen c) und d) dieses Abschnittes zur Einheit „Erwartungsneurose" zusammenzufassen.

3. Zwangsdenken.

a) Der Zwang zum Zusammendenken. In bestimmten Situationen treten bestimmte Gedankeninhalte oder Vorstellungen zwangsmäßig auf. Meist sind es Vorstellungen, die der Situation und deren Bedeutung stark widersprechen (Kontrastzwang). Auf den Friedhöfen muß man an etwas Komisches denken; das Lachen kommt einem an; bei heiligen oder weihevollen Handlungen muß man etwas Unanständiges denken, man wird obszöne Worte nicht los, ja man fühlt einen unwiderstehlichen Zwang sie zu äußern. Man fühlt den Zwang, einen Redner oder Schauspieler nachzuahmen, seine Worte in lächerlicher Weise zu wiederholen. Man fühlt den Zwang, gebildete Personen mit garstigen und beschimpfenden Bezeichnungen zu belegen. Der genannte Kirchenassessor fühlte sich gezwungen, beim Anblick seiner Braut sich vorzustellen, wie sie mit anderen Männern geschlechtlich verkehre. Zuweilen ist der Zwang zum Zusammendenken nicht durch den Kontrast, sondern durch irgendwelche anderen assoziativen Vorbedingungen oder Symbolismen bewirkt: Beim Geräusch der Eisenbahnräder kommen bestimmte Worte, mit jedem Rasseln der Räder wird ein Mensch überfahren, oder etwas Ähnliches.

b) Zwangsweises Suchen nach Namen, entfallenen Worten, Personen (Onomatomanie).

c) Allgemeine Grübelsucht, Zwang irgendwelche Fragen zu Ende denken zu müssen, ohne daß dies möglich wäre. Eine Kranke grübelte: Warum haben die Menschen fünf Finger? Was könnte die Hand leisten, wenn sie sechs, oder sieben, oder mehr Finger hätte? Wenn statt drei Gliedern der Finger vier oder fünf oder sechs hätte? Die Kranke mußte sich immer vorstellen, wie eine solche Hand aussehen würde; dann kamen ihr widerwärtige, abscheuliche oder unheimliche Gefühle. Sehr oft nimmt diese Grübelsucht einen metaphysischen Ton an. Sie kreist um letzte Lebensfragen, aber mit zwangsläufiger Monotonie; und vor allem: sie kommt nie zu Ende. Es liegt dies an der Unabgeschlossenheit der Probleme, die den Gegenstand des grüblerischen Zwangsdenkens bilden (Friedmann). Die Grübelsucht richtet sich sehr oft auf das eigene Ich des Erlebenden und wird dann zur Zweifelsucht und Skrupelsucht. Es beginnt ein zwangsmäßiges Wühlen selbstquälerischer Art in allen möglichen Unwertvorstellungen: etwas falsch gemacht zu haben, eine Schuld auf sich geladen zu haben. Man hat vielleicht aus Versehen einen falschen Eid geschworen. Darf man heiraten? Ist die Eheschließung nicht ein Verschulden gegen die betreffende Frau? Wenn

Digitized by Google

sie nun im Kindbett stirbt — könnte man nicht als ihr Mörder gelten? Und wenn sie kein Kind bekommt — versagt man ihr dann nicht das Lebensglück? Einer meiner Kranken machte sich zwangsweise Zweifel darüber, ob sich nicht die Gestalt seiner Frau veränderte. Wurde der Kopf nicht immer größer? Sah sie nicht buckelig aus? War sie vielleicht von einer geheimen Krankheit heimgesucht? Oder war die Ehe Schuld daran?

Die bei diesen Formen der Zwangsgedanken häufig zu findende übertriebene Pedanterie und Gründlichkeit ist nicht selber eine Zwangserscheinung, sondern eine Abwehr gegen die Zweifelsucht. Sie gehört zu den Bearbeitungsweisen eines bestehenden Zwanges, ähnlich wie die zeremonielle. Sie ist freilich sehr häufig auch zugleich die Charaktergrundlage, auf welcher Grübelsucht und Zweifelsucht erst erwachsen.

4. Zwangsimpulse.

a) Momentane Impulse ohne Vorsatz, aber von Zwangscharakter, d. h. als subjektiv zwangsläufig erlebt: plötzlicher Trieb aus dem Fenster zu springen, eine Grimasse zu schneiden, zwei Stühle zu vertauschen.

b) Momentane Impulse auf Grund von Zwangsvorstellungen. Hierbei ist die Zwangsvorstellung das erlebte Motiv des Impulses. Der Impuls gleicht einem Trieb oder einer Willkürhandlung. Z. B. der Zwangstrieb, jemanden nachzuahmen, jemanden mit einer Beschimpfung begrüßen, etwas Ekelhaftes berühren zu müssen. Hier sind häufig Übergänge zu phobischen Inhalten, sogar zu chokartig bedingten Überwertigkeitserlebnissen. Ein depressiv-schwerblütiger Kranker erlebte vor einigen Jahren ein Bootsunglück, bei dem zwei Menschen ertranken. Seitdem mied er den See, auf dem dies passiert war. Nach zwei Jahren ging er zum ersten Male wieder, mit seiner Familie, dort spazieren, in unklarer düsterer Erregung. In diese sprach sein Kindchen störend hinein, und in diesem Augenblick überfiel ihn der Zwangsantrieb, das Kind in dies Wasser zu werfen. Seitdem ist er in ständigem angstvollen Kampfe gegen die wachsende Herrschaft dieses Zwangsimpulses. Auch die Zwangsmaßnahmen auf Grund von Zwangsvorstellungen, die Zeremonielle, könnten hierher rechnen, jedoch sind sie keine momentanen Impulse, sondern durchaus bedachte planvolle Handlungen.

c) Der Zwang, beim Gehen die Fenster zählen zu müssen, oder die vorübergehenden Menschen zählen zu müssen — überhaupt der Zählzwang (Arithmomanie). Der Zwang, beim Gehen nur auf die Grenzlinien der Pflastersteine treten zu müssen, umherliegendes Papier auflesen zu müssen. Ein dipsomanischer Kranker hatte den Zwangstrieb, während seiner Attacken in jeder Wirtschaft ebensoviele Schnäpse trinken zu müssen, wie Stufen in das Lokal hineinführten. Hierbei war der dipsomanische Drang nicht etwa das Zwangshafte, der Zwang beschränkte sich innerhalb des dipsomanischen Dranges auf die Zuordnung der Zahl von Treppenstufen und Schnäpsen. Bei diesen Zwangsimpulsen handelt es sich nicht um momentane, sondern um dauernde Zwangsmotive.

d) Hierher gehört auch ein gleichsam negatives Zwangsphänomen: die Zwangshemmung des Eigenwillens bei bestimmten Arbeiten. Jemand setzt sich zu einer Arbeit, und im gleichen Augenblick kann er mit der Arbeit nicht beginnen. Zwangsmäßig erlebt er den Impuls, beim dritten Worte aufhören zu müssen — tut er dies nicht, so würde ihm schlecht werden, er würde die Gedanken verlieren usw. Einer meiner Kranken, der an sich gut begabt war, hatte derartige Zwangserlebnisse gehemmter Art ständig während der Abfassung einer bestimmten wissenschaftlichen Arbeit. Dieses Phänomen ist komplex; es enthält neben der Willenshemmung phobische Elemente und solche des Zwangsdenkens.

Digitized by Google

d) Gesichtspunkte der Deutung.

Aus dieser Zusammenstellung geht die unabsehbare Vielfältigkeit der seelischen Erscheinungen und Vorgänge hervor, die mit dem Erlebnis des subjektiven Zwanges auftreten können. Dieses Erlebnis des subjektiven Zwanges — ist es bei all den genannten Erscheinungen das gleiche? Kann es zu jedem beliebigen Ereignis als besondere Erlebnisform hinzutreten? Oder ist es mit bestimmten Erlebnisgegebenheiten unlöslich verknüpft, so daß diese ohne subjektiven Zwang gar nicht erlebbar sind und somit die eigentlichen Zwangsgestaltungen darstellen? Für die Beantwortung solcher Fragen muß vorausgesetzt werden, daß sich — gemäß unserem genannten Kriterium des subjektiven Gezwungenseins — eine eindeutige Abgrenzung der wirklichen Zwangserscheinungen von ähnlichen, aber andersartigen Seelenvorgängen ermöglichen läßt.

A. Viele Autoren, — insbesondere Krafft-Ebing, Loewenfeld, in gewisser Weise auch Janet — haben die Zwangserscheinungen zu weit gefaßt. Es ist streng daran festzuhalten, daß der Zwang eines Zwangsgebildes ein erlebter sein muß.

1. Ältere Autoren haben dies nicht genügend berücksichtigt. Sie haben diesen erlebten, subjektiven Zwang beim Auftreten eines Bewußtseinsinhaltes nicht selten in den objektiven Zwang hinüberfließen lassen, der jedem voll determinierten seelischen Phänomen anhaftet. Bisweilen erscheint dem Erlebenden selber ein Bewußtseinsinhalt so tiefgehend kausal bestimmt und von so überwältigender Notwendigkeit, daß diese notwendige Determiniertheit, dieser objektive Zwang miterlebt wird: der Erlebende „kann nicht anders", als diesen Bewußtseinsinhalt oder Zusammenhang zentral zu erleben; er „kann nicht über ihn hinweg". So etwa wird dieses objektive Gezwungensein zugleich mit dem Auftreten des Bewußtseinsinhaltes miterlebt. Es gibt z. B. beherrschende Wahnvorstellungen solcher Art. Eine Wahnkranke erlebt sich als neuen Christus. Sie ist kritisch, scharfsinnig und durchaus der Wirklichkeit zugewandt. Es erscheint ihr selbst ungeheuerlich, daß Christus in unserer Zeit neu erstehen soll, und noch dazu in ihrer Gestalt. Aber sie kann nicht anders als dieser Überzeugung folgen, alle Zeichen sprechen dafür, von ihrer frühesten Kindheit an; täglich erhält sie neue Beweise. Sie erlebt also mit dem Wahninhalt zugleich den überwältigenden objektiven Zwang zu seiner Akzeptierung. Aber das ist nicht etwa eine Zwangsvorstellung! Die innerlich freie Zustimmung und Bejahung dieses Zwangsinhaltes erfolgt bei der Kranken trotz gewisser kritischer Verstandesbedenken. Es fehlt die innere Ablehnung, das Moment des Kampfes, der ohnmächtigen Willensabwehr im Erleben. Die bloße objektive Determination und deren Erlebnisseite reicht also nicht aus, um das Erleben des subjektiven Gezwungenwerdens in demjenigen Sinne, den wir einzig und allein als Kennzeichen für die Zwangsgebilde ansehen, zu gewährleisten.

2. Ebensowenig ist mit der Dominanz eines Bewußtseinsinhaltes das Moment des subjektiven Gezwungenseins in unserem Sinne gegeben. Genau wie es Fälle gibt, in denen die Determination eines Bewußtseinsinhaltes auch dem Erlebenden evident sich geltend macht, genau so gibt es Fälle, wo die Determination eines Bewußtseinsinhaltes von solcher Geschlossenheit und Kraft ist, daß der Bewußtseinsinhalt dadurch eine zentrale Stellung im Erleben erlangt. Insbesondere trieb- und affektbetonte Bewußtseinsinhalte können diese Bedeutsamkeit und Vorherrschaft erlangen, ebenso kann ihre Dominanz als solche erlebt werden. Aber dies allein ist ebensowenig schon eine echte Zwangserscheinung wie das vorige. Unser Kriterium ist nicht anwendbar. Wohl erlebt der Betroffene die Macht des dominierenden Bewußtseinsinhaltes über sein Ich, wohl kann er sich von dieser Macht geradezu überwältigt fühlen, aber nicht in dem Sinne, daß er

Digitized by Google

erlebt, gegen etwas Wesensfremdes, Ungewolltes, Verneintes mit seiner freien Persönlichkeit in einen ohnmächtigen Kampf zu geraten. Wir sehen etwas derartiges beispielsweise bei Perversionen, oder beim Stehltrieb und sonstigen imperatorischen Trieben. Gewiß wird nach vollbrachter Tat der Erlebende meist kritisch ablehnend zu diesen Ereignissen stehen und mit Recht sagen, er sei von solchen Trieben überwältigt worden. Das hindert nicht, daß er im Augenblick des Erlebens in diesem Triebe aufging, seine ganze Persönlichkeit an ihn hingab, ihn also innerlich bejahte. Die Überwältigung war eine objektive, keine als subjektives Gezwungensein erlebte. Ähnliches gilt auch von den sogenannten Tics, von den Idiosynkrasien bzw. den seelischen Erscheinungsweisen beider. Wir werden diese ebensowenig zu den Zwangserscheinungen rechnen wie den dipsomanischen Drang, die Suchten und die imperatorischen Triebe. Ebensowenig werden wir überwältigende dominierende Sinnestäuschungen, Emotionen und Stimmungen als Zwangserscheinungen betrachten, bloß weil der Erlebende angibt, er sei von ihnen überfallen und beherrscht worden.

3. Eine Untergruppe der dominierenden Bewußtseinsinhalte, welche sorgfältiger Abgrenzung gegen die Zwangsgebilde bedarf, sind die von Wernicke erforschten Gestaltungen überwertiger und autochthoner Art. Wir gehen hier nicht auf dieselben ein und erwähnen nur, worin ihr Unterschied zu den echten Zwangserscheinungen besteht. Überwertig sind Bewußtseinsinhalte und Antriebe, die den beherrschenden affektiven oder verstandesmäßigen Grundzügen der Persönlichkeit unmittelbar entstammen und dieser inneren Zugehörigkeit gemäß als besonders bedeutsam erlebt werden. Ein stolzer, empfindlicher Mensch von starkem Rechtsgefühl kommt über ein vermeintlich erlittenes Unrecht nicht hinweg; der Gedanke an dies Unrecht wird überwertig, tritt in eine zentrale Erlebnisstellung und reißt den ganzen Menschen mit sich. So überwältigend hier ein Bewußtseinsinhalt erlebt wird und Nachwirkungen mit sich bringt, die alles im Wege stehende umreißen oder lähmen, so wenig kann doch von echtem Zwangserleben gesprochen werden. Ist doch gerade das überwertige Erleben ein solches, dem die erlebende Persönlichkeit den Akzent gibt, dem sie sich ausliefert, nicht ein solches, welches sie als wesensfremdes, subjektiv erzwungenes ablehnt. Daher werden wir die hypochondrischen Phobien nur mit sehr großer Vorsicht als Zwangserscheinungen werten dürfen. Natürlich stimmt der syphilidophobe Mensch nicht dem Erlebnis zu, Lues zu haben. Aber den Grundlagen dieses Erlebens stimmt er innerlich zu, im Augenblick wo er seine Syphilisfurcht erlebt, der ängstlichen Tendenz sich schützen, vor Unheil bewahren zu müssen, dem Erleben der Gefahr, der möglichen Erkrankung.

Unter autochthonen Vorstellungen verstand Wernicke das Auftreten bestimmter überwältigender Bewußtseinsinhalte originärer Art. Plötzlich war die innere Gewißheit irgendeines bedeutsamen Erlebens da, welches sich aufs eigene Ich bezog. Sie war mit genau der gleichen psychologischen Ursprünglichkeit da, wie etwa diejenigen psychomotorischen Störungen, die bei Wernicke den Ausgangspunkt für Wahnbildungen bedeuten. Wird dies angenommen, so ist gleichwohl klar, daß es sich auch bei autochthonen Bewußtseinsinhalten nicht um Zwangsgebilde handeln kann. Vielmehr werden diese nichtpsychisch determinierten primären Bewußtseinsinhalte als dominant, als beherrschend erlebt, ohne daß diese Dominanz abgelehnt und als subjektives Erzwungenwerden erlebt wird.

B. Nicht weniger naheliegend ist eine zu enge Fassung und Abgrenzung des Zwangsgeschehens, wie sie insbesondere von Westphal angewandt wurde und seither von vielen deutschen Forschern vertreten wird.

1. Die engste Fassung des Zwangsbegriffes ist diejenige, welche nur in den

Digitized by Google

Zwangsvorstellungen und in denjenigen Vorgängen, die auf Zwangsvorstellungen beruhen, echte Zwangserscheinungen sieht. Von der Erlebnisseite her, phänomenologisch, ist diese Einschränkung willkürlich. Ein Zwangsantrieb, ein Zwangseinfall usw. wird genau mit den gleichen Erlebniskriterien der ohnmächtigen Ablehnung, des vergeblichen Willenswiderstandes und des subjektiven Gezwungenwerdens erlebt, wie ein vorstellungsmäßig oder denkend gegebener Bewußtseinsinhalt. Diese enge Auffassung ist aus theoretischen Erwägungen zu erklären. Man geht von der Auffassung aus, daß alles psychische Sichereignen auf (Empfindungen oder) Vorstellungen zurückgeht. Macht man eine derartige Konstruktion mit, und nennt weiterhin die Gedanken und Urteile, die mit dem Gefühlston innerer Ablehnung als dominant erlebt werden, „Vorstellungen", so kann man zu der schiefen Formulierung gelangen, die in dieser engen Fassung liegt. Es bestcht aber kein Grund dazu, sich an eine solche atomistische Konstruktion der Seelenvorgänge zu binden.

2. Zugleich führt diese ebengenannte Fassung des Zwangsbegriffs zu einer weiteren Theorie, die trotz der mächtigen Gegnerschaft Kraepelins und Aschaffenburgs als die heute noch herrschende Theorie der Zwangserscheinungen angesehen werden darf, nämlich der Theorie, daß alle Zwangserscheinungen auf primären Störungen des Denkens beruhten. Es wird etwa so argumentiert: der vom Ich aus aktiv geleitete kontinuierliche Ablauf der Vorstellungs- und Urteilsbildung wird plötzlich und jäh durch das Auftreten der Zwangsinhalte durchbrechen. Die Möglichkeit einer derartigen Durchbrechung muß auf primären Fehlbildungen oder Schwächen derjenigen Funktionen beruhen, welche bei den Vorstellungs- und Urteilsbildungen ins Spiel treten. Die aktive Seite derselben faßt man mit landläufigem Ausdruck als Aufmerksamkeit, deren objektiven Verlauf als Apperzeption zusammen. Zwangserscheinungen beruhen hiernach auf Störungen der Aufmerksamkeitszuwendung auf die Verknüpfung der Bewußtseinsinhalte, oder sie beruhen auf Schwächen der apperzeptiven Ordnung dieser Bewußtseinsinhalte.

Selbst wenn diese theoretische Annahme richtig wäre, daß bei allen Zwangserscheinungen solche Schwächen oder Diskontinuitäten in den Funktionsgrundlagen des Vorstellungs- und Denkverlaufs auftreten, so ergäbe sich sofort die weitere Frage, wie diese Schwächen zu bestimmen seien, bzw. worauf sie beruhten. Die für gewöhnlich gegebene Antwort, sie seien besonderer primärer Art und so beschaffen, daß sie den Einbruch der Zwangsgebilde ermöglichten, oder bewirkten oder zuließen, ist keine Antwort, sondern eine dogmatische Wiederholung der Behauptung. Mit konstruktiven Willkürlichkeiten ist uns aber nicht gedient. Ferner, selbst wenn man jene theoretischen Lehren von der Aufmerksamkeit und der Apperzeption einmal, als heuristisch erlaubt, ohne Kritik hinnimmt, so ist dennoch die an sie geknüpfte Behauptung, daß die Zwangserscheinungen auf Schwächen der Apperzeption beruhten, irrig. Ganz gewiß wird die Kontinuität der Vorstellungs- und Urteilsvorgänge durch das Auftreten von Zwangsgebilden durchbrochen. Sie wird nicht anders durchbrochen, als sie durch das Auftreten irgendwelcher anderen Bewußtseinsinhalte, die ohne Zutun des Ich jäh auftauchen, „durchbrochen" wird. Jede plötzliche Wahrnehmung, jede Sinnestäuschung, jede neue lebhafte und intensiv gegebene Bewußtseinserfüllung reißt einen Teil der Aufmerksamkeit an sich, zwingt das Ich, zu ihr Stellung zu nehmen und „stört" damit die bisherige Kontinuität in der Abfolge der Bewußtseinsinhalte. Je stärker die ursprüngliche affektive Kraft, die Dominanz eines solchen neuen Erlebnisinhaltes ist, um so jäher wird das Ich ohne sein Zutun auf dies Bewußtseinsgebilde hingelenkt und von ihm überwältigt. Wir sahen schon, daß diese Eigenart den Zwangsgebilden zwar auch zukommt,

Digitized by Google

aber nicht wesensmäßig bezeichnend für sie ist, geschweige denn ihr alleiniges Kennzeichen. Sodann aber müßte man ja in allen derartigen Fällen eine „Denkschwäche" supponieren; und dies wäre im Widerspruch mit den beobachtbaren Tatsachen. Besonders auch beim Zwangserleben beobachten wir unmittelbar, daß von einer primären Schwäche oder Störung in der Urteilsbildung oder Vorstellungsordnung nicht die Rede ist. Die „Kritik" gegenüber den Zwangsgebilden, die urteilsmäßige und willensmäßige Ablehnung des Zwangsgebildes durch das Ich ist ja immer vorhanden. Wenn Grübelsucht und Zweifelsucht die Urteils- und Vorstellungsbildung eines Menschen gefangen nehmen, so ist es doch so, daß die Richtung des Denkens, die Gegenstände für die vorstellende und denkende Ordnung besondere sind und kraft ihrer besonderen Bedeutung das (ganz intakte) Denken und Vorstellen des Ich beschäftigen. Und so sehr dies Ich auch diese Gegenstände, Themen und Vorwürfe ablehnen mag, so heftig es sich gegen deren „besondere Bedeutung" wehrt, so fühlt es sich erlebnismäßig immer wieder zur Hinwendung auf sie gezwungen. Was sich ihnen aber da zuwendet, ist der völlig intakte Mechanismus denkender und vorstellender Funktion. Gewiß bleibt die Urteilsbildung und Gedankenentwicklung des Grübelsüchtigen und Zweifelsüchtigen eine ewig unabgeschlossene (Friedmann), nie zu Ende kommende. Aber das liegt nicht an Schwächen der Urteilsfähigkeit, sondern — wo es nicht an der Unerschöpflichkeit des Themas selber liegt — an dem ständigen erneuten Zwang zur denkenden Zuwendung. Das Erlebnis dieses ständigen Gezwungenseins zur denkenden Zuwendung zu etwas, dessen Bedeutung vergebens innerlich abgelehnt wird, dies ist nicht selber eine Denkstörung und nicht aus Schwächen des Denkens zu deuten.

3. Demgegenüber ist von Kraepelin, Aschaffenburg und anderen darauf hingewiesen worden, daß die herrschende Kraft der Zwangsgebilde aus ihrer affektiven Tönung stamme. Wir haben bereits gesehen, daß der Affekt bei Phobien und Zwangsvorstellungen, der Affekt der Peinlichkeit und Angst, oftmals aus dem Erlebnis des Gezwungenseins verständlich ist. Sehr oft haftet dieser Affekt aber auch an dem widerwärtigen, gefahrdrohenden, quälenden oder abscheu-erregenden Inhalt des Zwangsgebildes. Die Dominanz eines Bewußtseinsinhaltes ist aber überhaupt in überwiegendem Maße auf die affektive Kraft zurückzuführen, die sich an den betreffenden Bewußtseinsinhalt bindet. Es ist durchaus folgerichtig, anzunehmen, daß dies Gesetz der Dominanz auch für die Zwangsgebilde gilt. Nur gerade das eigenartige Erlebnis der ohnmächtigen Ablehnung, des subjektiven Gezwungenseins trotz dieser Ablehnung wird durch die Theorie der affektiven Fundierung der Zwangsgebilde in seiner spezifischen Eigenart nicht erklärt. Die Richtigkeit der affektiven Theorie des Zwanges zugestanden, muß man doch weiter fragen: woher kommt es, daß gewisse Formen der affektiven Dominanz gerade mit diesen spezifischen Zwangskennzeichen erlebt werden, und nicht in der gewöhnlichen Form der beherrschenden zentralen Bewußtseinsgegebenheit, in der sonst affektiv dominante Bewußtseinsinhalte erlebt werden? Hier kommt offenbar noch etwas Neues oder Besonderes zu der affektiven Dominanz hinzu, um Zwangsgebilde zu gestalten.

e) Die fundierenden Funktionen des Zwangserlebens.

C. Die bisherigen Theorien des Zwanges machten sich ihre Fragestellung nicht genügend klar. Will man die Zwangserscheinungen gesetzmäßig deuten, so muß man die Gesichtspunkte solcher Deutung sorgfältiger auseinanderhalten, als dies bisher geschehen ist. Man muß unterscheiden:

Digitized by Google

a) Das Zwangserleben von dem objektiven seelischen Ablauf. Wir haben gesehen, daß das Kriterium des Zwangshaften im Erleben liegt. Wie der objektive seelische Ablauf beschaffen sei, der solches Erleben gibt, ist eine völlig andere Frage als diejenige: was für Erlebensformen dem erlebnismäßigen Zwangskriterium entsprechen.

b) Ebenso sorgsam muß hinsichtlich dieses objektiven Ablaufs unterschieden werden zwischen den fundierenden Funktionen der Zwangsgebilde, und den genetischen Determinanten des Eintritts von Zwangserscheinungen. Die erstere Erklärung, die funktionale, analysierende, geht darauf aus, festzustellen, welche Störung von Funktionen, welches Zusammenspiel von Funktionen den Grund der Möglichkeit von Zwangserleben abgibt. Hierher gehören die bisher schon genannten theoretischen Versuche, das gestörte Denken oder die gestörten Vorstellungen als Grund der Möglichkeit des Zwangserlebens in Anspruch zu nehmen. Diese Theorien bezeichnen sich zu Unrecht als genetisch, sie sollen nur aussagen, worauf die Möglichkeit des Zwangsgeschehens beruht. Ihnen gegenüber steht die genetische Erklärung, die erst vollziehbar wird, wenn die fundierende geleistet ist: wodurch, durch welche seelische Dynamik, wird jenes abnorme Zusammenspiel der fundierenden Funktionen aktuell, so daß Zwangserleben wirklich wird? Diese dynamische Theorie bestimmt genetisch sowohl die eigentümliche jeweilige Inhaltsbildung als auch die Erlebensform des Zwangsmomentes.

c) Die analytische Auflösung des Zwangsproblems gibt also die fundierende, objektive, ablaufsmäßige funktionale Unterbauung des phänomenologischen Tatbestandes im Hinblick auf das Zwangshafte. Da ist zuvörderst klar, daß es sich um eine eigenartige Anomalie im Erleben der eigenen Aktivität handelt. Insofern, als auch bei Vorstellungen, Gedankenbildungen, Urteilsvollzügen, Befürchtungen, Erwartungen und Stellungnahmen willentlicher Art die zentrale Aktivität des Ich beteiligt ist und vom Ich als solche erlebt wird, insofern sind alle diese Gebiete der Möglichkeit dieses anomalen Aktivitätserlebens ausgesetzt. Es gibt keine spezifischen Gebiete des Erlebens, die hinsichtlich der Zwangsgegebenheit ausschließlich bevorzugt würden, etwa „die Vorstellungen", „das Denken" oder dergl. Eine „Störung" des Vorstellens und Urteilens liegt also beim Zwangserleben nur insofern vor, als eine „Störung" des Erlebens eigener Aktivität als hierfür fundierend in Frage kommt. Nach den Grundlagen und der Wesenseigentümlichkeit dieser Störung des Erlebens eigener Aktivität haben wir zu fragen; sie ist das eigentliche fundierende Moment alles Erlebens von Zwangshaftigkeit. Nennen wir die fundierende Funktion aller erlebten Aktivität des Ich das Wollen, und unterscheiden wir das auf äußere Handlung gerichtete, „eigentliche" oder „äußere" Wollen von dem auf eine Veränderung der Bewußtseinsinhalte (durch Denken, Vorstellen usw.) gerichteten „inneren" Wollen[1]), so ist uns deutlich, daß Anomalien dieses Wollens, und zwar sowohl des äußeren wie des „inneren" Wollens, für das Zwangserleben fundierend sein müssen. Auch die Art der Anomalien muß sich uns aus dem Erlebnisbestande der Zwangshaftigkeit ergeben. Es ist ein Zwiespalt da: auf der einen Seite das Zwangsgebilde als Bewußtseinsinhalt, welcher die Forderung stellt, gedacht

[1]) So trennte schon Jacob Friedrich Fries (Psychische Anthropologie) im Sinne Kants die „äußere Tatkraft" von der „inneren Tatkraft", hinter denen beiden die gleiche gestaltende aktive Grundkraft des Ich, die „rezeptive Spontaneität" steht. Berze hat erst jüngst auf die Bedeutung dieser Formulierung für die gesamte Psychologie der Aktivität des Ich — im Gegensatz zu dem ungeordneten intentionalen Chaos der Phänomenologen — wieder aufmerksam gemacht. (Die Insuffizienz der psychischen Aktivität.)

Digitized by Google

zu werden, vorgestellt zu werden, zu gelten, befürchtet zu werden, getan zu werden. Warum dies Zwangsgebilde da ist, das gehört nicht in eine analytische, sondern in eine genetische Erklärung. Dies Bewußtseinsgebilde erhält seine deskriptiven Eigencharaktere als Zwangsgebilde durch die ablehnende, widersprechende, ohnmachtsvolle, negierende Einstellung des inneren Wollens beim Erlebenden. Wenn das Zwangsgebilde „Forderungen" stellt, so bedeutet das, daß es von den aktiven intentionalen Funktionen verwirklicht oder erfüllt wird oder werden könnte — von den denkenden und vorstellenden an bis zu den handelnden. Das Wollen des Erlebenden ist also ein zwiespältiges. Es richtet sich sowohl auf das Sein und Gelten der im Zwangsgebilde gegebenen Materie, als auch auf deren Nicht-Sein, Nicht-Gelten usw. Und durch diese Zwiespältigkeit des inneren Sichrichtens, der inneren Willensrichtung, erhält diese Materie ihren Charakter des Zwanghaften. Wir entnehmen dem Erlebnisbestande ferner, daß das erlebende Ich mit seiner Persönlichkeit gleichsam immer auf der Seite der Negation des Zwangsgebildes steht. Dasjenige innere Wollen, welches den Zwangsinhalt ablehnt oder negiert, wird als das der Persönlichkeit zugehörige „freie" Wollen erlebt. Dasjenige innere oder äußere Wollen, welches nach der Realisierung oder Erfüllung des Zwangsgebildes trachtet, wird vom Ich nicht als zu ihm selber gehörig erlebt. Endlich wird erlebt, daß diejenige Seite der Persönlichkeit, deren inneres Wollen das Zwangsgebilde ablehnt, gegenüber der anderen Seite ohnmächtig oder schwächer sein könnte.

Als wir vom Kampf der Motive bei Willensentscheidungen sprachen, da sahen wir bereits, daß die Spaltung oder der Zwiespalt des Wollens nur ein scheinbarer ist. Als Zwiespalt des Wollens wird erlebt, was in Wirklichkeit ein Zwiespalt der Motive für die Entscheidung ist. Das Wollen kann lange schwanken, es kann in fast gleichstarker Weise auf die Realisierung des Motivs und des Gegenmotivs gerichtet sein, abwechselnd, ja für das Erleben selbst sogar gleichzeitig. Aber die Willensspaltung ist tatsächlich nicht eine solche des formalen Wollens, sondern der Zustimmung des Ich zum Willensmotiv und zur Willensrichtung. Dabei kann, wie wir sahen, das Bewußtsein der Aktivität gehemmt sein, ja verloren gehen. Halten wir diese früheren Beobachtungen fest und erweitern sie auch auf das „innere" Wollen, so treten bereits die fundierenden Funktionen des Zwangserlebens hervor. Unter den Motiven des inneren Wollens im Zwangsaugenblick sind zwei ausgezeichnet: einmal die jeweiligen Beweggründe der „freien Persönlichkeit" des erlebenden Ich. Sodann — aus genetisch noch unklarer Determiniertheit — der Zwangsinhalt bzw. seine Forderung an das innere oder äußere Wollen, vollzogen oder anerkannt zu werden. Das wollende Ich schwankt zwischen beiden. Nicht sein formales inneres Wollen ist gespalten, sondern dessen Motivierbarkeit. Aber diese Spaltung der Motivierbarkeit wird als Zwiespältigkeit des Wollens erlebt. Die motivierende Kraft des Zwangsinhaltes auf das Wollen ist so stark, daß die freie Persönlichkeit dagegen nicht anzukönnen scheint. Indem sie aufs stärkste ihre innere Zustimmung versagt, kann sie sich doch nicht vor der Motivkraft jenes Bewußtseinsinhaltes retten. Daher das Erlebnis des vergeblichen Ablehnens und der Ohnmacht. Die Gefahr, trotzdem von jenem Bewußtseinsinhalt her und wider die eigene innere Zustimmung hinsichtlich des inneren oder äußeren Wollens motiviert zu werden, diese Gefahr wird als subjektives Gezwungenwerden erlebt. Woher die Motivkraft jenes Bewußtseinsinhaltes stammt, ist eine genetische Frage.

Wir erblicken also den fundierenden Vorgang für das Erleben des Zwanghaften in einer Zwiespältigkeit der Motivierbarkeit des äußeren oder inneren Wollens. Es gibt Bewußtseinsinhalte, deren Motivkraft das Wollen

Digitized by Google

wider die Zustimmung des wollenden Ich zu motivieren droht. Dieser Zwiespalt in der Motivierbarkeit des Wollens wird als eine Ohnmacht des freien Wollens selber erlebt.

f) Das genetische Prius des Zwangserlebens.

D. Woher erlangt nun ein Bewußtseinsinhalt eine derartige Motivkraft mit Bezug auf das innere oder äußere Wollen, daß er entgegen der Zustimmung des erlebenden Ich als siegreich erlebt wird? Wir wissen bereits, daß solche Motivkraft, solche Dominanz vom Affekt dynamisch getragen wird. Es erhebt sich sofort die weitere Frage: da der Affekt die genetische Determinante der zwangshaften Bewußtseinsinhalte darstellt, warum erscheinen diese dann nicht als überwertige, sondern mit dem besonderen Kennzeichen des Zwanges?

Nicht die Tatsache des Affektes und auch nicht seine Intensität vermögen das zu erklären. Die Erklärung muß vielmehr in einer anderen und besonderen Eigenschaft des Affektes liegen. Und in der Tat ist eine solche besondere Eigenschaft vorhanden, eine Eigenschaft, die das Erleben allen Zwanges in unvergleichbarer und entscheidender Weise färbt: die Art, die Qualität des Affektes. Der Affekt ist ein peinlicher, widerwärtiger, angstvoller. In ihm drückt sich die innere Ablehnung, der Kampf und die Ohnmacht des erlebenden Ich gegenüber dem Inhalt aus, den dieser Affekt begleitet. Zugleich aber verleiht gerade die Intensität des Affektes diesem abgelehnten Bewußtseinsinhalt seine Dominanz und Motivkraft.

Es besteht also eine Zwiespältigkeit zwischen den Wirkungen von Intensität und Qualität dieses Affektes; die Intensität desselben drängt den Bewußtseinsinhalt in eine zentrale dynamische Stellung hinein, die Qualität aber verneint oder bestreitet diese Stellung. Die Intensität des Affektes gibt dem Bewußtseinsinhalt Kraft eines Motivs — und das erlebende Ich lehnt den gleichen Inhalt als „sein" Motiv aufs heftigste ab (Qualität des Affektes). Diese eigentümliche Zwiespältigkeit der Affektwirkung gibt uns den Schlüssel zur Dynamik jeden Zwanges. Eine derartige eigentümliche affektive Struktur haben wir dynamisch zu erklären. Die in Frage kommenden Mechanismen der Verdrängung und des dynamischen Ersatzes durch das Gegenteil (Symbol) sollen hier nur angedeutet werden. Ursprünglich, in einem früheren seelischen Zusammenhang, war der Affekt keineswegs ein peinlicher, sondern ein lustvoller. Die Determination der Zwangsinhalte beruhte darauf, daß zu irgendeiner Zeit des früheren Lebens etwas leidenschaftlich gewollt wurde, dessen Gegenteil späterhin und jetzt ebenso leidenschaftlich angestrebt wird. Was früher leidenschaftlich gewollt wurde, geriet in Verdrängung; und aus dieser Verdrängung kehrt es, in irgendwelchen symbolischen Umsetzungen, im Zwangsgebilde wieder. Und zwar kehrt es wieder, erstens insofern als der Inhalt eine symbolische Widerspiegelung jener Verdrängung ist, und zweitens, insofern als früheres Wollen und kraftvolle Verdrängung jenem Inhalt seinen eigenartigen Affekt geben. Auch diese Affekteigenart — der Peinlichkeit und der Angst — ist nämlich ein Symbol. Sie ist so beschaffen, daß das erlebende Ich jenen symbolischen Zwangsinhalt so erlebt, als ob es sein Gegenteil leidenschaftlich wolle und dennoch den Zwangsinhalt realisieren müsse. Der Zwangsinhalt erlangt seine Motivkraft, aber so, als ob er kein Motiv des jetzigen erlebenden Ich sei oder sein könne; nämlich eben den peinlichen, quälenden, angstvollen negativen Affektton. Der Zwiespalt der Motivierbarkeit ist also so beschaffen, daß auf der einen Seite das aktuelle erlebende Ich sein äußeres oder inneres Wollen zu bestimmen sucht, auf der anderen Seite aber ein früheres, verdrängtes Ich,

Digitized by Google

dessen Motiv im Zwangserleben nicht als Motiv, sondern — in symbolischer Verkleidung — als etwas feindlich-Zwingendes, nicht zum Ich Gehöriges auftritt. Dadurch unterscheidet sich der Affekt des Zwangsgebildes in seiner Eigenart grundlegend von der überwertigen Affektivität.

Von Freud ist diese dynamische Grundlage der Zwangsbildung speziell dahin bestimmt worden, daß im Zwangserleben eine sexuelle (sadistische) Aggression der Kindheit aus stärkster Verdrängung symbolisch wiederkehre. Oder es kehre die Selbstverwerfung symbolisch wieder, welche zu jener Verdrängung den Anstoß gab, als Selbstvorwürfe, als Angst vor ungenügender Abwehr, als schlechtes Gewissen, als Furcht vor den Folgen. Wir gestehen dieser Lehre zu, daß frühere geheime Triebe und Wünsche, die später der Verwerfung und Verdrängung anheim fielen, entweder direkt oder in symbolischer Verkleidung unter den Motiven äußeren oder inneren Wollens wiedererstehen, und zwar so, als ob sie nicht Motive seien, sondern widerwärtig, verabscheut, abgelehnt, zwangshaft. Wir erblicken hierin ein fiktives teleologisches Arrangement (Adler). Die Inhaltsgebung der Zwangsgebilde beschränkt sich nicht auf die symbolische Wiederkehr der eigentlichen verdrängten Leidenschaften, sondern auch der Verdrängungsvorgang selber und seine Motive (Selbstverwerfung, Angst vor Folgen) bilden sich in der Zwangshaftigkeit der Zwangsgebilde mit ab.

Zusammenfassend sei wiederholt: Alle Zwangserlebnisse sind fundiert durch einen Zwiespalt in der Motivierbarkeit des äußeren oder inneren Wollens. Dieser Zwiespalt ist genetisch bestimmt durch das Auftreten von Bewußtseinsinhalten mit stärkster Motivkraft, die aber negierend erlebt wird. Diese negierende Erlebensform stammt aus der gleichen genetischen Quelle wie der eigenartige Affektton der Peinlichkeit, Widerwärtigkeit, der Unvereinbarkeit mit dem eigenen Ich, der Verdrängung eines früheren leidenschaftlichen Wollens sowie der damit zusammenhängenden Selbstwerteinstellungen. Diese Verdrängung kehrt symbolisch im Inhalt des Zwangsgebildes wieder, und durch ein fiktives Arrangement wird ihre Wiederkehr so erlebt, als gehöre sie dem Ich nicht zu, als sei sie kein Motiv, sondern Zwang.

Wir werden also sehr skeptisch gegen diejenigen genetischen Erklärungen von Zwangseinfällen, Phobien und Zwangstrieben sein, welche auf einen seelischen Choc basiert sind. Jemand z. B. hat einen Erhängten gesehen und muß sich nun diesen Anblick zwangsmäßig immer wieder vergegenwärtigen. Hier kann es sich um eine affektiv überwertige Nachwirkung eines Schreckens handeln und nicht um echten Zwang. Es kann aber auch sein, daß dieser Schreck einem selbstquälerischen Bedürfnis des Erlebenden gleichsam entgegenkam. Verdrängte, lustvolle Triebgebilde oder Wünsche können durch diesen Choc wieder angeregt worden sein. Was später dann mit Angst und Schrecken zwangsmäßig vorgestellt wird, der Anblick einer Leiche, kann auf diese Weise ein durch den seelischen Choc bereitgestelltes harmloses Symbol eines verdrängten Mordwunsches sein, und der negative Gefühlston des Zwanges enthält sowohl die überwertige Nachwirkung jenes Chocs, als auch — „dahinter" — die Elementarität der verdrängten Lust, die Umkehr derselben in Angst und Widerwillen, und endlich die Abbildung der eigenen Selbstverwerfung wegen jenes verdrängten Wunsches. So komplex kann ein derartiges scheinbar einfaches Phänomen aufgebaut sein. Wer sich viel mit Zwangsgebilden beschäftigt, dem fällt immer wieder zweierlei auf: einmal die inhaltliche Abscheulichkeit, Unappetitlichkeit usw., und zweitens die hinter dem Quälenden des Zwanges lauernde Süchtigkeit, eine Art von Lust an der Selbstquälerei, eine Tendenz sich dem Zwangsinhalt immer wieder zuzuwenden, nicht von ihm loszukommen. Dies alles spricht doch sehr für die komplexe, aus Lust und Schuld

Digitized by Google

gemischte Entstehung, die wir hier skizziert haben. Viele Zwangsgebilde trivialer, „sinnloser" Art, wie Zählzwang, nicht Loskommen von Melodien, Berührungsangst, Beschmutzungszwang usw. enthalten zugleich ein Moment, welches man fast als eine Selbstbestrafung auffassen möchte. Vielfach freilich ist der Mechanismus derartiger Zwangsbildungen auch so, als ob sie das Ich von dem eigentlichen verdrängten Trieb oder Wunsch ablenken sollten. Damit kämen wir dann zur weiteren seelischen Zwangsverarbeitung.

g) Formen des Kampfes mit dem Zwangserlebnis.

Bei der sekundären seelischen Bearbeitung aller Zwangsgebilde geht die Tendenz naturgemäß dahin, das Ich vor dem Durchbruch, dem Siege des Zwanges über das eigene freie Wollen zu wahren. Die große Anzahl der Zeremonielle ist ablenkender, schützender oder vorbeugender Art. Andere Zeremonielle sollen die Bedeutung des Zwangsinhaltes gleichsam ungeschehen machen oder das Ich vor den Folgen des Zwangsinhaltes sichern: die Waschzeremonielle vor der Möglichkeit der Beschmutzung, die Eßzeremonielle vor der Möglichkeit der Erkrankung durch Infektionen usw. Häufig sind die Zeremonielle rein symbolisch, genau ebenso symbolisch, wie der Zwangsinhalt. So pflegte eine Zwangskranke, von deren Fischphobie oben die Rede war, neben vielen anderen Zeremoniellen auch das der symbolischen Reinigung: Wenn sie einige Tropfen Wasser auf Tisch und Stühle, an die Tür und auf den Erdboden gesprengt hatte, so war das ebensogut, als ob sie eine wirkliche Reinigung gegenüber der Gefahr der Beschmutzung mit Fischteilen vollzogen hätte. Eine Kranke, welche Infektion mit unappetitlichen Stoffen durch die Luft befürchtete, pflegte bis 12 Uhr Mittags kein Wort zu sprechen; das erste Wort, welches sie alsdann sprach, mußte mit einem P beginnen und ein Sch enthalten, „weil hierbei die Ausatmung besonders stark sei"; sie war sich hierbei völlig über den symbolischen und eigentlich unwirksamen Charakter dieses Selbstschutzes klar. Nicht selten erstarren die Kranken völlig in einem System derartiger Schutzzeremonielle, welches lästiger wird als die Zwangserscheinung selber. Kranke mit Agoraphobie werden immer weniger mobil und halten zuletzt bloß noch in einem einzigen Raum aus, der eine Art von Tabu bildet. So konnte ein Kranker mit Platzfurcht und Straßenfurcht anfangs noch in der Droschke beliebig umherfahren, späterhin bloß noch in einem Auto, noch später bloß noch in einem einzigen bestimmten Auto, mit einem besonderen Chauffeur; noch später mußte ein Diener mitfahren; dann engagierte er zur Vorsicht noch einen jungen Arzt; dann mußte ein zweiter Arzt auf der einzigen noch für ihn fahrbaren Strecke unterwegs warten; dann mußte vor jeder Fahrt der erste Nervenarzt der Stadt telephonisch die Suggestion erteilen, die Fahrt werde absolut zwangsfrei verlaufen. Trotzdem hatten all diese Schutzmaßnahmen gerade in dem Augenblick versagt, als ich zur Behandlung hinberufen wurde. Die Selbstbeschränkungen, welche sich diese Kranken allmählich auflegen, werden immer stärker; man hat deutlich den Eindruck, als wenn neben dem Selbstschutz auch die Selbstquälerei und deren Wollust eine Rolle spiele. Es tritt eine Angst und eine Abscheu gegenüber allem Neuen, Unerwarteten, Ungewohnten ein: der Misoneismus (Janet). Um dem unerträglichen Zwang einer solchen völlig verbauten Lebenssituation entfliehen zu können, pflegte eine meiner Kranken jährlich einen symbolischen „Umzug" vorzunehmen, indem sie alle ihre Lebensgewohnheiten mit einem umfassenden Schritt auf eine neue Grundlage stellte; nun war sie wiederum für geraume Zeit sicher, gegen ihre Phobien wirklich geschützt zu sein. Leider vollzogen sich allmählich auch diese symbolischen Umzüge nach einem ganz bestimmten Zeremoniell. Auch das Denken gerät aus Schutz- und Abwehrgründen in eine immer größere Selbstbeschränkung, eine kleinliche, nie zu Ende kommende Pedanterie. Grübelsucht und Zweifelsucht sind in gewissen Fällen nur die Folgeerscheinungen

Digitized by Google

dieser Einstellung (Manie de l'au delà). Bei einer schweren originären Zwangsvorstellungsneurose ist Selbstmord nicht selten. Sowohl der erwähnte Fall des Kirchenassessors, als auch dessen Vater und dessen einziger Bruder endeten durch Selbstmord; alle drei waren schwere Zwangsneurotiker.

h) Die Persönlichkeiten der Zwangsleidenden und ihre charakterologischen Stigmen.

Hinsichtlich der Zuordnung von Zwangserscheinungen zu bestimmten menschlichen Typen und klinischen Bildern muß unterschieden werden zwischen dem Auftreten isolierter Phobien, überwertiger Erlebnisse, Impulse einerseits und der wahllosen Häufung aller möglichen Zwangserscheinungen andererseits. Dem ersteren entspricht immer ein unsicheres Selbstgefühl von labiler Gefühlstönung, und häufig auch ein konkretes, auslösendes Einzelerlebnis. Allerhand psychopathische und neurotische Menschen weisen vorübergehend oder dauernd derartige vereinzelte Zwangsgebilde in ihrem Erleben auf. Man findet sie ferner bei den Depersonalisationserscheinungen, die man im Beginn vieler Psychosen und auch bei vielen Neurosen vorfindet. Insbesondere die zyklothymen Depressionen und die Melancholien zeigen nicht selten neben anderen Erlebnissen auch zwanghafte. Janet hat Zwangserscheinungen und Depersonalisationen einer bestimmten klinischen Spielform der Psychopathien, der sogenannten Psychasthenie, besonders innig zugeordnet. Da wir den Begriff der Psychasthenie als klinische Spielform für willkürlich halten, halten wir auch diese Zuordnung für verfehlt. Psychasthenisch sind eben Menschen mit einer im Vordergrunde stehenden Schwäche und Störung des Selbsterlebens. Das ist eine charakterologische und keine klinische Einordnung.

Die gehäuften, reich ausgestalteten, im Vordergrund stehenden Zwangsbildungen mit Schutzzeremoniellen und ähnlichem, die sogenannten schweren Fälle treffen wir in drei klinischen Formenkreisen besonders eng verbunden. Von vielen Seiten (Bonhoeffer, Stöcker usw.) ist auf die nahe Beziehung gehäufter Zwangserscheinungen zu den melancholischen Zuständen hingewiesen worden. Hat doch Stöcker sogar versucht, die Arten der Zwangserscheinungen aus einem „Mischzustande" manischer und melancholischer Momente, erregender und hemmender seelischer Bildungskräfte, zu erklären. Es ist keine Frage, daß der Melancholiker mit seiner Neigung zur Selbstverwerfung, zu Schuldgefühlen und der Überwertung gefahrdrohender Situationen auch einer Häufung von phobischen Gestaltungen besonders geneigt ist. Indes ist diese Affinität — psychologisch wenigstens — keine streng spezifische. Die zweite Formgruppe, in welcher wir eine Häufung von oft läppischen Zwangs- und Zwangsschutzerscheinungen beobachten, ist die schizophrene. Für den schizophrenen Zwang ist nicht selten bezeichnend, daß er und seine Abwehr immer mehr mechanisiert auftreten, öde und affektleer erstarren, und daß die Selbstkritik gegenüber dem Zwangsmoment allmählich erlahmt. Dann kann es vorkommen, daß die Charaktere des Zwanghaften sich allmählich verwischen und in die des Wahnhaften übergreifen. Die dritte Gruppe der gehäuften Zwangserscheinungen ist diejenige der originären Zwangsneurose. Hier besteht eine konstitutionelle Disposition. Ich sah in einem Falle einen direkt erblichen Charakter derselben; Hoffmann und Lange berichten ähnliches. Häufiger noch sahen sie diese Disposition in einer erblichen Mischung „schizophrener" und depressiver Erbfaktoren. Solche Fälle bedürfen keiner besonderen äußeren Auslösung, um Zwangserscheinungen zu bilden; ihre eigene Entwicklung bringt die Zwangsentfaltung notwendig und meist irreparabel mit sich. In vorgerückten Stadien unterscheiden sich diese Fälle eigentlich von den Schizophrenen nur durch eine gewisse ständig erhaltene Selbstkritik und Krankheitseinsicht, sowie durch das Fehlen andersartiger schizophrener Symptome; im übrigen aber versteinern sie in der

Digitized by Google

Automatisierung ihrer Zwangserscheinungen geradeso wie ein Schizophrener in seinen Symptomen. Eine meiner Kranken ist seit 26 Jahren das Opfer einer solchen Entwicklung der konstitutionellen Zwangsneurose; sie muß immer denken, sie könnte vielleicht falsch gebetet haben, der Teufel könnte ihr unheilige Gedanken eingeben; und dagegen hat sie ein System von Abwehrzeremonien. Sie hat außerdem stärkste Depersonalisationserscheinungen. Sie hat auch die „doppelte Buchführung" der Schizophrenen; abseits von ihrem Zwange ist sie natürlich, anregbar und realistisch. Auch sie ist heredologisch aus schizoiden und depressiven Erbmomenten gemischt und symptomatisch während des Zwangserlebens und der Depersonalisationserlebnisse voll depressiv. Aber diesem gesamten Zwangserleben und Entselbstungserleben fehlt mehr und mehr die affektive Ursprünglichkeit. Monoton leiert sie immer die gleichen Dinge wieder her, und wer sie mehrfach ausschließlich über diese Dinge sprechen hört, könnte aus der automatenhaften Monotonie ihrer Klagen leicht auf eine Schizophrenie zu schließen geneigt sein, wenn sie nicht hinterher volle Krankheitskritik und sogar eine gewisse Selbstironie produzierte. Die Stellung der originären Zwangsneurose in dem sogenannten klinischen System wäre eine höchst zweifelhafte, zwischen Melancholie und Schizophrenie diagnostisch schwankende, wenn sie uns nicht vielmehr einer der vielen Fingerzeige dafür wäre, derartige „Krankheits"-Gruppierungen durch eine konstitutionelle Typologie und Reaktionspsychologie zu ersetzen.

Ich habe aus dem Material meiner Sprechstundenpraxis seit 1919 sämtliche Fälle zusammengestellt, bei denen überhaupt Zwangserscheinungen im weitesten Sinne im Erleben auftraten.

Es sei sogleich bemerkt, daß bloße Angst- und erwartungsneurotische Symptome, ebenso wie Tics nicht mitgerechnet wurden.

Dann umfaßt das von mir persönlich untersuchte und verfolgte Material insgesamt 182 Fälle.

Dies Material teilt sich gleichsam natürlich in drei große Gruppen.

Gruppe 1, 114 Fälle, umfaßt das Gros aller jener neurotischen Zustände, in deren Gestaltung und Verlauf vorübergehend oder dauernd neben andersartigen Symptomen auch vereinzelte Zwangserscheinungen auftraten, sei es in Form situativer oder allgemeiner phobischer Überwertigkeit, sei es als gelegentlicher Grübelzwang, als isolierter Zwangseinfall oder Zwangsimpuls. Bei dieser Gruppe aber ordnet sich das Zwangssymptom einer für den jeweiligen Fall wesentlicheren andersartigen Symptomgestaltung so ein, daß es nicht oder nur ganz vorübergehend in erlebnismäßigem Vordergrunde der Neurose steht. Hierher gehören z. B. polysymptomatische Hysterien mit vereinzelten Zwangsbildungen, Angst mit wechselnder phobischer Zuspitzung, Impotenzfälle, bei denen Zwangsvorstellungen oder phobische Momente eine Rolle spielen, und ähnliches.

Diese Gruppe wurde für die Gewinnung einer Übersicht über das Zwangsgeschehen im Folgenden vernachlässigt.

Gruppe 2, 43 Fälle, umfaßt alle diejenigen Krankheitszustände, bei denen einzelne Zwangskomplexe innerhalb einer sonst ziemlich symptomfreien neurotischen Persönlichkeit mit ständiger Präsenz im Vordergrunde stehen.

Gruppe 3, 25 Fälle, umfaßt diejenigen Krankheitszustände, welche man gemeinhin als schwere „originäre" Zwangsneurosen im engeren Sinne bezeichnet. Es ließe sich aber zeigen, daß auch diese Gruppe in sich verschiedenartiges vereinigt. Ihr gemeinsames Merkmal ist, daß mehrere psychologisch in Beziehung stehende Zwangskomplexe sich systematisch über das gesamte Verhalten und die Lebensführung des Erkrankten ausbreiten, die Kranken völlig und ständig beherrschen, zwangsfreie Lebensäußerungen lähmen oder ersticken.

Digitized by Google

Gruppe 2 und Gruppe 3 zusammen bilden das Gebiet der eigentlichen Zwangsneurosen.

Bei Gruppe 3 findet sich in allen 25 Fällen eine Vielfältigkeit der Zwangsgestaltungen, aus welcher wertvolle symptomatologische, beschreibende und dynamische Schlußfolgerungen gezogen werden können. Hinsichtlich der konstitutionellen Zugehörigkeit dieser Fälle ist zu sagen: Erblichkeitsfeststellungen können natürlich an einem Sprechstundenmaterial nicht mit ausreichender Sicherheit getroffen werden. Die Beurteilung der konstitutionellen Grundlagen im Einzelfalle konnte also nur aus der klinischen Beurteilung des Untersuchten selber erfolgen — was ja praktisch auch völlig ausreicht. Da fällt zunächst, im Gegensatz zu Stöckers Annahmen, auf, daß der Anteil depressiv-manischer Temperamentsgrundlagen am Aufbau dieser schweren Zwangsneurosen ein recht geringer ist. Nur in 5 Fällen lag ein überwiegend konstitutionell-depressives Moment in den Grundlagen der psychischen Persönlichkeit vor. In 14 Fällen hingegen waren spezifische schizoide Faktoren eindeutig vorwiegend, so eindeutig, daß man in sieben derselben sogar geneigt sein konnte, die Diagnose Schizophrenie in Erwägung zu ziehen. Diese erwies sich jedoch, wenigstens meines Erachtens, bei genauer Kenntnis und jahrelanger Beobachtung der Fälle in vier Fällen als sicher falsch, in den übrigen drei als unwahrscheinlich.

Bei den restlichen 6 Fällen war eine Einordnung in der Richtung eines dieser beiden Konstitutionstypen nicht möglich.

In 6 Fällen dieser Gruppe, und zwar in fünf ausgesprochen schizoiden und einem depressiven, waren hysterische Einschläge in psychologischer Verbindung mit den Zwangserscheinungen und der Zwangsverarbeitung deutlich.

In der zweiten Gruppe, in der ein bestimmter Zwangskomplex von ständiger Präsenz und Dominanz bei sonst relativ symptomfreien Neurotikern besteht, liegen die Verhältnisse ein wenig anders. Es sei bemerkt, daß die 43 Fälle dieser Gruppe sich nicht völlig mit der Friedmannschen Gruppe der „isolierten überwertigen Ideen" decken. Es handelt sich nicht nur um überwertige Ideen, sondern in der Mehrzahl um echte Zwangserscheinungen. Auch die Fälle von Grübelsucht, Zwangsvorstellungen und Zwangsimpulsen rechnen hierher, soweit als sie wirklich dauernd im Vordergrunde des Seelenlebens stehen. Hier überwiegt in ausgesprochener Weise der sensitive Reaktionstypus. Nur in 15 Fällen konnte er außerhalb des Zwangsgeschehens nicht sicher nachgewiesen werden. Die konstitutionellen Fundamente desselben ließen sich jedoch keineswegs immer eindeutig bezeichnen. Ausgesprochen schizoide Typen zeigten sich klinisch 14 mal. Konstitutionell depressive Typen traten 9 mal hervor. Alle depressiven Typen waren zugleich auch von erhöhter allgemeiner Sensitivität; bei weitem aber nicht alle schizoiden. Charakteristisch ist noch, daß bei den Fällen von Grübelzwang im engeren Sinne die depressiven Typen weit überwogen, 6 von 9 Fällen waren ausgesprochen depressive Naturen, nur 2 schizoide. Gerade umgekehrt lag das Verhältnis bei den Zwangsimpulsen: unter 7 Fällen war nur ein einziger ein konstitutionell depressiver, der auch schon eine melancholische Psychose durchgemacht hatte. Und die Art seines Zwangsantriebes ist bezeichnend für diese depressive Note; er hatte den Zwangstrieb sein Kind zu ermorden, überbaut von einer ungeheuren Angst davor. Alle anderen Zwangsimpulse fielen auf schizoide Naturen, und trugen teilweise deren Gepräge auch schon in ihrem Inhalt, — z. B. der Zwangsantrieb, während des geschlechtlichen Verkehrs eine verstorbene Tante zu verfluchen. Es bedarf wohl keines Wortes, daß z. B. Fälle von impulsivem Stehltrieb nicht zu den Zwangsimpulse gerechnet wurden, so wenig wie Perversionen, oder wie Befürchtungen, von einer Brücke ins Wasser zu springen, aus dem Fenster zu springen usw. Diese letzteren sind vielmehr Phobien.

In 8 Fällen dieser Gruppe, also verhältnismäßig selten, bestanden ausgesprochen

Digitized by Google

hysterische Erscheinungen in psychologischem Zusammenhang mit dem Zwang oder der Reaktion auf ihn. Nur in 7 Fällen von 43 — oder, unter Zurechnung von Gruppe 1, von 68 — also überaus selten ließ sich jener äußerlich bedingte traumatische Choc tatsächlich nachweisen, im Anschluß an welchen sich dann überwertige situative oder allgemeine Phobien herausbildeten. Natürlich hat jede Zwangsbildung ihre genetischen Erlebensanlässe. Dennoch ist offenbar diejenige Form der posttraumatischen Überwertigkeit, welche zu Zwangserscheinungen führt, im Gesamtrahmen der Zwangsneurose eher selten. Ein endogenes, dispositionelles Moment herrscht weitaus vor.

Digitized by Google

Über die Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften („Diagnoskopie") nach Bißky

Eine kritische Besprechung

von

Fr. K. WALTER (Rostock-Gehlsheim)

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Die Mehrzahl der Leser dieses Jahrbuches wird wohl durch die Tageszeitungen im Laufe des letzten Jahres von der neuen „Charakterprüfung" mittels der „Diagnoskopie" gelesen oder gehört haben.

Was ist das? Auf welcher Grundlage beruht die Methode? Hat sie wissenschaftlichen Wert? Das sind die Fragen, die sich unwillkürlich jedem aufdrängen, und die wir in den folgenden Zeilen zu beantworten versuchen wollen.

Über die Vorgeschichte der Erfindung erfahren wir von dem Entdecker der Methode, Dr. Z. Bißky[1]) selbst, daß er schon seit seiner frühesten Kindheit häufig an sehr starken Migräneanfällen litt, die von Erbrechen begleitet waren. Er hatte bei diesen, von der Mutter ererbten Kopfschmerzen, jedesmal die Empfindung, als ob an 6 verschiedenen Stellen seines Kopfes Nadeln ganz tief in das Gehirn eingestochen würden. Im Jahre 1904 brachte ihm eine Behandlung mit dem elektrischen Strom die völlige Befreiung von diesem Übel. „Doch ließ die frühere Krankheit eine äußerst merkwürdige Spur zurück" schreibt der Autor weiter, „die dann die Veranlassung zu der Entdeckung meiner Diagnoskopie werden sollte. Jedesmal nämlich, wenn ein Gewitter im Anzug war, etwa 6—7 Stunden vorher, hatte ich an den erwähnten 6 Stellen Schmerzempfindungen, die sich mit dem Nahen des Unwetters immer mehr steigerten. Sobald sich das Gewitter jedoch verzog, ließen diese Schmerzen nach, um dann allmählich ganz zu verschwinden. Selbstverständlich mußte diese regelmäßig auftretende Erscheinung meine Aufmerksamkeit wachrufen und mehr und mehr fesseln."

„Mir kam beim Nachdenken über diese Sache eines Tages der Gedanke, ob die elektrische Spannung in der Luft vor dem Gewitter nicht in irgendeinem kausalen Zusammenhang zu den Kopfschmerzen während des Gewitters stehe. Von demselben Augenblick an, als diese Idee in mir aufleuchtete, erwachte in mir der Drang, dem Problem auf den Grund zu kommen, und alsbald begann ich mit verschiedenen elektrischen Strömen von ungleicher Stärke die mannigfaltigsten Versuche durchzuführen. Nach langjährigen, mühevollen Untersuchungen und Versuchen gelang es mir, einen speziellen Wechselstrom zu finden, durch dessen Verwendung es mir möglich war, die kranken Stellen jederzeit zu erregen oder zu beruhigen. Meine ursprüngliche Vermutung über den Zusammenhang zwischen Elektrizität und Schmerzempfindung im Gehirn hatte sich vollauf bestätigt. Ich hatte den physiologischen Rhythmus unseres Nervensystems entdeckt und war in der Lage, einen elektrischen Apparat mit Wechselstrom zu bauen, dessen Rhythmus mit jenem Rhythmus korrespondierte. Unser Gehirn und Nervensystem reagiert nur auf einen speziellen Wechselstrom mit einer bestimmten Anzahl von Schwingungen. Ich habe festgestellt, daß hier (für einen gewissen Bereich der Spannungen) ein Wechselstrom mit einer Frequenz von 18—682 pro Sekunde in Frage kommt .... Bei der Schwingungszahl unter 18 und über 672 versagt unser Gehirn als Empfänger."

Mit einem entsprechend konstruierten Apparat hat Bißky dann, wie er angibt, bei verschiedenen Menschen — „mit gesteigerter Sensibilität, sodann auch bei Alkoholikern, Kokainisten, Morphinisten usw." — durch Elektrisierung gewisser Stellen am Schädel „Reflexbewegungen" hervorrufen können. Reizte er z. B. eine bestimmte Stelle

[1]) Z. Bißky: Die Diagnoskopie. Verlag Bios-Institut für praktische Menschenkunde.

Digitized by Google

der hinteren Schädelhälfte, so wurde die Versuchsperson lebhafter und fing an, immer rascher zu sprechen, bis sich schließlich die Worte überstürzten. Die reflektorisch ausgelöste Spracherregung konnte durch Elektrisierung der analogen Stelle der anderen Schädelseite wieder beseitigt werden. In ähnlicher Weise löste er Bewegungen des Darmes und der Hände aus und konnte sogar —, wieder an anderen Stellen — einen traurigen Affekt bis zum Weinausbruch hervorrufen, der durch Umschaltung des elektrischen Stromes schwand.

„Diese Beispiele genügen" — nach Bißky — „um völlig klar zu machen," wie er zu der Lokalisierung der verschiedenen Reizstellen gelangte.

In letzter Zeit hat der Autor die Methode der Hervorrufung von Reflexbewegungen in solchem Maße vervollkommnen können, daß er sie vermittels eines besonderen Apparates auch ohne Berührung der Schädeloberfläche der Versuchspersonen zu erzeugen in der Lage ist, also durch elektrische Fernwirkung[1]).

Durch seine Untersuchungen glaubt Bißky nun festgestellt zu haben, daß der menschliche Organismus streng polar eingestellt ist, indem die rechte Körperhälfte den positiven, die linke den negativen Pol darstellt. Dementsprechend wirkt an der rechten Körperseite die positive Elektrode des elektrischen Apparates erregend, die negative beruhigend, an der linken Seite umgekehrt. Eine Ausnahme macht nur ein 2 cm breiter Streifen von der Nasenwurzel bis zum Nacken, der in seiner ersten Hälfte von Nase bis Scheitel zum positiven, in seiner anderen zum negativen Pol gehört.

Dazu kommt eine weitere wichtige Konstatierung: Die beiden Gehirnhälften sind auch insofern voneinander unterschieden, als sich die „angeborenen Fähigkeiten und außerdem merkwürdigerweise die weniger guten Anlagen zumeist in der rechten Gehirnhälfte, die erworbenen Fähigkeiten und guten Anlagen dagegen in der linken Hälfte" lokalisieren lassen.

Über die Lage der verschiedenen Reiz- oder Reaktionsfelder orientieren die beigegebenen Abbildungen (Fig. 1 u. 2) am einfachsten; ihre Bedeutung läßt sich aus der folgenden Tabelle a ersehen[2]).

Tabelle a

Bedeutung der Reaktionsfelder des Schädels nach den Angaben von Dr. Bißky u. a. Autoren, „vorbehaltlich von Änderungen, Streichungen, Zusätzen" (nach Schulte[3]).

A. Somatische Reaktionsfelder.

1. Gallenblase.
2. Leber.
3. Lungen.
4. Bronchien.
5. Aorta (Große Schlagader).
6. Herz.
7. Sprache (Kehlkopf).
8. Gehör.
9. Arme.
10. Beine, Wade, Knie.
11. Milz.
12. Rückenmark.
13. Nase (Nasenlöcher).
14. Dünndarm, Wurmfortsatz, After.
15. Magen (Mageneingang, Pförtner, Zwerchfell, Bauchspeicheldrüse).
16. Augen.
17. Nieren.
18. Ohren.
19. Kiefer, Zähne.
20. Rachen, Schlund, Mandeln.
21. Sexualorgane, Gebärmutter, Eierstöcke, Scheide, Hoden.
22. Migräne.
23. Geruchssinn.
24. Geschmackssinn.
25. Geschlechtliche Leidenschaft.

---

[1]) B. l. c. S. 23/24.

[2]) Wie ich erfahre, ist diese Schädelkarte insofern schon veraltet, als neuerdings bereits 106 Felder festgestellt sind.

[3]) Dieses Schema ist der Arbeit von Schulte entnommen, es unterscheidet sich von dem jetzt im Bios-Institut benutzten lediglich durch eine Umstellung der Zahlen.

Digitized by Google

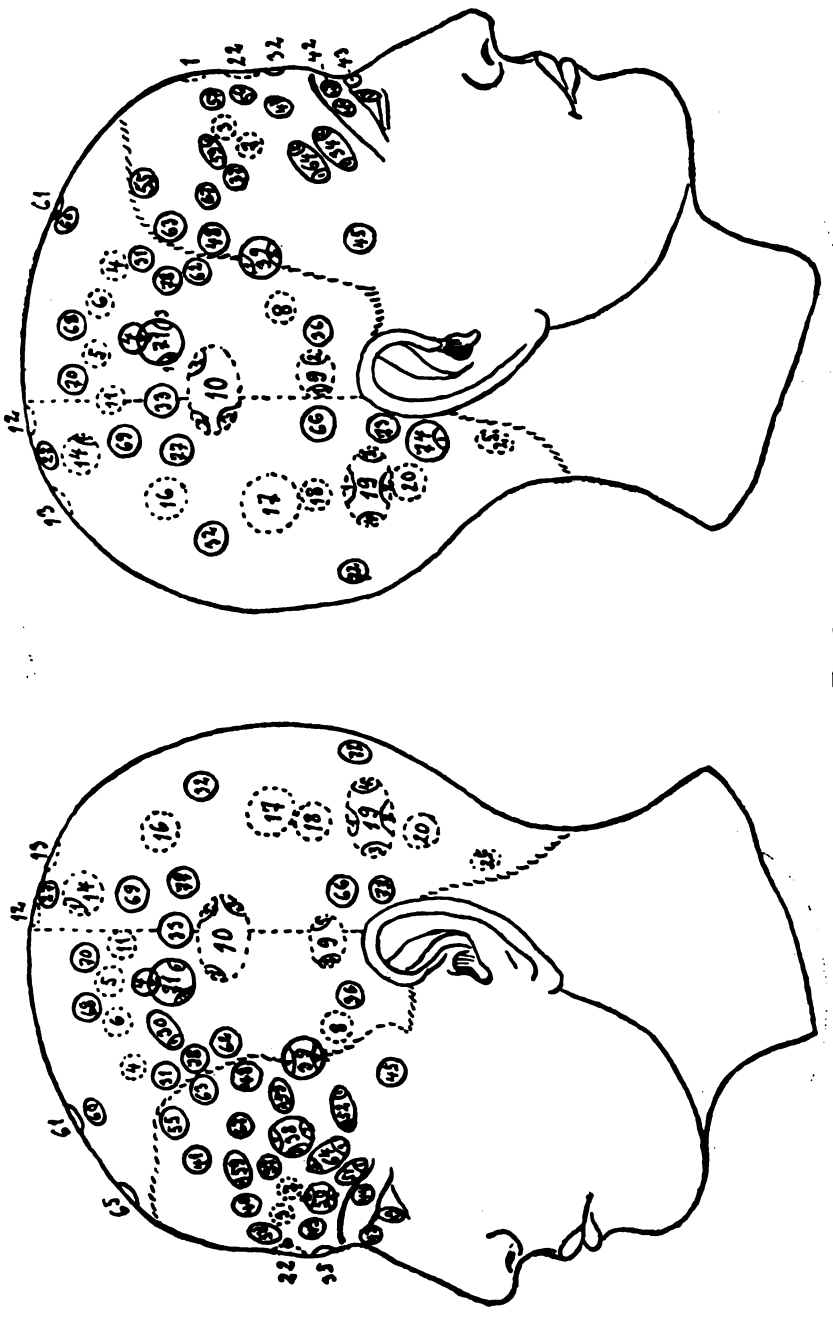


Fig. 1

Digitized by Google

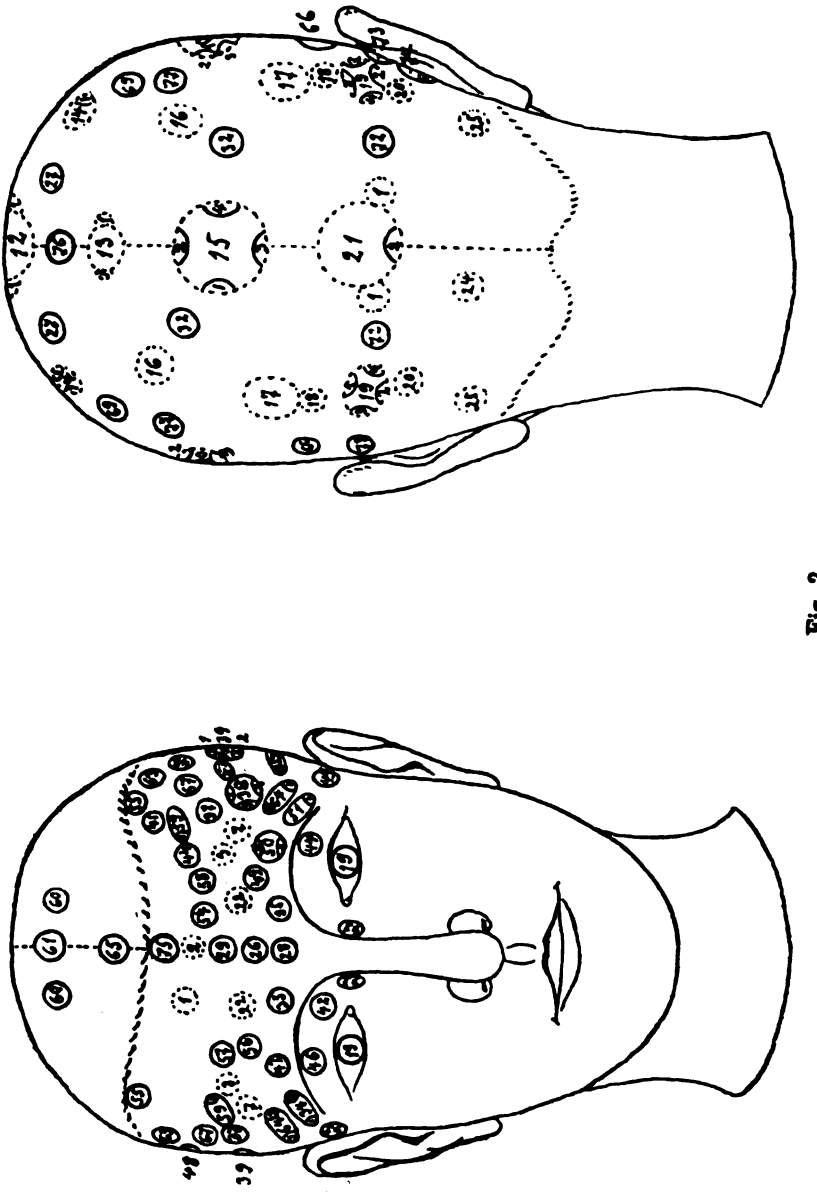


Fig. 2

Digitized by Google

B. Psychologische Reaktionsfelder.

26. Willensenergie.
27. Eigensinn (Rechts: angeboren).
28. Aufmerksamkeit.
29. Logik.
30. Phantasie (Einbildungskraft, Imagination).
31. Faulheit und Tätigkeit.
    Rechts: Anlage zur Langsamkeit und Faulheit.
    Links: Tätigkeit.
32. Unentschlossenheit (rechts: angeboren).
33. Vorsicht, Diplomatie (rechts: angeboren).
34. Ordnung und Symmetrie.
    Unterabtlg. 1. Ordnungsliebe.
    „ 2. Symmetrie.
35. Konkretes und abstraktes Gedächtnis.
    rechts: abstrakt.
    links: konkret.
36. Organisations- und Kombinationsgabe.
    rechts: Kombination und Erfindung.
    links: Organisation.
37. Beobachtungsgabe.
38. Technik, Mechanik und Handfertigkeit.
    Unterabtlg. 1. Technik.
    „ 2. Mechanik.
    „ 3. Handfertigkeit, Handgeschicklichkeit.
39. Konstruktiv-Vermögen (von eigenen Gedanken ausgehend).
    Unterabtlg. 1. besonders für Architektur.
    „ 2. besonders für Maschinenbau.
40. Mathematik (Rechnen, Algebra, höhere Mathematik).
41. Geometrie.
42. Veranlagung für die physischen Wissenschaften im weitesten Sinne.
43. Flächen- und Formgedächtnis.
    rechts: Gedächtnis für Flächen und Linien.
    links: Gedächtnis für Formen und Personen.
44. Perspektivischer Sinn.
45. Anlage für Feinarbeit.
46. Farbensinn.
47. Anlage für Chemie.
48. Dispositionsanlage (Verwaltung, Direktion)
49. Gesang (Gesangsliebhaber, Dilettant, großer Sänger.)
50. Sinn für Rhythmus.
51. Musikausübung.
    Unterabtlg. 1. Melodie, Musikgehör.
52. Ästhetik.
    Unterabtlg. 1. Malerei.
    2. Plastik.
53. Literatur.
    Unterabtlg. 1. Lyrische Veranlagung.
54. Schriftstellerische Veranlagung.
55. Darstellende Kunst (einschl. Musik).
    rechts: ernste Seite.
    links: heitere Seite.
56. Zeitsinn.
57. Topographischer Sinn und Ortsgedächtnis.
58. Sinn für Relief.
59. Philosophie.
    Unterabtlg. 1. kritischer Sinn (rechts: angeboren).
60. Seelisches Einfühlungsvermögen und psychologisches Verständnis.
61. Mystik (Religiosität, Symbolismus usf.).
62. Idealismus.
63. Pädagogische Fähigkeiten (rechts: angeboren).
64. Pflichtbewußtsein.
    Unterabtlg. 1. Pflicht aus Pflichtbewußtsein.
    2. Dienstbeflissenheit im Sinne von Kriecherei.
65. Barmherzigkeit.
66. Bosheit und Gutmütigkeit (rechts: Bosheit, links: Gutmütigkeit).
67. Traurigkeit und Heiterkeit.
    (rechts: Traurigkeit, links: Heiterkeit).
68. Pessimismus und Optimismus.
    rechts: Pessimismus, links: Optimismus.
69. Gerechtigkeit (rechts: angeboren).
70. Unentschlossenheit (rechts: angeboren).
71. Erwerbsfähigkeit.
    Unterabtlg. 1. Sparsamkeit, bei stärkerer Reaktion: Geiz.
    2. Anlage zur Spekulation.
    3. Hang zum Diebstahl (Kleptomanie).
    4. Neigung zum Sammeln.
72. Eifersucht.
73. Zerstörungswut (rechts: angeboren, links: durch äußere Umstände entwickelt).
74. Anlage zur Roheit und zum Blutvergießen.
    Unterabtlg. 1. starke Reaktion bei Mördern.
75. Zorn und Jähzorn (reagiert auch bei Neurasthenie).
76. Egoismus.
77. Eitelkeit.
78. Sensations- und Klatschsucht.
79. Sprachensinn (fremdsprachl. Veranlagung)
    Rechts: alte Sprachen.
    Links: moderne Sprachen.

Die Felder stellen etwa kleinfingernagelgroße runde oder elliptische Bezirke dar, deren absolut genaue Feststellung für die Untersuchung „unbedingt wichtig" ist,

Digitized by Google

„weil eine Entfernung von dem betreffenden Punkt, und betrüge sie auch nur einen Millimeter, schon etwas ganz anderes ergeben würde."

Der neuerdings zur Untersuchung benutzte elektrische Apparat ist ein besonders konstruierter Induktionsapparat, der eine Variierung der Unterbrechungszahl ermöglicht.

Die Untersuchung geht nun in der Weise vor sich, daß die zu untersuchende Person die positive Elektrode in beide Hände nimmt, während der Untersucher die andere anfaßt und nun entweder — sich selbst zwischenschaltend mit seinem Zeigefinger — oder neuerdings direkt mit der Elektrode die einzelnen Felder der Schädeloberfläche berührt. In diesem Augenblick schließt sich der Stromkreis und die Versuchsperson verspürt je nach der Stärke des Stroms und ihrer Empfindlichkeit Prickeln, Vibrieren, Druck oder stechenden Schmerz. Zuerst werden die unbehaarten Stellen, dann die behaarten „möglichst ohne Berührung einer dicken Haarlage" untersucht. Die zu benutzende Stromstärke — wiederum getrennt für behaarte und unbehaarte Zonen — ermittelt man, indem man den niedrigsten für alle Stellen noch als Reiz wirkenden Schwellwert feststellt. Die Durchprüfung aller Reaktionsfelder ergibt dann Differenzen, die notiert werden.

War der Maßstab für die Reaktionswerte anfänglich die Stärke der Empfindung der Versuchsperson bzw. des Untersuchenden (sofern er seinen Finger als Elektrode benutzt), so hat man neuerdings ein Telephon nebengeschaltet, so daß sich der Unterschied als leisere oder lautere Geräusche (vom Induktionsapparat herrührend) bemerkbar macht. Die relative Stärke der Empfindung dient als Maßstab der der Ausbildung der Reizstelle entsprechenden Eigenschaft. „Je kleiner die Stromstärke ist, bei der irgendeine Reizstelle reagiert, desto entwickelter ist die entsprechende Fähigkeit oder desto größer ist die moralisch gute oder schlechte Neigung, desto größer ist der moralische Wert oder Unwert" bzw. bei den somatischen Reizprodukten, desto gesünder oder kränker ist das zugehörige Organ.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß Dr. Bißky von der ungeheuren Tragweite seiner Entdeckung überzeugt, ihr ein ausgedehntes Anwendungsgebiet in praktischer und theoretischer Hinsicht für die Zukunft zuweist: „Dank dieser lokalen Verteilung angeborener Anlagen, Fähigkeiten, erworbener Eigenschaften usw. sind wir in der Lage, in jedem einzelnen Falle, z. B. in der forensischen Diagnostik festzustellen, ob hier eine Vererbung vorliegt oder nicht. Es ist ohne weiteres klar, daß sich da für die Justiz große Möglichkeiten eröffnen. Die Verbrechen sind meist bedingt durch Vererbung, Krankheiten, Einfluß der Umwelt usw. Es wäre wünschenswert, daß jeder Verbrecher vor seiner Aburteilung ärztlich psychologisch untersucht würde, um festzustellen, ob er für seine Tat voll verantwortlich ist, oder ob er dieselbe unter dem Druck seiner angeborenen krankhaften Veranlagung begangen hat. Durch meinen Apparat ist diese wichtige Feststellung nunmehr wissenschaftlich einwandfrei möglich.

Wenn jemand z. B. aus eigener Entschlußkraft Diebstähle verübt, so wird nur Punkt 28[1]), Unterabteilung c auf der linken Seite reagieren, dagegen bei kleptomanischer Veranlagung Punkt 28, Unterabteilung e auf der rechten Seite.

Diese Reaktion wird solange auf die rechte Seite beschränkt bleiben wie die Anlage latent bleibt, andernfalls werden wir nach Ausführung von Diebstählen neben der Reaktion rechts auch eine entsprechende Reaktion auf der entsprechenden Stelle links haben. Liegt keine kleptomanische Veranlagung vor — in diesem Falle haben wir keine Reaktion auf der rechten Seite — dann ist der Dieb für sein Vergehen absolut verantwortlich zu machen und dem Gericht auszuliefern, während in den anderen Fällen wir einen Kranken vor uns haben, der nicht ins Gefängnis wandern, sondern einer medizinischen Heil- und Besserungsanstalt überwiesen werden muß!"

---

[1]) Die Numerierung ist eine andere als in dem obigen Schema und entspricht der Nr. 49.

Digitized by Google

Und weiter — ich zitiere wieder wörtlich: „Die Diagnoskopie Bißky ermöglicht es, häufig ein Maximum sozialer, intellektueller und psychischer Energien vor Nichtnutzbarmachung zu bewahren und ihrer zweckentsprechenden Auswertung zuzuführen, denn sie stellt ja eine objektive Eignungsprüfung dar, nicht nur für Erwachsene, sondern auch für Kinder. Man kann daher die vielfach noch latenten Anlagen der letzteren feststellen und sie dem ihren Fähigkeiten entsprechenden Beruf zuführen."

Bezüglich der Erwachsenen noch ein „einfaches Beispiel". „Wir haben es mit einem bedeutenden Sänger zu tun und prüfen die Reaktion in Punkt 30[1]) (Gesang). Es tritt die Reaktion*** (Schmerzempfindung) bei einem hervorragenden Sänger ein. Die Reaktion** (Druck) erhalten wir bei einem guten Sänger und bei einem Amateur * (Vibration). Empfindet die Person in Punkt 30 nur ein Prickeln, so bedeutet das, daß die Person nicht nur keine Gabe, sondern auch kein Verständnis für Gesang hat."

Es ist fast selbstverständlich, daß die Diagnoskopie vermöge ihrer „Objektivität" auch „für das Aufdecken und Bekämpfung aller Art von Simulation, Exaltation, Erregungen usw. sehr dienlich ist." Die Möglichkeit der Diagnosenstellung beschränkt sich aber keineswegs auf die psychischen Fähigkeiten und Defekte, sondern auch die körperlichen Erkrankungen sind ihr zugänglich, weil eben jedes Organ seine Reaktionsstellen auf der Schädeloberfläche hat. „Auf Grund der Diagnoskopie kann man die Krankheitsherde entdecken, die latent geblieben sind und auf keine andere Weise festgestellt werden konnten. Sodann ist nach der Behandlung die Kontrolle möglich, ob das Organ wirklich geheilt ist oder nicht .... Es besteht somit die Möglichkeit, den Zustand eines Kranken in allen Stadien genau zu verfolgen. Die Kontrolle ist aber nicht bloß bei organischen Erkrankungen möglich und notwendig, sondern auch bei psychogenen und moralischen Defekten."

Da schließlich die „organischen Erkrankungen und psychogenen Störungen, die in den entsprechenden Zentren ihren Sitz haben ... nichts anderes als Störungen des physiologischen Rhythmus darstellen, kann man durch elektrische Einwirkung den normalen Rhythmus auch wieder herstellen," d. h. die Bißkysche Methode stellt auch ein wichtiges neues therapeutisches Mittel dar.

Über das Wesen der Reizstellen äußert sich der Verfasser in seinem Buche nicht näher. Nur weist er auf S. 21 darauf hin, daß dieselben durchaus nicht immer mit den sogenannten Rindenzentren der Medizin zusammenfallen, z. B. liege seine somatische Reizstelle für die Sprache (Schema 7) ziemlich abseits von dem sog. Brocaschen Sprachzentrum[2]). Es bestehe aber nicht die Notwendigkeit einer unmittelbaren Berührung beider. Er beseitige diese Unmöglichkeit für die Untersuchung dadurch, daß er die entsprechenden von ihm an reichem Material empirisch gefundenen spezifischen Reizstellen auf der Oberfläche berühre. Die Distanz zwischen diesen Punkten und den anatomischen Zentren stelle kein reales Hindernis für die wissenschaftliche Untersuchung dar. Dort, wo diese Entfernung größer sei, könne eine entsprechende Regulierung der Stromspannung vorgenommen werden.

Ich habe mich in den vorstehenden Angaben möglichst eng und mit Absicht vielfach wörtlich an die Veröffentlichung von Dr. Bißky selbst gehalten, einmal, weil der Autor besonders betont, daß nur diese als maßgebend von ihm betrachtet werde, und er alle Verantwortung für Arbeiten anderer Autoren ablehnen müsse, und zum anderen, um dem Leser einen Eindruck von dem Tenor und wissenschaftlichen Niveau dieser Arbeit zu geben.

Es würde kaum Veranlassung vorliegen, in diesem Jahrbuch in eine wissenschaftliche Erörterung der Bißkyschen Veröffentlichung einzutreten, wenn sich nicht bereits eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten mit der Diagnoskopie befaßt hätten, um in

[1]) Entspricht 71 der Fig. 1 u. 2.

[2]) Die folgenden Zeilen sind wörtlich wiederum der Bißkyschen Broschüre entnommen.

Digitized by Google

teils anerkennender, teils direkt auf Grund eigener Untersuchungen bestätigender Weise Stellung dazu zu nehmen, und die Methode nicht schon praktisch angewandt würde. So ist nach einem Bericht von Prof. Paulcke, Karlsruhe, die Bißkysche Methode z. B. von der Stadtgemeinde Genf als gleichberechtigt mit der psychotechnischen anerkannt, und der Leiter des eidgenössischen Postwesens hat sich nach dem gleichen Autor in „überaus anerkennender Weise" über die Methode geäußert. Nach einem Bericht des Bios-Institutes Berlin werden zur Zeit an nachfolgenden Stellen Untersuchungen mit der Methode angestellt:

Technische Hochschule, Karlsruhe,
Technische Hochschule, Stuttgart,
Humboldt-Hochschule, Berlin,
Preußische Hochschule für Leibesübungen, Spandau,
Hauptprüfstelle für Sport und Berufskunde, Berlin,
Institut für Sexualwissenschaften, Berlin,
II. Medizinische Klinik, Berlin,
Kriminalpolizei, Berlin,
Schutzpolizei, Berlin,
Landeszuchthaus Bruchsal,
Städt. Krankenhaus, Karlsruhe,
Sanatorium Ebernsteinburg, Baden-Baden,
Odenwald-Schule Oberhambach,
Maschinenbau-Gesellschaft Karlsruhe,
Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G.

Referate und Arbeiten sind bisher erschienen von:

Prof. Paulcke, Karlsruhe (in: Bißky: Die Diagnoskopie, Berlin, 1925).
Dr. Schulte (Vierteljahrsschr. f. Psychologie und Medizin, I, 62, 1925).
Dr. Giese (A. Kongreß der Gesellschaft für experimentelle Psychologie, 1925),
(B. Verbandstag für Berufsschulwesen, Stuttgart, 1925).
Dr. Rahner (Ärztliche Mitteilungen für Baden, 1925 und Vierteljahrsschr. f. Psychologie und Medizin, I, Heft 3, 1926).
Prof. Verweyen (Zeitschr. f. Menschenkunde, I, 1925).
Dr. Mißmahl, Düsseldorf (Bißky, Die Diagnoskopie, 1925).

Paulcke berichtet über einen Demonstrationsvortrag, den Prof. Ruthard, Genf, auf seine Veranlassung im Januar 1925 in Karlsruhe vor geladenen Gästen gehalten hat. „Die Ergebnisse waren sehr zutreffende." Die der Vorführung folgenden Diskussionen nahmen einen sehr angeregten, z. T. erregten Verlauf. Die stärksten Zweifel wurden von medizinischer Seite geäußert, man sprach von Hypnose und Suggestion und verstieg sich in einem Fall sogar zu einer schroffen Zurückweisung der Methode „als Bluff und Schwindel".

Paulcke selbst lehnt eine wissenschaftliche Erklärung der in Rede stehenden Beobachtungen vorläufig ab. Diese harte Nuß müßten die in Betracht kommenden Spezialwissenschaften knacken. Die Ablehnung der Methode durch zünftige Wissenschaftler spreche aber keineswegs gegen sie, denn viele große Entdeckungen hätten sich gegen die offizielle Wissenschaft durchsetzen müssen. Bei der Bißkyschen Methode handle es sich um „experimentelle Untersuchungen mittels eines physikalischen Apparates, bei denen das subjektive Urteil des Experimentators nahezu ausgeschaltet sei. „Der Untersuchende hat lediglich festzustellen, was der Apparat beim Objekt anzeigt und der Untersuchende hat nur anzugeben, welche Art von Reaktion er verspürt." „Der mit dem Bißkyschen Apparat zu Untersuchende reagiert bei jedem Untersuchenden gleich."

Der einzige Weg, der Methode zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen, könne nur sein: „Untersuchung eines möglichst zahlreichen, auf andere Weise nachkontrollier-

Digitized by Google

baren oder nachkontrollierten Menschenmaterials ... ferner Untersuchung besonders extrem einseitig begabter Menschen."

Bezüglich der theoretischen Grundlagen meint der Autor: „Die moderne Gehirnphysiologie und Anatomie nehme Lokalisationen an, die das Gehirn einer wohlgeordneten Kartothek vergleichbar machen. Die starke Häufung der Reizstellen Bißkys in der Region des Stirnlappens harmoniere gut mit der Auffassung der Physiologie von der Wichtigkeit dieses Gehirnteils für die Intelligenz. Es erscheine weiter durchaus begreiflich, daß je nach der Stärke der in ihnen lokalisierten Veranlagungen verschiedene Hirnzentren verschieden stark auf elektrische Reizstellen reagieren. Jedenfalls liege bis jetzt kein irgendwie stichhaltiges Gegenargument gegen die Möglichkeit der Feststellungen vor, wie sie Bißky mit seiner Methode für durchführbar erklärt, sondern jede neue Untersuchungsreihe bringe die Bestätigung der Zuverlässigkeit dieser Methode!"

Bei dieser Einschätzung der Bißkyschen Methode wird es begreiflich, wenn Paulcke wörtlich sagt: „Die Tragweite dieser Erfindung ist vorläufig noch gar nicht abzusehen. Für Berufsberatung, ärztliche Diagnostik, Kriminalistik kann die Auswirkung besonders fruchtbar werden."

Ganz ähnlich äußert sich Dr. Mißmahl (Düsseldorf): Es sei Sache der wissenschaftlichen Forschung, die theoretische Begründung für die neuen Beobachtungsergebnisse und deren Ausnutzung zu schaffen. Er sei auf Grund seiner „praktischen persönlichen Erfahrungen (näheres darüber wird nicht mitgeteilt) von der außerordentlichen Bedeutung der Bißkyschen Methode überzeugt, die überaus große Möglichkeiten bietet, weiter in die Wesensart der Menschen forschend einzudringen und die tiefsten Zusammenhänge zwischen Leib und Seele auf dem Gebiet des Normalen wie auch des krankhaften Ablaufs weiter aufzudecken." Vielleicht könne man auch „in das Dunkel des Seelenlebens der Tiere etwas weiter vordringen".

Prof. Verweyen stehen, soweit aus der mir zugänglichen Veröffentlichung hervorgeht, eigene Erfahrungen nicht zu Gebote. Er meint aber, wenn sich herausstelle, „wie es im Falle des Bißkyschen Apparates zutrifft[1]), daß bestimmte Punkte der Schädeldecke in besonderer Weise auf einen bestimmten Induktionsstrom reagieren, wenn nachweislich besonders körperliche oder geistige Merkmale vorliegen, so ist damit im methodischen Sinne eine sog. funktionelle Zuordnung aufgedeckt, die jedenfalls charakterologischen Aufschluß gibt, wie immer sie anatomisch und physiologisch ausgedeutet werden mag."

Auch nach Verweyen wird die BißkyscheMethode zukünftig eine große Bedeutung gewinnen; für die Selbsterkenntnis, für Erzieher, Eltern und Lehrer hinsichtlich der Beurteilung der Kinder, für die Kriminalistik („Die Frage der Zurechnungsfähigkeit erfährt eine große anthropologische Klärung"), für den Strafvollzug, der „einem sozialpädagogischen Fortschritt entgegengeführt werden könne" und für die Eheberatung.

In prinzipiell gleichem Sinne wie die angeführten Autoren hat sich auch Dr. Giese auf Grund seiner Erfahrungen von 50 Prüfungen[2]) in mehreren Vorträgen geäußert. Er fand bei seinen Nachuntersuchungen 66% mittlere Trefferwerte und nur 15% ausgesprochene Fehler.

Und schließlich findet sich in Bd. I der Zeitschrift für Psychologie und Medizin eine Arbeit von dem Fachpsychologen Dr. R. W. Schulte, auf den wir näher eingehen müssen, weil hier ein ernsthafter Versuch gemacht wird, nicht nur die Angaben Bißkys nachzuprüfen, sondern auch die Ergebnisse durch andere Untersuchungsmethoden (psychologische und psychotechnische) zu kontrollieren. Auch dieser Autor kommt zu einer völligen Bestätigung.

---

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) Kongreßbericht d. Gesellschaft f. exp. Psycholog. 1925.

Digitized by Google

Schulte betonte eingangs, daß er sich anfangs äußerst skeptisch verhalten habe, bis eine Prüfung der eigenen Veranlagung ihm zeigte, daß das bisher von der Elektrodiagnoskopie praktisch Geleistete durchaus ernstere Beachtung oder jedenfalls kritische Kontrolle an Stelle voreiliger und unwissenschaftlicher Ablehnung a priori verdiene.

Schulte benutzte einen Schweizer Apparat[1]), „dessen galvanometrisches Kurvenbild dem der Induktionsströme entspricht," was wir deshalb besonders betonen, weil Bißky selbst neuerdings einen Apparat verwendet, der angeblich eine besondere Stromkurve gegenüber den gewöhnlichen Induktionsapparaten aufweist.

Vor der Untersuchung verlangt der Autor, daß Versuchsleiter und Versuchspersonen sich die Hände mit Seife gründlich säubern und darauf mit Alkohol zur Entfettung reinigen, um konstante Verhältnisse in bezug auf den Körperwiderstand zu gewährleisten.

Als Reizelektrode dient der Finger[2]), „der mit stets gleichmäßiger mechanischer Stärke auf das zu berührende Reaktionsfeld" gesetzt wird. Nachdem dann die Reizschwelle festgestellt ist, prüft man die somatischen (auf der Büste mit rot bezeichneten) Reaktionsfelder zuerst und die auf der Büste blau markierten psychischen Reaktionsfelder getrennt hintereinander, und zwar ... immer zuerst diejenigen Regionen, die auf den unbehaarten Stellen des Schädels liegen", fragt die Versuchsperson nach der Stärke ihrer Empfindungen und vergleicht ihre Aussage mit der eigenen (des Versuchsleiters) Wahrnehmung. Je nach der dabei verwandten Stromstärke bzw. Spannung lassen sich nun diese Differenzen der einzelnen Reaktionsfelder zueinander mehr oder weniger gut abschätzen[3]). Die elektrischen Berührungsempfindungen, die der genannte Strom auslöst, werden im allgemeinen vom Versuchsleiter und der Versuchsperson gleichmäßig empfunden; es gibt jedoch bei größeren Differenzen der Sensibilität beider Personen auch Fälle, wo nur der Versuchsleiter oder die Versuchsperson oder beide in verschiedenem Maße die Empfindung haben!

Da der Autor 4 Grade von Reaktionsstärken neben 0 und ? benutzt, liegt bei 2 die Norm. Unter ihr (0—2) liegende Werte bedeuten die mangelhafte bis fehlende, über ihr (2—4) gute bis sehr gute Ausbildung der entsprechenden Eigenschaft.

Schulte hat nun eine außerordentlich große Zahl von Untersuchungsergebnissen (mehrere hundert), die mit der Bißkyschen Methode gewonnen waren, kontrolliert und dabei eine sehr große, weitgehende Übereinstimmung mit der Wirklichkeit gefunden.

„Es war," so schreibt er, „immer wieder charakteristisch, daß hochintelligente Versuchspersonen mit guter Bildung niedrigere Fehlergrade bis zu einer sehr hohen mittleren Übereinstimmung aufwiesen, während junge, unfertige, ungebildete Prüflinge durch höhere Fehlziffern charakterisiert sind ... Ich weiß von mir selbst und von mir gut bekannten Mitarbeitern und Bekannten, daß der Befund am Diagnoskop bei aufrichtiger und objektiver Selbsteinschätzung auch nach der Seite der negativen Fähigkeiten hin so erheblich treffsicher zu sein vermag, daß auch der kritische Beobachter immer wieder erstaunt war. Auch bei Untersuchungen sehr bekannter Persönlichkeiten aus Wissenschaft und öffentlichem Leben, ferner bei sorgfältig angestellten Demonstrationsversuchen in Vorlesungen an beliebig herausgegriffenen Versuchspersonen ... waren wir oft selbst über die Ergebnisse erstaunt."

Über das Wesen der Reaktionsfelder äußert Sch. sich vorsichtig: „Es scheint so, als ob es sich zunächst nur um elektrokutane Sensibilitätsunterschiede der Kopf-

[1]) Es sind bereits mehrere durch Patent geschützte Apparate im Gebrauch.

[2]) Neuerdings bedient sich Schulte anscheinend auch einer Elektrode.

[3]) Auch Schulte ist jetzt zur Differenzierung der Reizstärke auf akustischem Wege durch Einschaltung eines Lautsprechers oder Doppelkopfhörers übergegangen, weil sie die vorteilhaftere Methode darstelle.

Digitized by Google

schwarte handelt. Diese Reaktionsdifferenzen beruhen nach unseren Feststellungen und Vermutungen sowohl auf der Sensibilität der Endorgane und gereizten Nervenverzweigungen wie auch wahrscheinlich zu einem großen Teil auf dem Reichtum von Hautblutgefäßen." Welcher Art nun die Beziehungen der Felder zur Tätigkeit des Zentralnervensystems seien, darüber ließe sich zur Zeit noch gar nichts Positives sagen.

An zwei Stellen (S. 70 und 80) betont Sch. ausdrücklich, daß er für die Terminologie und Topographie nicht verantwortlich sei und sie auch nicht nachgeprüft habe.

Zum Schluß dieses referierenden Teils sei noch gesagt, daß Dr. Bißky die Reaktionsfelder zum Teil zusammen mit Dr. Rahner festgelegt hat, welch letzterer bereits 1905 „Krankheitszentren" und Reaktionspunkte bei besonderen Begabungen fand[1]).

Jetzt arbeiten aber, soweit ich orientiert bin, beide Erfinder gesondert an ihrer Entdeckung weiter.

II.

Wir würden nicht zögern, die Bißkysche Entdeckung als „die größte der letzten 50 Jahre" zu bezeichnen, auch wenn sie sich nur in ihren Grundzügen bestätigen sollte. Aber bei der ungeheuren Tragweite der aufgeworfenen Probleme ist es selbstverständliche Pflicht, ihre Grundlagen nach jeder Richtung hin zu prüfen! Diese Prüfung wird sich im wesentlichen auf 3 Fragekomplexe zu beziehen haben: 1. die theoretischen Voraussetzungen, 2. die Methodik und 3. die Auswertung der Befunde.

1. Obwohl Bißky selbst ebenso wie seine Anhänger es ablehnen, eine definitive Erklärung für das Wesen der Reaktionsfelder zu geben, steht doch fest, daß sie alle zwischen den einzelnen Zonen auf der Schädeloberfläche und Teilen des Zentralnervensystems[2]), die als Substrat der entsprechenden psychischen und körperlichen Funktionen angesehen werden, einen inneren funktionellen Zusammenhang annehmen, der eben durch die elektrische Reizung zum Ausdruck gebracht wird. Voraussetzung dafür ist aber die Existenz von „Gehirnzentren", die als Substrat der psychischen Eigenschaften, wie sie in der Bißkyschen Tabelle aufgezählt werden, gelten können.

Damit berühren wir ein Gebiet, das in der Medizin und spez. in der Physiologie und Psychiatrie seit ziemlich genau 100 Jahren (Gall) im Mittelpunkt das Interesses steht und über das bereits eine so ungeheure Literatur existiert, daß es unmöglich ist, hier im Einzelnen darauf einzugehen. Ich habe im 1. Band dieses Jahrbuches versucht, einen kurzen Überblick über die Entwicklung dieser Frage und ihren heutigen Stand zu geben und darf mich wohl bzgl. Einzelheiten darauf beziehen. In unserem Zusammenhang kommt es lediglich darauf an, ob unsere derzeitigen Kenntnisse es erlauben oder wenigstens möglich erscheinen lassen, so komplexe geistige Funktionen, wie sie in dem Bißkyschen Schema fast ausschließlich eine Rolle spielen, auf umschriebene Gehirn- bzw. Rindengebiete zu lokalisieren. Die Antwort kann nur ein glattes „Nein" sein.

Als vor etwa 40 Jahren unter dem suggestiven Eindruck der Entdeckungen von Fritsch und Hitzig das Lokalisationsbestreben seinen Höhepunkt erreicht hatte, da hat es sehr ernsthafte Forscher gegeben, die wenigstens für die einzelnen Sinneswahrnehmungen und die ihnen entsprechenden Vorstellungen und Erinnerungsbilder als Substrat eng umschriebene Rindenbezirke annehmen zu können glaubten und sogar

[1]) Anm. bei d. Korrektur: Inzwischen erschien in Bd. 1 H. 3 d. Vierteljahrsschrift für Psycholog. u. Med. ein Aufsatz von Dr. Rahner, in dem bereits auf völlig veränderter Grundlage eine medizinische Elektrodiagnostik aufzubauen versucht wird; außerdem in der Z. f. angew. Psychologie 1926 eine Arbeit von Franziska Baumgarten, die vom psychologischen Standpunkt aus zu einer völligen Ablehnung der Bißkyschen Methode kommt!

[2]) Z. N. S. abgekürzt.

Digitized by Google

von einer Deponierung der Erinnerungsbilder in einzelnen Rindenzellen sprachen. Vom rein psychologischen Standpunkt aus hat Wundt bereits vor vielen Jahren auf die Unmöglichkeit solcher Hypothesen hingewiesen. Von naturwissenschaftlicher Seite aber ist C. v. Monakow, besonders auf Grund entwicklungsgeschichtlicher Tatsachen, gegen eine landkartenförmige Lokalisation psychischer Eigenschaften im obigen Sinne aufgetreten, indem er nachwies, daß schon ein scheinbar so einfaches Phänomen wie die optische Wahrnehmung aus zahlreichen Elementarfaktoren zusammengesetzt ist, und ihre Aktivierung große und sehr zerstreut liegende Hirnrindenteile, wenn auch nicht in gleichmäßigem Maß, zur Voraussetzung hat. Wenn das aber schon für „einfache", und bei unserer Selbstbeobachtung als „elementar" imponierende, geistige Vorgänge gilt, so 100fach für Begriffe wie „Pflichtbewußtsein", „Barmherzigkeit", „Philosophie", „Ästhetik", „konstruktives Vermögen" usw. Auch wer prinzipiell auf dem Standpunkt steht, daß alle diese Dinge irgendwie mit der Gehirnorganisation und Funktion zusammenhängen, muß jeden Versuch, sie im Gehirn felderweise zu lokalisieren, als reinste Mystik abweisen. Tatsächlich gibt es m. W. heute auch keinen Naturforscher, der, mit der Materie nur oberflächlich vertraut, derartige Ansichten vertritt. Um nicht mißverstanden zu werden! Nicht gegen das Lokalisationsprinzip als solches richtet sich diese Ablehnung! Im Gegenteil, die Entwicklung der Hirnanatomie — ich brauche nur die Namen Cécile und Oskar Vogt zu nennen — beweist uns m. E. ganz eindeutig, daß auch die Hirnrinde aus zahlreichen different gebauten Feldern besteht, denen logischerweise auch verschiedene Funktionen zugesprochen werden müssen! Aber geradezu alles spricht dagegen, ihnen Eigenschaften zuzuschreiben, die, wie bei Bißky, der Vulgärpsychose entnommen, nach ganz heterogenen Gesichtspunkten zusammengestellt sind. Die Geschichte der Anatomie und Physiologie des Gehirns hat immer wieder gezeigt, daß es falsch war, an die Lokalisationsfrage vom Standpunkte der jeweils herrschenden Psychologie heranzutreten.

Nur nebenbei sei erwähnt, daß eine Differenzierung der psychischen Fähigkeiten nach angeborenen und erworbenen oder gar guten und schlechten und ihre jeweilige Lokalisierung auf die rechte und linke Gehirnhälfte ebenso jeder objektiven Grundlage entbehrt wie die entsprechenden Unterscheidungen von Anlagen für alte (rechts) und neue Sprachen (links), Formgedächtnis für Flächen (rechts) und Personen (links)!

Diese kurzen Andeutungen zur Frage der Lokalisation geistiger Fähigkeiten im Gehirn müssen hier genügen.

Das Ergebnis kann nur dahin zusammengefaßt werden, daß eine Funktionsverteilung im Gehirn in der Weise, wie sie Bißkysche Methode voraussetzt, nach unseren heutigen Kenntnissen als unmöglich bezeichnet werden muß.

Nun wird diese Schlußfolgerung allein, fürchte ich, wenig Eindruck auf die Anhänger der Diagnoskopie machen, denn die Ablehnung der Bißkyschen Methode durch „zünftige Wissenschaftler" spricht ja nicht gegen den Wert der Erfindung, sondern bestätigt nur alte Erfahrungen . . .

Trotzdem werden wir uns noch weiterhin theoretisch mit den Bißkyschen Reaktionsfeldern befassen müssen, weil sich hier sehr interessante Gesichtspunkte ergeben.

Vielleicht das Überraschendste bei der Lektüre der Bißkyschen Broschüre und der Arbeiten der übrigen angeführten Autoren ist die Tatsache, daß über die 17jährige Arbeit des Entdeckers, die zu einem sensationellen Ergebnis geführt hat, so gut wie gar nichts mitgeteilt wird. Denn die wenigen oben wiedergegebenen Zeilen, die alles Wesentliche, über diesen Punkt Gesagte enthalten, wird man doch ernsthafterweise nicht als eine Erklärung dafür auffassen können.

Die Grundlage der ganzen Methode bleiben doch die Reaktionsfelder! Es ist fast nicht vorzustellen, daß ein einzelner Mensch, auch wenn er sich vollständig auf dieses Problem beschränkt, imstande ist, 79 (jetzt anscheinend 106) solcher Zonen zu ent-

Digitized by Google

decken, denn die Menge der dazu notwendigen Kontrolluntersuchungen müßte ja in viele Tausende gehen und von einem nicht gerade alltäglichen Glücksspiel bezüglich besonders günstiger Untersuchungsobjekte unterstützt sein. Berücksichtigt man ferner die noch zu erörternde Diffizilität der rein technisch dabei zu leistenden Arbeit, dann vermag ich mir nicht vorzustellen, wie ein Menschenleben dazu ausreicht. Als ebenso erstaunlich muß es ferner bezeichnet werden, daß z. B. Schulte, der sich bei weitem am eingehendsten mit der Diagnoskopie beschäftigt hat, es gar nicht für nötig befunden hat, vor Anstellung weiterer Versuche diese grundlegende Frage zu prüfen. Seite 70 seiner Arbeit schreibt er wörtlich: „Die beiden Innenseiten des Blattes (s. Tabelle a) enthalten die (von uns nicht nachgeprüften[1]), sondern von Dr. Rahner bestimmten) somatischen (A) und psychologischen (B) Reaktionsfelder, deren Zahlen von 1—25 und von 26—79 gehen," und S. 80: „Unsere Bestimmungen waren Kontrollfeststellungen über die symptomatische Bedeutung der von Bißky angegebenen Reaktionsfelder. Für die Terminologie und Topographie dieser Felder sind wir natürlich nicht verantwortlich[1])".

Der gleiche Autor hat dann „in die Reaktionsfelder, die, offenbar größtenteils aus phrenologischen Erfahrungen entlehnt, zum anderen experimentell empirisch gewonnen, das Bild vielfältigen Wirrwarrs darboten," soweit das fachpsychologisch überhaupt möglich war, Systematik und Ordnung hineingebracht. M. a. W. Schulte hat die Reaktionsfelder und damit die entsprechenden Hirnzentren nach theoretisch psychologischen, nicht nach experimentell empirischen Gesichtspunkten einer Korrektur unterzogen, also gerade das getan, was sich, wie wir betonten, nach den etwa 100jährigen Erfahrungen der Hirnphysiologie und speziell Lokalisationslehre stets als verhängnisvoll erwiesen hat.

Aber noch ein Punkt der Schulteschen Ausführung erweckt unser höchstes Interesse, nämlich die „phrenologischen Erfahrungen". Welche sind das? Die Gehirnphysiologie kennt solche nicht, abgesehen von der Gallschen Lehre und späteren laienhaften Versuchen, die aber alle auf Gall zurückgehen!

Wer mit Galls Arbeiten einigermaßen vertraut ist, muß ja von vornherein durch deren Ähnlichkeit mit der Bißkyschen Lehre stutzig werden.

Ich habe mir nun die Mühe gemacht, die Bißkyschen Reaktionsfelder mit Galls Phrenologie und Schädelfeldeinteilung im einzelnen zu vergleichen und bin dabei zu einem überraschenden Resultat gekommen. Fig. 3 gibt die Gallsche Abbildung von der Schädelfeldeinteilung wieder. Durch die schraffierten Grenzlinien hat Gall angedeutet, daß es sich nicht um scharf begrenzte Bezirke handelt.

In dieses Gallsche Schema habe ich nun die entsprechenden Bißkyschen Reaktionsfelder eingetragen, wobei ich gleich bemerke, daß eine gewisse Fehlerbreite berücksichtigt werden muß[2]), weil die Gallsche Abbildung einen langköpfigen, die Bißkysche (nach Schulte) einen schematischen Kopf von mehr Rundschädeltyp wiedergibt. Die ausgezogenen Kreise entsprechen den Bißkyschen Feldern. Soweit sie mit den Gallschen Schädelzonen nicht völlig zusammenfallen, ist durch Pfeile auf die entsprechenden verwiesen. Im Einzelnen ergibt der Vergleich folgendes:

Gall	Bißky.
I. L'instinct de la propagation	25. Geschlechtliche Leidenschaft.
II. Amour de la progéniture,	fehlt.
III. Attachement amitié.	fehlt.
IV. Instinct de la défense de soi-même et de la propriété, amour des rixes et des combats.	fehlt.

[1]) Von mir gesperrt. [2]) Siehe weiter unten.

Digitized by Google

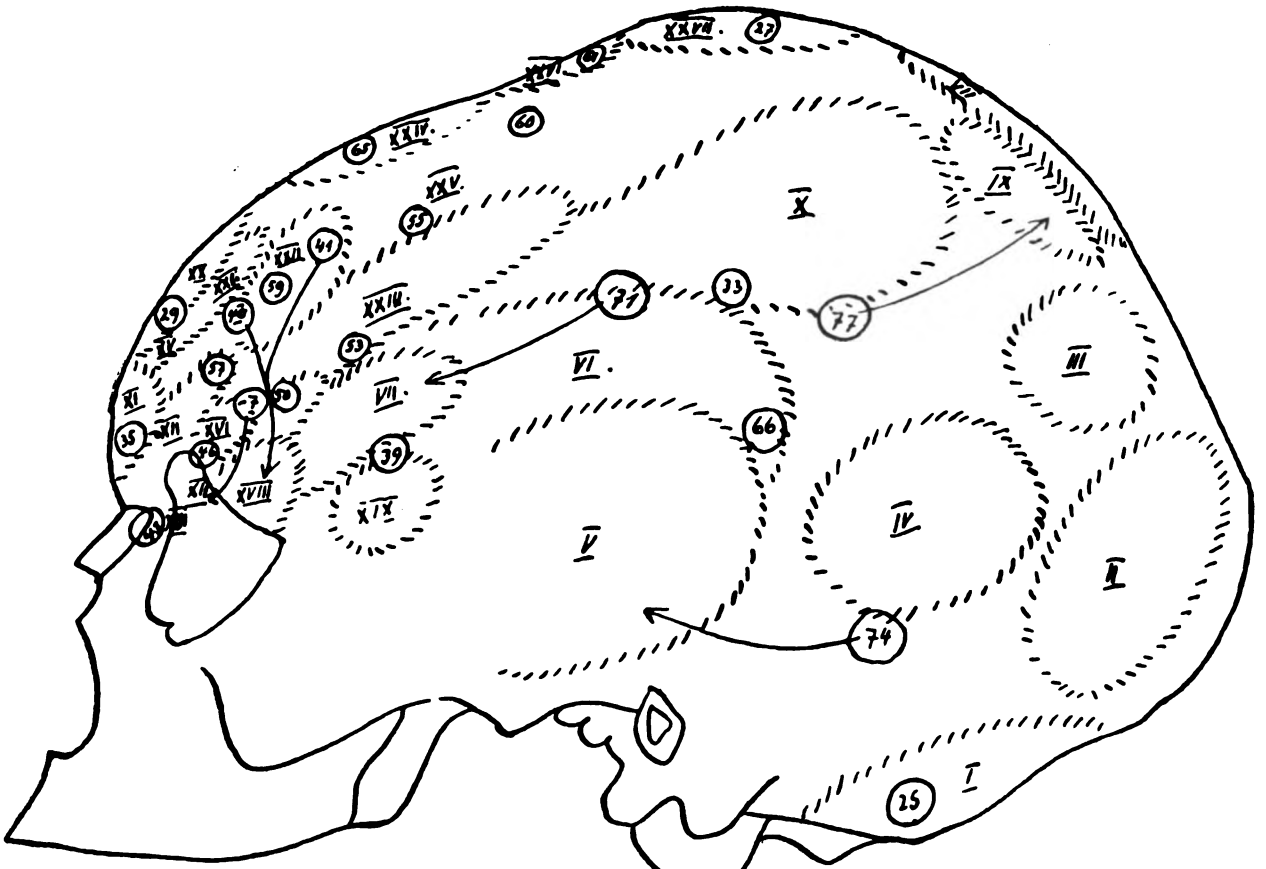


Fig. 3

Wiedergabe der Gallschen Schädelfelder (schraffiert), in die die Bißkyschen Reaktionsfelder eingetragen sind (kleine ausgezogene Kreise). Wo die Lage gegenüber den Gallschen verändert ist, zeigt ein Pfeil auf die entsprechenden hin.

Digitized by Google

Gall	Bißky.
V. Instinct carnassier, penchant au meurtre.	74. Anlage zur Roheit und Blutvergießen, 1. starke Reaktion bei Mördern.
VI. Ruse, finesse, savoir faire.	66. Bosheit und Gutmütigkeit, r. Bosheit. l. Gutmütigkeit.
VII. Sentiment de la propriété. Instinct de faire des provisions. Convoitise, penchant au vol.	71. Erwerbsfähigkeit, 1. Sparsamkeit, Geiz. 2. Anlage zu Spekulation. 3. Hang zum Diebstahl (Kleptomanie.) 4. Neigung zum Sammeln.
VIII. Orgueil hauteur, fierté, amour de l'autorité élévation.	fehlt.
IX. Vanité, ambition, amour de la gloire.	77. Eitelkeit.
X. Circonspection, prévoyance.	33. Vorsicht, Diplomatie.
XI. Mémoire des choses, mémoire de faits, sans des choses éducabilité, perfectibilité.	35. Konkretes und abstraktes Gedächtnis, r. abstrakt, l. konkret.
XII. Sens des localités, sens des rapports dans l'espace.	57. Topographischer Sinn und Ortsgedächtnis.
XIII. Mémoire des personnes.	43. Flächen und Formgedächtnis, r. für Flächen und Linien, l. für Personen.
XIV. Sens des mots. Mémoires des mots.	7. Kehlkopf, Sprache.
XV. Sens du langage de parole, talent de la philologie.	79. Sprachensinn (Fremdsprachliche Veranlagung), r. alte, Sprachen l. neue Sprachen (auf Schema nicht zu finden).
XVI. Sens des rapports des couleurs, talent de la peinture.	46. Farbensinn.
XVII. Sens des rapports des tons, talent de la musique.	50. Sinn für Rhythmus. 51. Musikausübung. l. Melodie, Musikgehör.
XVIII. Sens des rapports des nombres.	41. Geometrie. 40. Mathematik (Rechnen, Algebra, höhere Mathematik.)
XIX. Sens de mechanique, talent de l'architecture.	39. Konstruktion, konstruktives Vermögen. 1. Architektur. 2. Maschinenbau.
XX. Sagacité comparative.	29. Logik.
XXI. Esprit métaphysique.	Philosophie,
XXII. Esprit caustique, esprit de saillie	Kritischer Sinn.
XXIII. Talent poétique.	52. Literatur, lyrische Veranlagung.
XXIV. Bonté, bienveillance, douceur, compassion, sensibilité.	65. Barmherzigkeit.

Digitized by Google

Gall	Bißky.
XXV. Faculté d'imiter, mimique.	60. Seelisches Einfühlungsvermögen.
XXVI. Dieu et réligion.	61. Mystik, Religiosität, Symbolismus usw.
XXVII. Fermeté, constance, persévérance, opiniâtreté.	27. Eigensinn.

Ich glaube, niemand wird leugnen können, daß hier eine Ähnlichkeit vorliegt und zwar nicht nur auf der topographisch-anatomischen, sondern auch auf der psychologischen Seite, die weit über die Annahme eines Zufalls hinausgeht. Man kann also kaum sagen, daß „nur der Lokalisationsgedanke in seiner allgemeinsten Form der Gallschen Phrenologie und dem Bißkyschen Verfahren gemeinsam sei."

Die Lösung dafür könnte man nach 2 Seiten hin suchen:

Einmal wäre es theoretisch denkbar, daß zwei Autoren mit ganz verschiedenen Methoden zu demselben Ergebnis gekommen sind, das würde eine über alles Erwarten glänzende Rechtfertigung der Gallschen Lehre bedeuten! Oder aber, man wäre zu der Annahme gezwungen, daß der Genius Gall bei der Entdeckung der Bißkyschen Felder mit beteiligt war.

Die Entscheidung über diese Alternative muß ich dem Leser selbst überlassen, möchte aber doch Folgendes dabei zu bedenken geben:

Wenn Gall auch eine zentrale Lokalisation des Körpers versucht hätte, so wäre es leicht verständlich, wenn er wie Bißky die einzelnen Organe oder Körperteile zum Einteilungsprinzip genommen hätte. Wie aber zwei Autoren unabhängig voneinander zu einem so eigenartigen psychologischen Schema, das sich vielfach fast wörtlich deckt[1]), kommen können, das wäre doch ein Problem der Wahrscheinlichkeitsrechnung, dessen Ergebnis wohl nur in einem vielstelligen Dezimalbruch ausgedrückt werden könnte. Ich bitte unter diesem Gesichtspunkt nochmals besonders die Gallschen Bezirke Nr. I, V, IX, X, XI, XII, XVI, XVII, XIX, XXI und XXII, XXIII, XXIV, XV, XXVI und XXVII zu durchmustern!

Ferner darf wohl darauf hingewiesen werden, welche Schwierigkeit darin liegt, eine derartig große Zahl komplexester psychischer Eigenschaften mit der elektrischen Reaktion eines Punktes auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit in Beziehung zu bringen. Denn ein Mensch z. B. mit gutem konkreten und abstrakten Gedächtnis, bei dem Punkt 35 stark anspricht, wird ja wohl regelmäßig noch über eine Reihe anderer, gut funktionierender psychischer Eigenschaften und Reaktionsfelder verfügen, etwa Logik. R. F. 29, Aufmerksamkeit R. F. 28 usw. Die Schwierigkeiten, auch nur unter ½ Dutzend annähernd gleich gut reagierender Felder, jedem die richtige psychische Funktion zuzuerteilen und die Reaktionsstärke gegen die psychische Veranlagung abzuwägen, sind schon derartig große, daß — ich wiederhole es — ein Heer von Untersuchern und Untersuchten dazu gehört, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Und nun sogar bei über 100 Feldern!

Aber lassen wir die Frage auf sich beruhen und nehmen die Ähnlichkeit der Gallschen und Bißkyschen Schädelfelder einfach als Tatsache hin, so kommt als weiteres hinzu, daß Gall von der Annahme ausging, seine Bezirke seien Vorwölbungen des Schädelknochens, hervorgerufen durch übermäßige Entwicklung des dicht darunter liegenden Rindenzentrums, während Bißky besonders betont, daß seine Reizstellen und die entsprechenden Hirnzentren „durchaus nicht immer" zusammenfallen. Dort wo diese Entfernung größer sei, könne eine entsprechende Regulierung der Stromspannung vorgenommen werden! Nur schade, daß er nicht dabei bemerkt, für welche Reaktionsfelder das notwendig ist, denn die Medizin ist ja — leider — noch nicht so

[1]) So weit von wörtlicher Gleichheit in 2 verschiedenen Sprachen überhaupt die Rede sein kann.

Digitized by Google

weit, angeben zu können, wo die zugehörigen „Gehirnzentren" zu suchen sind, denn die Gallschen Vermutungen haben sich in diesem Punkte leider fast ausnahmslos als Irrtum erwiesen[1]). Wenn nun trotz alledem die Gallschen Felder sich mit nur geringen lokalen Abweichungen in einigen Feldern auch zugleich als diejenigen Reaktionspunkte erwiesen haben, von denen aus auf elektrischem Wege eine Verbindung mit an ganz anderen und unbekannten Stellen liegenden Gehirnzentren hergestellt werden kann, so ist das ein weiteres Wunder in der an Mysterien reichen Bißkyschen Entdeckung, das erwähnt zu werden verdient.

Welcher Art diese elektrischen Verbindungen sind, darüber sagt Bißky nichts und Schulte lehnt mit Recht jede Diskussion darüber vorläufig ab. Man könne an „tonische", „biochemische", „vegetative" usw. Verbindungen denken und die Frage der hypothetischen Hirnstrahlungen müsse dabei in den Bereich der Möglichkeit gezogen werden. Seine (Schultes) Untersuchungen sprächen dafür, daß es sich bei der angewandten Methodik primär um eine Widerstandsprüfung der Kopfschwarte handle, denn die Reizpunkte schienen Beziehungen zu den Gefäßen der Haut zu haben. Die letztere Annahme hat auch vom rein physiologischen Standpunkte manches für sich, macht aber die Beziehungen zu den einzelnen Gehirngebieten nur noch problematischer, zumal wenn man berücksichtigt, daß die einzelnen Felder nur etwa 1—1,5 qcm groß, scharf begrenzt sind und oft für die heterogensten psychischen Eigenschaften nahe beieinander liegen sollen. (Man bedenke, daß allein auf jeder Stirnhälfte ca. 20, d. i. auf der ganzen Stirn etwa 40 Felder liegen!) Denn da von den Gefäßen der Kopfschwarte die Arterien überhaupt nicht ins Gehirn gelangen, und die Venen nur relativ wenige indirekte Verbindungen (durch die Knochenvenen) besitzen und außerdem in ihrem Verlauf stark variieren, kommt es auf diese Weise zu keiner gesetzmäßigen Kommunikation zwischen Reaktionsfeld und entsprechendem Hirnteil. Dazu kommt, daß nach den Untersuchungen von Schwalbe und vielen anderen sogar die topographischen Beziehungen des Schädels zu den darunterliegenden Gehirnteilen keine konstanten sind, sondern bei verschiedenen Individuen, besonders bei differenter Schädelbildung, schwanken. Wenn diese Tatsache die Bißkyschen Reaktionsfelder auch nicht direkt trifft, da der Autor von vornherein mit einer andersartigen Lokalisation der letzteren gegenüber den Hirnzentren rechnet, so muß dies doch indirekt von Einfluß sein, weil damit naturgemäß auch deren Entfernung voneinander wechselt.

Da diese Frage aber von den Autoren selbst völlig offen gelassen wird, braucht darüber auch nicht weiter diskutiert zu werden.

Aber auf einen Punkt müssen wir noch kurz eingehen. Bißky selbst glaubt ja, daß bei der elektrischen Reizung der „Hirnrhythmus" eine Rolle spielt. Was er darunter versteht, sagt er leider nicht. Immerhin gäbe dieser doch eine hypothetische Grundlage für die verschiedene Schmerzempfindlichkeit der einzelnen Reaktionsfelder. Nun hat man aber neuerdings diese Schmerzempfindung als Gradmesser der Reaktion wegen seiner Subjektivität ausgeschaltet und statt dessen die akustische Feststellung der Stromstärke als leichter kontrollierbar eingeführt. Damit ist die Prüfung aber offiziell auf eine Widerstandsmessung abgestellt, bei der der „Gehirnrhythmus", auch wenn wir seine Existenz als gegeben annehmen würden, wohl kaum eine Rolle spielen kann, obwohl er Ausgangspunkt der ganzen Methodik war.

Es soll natürlich nicht bestritten werden, daß auf der Kopfschwarte Stellen mit differenter Empfindlichkeit oder verschieden starkem Widerstand für elektrische Reizung bestehen. Darin macht der Kopf gegenüber dem übrigen Körper keine Ausnahme! Es ist das aber eine jedem Neurologen bekannte Tatsache, die mit den hier besprochenen Problemen direkt nichts zu tun hat.

---

[1]) Vgl. Jahrbuch, Bd. I, Die materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit.

Digitized by Google

Wollten wir auf alle übrigen Hypothesen näher eingehen, die der Bißkyschen Methode ausgesprochener- oder unausgesprochenerweise zu Grunde liegen, so müßten wir ein Buch füllen und kämen doch immer nur wieder zu dem gleichen Resultat, daß sie in krassem Widerspruch mit allem stehen, was heute in der Medizin als gesicherte Kenntnis oder wahrscheinlich gelten kann.

2. Wir wenden uns daher jetzt der Frage nach der technischen Brauchbarkeit der Methode zu. Damit betreten wir glücklicherweise einen sehr viel realeren Boden der Diskussion, weil es sich hierbei im wesentlichen um Fragen der Quantität bzw. Genauigkeit handelt.

Wir greifen gleich die 3 wesentlichsten Punkte heraus:

a) Die Auffindung der Reaktionsfelder,
b) Die Feststellung der Reaktionsstärke und
c) Die Beeinflussung der Reaktionsstärke durch äußere, vom Gehirn unabhängige Momente.

ad a) Die Reaktionsfelder sind nach Bißky etwa Kleinfingernagel groß, d. h. etwa 1—1,5 qcm. Als Hilfsmittel ihrer Auffindung dient ein Gipsmodell eines Normalkopfes in — soweit ich feststellen kann — ca. 1½facher normaler Größe. Sonstige Anleitungen werden nicht gegeben, außer daß man sich gewöhnen soll, möglichst in der gleichen Reihenfolge zuerst die unbehaarten, dann die behaarten Bezirke zu prüfen.

Nach Versicherung der mit der Methodik Vertrauten gelingt es auf diese Weise nach einiger Übung, die angeblich jeder Normalmensch relativ leicht erwirbt, in ca. ½ Stunde eine Prüfung von etwa 70—80 Reaktionsfeldern auf jeder Seite, das sind rund 150 in toto durchzuführen (also pro Feld ¼ Minute)! Ich glaube es gibt keinen Mediziner, der jemals bei einer Hirnoperation oder anderer Gelegenheit eine Lokalisation am Schädel hat vornehmen müssen, der durch diese Leistung nicht einfach erschüttert würde.

Zur Lokalisierung der vorderen Zentralwindung (Scheitelhirn) und einiger anderer wichtiger Punkte auf der Schädeloberfläche sind von mehreren Chirurgen (Kocher, Krönlein) besonders komplizierte Methoden ausgearbeitet und Instrumente angegeben, um diese im Vergleich zu den kleinen Bißkyschen Reaktionsfeldern relativ sehr grobe Orientierung — denn auf Millimeter kommt es dabei nicht einmal so sehr an — mit einiger Sicherheit zu ermöglichen, und hier (bei Bißky) wird eine weit genauere Lokalisation in einem geringen Bruchteil der Zeit ohne Hilfsapparate — Schädel stehen dem Mediziner ja auch, sogar in natura, zur Verfügung — durchgeführt. Würde man die medizinisch üblichen Methoden auf die Bißkysche übertragen und zu jeder Einzelfeststellung nur 5 Minuten rechnen, so brauchte man immerhin schon 12 Stunden für eine Untersuchung ohne elektrische Prüfung und Deutung des Befundes. Dabei ist immer noch angenommen, daß es sich um eine durchschnittliche Schädelform handelt. Die Schwierigkeiten müssen aber bis zur absoluten Unmöglichkeit wachsen, wenn die Übertragung so kleiner Zentren mit der von Bißky geforderten und aus der Methode logischerweise sich ergebenden Genauigkeit von einem schematischen Gipsmodell auf das lebende Objekt verlangt wird.

Wären alle Voraussetzungen der Methode richtig, so müßte ihre praktische Ausübung allein an dieser einen rein technischen Schwierigkeit scheitern. Das ist kein theoretisches Bedenken, sondern eine absolut reale Feststellung, die durch nichts aus der Welt geschafft werden kann[1]).

[1]) Als ich diesen Einwand gelegentlich eines Besuches im Berliner Bios-Institut erhob, wurde mir freilich gesagt, daß man es gleich hören könne, ob man das Reaktionsfeld gefunden habe; denn solange das nicht der Fall sei, gäbe es im Hörer einen „unreinen" Ton. Abgesehen davon, daß damit ein ganz neues Prinzip für die Anordnung und Auffindung der Reaktionsstellen aufgestellt würde, das bisher in keiner Arbeit erwähnt wird, liegt dieser Angabe eine Verkennung der Entstehung des Induktionstromgeräusches zu Grunde, die es wohl unnötig macht, näher darauf einzugehen.

Digitized by Google

Es ist durchaus verständlich, wenn Paulcke betont, daß die hauptsächlichsten Einwände gegen die Bißkysche Lehre von den Medizinern gekommen seien, denn die kennen zum mindesten von der Klinik her die Schwierigkeit der Schädellokalisation.

Vielleicht wendet man gegen diese Beweisführung ein, daß es bei der Diagnoskopie ja gar nicht, wie in der Chirurgie oder Neurologie auf die Projektion von Gehirnteilen auf die Schädeloberfläche ankomme, sondern nur bestimmte Punkte der letzteren ohne Rücksicht auf das darunter liegende Gehirn festgestellt zu werden brauchten. Dabei wird jedoch übersehen, daß dies letzten Endes ebenso in der Chirurgie der Fall ist. Denn auch hier wird nur ein bestimmter Bezirk auf der Schädeloberfläche aufgesucht, von dem man dann annimmt, daß er — wenn auch nicht auf Millimeter genau — so doch in hinreichender Weise bestimmten Rindenwindungen entspricht.

ad b) Die Reaktionsstärke wurde anfangs durch die subjektive Empfindung der gereizten Stelle und als Kontrolle des reizenden Fingers festgestellt, oder sagen wir lieber gleich richtiger abgeschätzt, während man neuerdings das Hörverfahren als objektiver eingeführt hat. Sicherlich ist es möglich, bei elektrischer Reizung einer Hautstelle — gleichgültig wo — stärkere und schwächere Reize zu unterscheiden, wenn sie kurz aufeinanderfolgen, aber ebenso sicher unmöglich, bei 2 verschiedenen mit gleicher Stromstärke gereizten Stellen diese mit der für die Methode notwendigen Feinheit und Sicherheit festzustellen. Fragt sich nur, ob diese Schwierigkeit durch das Abhörverfahren beseitigt ist. Schulte unterscheidet 5 bzw. 6 Stärken. Im Bios-Institut in Berlin werden z. Zt. 16 Grade (0—1/6—½—¾ 1 . . . . —5) unterschieden. Da man naturgemäß keine schmerzhaft wirkenden Reize benutzt, liegen diese 5 bzw. 16 Stufen relativ dicht beieinander. Nun bitte ich den verehrten Leser einen einfachen Kontrollversuch anzustellen und etwa einen Klavierton oder noch besser ein beliebiges unreines, in seiner Stärke variierbares Geräusch hervorzurufen, es in kurzen Zwischenräumen, — etwa 10—15 Sekunden — zu wiederholen und dabei die Stärkegrade zwischen mittelstark und leise vergleichend zu bestimmen unter 5—16 Abstufungen. Ob es überhaupt Menschen gibt, die dies mit einiger Sicherheit vermögen, ist mir außerordentlich zweifelhaft. Gegenüber diesem einfach gelagerten Versuch kommt bei der Bißkyschen Methode als außerordentlich erschwerend hinzu, daß keineswegs beim Aufsetzen der Elektrode nun der definitive Stärkegrad sofort ertönt, sondern erst nach mehrmaligem Aufsetzen und Reiben auf der Haut eine als gültig angenommene Reaktion erzielt wird. Durch die vorherigen nicht maßgebenden Geräusche wird aber der Eindruck der vorhergehenden Reizung, mit der ich vergleichen muß, stark verwischt. Theoretisch wäre ja die Möglichkeit eines „absoluten Gehörs" für Geräuschstärken gegeben. Untersuchungen darüber sind mir nicht bekannt. Auf jeden Fall sind Menschen mit einer derartigen Gabe größte Seltenheiten, während die Bißkysche Methode von jedem gelernt werden kann, der dann auf den Vergleich des Induktionsgeräusches der verschiedenen Reaktionsfelder angewiesen ist. Auf Grund dieser theoretischen Überlegungen und Versuche[1]) an mir selbst behaupte ich wiederum: Auch in diesem Punkt ist die Methode völlig unzureichend und birgt ein subjektives Moment, das jede exakte objektive Feststellung unmöglich macht.

ad c) Wie schon betont, wird der elektrische Strom und damit das Geräusch im Hörer durch den zwischen beiden Elektroden eingeschalteten Widerstand verstärkt oder abgeschwächt. Das läßt sich leicht feststellen, wenn man letzteren variiert, indem man z. B. die eine Elektrode anfeuchtet oder trocknet. Während der Untersuchung

[1]) Ich habe bei Untersuchungen an 2 Personen im Bios-Institut Berlin mit einem Kontrollhörer die Reaktionen verfolgen können, und muß mich als völlig unfähig bezeichnen, Differenzen, wie sie in den Tabellen x und y soweit sie etwa in der Rubrik 3 verzeichnet sind, auch nur mit Wahrscheinlichkeit richtig anzugeben (s. unten).

Digitized by Google

hält der zu Untersuchende eine Elektrode mit beiden Händen umfaßt, während die andere an die verschiedenen Stellen des Kopfes gelegt wird. Der Widerstand wird demnach durch die Versuchsperson geliefert und variiert. Lassen wir nun die Frage, ob das Gehirn dabei eine Rolle spielt, ganz beiseite, weil wir darüber nichts wissen! Lediglich die Frage soll uns hier beschäftigen, ob und wie weit durch rein akzidentelle Momente das Untersuchungsergebnis beeinflußt werden kann.

Zwei Momente kommen da vor allen Dingen in Frage: einmal der Druck, mit dem wir die Reizelektrode auf das Reaktionsfeld aufsetzen und zweitens die Feuchtigkeit der Elektrode bzw. der Haut. Beide sind von so ausschlaggebender Bedeutung, daß wir durch willkürliche Variationen jedes einzelnen mit Leichtigkeit alle in Frage kommenden Reaktionsstärken auslösen können, d. h. in jedem Falle hängt das Resultat der Prüfung in weitgehendstem Maße von diesen beiden Faktoren ab.

Das wäre unbedenklich, wenn wir sie exakt regulieren könnten. Leider trifft das wiederum nicht zu. Ein einfaches Anlegen — ohne Druck — der Elektrode an die Kopfhaut ergibt, vor allem an den behaarten Stellen, fast stets eine sehr schwache Reaktion — also schlecht entwickelte Fähigkeiten! — starker Druck mit einigem Reiben verbunden aber starke Reaktion — also gute bzw. sehr gute Fähigkeiten! Da nun schon geringe Variationen im Druck deutliche Differenzen hervorrufen, kann man sich ja leicht vorstellen, wie wenig objektiv die Reizwerte dadurch werden.

Mindestens ebenso gefährlich ist die Rolle, die die Feuchtigkeit spielt. Schulte gibt zwar an, daß vor der Untersuchung die Hände mit Seife und Alkohol gereinigt werden müßten, wenn man konstante Ergebnisse haben wolle. Er scheint aber ganz vergessen zu haben, daß ja die behaarte Kopfhaut mindestens die gleiche, wenn nicht größere Bedeutung hat, deren Reinigung er nicht verlangt. Denn die Hände halten die Elektrode während des Versuches mehr oder weniger mit der gleichen Hautfläche. Der hier gegebene Widerstand ist also ziemlich konstant[1]), dagegen wird auf der Kopfhaut ja jedesmal eine andere Stelle geprüft; Differenzen in der Hautfeuchtigkeit müssen hier also ausschlaggebend sein. Nun ist bekannt, daß der Feuchtigkeitsgehalt der Kopfhaut nicht nur temporären, sondern auch topographischen Schwankungen unterliegt. So gibt es nicht selten Personen mit zirkumskriptem, mehr halbseitigem Schwitzen, ferner mit sehr trockenen Hautstellen auf dem behaarten Teil des Kopfes (Schuppen!). Daß dies nicht nur theoretisch ad hoc ausgeklügelte, sondern wiederum sehr reale Bedenken sind, wissen wir seit ca. 20 Jahren durch die Veraguthschen Untersuchungen über das sog. Psychogalvanische Reflexphänomen. Es handelt sich dabei um den Nachweis, daß schon psychische Erregungen den Widerstand der Haut wahrscheinlich lediglich infolge von Feuchtigkeitsänderungen zu variieren vermögen, auch bei Anfassen beider Elektroden mit den Händen.

Das wären also zwei weitere sehr bedenkliche Fehlerquellen der Methode, die zu allen übrigen hinzukommen, und was das Bedenklichste ist, bisher nicht ausgeschaltet werden können.

Faßt man das über die technische Seite der Methode Gesagte zusammen, so ist von einer Objektivität, wie sie für derartige Untersuchungen gefordert werden müßte, wenn die Voraussetzungen richtig wären, überhaupt keine Rede.

Ja! wird man einwenden, aber die Erfolge sind doch da! Wenn die mit der Bißkyschen Diagnoskopie gewonnenen Ergebnisse mit den durch psychologische und psychotechnische Methoden gewonnenen sowie auf Selbsterkenntnis aufgebauten übereinstimmen, dann muß doch etwas daran sein, trotz aller Einwände!

Bevor wir eine Erklärung dieser Ergebnisse versuchen, lasse ich hier zwei „objektive“

[1]) Abgesehen von dem Feuchtigkeitswechsel während der Untersuchung, der hier aber als relativ geringe Fehlerquelle unberücksichtigt bleiben mag.

Digitized by Google

Untersuchungen im Auszug folgen, die für den Laien vielleicht beweiskräftiger sind als alle theoretischen und methodologischen Einwände.

Ich hatte ursprünglich gehofft, selbst mit einem leihweise in Aussicht gestellten Apparat praktische Versuche anstellen zu können. Da derselbe aber bisher nicht eingetroffen ist, bat ich beim Bios-Institut Berlin um die Erlaubnis, dort die Methode kennen zu lernen[1]), indem ich eine mir bekannte Violinkünstlerin in Berlin, Fräulein Cl. K. bat, sich für den Versuch zur Verfügung zu stellen und möglichst noch eine zweite, mir unbekannte Person mitzubringen, die ich dann eigentlich selbst unter Leitung der Herren in Berlin zu untersuchen beabsichtigte. Durch rein äußerliche Momente kam der letztere Plan nicht zur Ausführung, sondern beide Versuchspersonen wurden ohne Namen und Berufsangabe von den am Bios-Institut arbeitenden Herren untersucht. Durch Vermittlung von Fräulein K. hatte sich einer unserer allerersten Künstler, gleich anerkannt als Violinist und Musikpädagoge, Herr Prof. C. F. für den Versuch zur Verfügung gestellt[2]).

Ich halte es für zweckmäßig, eine kurze Schilderung des Verlaufs der Untersuchung zu geben, weil sich dabei die oben erörterten Einwände gegen die Methode nur zu sehr bestätigt haben.

Zuerst nahm Prof. C. F. auf dem Untersuchungsstuhl Platz. Der untersuchende Arzt gab ihm die eine Elektrode in die Hände, ohne zuvor eine Entfettung oder Säuberung durch Alkohol und Seife zu verlangen, und probierte dann durch Berühren einiger Kopfstellen mit der anderen Elektrode die anzuwendende Stromstärke aus, die, soweit ich beurteilen kann — derartig eingestellt wurde, daß an allen geprüften Stellen eine deutliche, wenn auch schwache Reaktion in Form eines leichten brennenden bzw. kribbelnden Gefühles bemerkbar bzw. als mäßig lautes Geräusch im Kopfhörer hörbar war. (Einen zweiten Kopfhörer legte ich mir selbst an, um nach Möglichkeit die Differenzierung der Tonstärken zu erlernen.) Von einer Kontrolle mittels Hörer durch die Versuchsperson selbst hat man nach Mitteilung des untersuchenden Herrn neuerdings Abstand genommen. Nachdem dann ein Punkt in der Mittellinie auf der Stirn nach freiem Augenmaß festgesetzt war, begann die Untersuchung der einzelnen Reaktionsfelder. Auf meine Frage, wonach diese im Einzelnen bestimmt würden, wurde mir erwidert, daß es nach einiger Übung leicht gelinge, sie zu finden. Außerdem gebe es einen „unreinen" Ton im Hörer, wenn man den Punkt nicht genau treffe. Zu meiner Orientierung wurde aber dann die Gipsbüste mit aufgezeichneten Feldern aus dem Schrank geholt und vor mir auf den Tisch gestellt. Der Untersucher hat sie während der ganzen Untersuchung nicht benutzt! Das Anlegen der Elektrode geschah nicht in Form eines gleichmäßgen, leichten Berührens, sondern fast ausnahmslos war eine kurze reibende oder bohrende Bewegung auf der Haut notwendig, um die als definitiv geltende Reaktion zu erzielen. Diese wurde dann in Form von Zahlen (0—5 mit je 4 Zwischenstufen) zu Protokoll diktiert (vgl. Tabelle 1 u. 2).

Die Untersuchung von Prof. C. F. dauerte einschl. der Erläuterungen ca. ¾ Stunden. Die Deutung des Protokolls geschah nicht durch den untersuchenden Arzt, sondern durch den Direktor des Instituts, der bei der Untersuchung nicht zugegen war.

Gleich hinterher wurde die Untersuchung von Fräulein Cl. K. vorgenommen, die in

[1]) Die Herren des Instituts haben meinen Wünschen weitgehend entsprochen und mir 3 Stunden ihrer Zeit geopfert. Ihnen dafür auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen, halte ich für eine selbstverständliche Pflicht. Ich möchte auch zum Ausdruck bringen, daß es mir vom menschlichen Standpunkt aus nicht angenehm ist, eine so scharfe Kritik an ihrer Tätigkeit zu üben, aber hier handelt es sich um eine wissenschaftliche Kritik, hinter der das Einzelinteresse zurücktreten muß.

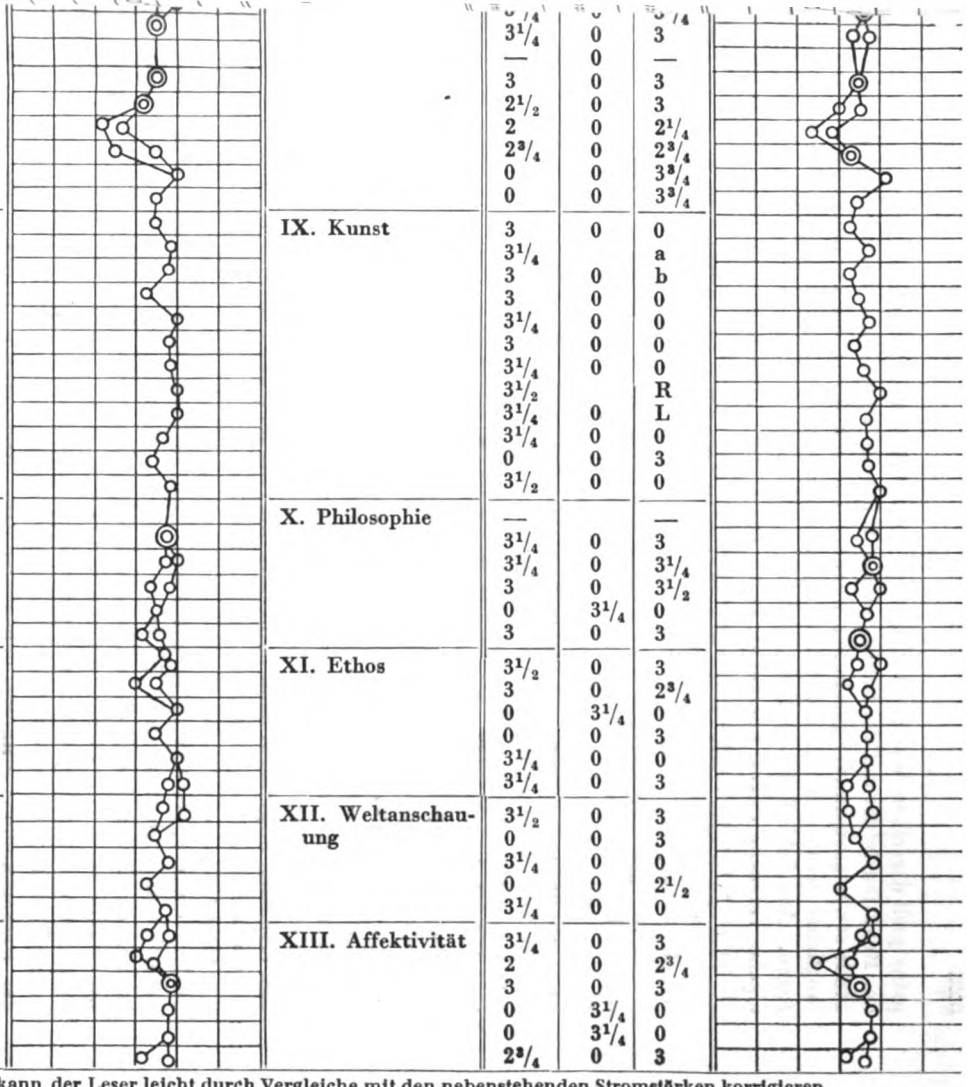
[2]) Frl. Cl. K. u. Herrn Prof. C. F. möchte ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank für ihre mir sehr wertvolle Hilfe aussprechen.

Digitized by Google

		Prof. C. F.										Frl. Cl. K.									
Sensibilitätsgrenze: $\frac{\text{St.}}{\text{K.}}$		Psychologische Reizstellen			Batteriespannung:							Psychologische Reizstellen			Batteriespannung:						
Nr. der Reizstellen	Vergleich mit Nr.	Stromstärke			Reaktionsstärke Persönlichkeitsprofil							Reaktionsfeld zur Auswertung	Stromstärke			Reaktionsstärke Persönlichkeitsprofil					
		Links	Mitte	Rechts	0	1	2	3	4	5			Links	Mitte	Rechts	0	1	2	3	4	5
1 *		0	$-2\frac{1}{2}$	0								I. Aufmerksamkeit	0	$-2\frac{1}{2}$	0						
2	12, 26 R, 37	$3\frac{1}{2}$	0	$3\frac{1}{4}$									$3\frac{1}{2}$	0	$3\frac{1}{4}$						
3 R *	2 und 37	0	0	3								II. Gedächtnis	0	0	3						
3 L *	26 R	$3\frac{1}{4}$	0	0									$3\frac{1}{4}$	0	0						
4 R *	19a	0	0	3									0	0	$3\frac{1}{4}$						
4 L *	19b und 32b	$3\frac{1}{4}$	0	0									$3\frac{1}{4}$	0	0						
5 *	37a	0	$3\frac{1}{2}$	0								III. Allgemeine Intelligenz	0	$3\frac{1}{2}$	0						
6 *	3 R und 37	4	0	0									$3\frac{3}{4}$	0	0						
6a *	51	$1\frac{3}{4}$	0	0									$1\frac{1}{2}$	0	0						
7 *	8, 10 und 11	0	$-2\frac{1}{4}$	0								IV. Wille	0	-2	0						
8	7, 10 und 11	$2\frac{1}{4}$	0	3									$2\frac{1}{2}$	0	$2\frac{3}{4}$						
9	7, 8, 10, 11 und 19c . .	$3\frac{1}{4}$	0	3									$3\frac{1}{4}$	0	$3\frac{1}{4}$						
10	7, 8 und 11	2	0	3									$2\frac{3}{4}$	0	3						
11	7, 8, 9 und 10	$2\frac{1}{4}$	0	$2\frac{3}{4}$									$2\frac{1}{2}$	0	$2\frac{3}{4}$						
12 *	21a	0	0	$3\frac{1}{2}$								V. Sinnesanlagen	0	0	$3\frac{3}{4}$						
13 *	4 L, 17, 18 und 19a . .	$3\frac{1}{4}$	0	0									$3\frac{1}{4}$	0	0						
14 *	21a und 32a	0	0	3									0	0	$3\frac{1}{4}$						
15a *	19 som., 19c, 31 und 34 .	$3\frac{1}{4}$	0	0									$3\frac{1}{4}$	0	0						
15b *		$3\frac{1}{4}$	0	0									3	0	0						
16 *	2	0	0	$3\frac{1}{4}$									0	0	$3\frac{1}{4}$						
17 *	13 und 18	0	0	$3\frac{1}{4}$									0	0	3						
18 *	4, 13, 21, 23, 32b und 35	$3\frac{1}{2}$	0	0									$3\frac{1}{2}$	0	0						
19a	3R, 4R, 6, 21, 22 u. 26R	2	0	0								VI. Motorische Anlagen	$1\frac{1}{2}$	0	0						
19b	4L, 19c, 21b und 23 . .	$2\frac{1}{4}$	0	0									2	0	0						
19c	9, 15, 18, 20, 30 und 31	3	0	0									3	0	0						
20	19c und 18	$3\frac{1}{4}$	0	3									$3\frac{1}{2}$	0	$3\frac{1}{4}$						
21	3	$2\frac{3}{4}$	0	$2\frac{1}{2}$								VII. Technik Mathematik	$2\frac{1}{2}$	0	$2\frac{1}{4}$						
21a	12, 23 und 32	3	0	$2\frac{1}{2}$									3	0	$2\frac{3}{4}$						
21b	4, 19b, 20 und 23 . . .	$2\frac{3}{4}$	0	$2\frac{3}{4}$									$2\frac{3}{4}$	0	$2\frac{1}{2}$						
22	1, 3R, 5, 6, 21 u. 26R	$3\frac{1}{4}$	0	0									3	0	0						
23	4, 19b und 21b	$3\frac{1}{4}$	0	0																	
24	2 und 21	0	0	3																	

Digitized by Google

27	2, 19, 21, 25 und 26 . .	3	0	3		$3^1/_4$	0	3
28a ††		—	—	—		—	0	—
28a †††	52	3	0	3		3	0	3
28b		$2^3/_4$	0	$2^3/_4$		$2^1/_2$	0	3
28c	2, 19c und 25	$1^3/_4$	0	2		2	0	$2^1/_4$
28d	29	2	0	3		$2^3/_4$	0	$2^3/_4$
29a *	28d	0	0	$3^1/_2$		0	0	$3^3/_4$
19b *		0	0	3		0	0	$3^3/_4$
30 *	15, 19c, 31 und 34 . .	3	0	0	IX. Kunst	3	0	0
31 *	15, 18, 19 som., 19c, 21, 22,	$3^1/_4$		a		$3^1/_4$		a
	30 und 34	$3^1/_4$	0	b		3	0	b
32a *	4, 13 und 14	3	0	0		3	0	0
32b *	4 L, 17 und 18	$3^1/_2$	0	0		$3^1/_4$	0	0
33 *	2, 3, 5, 6, 18, 21, 26 R .	$3^1/_4$	0	0		3	0	0
33a *	34, 35, 37, 38 und 46 .	$3^1/_4$	0	0		$3^1/_4$	0	0
34	1 som., 19 som., 15, 30,	$3^1/_2$		R		$3^1/_2$		R
	31 und 35	$3^1/_2$	0	L		$3^1/_4$	0	L
35 *	2, 3, 6, 18, 21, 34, 38 u. 45	$3^1/_4$	0	0		$3^1/_4$	0	0
36 R	1 som., 3, 4 L und 18 .	0	0	3		0	0	3
36 L		$3^1/_4$	0	0		$3^1/_2$	0	0
37	2, 3 R, 5, 6, 21, 33, 38, 39	—		—	X. Philosophie	—		—
	40 und 45	$3^1/_4$	0	$3^1/_4$		$3^1/_4$	0	3
37a	3 L und 5	$3^1/_2$	0	$3^1/_4$		$3^1/_4$	0	$3^1/_4$
38	2, 5, 37, 39, 40 und 44	$3^1/_4$	0	3		3	0	$3^1/_2$
39 *	37	0	3	0		0	$3^1/_4$	0
40	1 som., 2, 3, 5 und 38	3	0	$2^3/_4$		3	0	3
41a		$3^1/_2$	0	$3^1/_4$	XI. Ethos	$3^1/_2$	0	3
41b		3	0	$2^1/_2$		3	0	$2^3/_4$
42 *	43 L und 45	0	$3^1/_2$	0		0	$3^1/_4$	0
43 R	8, 49, 50 und 51 . . .	0	0	3		0	0	3
43 L	42 und 45	$3^1/_2$	0	0		$3^1/_4$	0	0
44	5 und 41	$3^1/_4$	0	$3^1/_4$		$3^1/_4$	0	3
45	39, 42, 43 L und 47 L .	$3^1/_2$	0	$3^1/_4$	XII. Weltanschauung	$3^1/_2$	0	3
46 R	47 R	0	0	3		0	0	3
46 L	45 und 47 L	$3^1/_4$	0	0		$3^1/_4$	0	0
47 R	46 R	0	0	3		0	0	$2^1/_2$
47 L	45 und 46 L	$3^1/_4$	0	0		$3^1/_4$	0	0
48	18 som., 10 und 11 . .	3	0	$3^1/_4$	XIII. Affektivität	$3^1/_4$	0	3
49	18 som., 43 R, 50, 51 u. 52	$2^1/_2$	0	$2^3/_4$		2	0	$2^3/_4$
50	18 som., 43 R, 49, 51 u. 52	$3^1/_4$	0	$3^1/_4$		3	0	3
51 *	6a, 49 und 50	0	$3^1/_4$	0		0	$3^1/_4$	0
52 *	28a ††† und 53	0	$3^1/_4$	0		0	$3^1/_4$	0
53 *	15b und 52	$2^3/_4$	0	$3^1/_4$		$2^3/_4$	0	3



Anm.: Kleine Ungenauigkeiten der Kurvenreproduktion kann der Leser leicht durch Vergleiche mit den nebenstehenden Stromstärken korrigieren.

Digitized by Google

prinzipiell derselben Weise vor sich ging. Zu erwähnen ist jedoch, daß bei der Prüfung der Reaktionsfelder auf der behaarten Kopfhaut die Haare einfach an der betreffenden Stelle etwas auseinander geschoben wurden. Um die Mittellinie zu finden, wurde ein möglichst gerader Scheitel mit dem Kamm von der Stirn beginnend zum Nacken gezogen. Am Schluß dieser Untersuchung habe ich mich dann bei Fräulein K. durch eigene Versuche davon überzeugt, einen wie großen Einfluß auf die Schallstärke im Hörer jede Veränderung des Druckes und der Feuchtigkeit bedingte. Diese Veränderung machte sich naturgemäß auch subjektiv bei Fräulein K. durch Verstärkung oder Abschwächung der Reizempfindung bemerkbar. Auf meine diesbezüglichen Bedenken wurde mir geantwortet, daß man doch sofort sehe, ob die Haut feucht sei, und den notwendigen Druck bald im Gefühl habe. Im übrigen müsse man, wie mir der am Institut tätige Ingenieur auseinandersetzte, eine Unterscheidung zwischen „Reaktion" und „Induktion" machen. Wenn man stark drücke oder die Elektrode anfeuchte, so gebe es eine „Induktion", die nicht gültig sei und sich an dem starken Klang im Hörer sofort kenntlich mache. Was diese Unterscheidung für eine wissenschaftliche Grundlage habe, habe ich leider ebensowenig erfahren, als ich imstande war, sie nach dem Ton im Hörer durchzuführen!

Das rein zahlenmäßige Ergebnis ist in der vorstehenden Tabelle wiedergegeben. Der Strich zwischen 2 u. 3 bedeutet den Mittelwert, links davon die unter-, rechts davon die übernormalen Werte[1]). Es wird niemand wunder nehmen, daß die spezifisch künstlerischen Fähigkeiten beider Versuchspersonen nicht erkannt wurden, liegen doch bei beiden die Reaktionen sämtlicher künstlerischer Eigenschaften fast auf gleicher Höhe und erreichen nirgends Ausnahmewerte. Auch die mäßigen motorischen Anlagen sind in Rücksicht auf das Violinspiel sehr bemerkenswert.

Das ist das wesentliche Resultat! Von einer Analyse der Gesamtpersönlichkeit beider Versuchspersonen im Vergleich zum Untersuchungsergebnis kann und muß hier natürlich abgesehen werden. Nicht nur, weil ich Herrn Prof. C. F. persönlich nicht kenne, sondern auch weil ein eindeutiges, nicht irgendwie anfechtbares Ergebnis, wie wir es hier notwendig fordern müssen, kaum möglich ist. Gerade aus diesem Grunde hatte ich von vornherein Versuchspersonen mit so ausgesprochenen und demonstrierbaren Fähigkeiten zu gewinnen versucht. Denn nur so konnte die Leistungsfähigkeit der Diagnoskopie einwandfrei geprüft werden. Nur nebenbei erwähne ich aber doch noch, daß Herr Prof. C. E. außer seinen künstlerischen Fähigkeiten auch eine ganz ausgesprochene sprachliche Begabung aufweist. Er spricht nicht weniger als sieben Sprachen. Auch diese Eigenschaft kommt in dem Psychogramm in keiner Weise zum Ausdruck.

Die Diagnoskopie-Methode hat also in diesen beiden Fällen — darüber kann ein Zweifel wohl kaum bestehen — vollständig versagt, denn wenn damit auch Künstler, und darunter solche von der internationalen Bedeutung des Herrn Prof. C. F. keine

---

[1]) Ich bemerke dazu, daß die Zahlen nicht den oben Seite 4 (Abb. 1 u. 2) angegebenen entsprechen, sondern neu geordnet sind. Unter der Gruppe „Kunst" sind jetzt folgende Unterabteilungen zusammengefaßt:

Anlage für Wortbildung (Etymologie),
Anlage für Sprachen, Verkehrssprachen,
Darstellende Kunst in Beziehung zur stärksten Anlage,
Stilistische Fähigkeit,
Lyrik,
Literatur,
Instrumentale Einstellung, Harmonie,
Vokale Einstellung, Polyphonie,
Gesangsliebhaber,
Malerei,
Plastik, plastisches Empfinden,
Unter Gruppe „motorische Anlagen."
Miniaturismus (Feinarbeit),
Praktisch-technisches Denken = Mechanik,
Manuelle Technik (Handgeschicklichkeit).

Wie die Zuordnung zu den einzelnen Nummern der Protokolle ist, habe ich nicht erfahren. Das Ergebnis genügt aber trotzdem für unsere Zwecke.

Digitized by Google

besondere Note erhalten, dann wird man eine Differenzierung der Durchschnittsmenschen überhaupt nicht erwarten können.

Hätte ich selbst dieses negative Ergebnis bei eigenen Versuchen erhalten, würde man natürlich mit Recht meine ungenügende technische Beherrschung der Methodik dafür angeschuldigt haben. Dieser Einwand darf aber hier kaum erhoben werden. Denn ich wüßte nicht, wer als kompetent angesehen werden sollte, wenn nicht diejenigen Herren, die in Zusammenarbeit mit dem Entdecker der Methode selbst die Diagnoskopie zum Beruf gewählt haben.

3) Und trotzdem die überraschenden Ergebnisse von Schulte und der übrigen Nachuntersucher!

Die Erklärung dafür habe ich ursprünglich hauptsächlich in der Subjektivität der Methode zusammen mit suggestiven Einflüssen gesucht. Nachdem ich jedoch im Bios-Institut die Deutungsmethode der Reaktionswerte kennen gelernt habe, glaube ich hierin eins der wesentlichsten Momente erblicken zu müssen.

Die meisten psychischen Eigenschaften haben ja nach Bißky eine doppelte Lokalisation, insofern entweder rechts die angeborene, links die durch Übung gewonnene Fähigkeit auf dem gleichen Gebiet (so in Feld 27, 32, 33, 59, 63, 69, 70 und 73 der Fig. 1) oder auf beiden Seiten teils ähnliche teils konträre Eigenschaften (Feld 31, 35, 36, 43, 55, 66, 67, 68, 79) lokalisiert sind. Sobald nun die entsprechenden Reaktionsfelder eine verschiedene Reizstärke aufweisen, läßt sich ungefähr jede gesuchte Eigenschaft finden. Z. B. wir finden rechts (27) einen starken angeborenen Eigensinn, links aber eine schwache Reaktion, d. h. einen durch Erziehung, Lebensverhältnisse usw. wenig ausgebildeten Eigensinn, so wird man, bei tatsächlichem Fehlen dieser Eigenschaft, eine einfache Bestätigung der linken Reaktion finden, bei vorhandenem Eigensinn aber leicht auf die starke Veranlagung zurückgreifen können und sagen: der Eigensinn ist zwar vorhanden, aber er müßte noch weit stärker sein, wenn zu der starken Veranlagung noch die entsprechende Ausbildung im Leben hinzugekommen wäre. Was sich hier an tatsächlichem Eigensinn findet, ist lediglich Ausdruck der starken Anlage. Eine Seite bzw. Reaktion hat also immer Recht! Bei umgekehrter Reaktion links stark, rechts schwach — verfährt man mutatis mutandis ähnlich. Aber damit sind die Deutungsmöglichkeiten keineswegs erschöpft! Ist z. B. eine gute Willensenergie vorhanden, so kann sie natürlich auch bei mäßiger Veranlagung noch relativ viel erreichen, und zwar nach beiden Seiten hin. Sie kann schlechte Anlagen unterdrücken und gute fördern oder umgekehrt, je wiederum nach der Entwicklung der ethischen Einstellung usw. usw. Man sieht die Variationsmöglichkeit der Deutung wächst in der Potenz der Zahl der miteinander in Beziehung gesetzten Eigenschaften und Fähigkeiten! Ich betone ausdrücklich, daß diese Deutungsmöglichkeit nicht von mir erdacht ist, sondern daß uns im Bios-Institut wörtlich gesagt wurde, die Zahlen an sich besagten wenig, sie gewännen erst Bedeutung, indem man die verschiedenen Eigenschaften zueinander in Beziehung setzte. Als Beispiel wurde der Einfluß des „Durchsetzungstriebes" (nach obiger Nomenclatur wohl Willensenergie) auf die Entwicklung angeborener Anlagen angeführt. In dem Vordruck der Protokolle finden sich dementsprechend schon bei jedem Reaktionsfeld in der zweiten Spalte die zur Auswertung heranzuziehenden Nummern vermerkt (bis 8! bei Feld 35).

Daß auf diese Weise fast jeder Befund sehr verschiedene Auslegungen ermöglicht, ist leicht begreiflich. Es muß geradezu als ein besonders unglücklicher Zufall bezeichnet werden, daß Herr Prof. C. F. trotz angeblich recht gut entwickelt gefundenem Durchsetzungstrieb es nur zu einer so kümmerlichen Note (höchstens 3½) in Musik, pädagogischen und sprachlichen Fähigkeiten gebracht hat. Vielleicht wird es ihm ebenso wie Fräulein K. ein Trost sein zu hören, daß die Methode doch noch zu gewissen Bedenken Anlaß gibt!

Digitized by Google

Ich bin am Schluß! Das Ergebnis ist eindeutig: Die theoretischen Voraussetzungen der Bißkyschen Diagnoskopie stehen mit unseren heutigen Kenntnissen in krassem Widerspruch! Die Methodik erweist sich als völlig unzureichend und mit zahlreichen Fehlerquellen behaftet, so daß von einem objektiven Befund in keiner Weise gesprochen werden kann. Dazu kommt schließlich noch die dem subjektiven Ermessen weitesten Spielraum lassende Deutung der Befunde. Ein wissenschaftliches Interesse hat die Bißkysche Methode nur insofern, als sie wieder einmal zeigt, welche suggestive Kraft eine „neue Entdeckung" hat, wenn sie in wissenschaftlichem Gewande auftritt.

Digitized by Google

Charakterforschung und Vererbungslehre

von HERMANN HOFFMANN (Tübingen)

Digitized by Google

Digitized by Google

Will sich der Erblichkeitsforscher dem Studium der Vererbung charakterlicher Eigenart zuwenden, so braucht er dazu ein charakterologisches Rüstzeug, das ihm die Orientierung erleichtert.

Ist die Charakterologie dazu imstande, dem Erbbiologen ein sicheres Fundament zu schaffen, auf dem er seine Forschungen aufbauen kann? Das sei die erste Frage, die wir aufwerfen wollen. Was hat die Charakterlehre zu bieten?

Wenn wir einmal die Ergebnisse der Charakterforschung vor unseren Augen vorüberziehen lassen, so erkennen wir zwei wesensverschiedene Methoden der Erfassung menschlicher Persönlichkeiten: Die Typenlehre[1]) und die Analyse des Charakteraufbaues[2]). Jede dieser beiden Forschungsrichtungen der Charakterologie setzt sich andere Ziele. Die Eigenart des psychologischen Typus (W. Stern; differentielle Psychologie) ist durch das Vorherrschen einer bestimmten psychischen Eigenart gegeben, die mit ihm einer kleineren oder größeren Gruppe von anderen Menschen zukommt. Dabei läßt sich eine Typengruppe niemals scharf gegen andere abgrenzen. Es gibt stets fließende Übergänge in Nachbartypen; es kommen Mischformen vor, bei denen die Einordnung zweifelhaft bleiben muß. Wenn wir eine bestimmte Persönlichkeit irgendeiner Typengruppe zuweisen, so ist damit immer nur eine bestimmte Seite ihres Wesens festgelegt; und zwar sollte dies jeweils die für ihre Eigenart ausschlaggebende sein. Die Lehre vom Charakteraufbau sucht im Gegensatz zur Typenlehre das Individuum in seiner charakterologischen Gesamtheit zu erfassen. Ihr Weg ist zunächst ein analytischer. Das Ganze wird in seine Teile, in seine Elemente zerlegt. Dann aber auch ein synthetischer; denn es sollen ferner die Beziehungen der Elemente zu einander untersucht werden (Strukturbeziehungen), durch die sich überhaupt erst die Teile zur Ganzheit der Persönlichkeit zusammenfügen. Charakterologische Einzelelemente (Radikale) und ihre Beziehungen im Aufbau der Persönlichkeit, das sind die Leitlinien dieser zweiten Methode.

Die einzelnen Versuche einer Typenordnung sind jeweils nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten orientiert. Dilthey teilt die Menschen nach charakteristischen Unterschieden des Weltbildes ein in Weltanschauungstypen. Für Spranger waren die verschiedenen selbständigen Kulturgebiete maßgebend, in denen menschliche Wertrichtungen zum Ausdruck kommen (Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, Religion, Staat und Gesellschaft). Müller-Freienfels sucht nach „fundamentalen psychologischen Grundfunktionen", die er zum künstlerischen Stil, zur religiösen und philosophischen Weltanschauung in Beziehung setzt. Weininger unterscheidet seine Typen nach dem Gehalt an männlicher und weiblicher „Substanz", wobei er Korrelationen dieser beiden „Substanzen" zu bestimmten Charaktereigenschaften findet.

---

[1]) Typenordnungen von W. Dilthey (Weltanschauung, Philosophie und Religion); E. Spranger (Lebensformen); R. Müller-Freienfels (Persönlichkeit und Weltanschauung); O. Weininger (Geschlecht und Charakter); C. G. Jung (Psychologische Typen); E. Kretschmer (Körperbau und Charakter). — Die Typenaufstellung Kretschmers hat in der praktischen Psychologie und Psychopathologie mit Recht fast ausschließlich Anerkennung gefunden.

[2]) L. Klages (Prinzipien der Charakterologie); H. Apfelbach (Der Aufbau des Charakters); G. Ewald (Temperament und Charakter); A. Kronfeld (Psychotherapie); P. Häberlin (Der Charakter); E. Utitz (Charakterologie).

Digitized by Google

Jung gruppiert nach den beiden psychologischen Kontrastmechanismen: Extraversion (positive Hinwendung des Subjektes zum Objekt) und Introversion (negative Beziehung des Subjektes zum Objekt). Im Gegensatz zu diesen typologischen Versuchen, deren Einteilung mehr oder weniger willkürlich gewählt ist, stehen die Typen Kretschmers auf festem biologischen Boden. Seine zyklothymen und schizothymen Typen zeigen bestimmte Affinitäten zu gewissen Körperbauformen und außerdem korrelative Beziehungen zu den beiden wichtigsten konstitutionellen Geisteskrankheiten, dem manic.-depr. Irresein und der Schizophrenie. Darin liegt ihre besondere Bedeutung, die sie weit über jede andere Typenordnung hinaushebt.

Im Rahmen unseres Schemas erhebt sich nunmehr die prinzipiell wichtige Frage, wie der Erbbiologe sich für seine Zwecke mit der Typenlehre als solcher auseinandersetzen soll. Die Antwort darauf hängt von der weiteren Frage ab, welche Aufgaben die charakterologische Vererbungswissenschaft sich stellt. Nach unserer Meinung sollte sie sich nicht nur für den Erbgang einzelner Charaktereigentümlichkeiten interessieren. Vielmehr halte ich es für notwendig — und das ist vielleicht vorerst das wichtigste Ziel — daß die Erbbiologie der Entstehung bestimmter Charaktere aus der Eigenart der Eltern und Voreltern nachgeht, daß sie im Einzelnen untersucht, wie sich bestimmte Wesenszüge der Vorfahren zu eigenartigen charakterologischen Neuschöpfungen bei den Nachkommen zusammenfügen. Für diese Aufgabe aber ist ihrem Wesen nach eine Typenordnung nicht recht geeignet[1]).

Vielleicht leistet uns die Lehre vom Charakteraufbau hier bessere Dienste?

Ebenso wie die Typenlehre hat auch sie eine gewisse Mannigfaltigkeit der Meinungen gezeitigt. Eine Reihe von Autoren: Klages, Apfelbach, Ewald, Kronfeld und Häberlin haben sich bemüht, die seelische Gesamtverfassung des Menschen in ihre Elemente aufzuspalten, jeder in seiner Weise. (Die Strukturbeziehungen sind dabei allerdings vielfach ein wenig zu kurz gekommen.) So sind denn verschiedene charakterologische Systeme entstanden, die immer wieder unter anderen Voraussetzungen an ihre Aufgabe herantreten und sich infolgedessen nur schwer zur Deckung bringen lassen. Jedes System hat seine Vorteile und Nachteile. Jedes hebt bestimmte Seiten des Charakters besonders hervor und vernachlässigt andere. Jedes krankt ein wenig an dem Fehler, daß dem System zu liebe manche schematisierende Verschiebungen und Erstarrungen mit in Kauf genommen werden müssen. Keine Charakterologie kann — wenn wir ehrlich sind — voll und ganz befriedigen, so wertvoll sie im Einzelnen sein mag. Selbstverständlich wird es dem Psychologen möglich sein, mit jedem dieser Systeme zu arbeiten. Es wird jederzeit leicht gelingen, bestimmte in der Realität gegebene Charaktere jeweils in die verschiedenen Systeme einzuordnen, die wesentlichen Unterschiede einzelner Charaktere in die Sprache des Systems zu übersetzen.

Doch, so müssen wir uns fragen, können wir auf diesem Wege der Mannigfaltigkeit charakterologischer Systeme zu wahrer Erkenntnis gelangen? Zunächst wird es so bleiben, daß sich der eine diesem, der andere jenem System anschließt, daß aber eine Einigung und Übereinstimmung nicht erzielt wird. Man könnte daran denken, die verschiedenen Systeme zusammenzufassen und zu einer „wirklich brauchbaren" Charakterologie synthetisch zu verarbeiten. Dann hätten wir glücklich ein neues System, wären aber damit an Erkenntniswert kaum reicher geworden. Kurzum nach unserer Meinung haben wir genug Systeme und können nur dringend wünschen, daß uns die Zukunft vor weiteren bewahren möge. So kommen wir nicht weiter. Es bringt dem

---

[1]) Daß die Typenlehre, soweit sie biologisch orientiert ist (Kretschmer), sich sehr wohl für erbbiologische Fragen anderer Art eignet, habe ich in früheren Arbeiten gezeigt; es handelt sich dabei um korrelative familiäre Beziehungen eines bestimmten Typus zu pathologischen Erscheinungen.

Digitized by Google

Empiriker keinen Gewinn, wenn er Naturtatsachen immer wieder nach anderen Gesichtspunkten gruppiert und umgruppiert.

Unter diesen Mängeln muß natürlich auch die Verwendung eines charakterologischen Systems in der Vererbungsforschung leiden. Jedenfalls ist das eine sicher, daß wir uns nicht ohne weiteres einem dieser Systeme versehreiben können. Ja, mir will scheinen, daß man das Verhältnis von Charakterologie und Erbbiologie auch ein wenig umkehren dürfte. Nicht nur die Erbbiologie kann von der Charakterologie lernen, vielleicht ist daneben noch eine Befruchtung im entgegengesetzten Sinne möglich, ja sogar notwendig. Dabei soll gewiß nicht verkannt werden, daß uns die Charaktersysteme manche wertvollen Einzeltatsachen an die Hand geben, die wir mit Nutzen verwerten können. Doch ein fertiges charakterologisches Schema dürfen wir von ihr nicht erwarten.

Was haben wir uns nun aber darunter vorzustellen, wenn ich behaupte, daß die Erbbiologie der Charakterologie, insbesondere der Lehre vom Charakteraufbau in mancher Hinsicht förderlich sein kann?

Sie soll dazu beitragen, die Mannigfaltigkeit der Charaktersysteme aus der Welt zu schaffen. Wollen wir Charakteranalyse treiben, so sollte das nicht willkürlich geschehen, ohne eine in der Biologie verankerte Kontrolle. Die Richtung bleibt dieselbe, eingestellt auf die Erfassung charakterologischer Elemente oder Radikale. Es sollte uns jedoch nicht allein daran gelegen sein, einen Charakter in seine psychologischen Elemente zu zerlegen. Daneben sollte uns die Frage interessieren, ob diese Radikale wirklich auch als biologisch, d. h. in diesem Falle erbbiologisch selbständige Gebilde aufzufassen sind, ob den psychologischen Elementen erbbiologisch selbständige Anlagen entsprechen, die sich im Erbgang unabhängig voneinander verhalten. Diese Methode der Aufspaltung in erbbiologisch selbständige psychologische Radikale soll uns mit der Zeit zu dem festen Gerüst eines charakterologischen Schemas verhelfen.

Das ist der erste Teil unseres Planes. Beginnen wir nunmehr damit, die Möglichkeit seiner Durchführung darzulegen.

Zunächst möchte ich das Wesen der Methode an einem Beispiel aus der Botanik erläutern.

Wir kreuzen zwei verschiedene Löwenmaulrassen (Antirrhinum) miteinander, die in mehrfacher Hinsicht voneinander verschieden sind. Das Exemplar der einen Rasse hat Löwenmaulblüten in charakteristischer (normaler) Form, elfenbeinfarbige Blüten und Hochwüchsigkeit. Das Exemplar der anderen Rasse zeigt sog. pelorische, d. h. völlig radiär gebaute (abnorme) Blütenform, rote Blütenfärbung und Kleinwuchs. Bei den Produkten aus dieser Kreuzung bekommen wir stets eine intermediäre blaß-rote Blütenfarbe. Mit dieser Eigenschaft können sich die anderen Eigentümlichkeiten in der verschiedensten Form kombinieren. Bei bestimmter Keimbeschaffenheit der Elternrassen verbindet sich die blaßrote Blütenfarbe einmal mit normaler Blütenform und Kleinwuchs, das andere Mal mit pelorischer Blütenform und Hochwuchs. Die Elterneigenschaften sind hier gewissermaßen unter sich vertauscht und zu neuartigen Kombinationen miteinander verbunden.

Für den erbbiologisch geschulten Leser führe ich noch die mendelistische Auflösung dieser Kreuzung[1]) an.

R = rote Blütenfarbe
r = elfenbeinfarbige Blüte
} Intermediärverhältnis.

[1]) Im übrigen sehe ich an dieser Stelle von einer mendelistischen Fundierung der Methode ab. In meinem Buch „Das Problem des Charakteraufbaues. Seine Gestaltung durch die Erbbiologische Persönlichkeitsanalyse" (Julius Springer, Berlin, 1926) bin ich näher darauf eingegangen, soweit das heute möglich ist.

Digitized by Google

N = normale Blütenform.
n = abnorme pelorische Blütenform } Dominanz-Rezessivitätsverhältnis.
H = Hochwuchs
h = Kleinwuchs } Dominanz-Rezessivitätsverhältnis.

R R n n h h × r r N n H h

Rot	Elfenbeinfarbig.
Pelorisch	normal.
Kleinwuchs	Hochwuchs

R r n n H h	R r N n h h
Blaßrot	Blaßrot
Pelorisch	Normal
Hochwuchs	Kleinwuchs

Wir schließen aus diesem Beispiel, daß die Anlagen für Blütenform, Blütenfarbe und Größe der Löwenmaulpflanze von einander unabhängig sind, daß sie bei dem Vererbungsvorgang Selbständigkeit bewahren. Wären etwa zwei von ihnen stets miteinander gekoppelt (wenn z. B. eine bestimmte Blütenfarbe stets mit Hochwuchs zusammen auftreten würde), so würden beide vermutlich auf eine Anlage zurückgehen, und wir dürften niemals die beobachtete Kombinationsvertauschung der Eigenschaften erwarten. Nach dem Kreuzungsresultat lassen sich die drei Qualitäten als genotypisch (anlagemäßig) selbständig isolieren.

Wir müssen bei unserer biologisch-analytischen Methode — erbbiologische Persönlichkeitsanalyse möchte ich sie nennen — uns dieses einfache Beispiel aus der Botanik zur Richtschnur nehmen. Es handelt sich darum, für psychische Eigenschaften bzw. Eigenschaftskomplexe die genotypische Unabhängigkeit oder Selbständigkeit nachzuweisen.

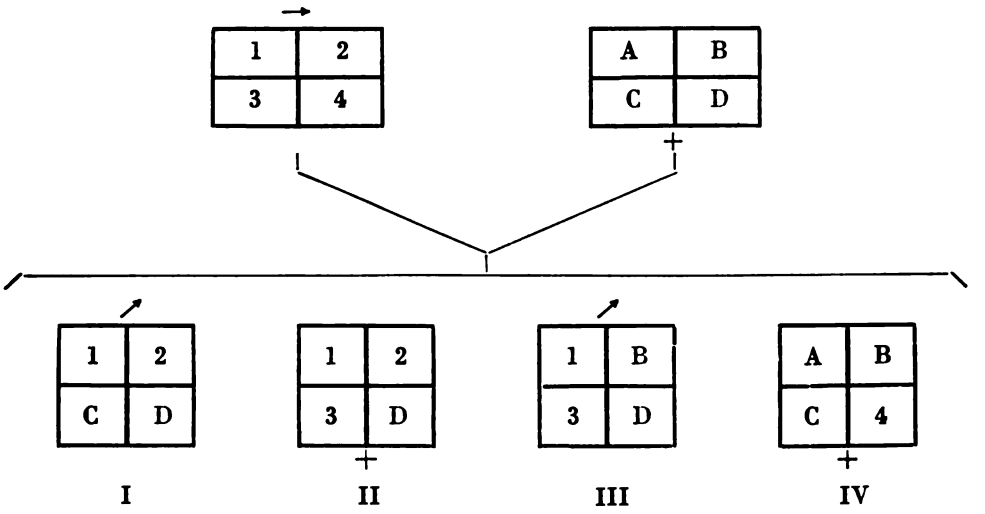
Für den Anfang wird uns dies am leichtesten gelingen, wenn das erbbiologische Material zwei bestimmten Bedingungen genügt. Erstens ist eine stark kontrastierte Wesensart der Elterntypen erforderlich, so daß man bei den Charaktereigenschaften der Kinder nicht im Zweifel sein kann, auf welcher Elternseite die erbbiologische Wurzel zu suchen ist. Und zweitens ist als erleichternde Bedingung eine große Kinderzahl von gewisser Bedeutung. Wir können dann weit besser die verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten der elterlichen Veranlagung studieren als bei ein oder zwei Kindern. Und das ist eine wichtige Grundlage für die Erfassung erbbiologisch selbständiger Anlageelemente.

Ein schematisches Bild soll uns den Untersuchungsgang im Einzelnen veranschaulichen. Wenn ich hier und auch in den anderen Beispielen mich vorwiegend auf einen Vergleich der Kinder mit ihren Eltern beschränke, so soll damit nicht gesagt sein, daß ich die übrigen Familienmitglieder gar nicht berücksichtigt wissen möchte. Selbstverständlich sollte man den Verwandtschaftskreis im allgemeinen recht groß fassen; denn häufig ist z. B. die Ähnlichkeit zwischen Enkel und Großeltern wesentlich ausgeprägter als die zwischen Kindern und Eltern. Für manche Eigentümlichkeiten der Kinder finden wir nicht gerade bei den Eltern, sondern bei entfernteren Angehörigen eine klare biologische Wurzel. Doch kommen wir vielfach aus, wenn wir uns auf die Eltern allein beschränken.

Wir gehen in unserem Schema aus von zwei Eltern, bei denen wir der Einfachheit halber 4 selbständige Eigenschaften oder charakterologische Tendenzen als gegeben annehmen; wir kennen diese zunächst noch nicht, wollen sie vielmehr erst durch einen Vergleich von Eltern und Kindern isolieren. Bei Kind II sehen wir vorwiegend väterliche Eigenschaften, die mit einem bestimmten Eigenschaftskomplex der Mutter (D) verbunden sind. Dadurch ist zunächst für D die erbbiologische Unabhängigkeit von den übrigen Eigenschaften (1, 2, 3) wahrscheinlich gemacht. Nehmen wir dann Kind I vor. Bei ihm ist außer D und dem väterlichen Komplex 1 und 2 noch eine andere mütterliche Komponente (C) vorhanden. Durch die Selbständigkeit von D

Digitized by Google

ist hier auch die Unabhängigkeit von C gesichert. Auf demselben Wege kommen wir bei Kind III und IV zur erbbiologischen Isolierung von B bzw. A und 4. Und weiterhin bereitet dann die Aufspaltung der väterlichen Eigenart in die noch fehlenden Komplexe 1, 2 und 3 keine Schwierig-



keiten mehr. So gedenken wir durch einen genauen Vergleich zwischen Eltern und Kindern für jede Eigenschaft der Kinder die selbständige erbbiologische Wurzel nachzuweisen.

In dem oben erwähnten Buch[1]) habe ich an einzelnen Familien eine solche erbbiologische Persönlichkeitsanalyse durchgeführt. Besonders geeignet für unsere Zwecke ist die Familie Buonaparte, da hier die beiden Bedingungen gegeben sind. Selbstverständlich kann es sich nur um bescheidene Versuche handeln, die zunächst einmal die Brauchbarkeit der Methode erweisen sollen. Es werden eine Unzahl gründlicher Einzelanalysen notwendig sein, ehe wir zu Endergebnissen größeren Stils gelangen können. Diese schon heute zu fordern, wäre verfrüht.

Die Eltern Napoleons[2]) stammen aus Familien mit ganz verschiedenem Sippschaftscharakter. Die Buonapartes haben einen hochentwickelten Familiensinn. Die Idee der Familie war die Grundlage all ihrer ehrgeizigen Unternehmungen, sie gab ihnen die Rechtfertigung für mannigfache, oft wilde Abenteuer. Die mütterliche Familie Ramolino lebte dagegen in ruhigen geordneten Verhältnissen. Ihre Eigenart ist durch Mildtätigkeit und soziale Fürsorge gekennzeichnet.

Die Eltern Napoleons sind jedes in seiner Art ein echtes Kind ihrer Familie.

Der Vater, Carlo Buonaparte, war ein unruhiger, äußerst beweglicher Geist; geschickt, diplomatisch, gewandt, schlau berechnend und anpassungsfähig; ewig ungeduldig, unbeständig, veränderungssüchtig; voller Pläne und Projekte oft ganz phantastischer Art; stets bereit, sich für etwas Neues zu begeistern; immer in Tätigkeit; von gewaltigem Ehrgeiz zu höchster Leistungsanspannung aufgepeitscht; durchaus egozentrisch in seiner Lebenseinstellung; eitel, genußsüchtig, haltlos und verschwenderisch; dabei gegen Ende seines kurzen Daseins († 38 Jahre alt) in schwärmerisch-

[1]) Ich fasse mich an dieser Stelle möglichst kurz, da man dort eine ausführliche Darstellung finden kann.

[2]) Frédéric Masson: Napoleon et sa famille. Paris, 1897. Bd. I u. ff.; Emil Ludwig: Napoleon. Berlin. Ernst Rowohlt Verlag, 1925; Arth. Kleinschmidt: Die Eltern und Geschwister Napoleons, I. Berlin 1878. Aug. Fournier: Napoleon I. Eine Biographie. I. Bd. Leipzig und Wien. 1904; G. de Gourgaud: Napoleons Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart. Robert Lutz Verlag. 10. Auflage.

Digitized by Google

sentimentaler Bigotterie befangen. Ein Mensch, der sich in blindem Geltungseifer gewissermaßen selbst zu Tode hetzte.

Die wichtigsten Persönlichkeitskomponenten, für die wir eine erbbiologische Selbständigkeit wahrscheinlich machen können (wie sich zeigen wird), sind[1]): Großmannssüchtige Eitelkeit — Leistungsehrgeiz und Tätigkeitstrieb (Freude am Schaffen und Wirken; Elan) — Veränderungssucht, Mangel an Beharrlichkeit — Egozentrische Rücksichtslosigkeit — Berechnende Schlauheit (Anpassungsfähigkeit) — Hang zu schwärmerischer Sentimentalität — (vielleicht?) hypomanische (heiter, gehobene) Grundstimmung.

Die Mutter, Lätitia Ramolino, steht zur Eigenart ihres Mannes im schärfsten Kontrast. Ein ernster, beständiger, in sich gefestigter, pflichtbewußter Charakter mit praktisch-nüchternem Sinn; schlicht einfach und bescheiden; beseelt von großer Herzensgüte und Hilfsbereitschaft gegen alle Armen, Kranken und Unglücklichen; offen, freimütig und wahrheitsliebend; nur in ungewohnten Situationen von den bedrückenden Gefühlen ängstlicher Unsicherheit und magischer Unheimlichkeit beherrscht (sie witterte z. B. oft Verrat und Gefahr für ihren Sohn Napoleon). Doch konnte sie ungeahnte Kraft entfalten, wenn das Glück ihrer Kinder auf dem Spiele stand. Dann brachte der allmächtige Mutterinstinkt alle anderen Gefühle zum Schweigen.

Bei Lätitia ergeben sich als erbbiologisch selbständige Eigenschaften bzw. Eigenschaftskomplexe: Herzensgüte, Hilfsbereitschaft (starker Hingebungstrieb) — Beständigkeit und Beharrlichkeit — Mangel an Eitelkeit und Ehrgeiz (Bescheidenheit) — Schicksalsängstliche Unsicherheit — Offenheit und Wahrheitsliebe — nüchtern, praktischer Sinn (rationale Einstellung) — zum Depressiven geneigte Grundstimmung.

Diese Eigentümlichkeiten bauen in wechselnder Zusammenordnung die Charaktere der Kinder auf.

1. Josef vereinigt in sich bestimmte Wesenszüge beider Eltern. Mütterlichen Ursprungs ist seine sanfte Herzensgüte und Hilfsbereitschaft (allgemein gesagt die Tendenz der sozialen Hingebung) sowie die Neigung zu einer gewissen ängstlichen Unsicherheit. Sein Königtum (Neapel, später Sizilien) war nicht nach Napoleons Geschmack. Er verstand nach seiner Meinung nicht zu herrschen. Er dachte ihm zu wohltätig und zu human. Sein sanftes, friedliebendes Gemüt war schwierigen Situationen nicht gewachsen. Ihm fehlte der Mut, ernsten Gefahren die Stirn zu bieten. — Zu diesen mütterlichen Eigenschaften gesellen sich Geltungssucht und eine gewisse berechnende Schlauheit von der Vaterseite. Er besaß dessen leichten beweglichen Sinn, gefiel sich darin, den großen Herrn zu spielen, war ein Weltmann mit diplomatischem Geschick, doch zu schwach, weich und haltlos; es fehlte ihm der väterliche Leistungsehrgeiz.

2. Lucien ist im wesentlichen des Vaters Ebenbild. Geltungssüchtig; rasch von Entschluß; energisch und kühn (Elan); allen Situationen gewachsen; ein äußerst geschickter, schlau berechnender Demagoge, fähig als Führer und Organisator; heißblütig und abenteuerlustig; ein wilder aufrührerischer Feuergeist; verwegen, skrupellos, dabei zu unbeständig und maßlos in Ehrgeiz und Kampfeslust, um aufbauen und neue Werte schaffen zu können; verschwenderisch und arbeitsunlustig. Ihm fehlte der kühl abwägende Verstand des Staatsmannes, der die Grenzen des Möglichen zu erkennen weiß. Ein wenig mehr rationale „Hemmung" und ein Grad weniger Abenteurerblut, dann wäre er fast mit Napoleon identisch gewesen.

Mütterliche Züge läßt diese Schilderung nicht erkennen.

---

[1]) Ich gebe hier, um nicht durch Langatmigkeit zu ermüden, die fertigen Resultate und verzichte bewußt darauf, den Untersuchungsgang im Einzelnen darzulegen.

Digitized by Google

3. Elisa zeigt wiederum vorwiegend väterliche Eigentümlichkeiten, seine Eitelkeit, seinen Leistungsehrgeiz (Tätigkeitstrieb), die egozentrische Lebenseinstellung und berechnende Schlauheit. Sie war häßlich und unansehnlich, ohne Charme und Koketterie; sie vernachlässigte ihre Kleidung. Zwar ließ sie sich nicht ungern den Hof machen, doch mehr aus Geltungssucht, als aus erotischen Bedürfnissen. Sie behandelte ihre Liebhaber herzlos und schlecht, so wie Napoleon seine Mätressen. Ihr „Gefühl" bestand nur in Ehrgeiz, für einen Königsmantel hätte sie jede „Dummheit" begangen. Ihr Geist war fast männlich zu nennen. Sie verstand es, sich mit großer Geschicklichkeit durchzusezten durch mannhaften Widerstand, bald durch Nachgiebigkeit und Fügsamkeit oder einschmeichelnde Liebenswürdigkeit, je nachdem, wie es ihr zweckmäßig schien. Ihren Mann beherrschte sie vollkommen, sie regierte unter seinem Namen (Fürstin von Lucca). Arbeit war ihr oberstes Lebensgesetz, sie hatte große Freude am Regieren und Verwalten. — In diesen wohl unstreitig väterlichen Persönlichkeitskomplex (dem allerdings die unruhige Veränderungssucht und das begeisterungsfähige Schwärmertum des Vaters fehlt), greifen mütterliche Komponenten modifizierend ein. Es heißt von Elisa, daß sie für das Wohl ihrer Untertanen sorgte, sie förderte, so weit sie es vermochte. Sie erkannte also gewisse soziale Pflichten an (mütterliche Hilfsbereitschaft?), die sie mit ernstem Interesse durchführte. Bei dieser Aufgabe ging sie mit klarer nüchterner Überlegung, mit derselben inneren Festigkeit und Beharrlichkeit zu Werke, wie es die Mutter in ihrem häuslichen Pflichtenkreis getan hatte. Die skrupellose und rücksichtslose Art des Vaters herrschte gelegentlich, aber nur in ihren, ich möchte sagen, gesellschaftlichen Beziehungen; den Untertanen gegenüber nicht. Es wurde gewissermaßen die väterliche egozentrische Lebenseinstellung durch das mütterliche Pflichtgefühl korrigiert und bereichert.

4. Ludwig (König von Holland) war ein ausgesprochen psychopathischer Typus mit schwermütiger, ängstlich-mißtrauischer Lebenseinstellung (depressiv-paranoid). Den Kern seines Wesens bildeten Erbmassen der Mutter. Ihre Wärme und Herzensgüte, ihre hilfreiche Unterstützung von Schwachen und Kranken wird in uns lebendig, wenn wir hören, wie er in rührender, fast weichlich anmutender „Humanitätsmanie"[1]) um die Liebe seiner Untertanen gerungen hat (er begnadigte fast alle Verbrecher, dachte daran, die Todesstrafe abzuschaffen, suchte die Steuerlasten und Heeresabgaben zu vermindern und gab viel Geld an Arme und Lumpen). Ihm fehlte Tatendrang und durchgreifende Energie (Leistungsehrgeiz); ihm fehlte auch die berechnende Schlauheit des Diplomaten; er war allzu ängstlich und skrupulös, zu wenig selbstbewußt und übertrieben nachsichtig. So stand ihm die Rolle des Monarchen herzlich schlecht. Sein Interesse war ganz anderer Art. Im Grunde sehnte er sich nach Ruhe und Behaglichkeit, um ungestört literarischen und künstlerischen Neigungen nachgehen zu können. In dieser verzagten, tatenscheuen Lebenseinstellung kommt wieder die mütterliche schicksalsängstliche Unsicherheit zur Geltung. Sie stand bei ihm wohl noch weit mehr im Vordergrund der Persönlichkeit, als wir es von der Mutter annehmen dürfen; ja gelegentlich steigerten sich die Unheimlichkeitsgefühle zu ausgesprochenem Mißtrauen. Ludwig hatte von Jugend auf die Einsamkeit geliebt und nur mit einigen wenigen Freunden (meist arm und von dunkler Herkunft) nähere Beziehungen angeknüpft. Ihnen trug er seine Verse und seine ethisch-philosophischen Ideen vor; dabei sah er eifersüchtig darauf, daß sie nur mit ihm verkehrten. Zeitweise lebte er wie ein Eremit, da er sich unsicher und verfolgt fühlte; er litt unter Verstimmungen; es heißt, daß er sich dann öfters mit Selbstmordgedanken getragen habe. Auch während seiner Regentenzeit hat ihn das Mißtrauen nie ganz verlassen. Zweifel-

[1]) So sagte Napoleon; er bezeichnete Ludwig als „Krämerseele" mit „dürftigen Ideen", „nicht großzügig", „ohne Kraft und Charakter".

Digitized by Google

los war ihm eine depressive Grundstimmung eigen, die der mütterlichen ernsten Lebensauffassung entspricht. Doch in anderer Beziehung ist er von der Mutter wesensverschieden. Statt ihres nüchternen praktischen Sinnes finden wir bei ihm als wichtigen väterlichen Einschlag einen gewissen Hang zu übersteigertem süßlichem Schwärmertum. Dieser Zug war ihm in jungen Jahren eigentümlich; doch auch später, als er in reiferem Alter (nach unglücklicher Ehe) noch einmal ein rein platonisches Liebesverhältnis anknüpfte — seine Beziehungen zu den Frauen waren ungewöhnlich distanziert — lebte er seine Gefühle in überschwänglichen, sentimentalen Gedichten aus. Außerdem war er nicht ganz frei von der väterlichen Eitelkeit und Prunksucht. Nach seiner Ernennung zum König trat plötzlich, wie es heißt, ein „Größenwahn" zu Tage; und dies wohl um so mehr, je weniger er sich seiner Aufgabe gewachsen fühlte. Gleichzeitig erfaßte ihn eine krankhafte innere Unruhe; er konnte sich z. B. zum Diner in 3 oder 4 Städten ansagen, um schließlich in einer 5. zu speisen. Er führte eine glänzende Hofhaltung; sie sollte wenn möglich noch glänzender sein als bei seinem kaiserlichen Bruder. Und als er schließlich wegen seiner Unfähigkeit auf Befehl Napoleons abdanken mußte, machte er diesem die bittersten Vorwürfe. Nur ungern gab er die Königsrolle auf, trotzdem er sich seiner eigenen Unfähigkeit bewußt war.

Dieses Geltungsbedürfnis (s. auch Verhältnis zu seinen Freunden) ist wohl eine wichtige Komponente für die mißtrauische Lebenseinstellung, die sich im übrigen aus der mütterlichen Schicksalsangst heraus entwickelt.

Ludwig hat in vieler Beziehung Ähnlichkeit mit seinem Bruder Josef; doch scheint dieser frei von paranoiden Zügen. Wir haben den Verdacht, daß bei Ludwig gewisse Abwegigkeiten des Sexuallebens vorhanden gewesen sind, die allerdings für uns nicht mehr recht faßbar sind, für die wir auch keine erbbiologische Wurzel nachweisen können. Immerhin ist der feminine Gesamtcharakter und seine eigentümlich distanzierte Einstellung zum weiblichen Geschlecht auffallend. Oft ist das Paranoide eine Folge von Schuldgefühlen, von ethischer Insuffizienz, die ihrerseits wieder aufs engste mit der abnormen Sexualität zusammenhängen. So könnte es auch bei Ludwig sein. Wir wollen in diesem Zusammenhang bedenken, daß bei der Schwester Elisa von männlichen Zügen die Rede war. Über die Eltern ist uns in sexueller Beziehung zu wenig bekannt. Allerdings können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß der Komplex des Paranoiden bei der Mutter vorgebildet war, wenn er sich bei ihr auch niemals zu voller Blüte entfaltet hat.

5. Pauline (Fürstin Borghese) ist ganz vorwiegend ein Kind des Vaters; gewissermaßen eine ins Feminine übertragene Version seiner Veranlagung. Maßlos eitel, kokett und gefallsüchtig; unbeständig, ewig launisch, unzufrieden und hungrig nach neuen Reizen; schlecht erzogen, immer lustig und ausgelassen, leichtsinnig und verschwenderisch, ausgesprochen egozentrisch eingestellt. Ihr Leben floß in Saus und Braus dahin. Alle Männer waren von ihr entzückt. Sie wollte ihnen gefallen, um sie zu verführen. Sie bewunderte sich selbst und betete ihren eigenen Körper an. Für die Erhaltung ihrer Schönheit gab sie unendliche Summen aus; sie belud sich mit Brillanten und Perlen und erfand neue Moden, um auf sich aufmerksam zu machen. Sie verwandte ihre reiche Phantasie zu nichtig-eitlen Zwecken. Dieser erotische Geltungsdrang beherrschte ihre Persönlichkeit ganz und gar und formte aus ihr den Typus einer haltlosen, kapriziösen Kokette. Doch konnte ihr niemand gram sein, da sie im Grunde herzensgut und liebenswürdig war (mütterlicher Einschlag). Ihrem Bruder war sie in abgöttischer Verehrung zugetan. Als er Geld brauchte, gab sie bereitwillig ihren ganzen Schmuck für ihn hin. Ihm hätte sie alles geopfert. Auch sonst konnte sie gelegentlich wohltätig und freigebig sein, wenn auch die meisten Ausgaben ihre eigene Person betrafen. Wenn wir diese (allerdings sehr stark verdeckte) Gutmütigkeit kaum als Eigenschaft des Vaters auffassen dürfen, so wich ihre Eigenart auch noch

Digitized by Google

in anderer Beziehung von ihm ab. Ihr fehlte jeglicher Leistungsehrgeiz; denn von Jugend auf war ihr jede ernste Arbeit zuwider.

6. Karoline (Königin beider Sizilien) war ebenfalls in ihrem Wesen durch väterliche Eigentümlichkeiten bestimmt. Sie interessierte sich nur für Dinge, die ihr Gewinn bringen konnten. Ehrgeiz und Geltungsdrang, schlaue Berechnung und Intrigue waren ihre leitenden Prinzipien. Sie konnte freundlich sein auch gegen Menschen, die sie haßte. Sie wurde Maitresse des Gouverneurs von Paris, weil sie hoffte, ihn auf diese Weise für ihre Pläne dienstbar zu machen. Auch scheute sie nicht davor zurück, die Ehe ihres Bruders Ludwig zu stören, um eigener Vorteile willen. Zeitgenossen bezeichneten sie als eitle, kokette Dirne mit geschmeidigem, listigem Sinn; charmant und anmutig, geistvoll, mit überlegenem Verstand begabt, sehr rührig und geschäftig, immer heiter und guter Dinge, außerordentlich gewandt und geschickt in der Verfolgung ihrer Ziele. Wie keines ihrer Geschwister verstand sie es, ihren Bruder Napoleon zu nehmen. Er hielt viel von ihr: Sie ist vollkommen fähig, an der Spitze einer Regentschaft zu stehen.

Das ganze Persönlichkeitsbild stimmt durchaus mit dem ihres Vaters überein, doch war sie zielbewußter und beständiger als er (mütterlicher Einschlag).

7. Jerôme (König von Westfalen) war ein gutmütiger, aber maßlos leichtsinniger Bonvivant und darin eine Kombination aus Vater und Mutter. Ein unbesonnener, übermütiger, leichtfertiger Springinsfeld (auch noch in späteren Jahren), der nichts ernst nahm, der in der Krone die ersehnte Gelegenheit sah, zu schlemmen und zu prassen. Ein eleganter, liebenswürdiger Kavalier mit natürlicher Ritterlichkeit und Grazie, dessen höchste Leidenschaft es war, sich in theatralischem Glanz und Pomp zu sonnen. Trunksucht und Eitelkeit, Mangel an Beständigkeit und leichtsinnige Lebensführung, egozentrische Genußsucht und die heitere (hypomanische) Grundstimmung; all das sind väterliche Wesenszüge. Als mütterliche Eigentümlichkeit finden wir neben der erwähnten Gutmütigkeit und Herzlichkeit noch die Fähigkeit des gesunden, klaren, nüchternen Urteils; beides Eigenschaften, die seinem Charakter eine gewisse positive Note gegeben haben.

Auf Napoleon selbst möchte ich nur kurz eingehen. Wir hörten schon, daß Lucien ihm sehr ähnlich war. Zweifellos hatte Napoleon außerordentlich viel von dem Wesen seines Vaters. Auch sein Charakter war aufs höchste gespannt durch einen rasend übersteigerten Geltungsdrang. Durch ihn ist in erster Linie seine Empfindlichkeit eigenen Schwächen gegenüber und seine Neigung zu maßloßen Wutausbrüchen bedingt[1]). Er war durch und durch Machttypus; kalt, rücksichtslos, unbedenklich gewissenlos, wenn es sich um die Durchführung seiner Pläne handelte; von unermüdlicher zähester Energie und wilder Kühnheit seiner Entschlüsse; schlau, berechnend und gewandt; ein Schauspieler mit großer Kraft der Selbstdarstellung. Die ungeheure geistige Beweglichkeit, die fast phantastische Fülle der Projekte und Unternehmungen hat er ebenfalls mit seinem Vater gemeinsam; auch von sentimentalem Pathos war er nicht ganz frei. Als wichtige „Steuerung" dieser väterlichen Eigenart fungieren mütterliche Komponenten; in erster Linie innere Festigkeit und Beständigkeit und zweitens die Fähigkeit zu praktisch-nüchterner Überlegung (rationale Einstellung), die bei ihm weit stärker ausgeprägt war als beim Vater. Sonst wäre er wohl schon früher an der Maßlosigkeit seiner Projekte gescheitert, die ihn erst später zugrunde richtete.

---

[1]) Äußerlich fiel Napoleon durch eine starke motorische Unruhe und durch lebhaftes Gestikulieren auf (s. F. Dumstrey: Der erste Napoleon. O. Wigand, Leipzig, 1908). Sein Habitus war gedunsen-fett. Er hatte in seiner Körperfülle etwas, das an die weibliche Form erinnerte, worüber er selbst gerne scherzte. Außerdem war er am Körper fast gänzlich haarlos. So sehen wir auch bei ihm wieder feminine Einschläge. Im Sexuellen ging ihm jegliche Hingabefähigkeit ab, trotzdem er sehr sinnlich war.

Digitized by Google

Und ein gewisser Hang zum Aberglauben weist auf die mütterliche Lebens- und Schicksalsangst hin. Napoleon ist die glücklichste Kombination aus der Veranlagung seiner beiden Eltern, was den äußeren Erfolg anbetrifft. Seine eigene Meinung ging dahin, daß er seiner Mutter am ähnlichsten sei. Dies trifft nur bedingt zu. Die Natur seines Vaters war für ihn gleichermaßen bedeutungsvoll.

Überblicken wir nun unsere Analyse der Familie Buonaparte, so mögen wohl allerhand Bedenken aufsteigen. Wir wollen den Einwänden ruhig ins Auge schauen. Man könnte sagen, die Persönlichkeitsbilder seien allzu skizzenhaft, zu grob umrissen, zu wenig in die psychologische Tiefe greifend; sie seien zu sehr schematisiert dem Prinzip zu liebe, die individuelle Eigenart auf bestimmte familiäre Tendenzen zurückzuführen. Man könnte die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit unserer Begriffe, d. h. der herausgehobenen selbständigen Eigenschaften bezweifeln. Man könnte aussetzen, daß uns infolge der schematisierenden Durchführung manche Wesenszüge der Persönlichkeiten verloren gingen. Schließlich wird man neben vielen anderen Einwänden noch die Strukturbeziehungen der Aufbauelemente zueinander vermissen.

Trotz alledem wird niemand bestreiten können, daß unser Versuch immerhin uns Wesen und Bedeutung der Methode hat ahnen lassen, und das war uns die Hauptsache. Daran kann auch die eventuelle Unzulänglichkeit der Persönlichkeitsbilder nichts ändern, da es uns nur darauf ankam, einmal an einem Beispiel die Methode zu zeigen. Ebensowenig könnte die Methode dadurch erschüttert werden, wenn die von uns gewonnenen selbständigen Eigenschaften in dieser Form als endgültige Wahrheiten event. nicht bestehen bleiben sollten. Einmal muß der Anfang gemacht werden, und von dem Versuch sollte uns auch die größte Skepsis nicht zurückhalten. Im Laufe der Zeit werden wir uns sicherlich zu Ergebnissen durchringen, die der Kritik besser standhalten können.

Das eine ist uns jedenfalls gelungen, nämlich aus der Eigenart der Eltern das Wesen der Kinder verständlich zu machen. Durch wechselnde Gruppierung elterlicher Eigenschaften kommen die mannigfachsten Individualitäten bei den Kindern zustande. Dabei ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß Charakterelemente der Eltern ihre „Aufbaubedeutung" bei den Kindern ändern können. Was heißt das? Dieselbe Eigenschaft hat bei Eltern und Kind eine verschiedene Bedeutung für die Gesamtpersönlichkeit, sie nimmt jeweils im Charakteraufbau eine andere Stellung ein. Eigentümlichkeiten, die bei den Eltern gewissermaßen im Zentrum, im Kern der Persönlichkeit stehen, haben für die Kinder nur periphere Bedeutung; umgekehrt können nebensächliche Eigenschaften der Eltern bei den Kindern plötzlich persönlichkeitsbeherrschend werden. Durch diesen Vorgang kommen verschiedene Nuancen derselben Eigenschaft zustande.

Wir wollen kurz einige Beispiele anführen, die wir der Familie Buonaparte entnehmen.

1. Die Mutter Lätitia wird gerühmt wegen ihrer selbstlosen Herzensgüte und mütterlichen Fürsorge, die sie allen Schwachen und Kranken angedeihen ließ; dieser Zug hatte für ihren Charakter eine gewisse zentrale Bedeutung. Bei einzelnen Kindern (Pauline, Jerome) kommt diese Eigentümlichkeit nur sehr schwach oder zum mindesten nur in bestimmten Lebenskreisen (Elisa; den Untertanen gegenüber) zur Geltung. Die Herzensgüte hat für den Gesamtcharakter dieser Kinder eine ganz andere (mehr periphere) Bedeutung; immerhin ist sie deutlich vorhanden und geht sicherlich nicht auf den Vater zurück.

2. Die Mutter zeigte in gewissen, ihr ungewohnten Lebenssituationen eine deutliche Neigung zu ängstlichen Unsicherheits- und Unheimlichkeitsgefühlen, die sich gelegentlich sogar zu paranoiden Befürchtungen um ihren Sohn Napoleon steigern konnten. Dieser Zug, der für die Mutter keineswegs zentrale Bedeutung hat, steht bei

Digitized by Google

Ludwig, dem depressiv-paranoiden Psychopathen, im Vordergrund seines Wesens, ist für seinen Charakter gewissermaßen das herrschende Prinzip.

3. Der Vater Carlo erscheint in seinen ehrgeizigen, geltungssüchtigen Bestrebungen äußerst rücksichtslos und geht immer mit berechnender Schlauheit zu Werke. Und doch ist diese rein gewinnsüchtige Einstellung bei ihm nicht so vorherrschend wie etwa bei der Tochter Karoline.

Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren. Wir werfen die Frage auf, wie wir uns diese Verschiebung der „Aufbaubedeutung", diese Strukturverschiebung zu denken haben. Es mag eine ganze Reihe von Erklärungsmöglichkeiten geben. Sicherlich spielen darunter zwei Fälle eine besondere Rolle. Erstens können gewisse Eigentümlichkeiten, die bei einem der Eltern mit wirksam waren, bei den Kindern weggefallen sein; nehmen wir an gewisse moralische Hemmungen beim Vater, die einer allzu starken Ausbreitung der egozentrischen Rücksichtslosigkeit entgegengewirkt haben. Bei den Kindern würde dann unter Umständen die Egozentrizität mehr oder weniger hemmungslos zutage treten. Zweitens kann eine Strukturverschiebung dadurch entstehen, daß zu der Eigenschaft von der einen Elternseite bestimmte Eigenschaften von der anderen Elternseite hinzutreten, sich zu ihr in Beziehung setzen und sie in irgendeiner Weise modifizieren. So wird sich die selbstlose Herzensgüte von der Mutterseite nicht recht entwickeln können, wenn sie mit einem starken väterlichen Geltungsdrang zusammentrifft. Die Nuanzierung einer Eigenschaft ändert sich, wenn sie jeweils in eine andere Gesamtstruktur eingebaut ist. Und dieser wechselnden Nuancierung derselben Eigenschaft im Erbgang hat die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse ihr ganz besonderes Augenmerk zuzuwenden. Denn nur mit Hilfe der erbbiologischen Betrachtung können wir den Ursachen dieser Erscheinung auf die Spur kommen.

Der Vorgang der erbbiologischen Strukturverschiebung ist zweifellos als Erklärung für manche Erbfälle wichtig, bei denen gewissermaßen unvermittelt und überraschend ein anscheinend vom bisherigen Familientypus abweichender Charakter auftritt. Häufig wird es dann so sein, daß gewisse Tendenzen, die bei den Aszendenten eine mehr nebensächliche Rolle gespielt haben, nunmehr bei dem betreffenden Familienglied dominierend geworden sind. Diese Auffassung trifft z. B. sicher für manche Fälle des moralischen Schwachsinns zu.

Ganz unbemerkt wären wir nunmehr beim zweiten Teil unseres erbbiologischen Programms angelangt; bei den Strukturbeziehungen, in denen die psychologischen Radikale zueinander aufgebaut sind. In unserer Darstellung der Familie Buonaparte haben wir diese Beziehungen nur kurz gestreift, um so mehr wollen wir uns ihnen jetzt zuwenden. Auch hier kann uns die Erbbiologie manche interessante Einblicke gewähren. Vor allem ist die Untersuchung komplizierter und differenzierter Persönlichkeiten dazu besonders geeignet. Wir sehen bei ihnen, wie gegensätzliche Strebungen sich in einem Individuum zusammenfinden können, und was für eigentümliche psychologische Mechanismen und charakterologische Eigentümlichkeiten auf diese Weise zustande kommen.

Da haben wir zunächst den weit verbreiteten Kompensationsmechanismus (Adler), aufgebaut einerseits von Minderwertigkeitsgefühlen in bestimmter Richtung, andererseits von einer starken Tendenz zur Selbsterhöhung, die den Defekt zu übertönen, auszugleichen oder wenigstens zu überbrücken sich bemüht.

Der Kompensation liegt irgend ein seelischer Konflikt, irgend eine erlebnismäßige Gegensätzlichkeit zu Grunde. Oft, wenn auch nicht immer, läßt sich dafür eine Gegensätzlichkeit der Anlagen, eine Charakterantinomie verantwortlich machen. Einige Beispiele:

Aggressive Machtgefühle verstecken sich nicht selten hinter der Maske übertriebener Gewissensangst und Skrupulosität. Letztere Seite kompensiert die

Digitized by Google

gegensätzlichen Strebungen, bringt sie zum Schweigen und hemmt ihren Durchbruch durch übersteigerte Entwicklung.

Antimoralische Tendenzen irgendwelcher Art können durch hochgeschraubtes ethisches Pathos, durch pharisäische Bigotterie und moralischen Fanatismus kompensatorisch überwunden werden (z. B. pseudologische Neigungen durch Wahrheitsfanatismus).

Wilde leidenschaftliche Triebe, die das Ich in den Abgrund zu stoßen drohen, werden eingedämmt durch Steigerung wirksamer Gegentendenzen, wie weltverneinende Askese und lebensfeindliche Selbstzerfleischung.

Eine ähnliche Kontrastierung beobachten wir gelegentlich bei Naturen, die besonders unerschrocken und wagemutig erscheinen. Oft sind dies im Grunde furchtsame, ängstliche Menschen, denen aber die eigene Feigheit zur unerträglichen Qual wird. Ihr Ehrgefühl zwingt sie dazu, die innere Beschämung durch heldenmütige Tapferkeit, ja durch verbohrte Herausforderung des Schicksals zu betäuben.

Nicht selten stehen sich mystisch-magische Erlebnisform und rationale Einstellung in kompensatorischer Antithese gegenüber. Vielfach ist übersteigerte rationale Begrifflichkeit nichts anderes als eine Sicherung gegen den drohenden Einbruch magisch-archaischer Mechanismen.

Auch bei manchen Verbrechertypen scheint die Kompensationspsychologie eine Rolle zu spielen. Ungewöhnlich starke Minderwertigkeitsgefühle werden von ihnen durch rücksichtsloses brutales Wüten gegen die als störend und verletzend empfundenen Gemeinschaftsinteressen übertäubt.

Wir wollen es bei diesen Beispielen bewenden lassen. Es gibt eine Fülle von Kompensationsmöglichkeiten, und man fühlt sich versucht zu fragen, welcher einigermaßen differenzierte Mensch etwa nicht kompensiert. Immerhin sollten wir uns vor einer Überspannung des Begriffes hüten, und das führt zu der weiteren Frage, woran wir denn überhaupt die Kompensation erkennen. Vielfach gelingt dies nur mit Hilfe der psychologischen Selbstschilderung. Meistens wird sich allerdings die Tatsache dem geschulten Beobachter ohne weiteres aufdrängen. Man hat den Eindruck einer maskenartigen Scheinbildung, einer Attrappe. In der oft bizarren, übertrieben pointierten äußeren Fassade liegt etwas Übersteigertes, Gequältes, Unechtes, Verkrampftes. Man hat dabei das bestimmte Gefühl, daß der Betreffende sich trotz aller Bemühungen in seiner Haut nicht wohl fühlt, daß er nur mit äußerster Anstrengung das innere Gleichgewicht halten kann.

Dadurch ist es auch zu erklären, daß man die kompensierenden Eigenschaften nie gern als eigentliche Persönlichkeitsbestandteile gelten läßt. Man spricht von „nur Fassade", „nur Oberfläche" und will damit sagen, daß der Kern des Charakters ein ganz anderer, ja entgegengesetzter ist. Diesen muß man kennen, so heißt es; man muß die unechte Maske abreißen, wenn man einen Menschen richtig beurteilen will[1]). Die kompensierenden Eigenschaften werden damit als etwas Unwesentliches beiseite geschoben. Eine weitere Folge dieser Meinung ist dann die Vorstellung, daß die Art der Kompensation mit der Anlage, mit den Keimmassen des Individuums nichts zu tun haben, daß man sie meistens durch eine bestimmte Erziehung und Schulung lernen (sich „anquälen") könne. Diese Meinung ist sicherlich nur sehr bedingt richtig. Je mehr man sich als Anlagenforscher diesem Problem zuwendet, um so mehr sieht man, daß in außerordentlich vielen Fällen Art und Richtung der Kompensation durch anlagemäßig gegebene Momente prädestiniert sind.

---

[1]) Sehr merkwürdig ist es, daß man das gern nur dann gesagt hat, wenn es sich um ein schroffes Außenbild handelt, hinter dem man einen angenehmeren Kern vermutete. Selten aber im umgekehrten Falle; man wird es nur selten gewagt haben, einen skrupulösen, gewissensängstlichen Menschen als eine im Grunde machthungrige, despotische Natur zu bezeichnen.

Digitized by Google

Wir brauchen uns zu diesem Zwecke nur ein erbbiologisches Beispiel zu veranschaulichen.

Ein junges Mädchen mit überaus zarter, hyperästhetischer, sensibler Innenstruktur, die sehr leicht durch den rauhen Alltag ins Wanken gerät, pflegt ihre verwundbare Seele hinter der Maske naiv-harmloser Fröhlichkeit, hinter einem frischen, munteren, natürlichen Wesen zu verbergen. Sie ist begeistert für humanitäre und soziale Probleme, für die sie sich trotz ihrer schwachen Kräfte mit rührender Energie aufopfert.

Ihr Außenbild — wir würden sagen: ihre Maske, mit der sie Fernerstehende unabsichtlich „täuscht" — entspricht in groben Zügen der Veranlagung ihrer Mutter. Diese ist eine frische, bewegliche, geistig regsame, tätige Frau von selbstverständlicher unkomplizierter innerer Fröhlichkeit, gemütvoll, weich, natürlich, wie wir es bei echten zyklothymen Naturen finden. Das mütterliche Erbteil gibt der Tochter die Fassade.

Der innere Kern sensibler Empfindsamkeit weist dagegen auf den Vater zurück, der nun seinerseits wieder in anderer Weise sich sein Außenbild formte. Er deckte seine hyperästhetische Verletzbarkeit durch vornehmsteife, aristokratische Gemessenheit, durch kühlen gesellschaftlichen Formalismus zu, der sich niemals etwas vergibt.

So ist gewissermaßen der Kern, d. h. die vom Vater ererbte Eigenart von der mütterlichen Anlage sorgsam umhüllt.

Wenn man darauf achtet, wird man ähnliche Fälle häufig finden, und es wäre ja auch unnatürlich, wenn es nicht so wäre, wenn die Kompensation sich die vorhandenen Anlagen, die ererbten Dispositionen nicht zu Nutzen machen würde. Mir scheint diese Tatsache immerhin wichtig zu sein. Werden wir doch nunmehr die kompensierenden Eigenschaften mit ganz anderen Augen anschauen; denn es kann sich nicht nur um eine „unwesentliche", die Persönlichkeit nicht näher berührende Fassade handeln. Vielmehr werden wir auch die kompensierende Eigenschaft als einen echten anlagemäßig gegebenen Persönlichkeitsbestandteil auffassen müssen, neben dem allerdings noch extrem entgegengesetzte Tendenzen vorhanden sind. Und der Kompensationsmechanismus ist eine eigenartige Verbindung zwischen beiden[1]). — Es soll trotz alledem nicht verkannt werden, daß es auch eine vorwiegend milieubedingte Art der Kompensation gibt. Sie tritt in erster Linie bei Menschen auf mit weicher, plastischer Anpassungsfähigkeit, mit der Fähigkeit zur Nachahmung und Nachbildung, die sich nach einem Idealbild in eine bestimmte Form der Kompensation hineinleben. Vielfach sind beide Typen der Kompensation, die konstitutionelle und milieubedingte, aufs engste miteinander verschlungen.

Wir wollen weiterhin noch andere Formen von Kontrasttendenzen, von Charakterantinomien betrachten, die nicht durch kompensatorische Beziehungen miteinander verknüpft, sondern in irgendwelchen anderen Beziehungen der Über-, Unter- und Nebenordnung, der Hemmung oder Förderung zueinander aufgebaut sind.

Zu diesem Zwecke vergegenwärtigen wir uns zwei Persönlichkeiten aus dem Hause Hohenzollern, Friedr. Wilh. I. und dessen Sohn Friedrich d. Großen[2]). Es kann sich hier nicht darum handeln, von diesen beiden Preußenkönigen vollständige, in sich abgerundete Persönlichkeitsbilder zu entwerfen. Wir heben vielmehr nur einzelne, besonders ausgeprägte Eigenschaftskomplexe heraus, soweit sie für unsere Fragestellung wichtig sind, zugleich mit den mutmaßlichen erbbiologischen Quellen.

---

[1]) Oft drücken sich die Gegenpole der Kompensation schon im äußeren Habitus aus. Ich denke dabei an Menschen, deren Profil herbe Strenge und Energie zeigt, während das Gesicht (en face) unsicher, zart, weich und gemütvoll erscheint. Ein ähnlicher Kontrast kann bestehen zwischen Augenausdruck und Mund-Kinnpartie, zwischen Haltung und Sprechweise. Man kann dann gewissermaßen die Antinomie der Anlagen schon äußerlich ablesen.

[2]) Eine ausführlichere Darstellung findet sich in meinem Buch „Das Problem des Charakteraufbaues".

Digitized by Google

Zunächst Friedr. Wilh. I. Greifen wir einmal den Anlagenkomplex heraus, auf dem seine unverkennbare große Bedeutung als Regent beruht. In seinem robusten Körper steckte eine ungeheuere Leistungsfähigkeit. Diese ergab zusammen mit dem ernsten Verantwortungsgefühl, dem fast pedantisch anmutenden Pflichteifer (von dem eisernen Pflichtprinzip nahm er auch das eigene Ich nicht aus) und mit einer gewissen praktisch-nüchternen Klugheit das Bild eines tüchtigen, auf das Wohl seiner Untertanen allezeit bedachten unermüdlichen treusorgenden Landesvaters. — Dieselben Eigenschaften finden wir in erster Linie bei seiner mütterlichen Großmutter, Sophie v. d. Pfalz, der „Großen Kurfürstin" von Hannover, wieder (robuste leistungsfähige Konstitution, strenges Pflichtbewußtsein, praktisch-nüchterner Verstand). Andererseits hat auch der „Große Kurfürst" (väterl. Großvater) ähnliche Grundeigenschaften besessen.

Diesem Persönlichkeitskomplex stehen andere Seiten seines Wesens gegenüber, die wir unter dem Begriff des pathologischen Affektmenschen zusammenfassen wollen. In Friedr. Wilh. I. steckt von Jugend auf ungestüme Leidenschaftlichkeit und wilde Brutalität. Seine Angehörigen vielfach, gelegentlich auch seine Untertanen[1]), hatten unter dieser ungehemmt barbarisch-tyrannischen Despotennatur sehr zu leiden; ganz besonders ja der eigene Sohn Friedrich, den er, sein eigen Fleisch und Blut, wegen des bekannten Fluchtversuches zum Tode verurteilt wissen wollte. — Der Komplex des brutal-jähzornigen Gewaltmenschen geht auf zwei verschiedene Blutquellen zurück. Der maßlose Jähzorn, der sich bei Friedr. Wilh. I. zu pathologischen Wutanfällen steigern konnte, ist ein hohenzollerisches Erbteil. Dieselbe stürmische Leidenschaftlichkeit des Gemütes war bei dem „Großen Kurfürsten" vorhanden, wenn auch dieser im Grunde beherrscht war und fähig, sein Temperament zu meistern. Friedr. Wilh. I. lebte seine Affekte ungehemmt und rücksichtslos aus. Und diese stark egozentrische Triebhaftigkeit in den Zeiten der Wut müssen wir als hannoversches Erbteil ansprechen. Sie war ganz besonders deutlich ausgeprägt bei dem mütterlichen Großvater, Ernst August von Hannover; einem Manne von kalter Berechnung und schlauer Gewinnsucht, der rücksichtslos sein Land ausbeutete um rein egoistischer Zwecke willen. Diese beiden Komponenten, die hannoversche egozentrische Gefühlskälte und die hohenzollerische Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit sind bei der robusten Grundnatur Friedr. Wilh. I. zu dem Komplex leidenschaftlicher Brutalität verschmolzen.

Doch entdecken wir bei Friedr. Wilh. I. noch andere Charakterzüge. Trotzdem er ein stets marschbereites, schlagfertiges Heer von etwa 70000 Mann unterhielt, zeigte er in außenpolitischer Beziehung eine außerordentlich ängstliche und verzagte Einstellung, durch die er sich vielfach lächerlich gemacht hat. Man nahm ihn nicht ernst; „der König von Preußen ist nur im eigenen Schafstall ein Wolf", so sagten die Engländer. Diese Verzagtheit und Tatenscheu scheint seinem eigentlichen Wesen zu widersprechen, und doch war sie ein Stück seiner Natur. Sein wildes Draufgängertum versagte, wenn größere außenpolitische Aufgaben an ihn herantraten. Nur in seinem eigenen Machtbereich ließ er seiner expansiven Triebhaftigkeit freien Lauf. Nach „Außen" zeigte er ein anderes Gesicht. — Wir glauben in dieser Eigenart die schlaffe, friedfertige Unentschlossenheit und Selbstunsicherheit seines Vaters wiederzuerkennen, des wegen seiner Schwachheit, Nachgiebigkeit und Bestimmbarkeit übel berüchtigten ersten Preußenkönigs Friedrich I. Vermutlich hat

---

[1]) Dies wird sehr nett durch eine kleine Anekdote illustriert. Wenn Fr. W. I auf der Straße erschien, pflegten manche Bürger davonzulaufen. Eines Tages soll er mit einem solchen Ausreißer folgendes Zwiegespräch geführt haben: „Warum läufst du davon?" — „Weil ich mich fürchte." — „Ihr sollt euch nicht fürchten, Ihr sollt mich lieben." Und um ihm diese Liebespflicht recht einzubläuen, prügelte er ihn weidlich durch.

Digitized by Google

dies Gefühl der eigenen Schwäche, das für gewöhnlich nach außen hin gut verdeckt war, seine Reizbarkeit und Heftigkeit wesentlich verstärkt. Auch glauben wir hier die Wurzel für seine pedantische Engherzigkeit suchen zu müssen. Vielleicht hingen damit auch seine Verstimmungen zusammen, die in der Regel im Verlauf von Nierenkoliken und Gichtanfällen aufzutreten pflegten. In diesen Zeiten wurde die Fassade der äußeren Sicherheit durchbrochen, und es kamen Zustände schwächlicher Verzagtheit und Selbstzerknirschung über ihn. Erst wenn er sich wieder kräftiger fühlte, trat die aktive Gewalttätigkeit wieder in ihr Recht ein.

Und endlich sehen wir noch ein viertes Persönlichkeitsbild, wenn wir Friedr. Wilh. I. in seinem Freundeskreise, im Tabakskollegium beobachten. Hier trat er frei von Pflichtgefühl, frei von Schroffheit und Herrscherbewußtsein als Mensch von derber Geradheit und schlichter Gemütlichkeit unter seine Offiziere. Hier wollte er die Königswürde ablegen und Freund unter Freunden sein. An dieser Tafelrunde herrschten einfache, bürgerliche Sitten, und es war streng verboten, ihm irgendwelche Ehrerbietung zu bezeugen; er wollte jegliche Standesunterschiede verwischen. — Die erbbiologische Quelle für diese derbe Gemütlichkeit, Geradheit und Offenheit seines Charakters weist einmal auf die mütterliche Großmutter, Sophie v. d. Pfalz, und dann auf den väterlichen Großvater, den „Großen Kurfürsten" hin, die beide dieselben Wesenszüge besessen haben.

Wir sehen, daß in Friedr. Wilh. I. auffallende charakterologische Kontrasttendenzen (Charakterantinomien) zu einer in sich widerspruchsvollen, disharmonischen Einheit verschmolzen sind, die wir bis zu einem gewissen Grade erbbiologisch auflösen können. Wichtig ist der Nachweis, daß in den verschiedensten Situationen oder Lebenskreisen immer wieder andere, z. T. aus verschiedenen Blutquellen stammende Tendenzen vorherrschen, daß sich die Struktur der ererbten Charakteranlage den wechselnden Milieuverhältnissen entsprechend verschiebt. Charakterstrebungen, die in der einen Situation den Ausschlag geben, sind in der anderen mehr oder weniger (doch nie ganz) ausgeschaltet. Trotzdem aber ist die Einheit der Persönlichkeit gewahrt.

Diese merkwürdigen durch die jeweilige Situation gegebenen Strukturverschiebungen liegen in der Qualität der einzelnen Charakterstrebungen begründet. Friedr. Wilh. I. ist nur insoweit ein rücksichtsloser Despot (diese Einstellung wird unterstützt durch jähzornige Reizbarkeit), als er nicht durch seine Pflichteinstellung und ferner durch ängstliche Verzagtheit daran gehindert ist. Diese hemmen gewissermaßen die allzu üppige Entfaltung despotischer Willkür in bestimmten Lebenskreisen, die eine in inner-, die andere in außenpolitischer Beziehung. Sein Bedürfnis nach gemütlicher Geselligkeit kommt nur dann zu Wort, wenn er den Pflichtmenschen abstreifen kann; damit ist aber auch seine Despoteneinstellung ausgeschaltet. Die Leitidee seines Lebens war strengste Verantwortungsfreudigkeit; ihr mußten sich mehr oder weniger alle anderen Tendenzen unterordnen.

Würde eines dieser Elemente seines Ahnenblutes fehlen oder auch nur eine der Tendenzen abgeschwächt werden, so würden wir ein ganz anderes Charakterbild vor uns haben.

Ganz ähnliche Erscheinungen beobachten wir auch bei Friedr. II. d. Großen. Leider muß ich mich auf kurze Andeutungen beschränken; es würde uns sonst zu weit führen. Friedrich II. ist, wie sein Vater, ein klassisches Beispiel für den antinomischen Persönlichkeitsaufbau. Er war zugleich politischer Tatenmensch und feinsinniger Ästhet, wirklichkeitssicherer Praktiker und philosophischer Grübler. Er führte das Schwert und die Feder mit der gleichen Gewandtheit. Seinem maßlosen geltungssüchtigen Machthunger stand ein eisernes soziales Pflichtbewußtsein gegenüber. Neben tatenfreudigem Draufgängertum lebte in ihm vorsichtige Bedenklichkeit, neben vital-

Digitized by Google

starker Aktivität der Hang nach Ruhe und Bequemlichkeit. Bei nüchterner Rationalität war er nicht frei von Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit.

Kurzum eine Fülle von antinomischen Strebungen und Tendenzen sind als wirres Bündel in ihm vereinigt. Sein Bild schillert in den verschiedensten Nuancen, je nach der Eigenart der Lebenssituation. Immer wieder setzen sich in den verschiedenen Lebenskreisen andere Tendenzen seines Ahnenblutes durch. Über allen schwebt der (mütterliche) Geltungsdrang (verbunden mit Tatendrang und praktischer Vernunft), der sein Handeln als Staatsmann und Feldherr bestimmt. Gehemmt und unterstützt zugleich durch (väterliches) Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl, die wesentlich in seiner Einstellung zum Volke (zu den Schwächeren) wirksam sind. Skrupellosigkeit und Gefühlskälte (Vater, Mutter) herrschen dann, wenn er sich in seinem Selbstgefühl gekränkt sieht[1]) oder wenn er (Frivolität Frauen gegenüber) seine Homosexualität kompensiert. Für gewöhnlich kommt diese Seite nur als distanzierte Kühle und leicht sarkastische Aggressivität im persönlichen Verkehr zur Geltung; oder dann, wenn es gilt sich und sein Land unter höchster Willensanspannung aus Situationen der Not und Gefahr zu erretten. Anders wiederum ist die Struktur in geselligem Kreise, wenn schöngeistige und philosophische Neigungen (beide Großmütter) die Oberhand gewinnen (Sanssouci).

Und in der Entwicklung sehen wir ebenfalls derartige Verschiebungen der Struktur. Weichliche Eitelkeit und heiterer Lebensgenuß der Jugendzeit (Mutter) mußten dem Ernst des Regentendaseins (Vater) weichen. Erst allmählich erwachten Ehrgeiz (Mutter), Pflicht, Verantwortung (Vater) und formten aus ihm den tatenfreudigen Draufgänger, wie er uns als junger König erscheint. Und später wird er Menschenfeind (Mutter, hannoversches Erbteil). Mißtrauen und Autismus wachsen; das Leben und die Menschen sind ohne Reiz für ihn. Die Kraft erlahmt; er spinnt sich ein in eine Welt überlegener Resignation. Doch lebt das alte Pflichtbewußtsein bis zuletzt.

Es wechselt die Struktur je nach der Lebenssituation. Die verschiedenen antinomischen Strebungen suchen sich das ihnen konforme Milieu, um sich darin auszuleben.

Utitz[2]) bezeichnet diese Erscheinungen als Schichtenverschiebungen, unter der Voraussetzung, daß es tiefere (zentrale) und höhere (periphere) Schichten der Charaktere gibt. Es können, so führt er aus, die oberen Schichten die unteren eindrücken; d. h. sie werden dann nicht mehr von den unteren getragen. Sie können tiefer sinken, während andere peripher werden. Er spricht von verschiedenen Sphären (Lebenssituationen), in denen die Eigenschaften wirksam sein können.

---

[1]) Hierfür ist charakteristisch sein Verhalten gegen Katte, der anläßlich der Fluchtaffaire durch ihn ins Verderben geriet. Wenige Wochen nach der Hinrichtung des Freundes ist er „lustig wie ein Buchfink", wie wenn gar nichts geschehen wäre. Ja, er bezichtigte sogar nachträglich den Kameraden der Ungeschicklichkeit. Gewiß hatte er in dieser Zeit in dem Gedanken an den Freund, bes. auch durch die Hinrichtung unsagbar gelitten. Doch hat er die ganze Episode und mit ihr seinen Katte schnell vergessen, ja sogar unbedenklich die Ehre des Toten mit einem Vorwurf befleckt. Eine andere Begebenheit läßt ihn in keinem besseren Lichte erscheinen. Während seiner Gefangenschaft verkehrte er viel in der Familie der Freiherrn von Wrech. Dieses Haus hatte ihn gastlich aufgenommen. Es geschah alles, um sein hartes Schicksal zu erleichtern, ihm sein Leben so angenehm wie möglich zu machen. Er wurde von dieser Familie mit Büchern und Geld unterstützt (es sollen im ganzen 6000 Taler gewesen sein). Friedr. hat diese Schuld nie zurückbezahlt. Nicht genug. Während seiner ganzen Regierungszeit war die Familie Wrech in Ungnade; er hat sie niemals empfangen, niemals ihr eine Gunst bewilligt, wie übrigens auch den Verwandten des unglücklichen Katte nicht. Sie mußten froh sein, daß sie vom König nicht verfolgt wurden. Sein Selbstgefühl konnte die Erinnerung an jene tragische und zugleich erniedrigende Zeit seiner Gefangenschaft nicht ertragen. So mußte er diese unglückliche Episode seines Lebens gewaltsam verdrängen.

[2]) Utitz: Charakterologie. Pan-Verlag. 1925.

Digitized by Google

Die erbbiologische Betrachtung der Ahnentafel Friedrichs II. zeigt noch weitere interessante Einzeltatsachen. Lassen wir z. B. kurz einzelne Eigenschaften im Wandel des Erbgangs an unseren Augen vorüberziehen, so beobachten wir dieselbe Erscheinung der erbbiologischen Strukturverschiebung, die wir schon bei der Familie Buonaparte kennen gelernt hatten.

Die brutale Reizbarkeit des Vaters, die sich bei diesem hemmungslos auslebte, war bei Friedrich II. durch Vernunfteinstellung (Vorsicht) und Selbstdisziplin (d.h. durch Erbeinflüsse von anderer Seite) energisch gezügelt. Sie stand nicht wie bei jenem im Vordergrund seines Wesens.

Auch das soziale Pflichtbewußtsein nimmt bei beiden eine andere Stellung ein. Der Vater beschränkte sich in seiner ängstlichen Unentschlossenheit darauf, im Innern seines Landes geordnete Zustände zu schaffen und für seine Untertanen in friedlicher Arbeit zu sorgen. Friedrich II. hatte sicherlich ein starkes Verantwortungsgefühl, doch sein Ehrgeiz begnügte sich nicht damit, einfach die Rolle seines Vaters zu spielen. Seine Leitidee war, eine europäische Großmacht zu stabilisieren. Und dem mußte sich alles andere unterordnen. Sein Geltungsverlangen hatte zentrale Bedeutung für ihn (mütterlicher Erbeinfluß), nicht die Pflichteinstellung; doch tönte diese stets mit, selten war sie ganz ausgeschaltet.

Der von der Mutter ererbte Ehrgeiz hat ebenfalls bei Friedrich II. seine Bedeutung geändert. Die Mutter war rein egozentrisch eingestellt. Sie liebte Prunk und Prachtentfaltung; sie lebte ganz in der Sucht eine große Rolle zu spielen; sie sonnte sich gern in ihrer königlichen Würde. Dieser Zug war Friedrich II. zweifellos nicht ganz fremd. Doch hat er sich nicht mit der rein passiven Eitelkeit zufrieden gegeben. Vielmehr hat er mit höchster Kraftanspannung für seine ehrgeizigen Pläne gearbeitet, sich mit zäher Energie unter Nichtachtung von Krankheit und Gefahr für ihre Verwirklichung eingesetzt (väterl. Erbteil).

Interessant ist endlich noch ein Vergleich mit seinem mütterl. Großvater, Georg I. v. Hannover. Dieser war derart von Argwohn und Mißtrauen beherrscht, daß man ihn unbedenklich als paranoiden Psychopathen bezeichnen darf. Friedr. II. besaß wohl auch diesen Zug des Mißtrauens, doch hatte er für ihn keine so zentrale Bedeutung. Vielmehr kam er nur im Sinne vorsichtig-kluger Umsicht und Berechnung bei ihm zum Vorschein, zum mindesten solange er in der Vollkraft seiner Jahre stand.

Wir sehen auch hier wiederum, wie bestimmte Eigenschaften ihre Bedeutung für die Gesamtpersönlichkeit ändern, wenn sie jeweils zu anderen Eigenschaften in Beziehung stehen. Die Eigenschaften wechseln ihre Nuancen im Erbgang, und es wird eine der wichtigsten Aufgaben der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse sein, diese wechselnden Nuancierungen, d. h. die erbbiologischen Strukturverschiebungen genetisch aufzuklären.

Neben der erbbiologischen haben wir noch zwei andere Formen der Strukturverschiebung zu unterscheiden, die das Einzelindividuum betreffen: einmal die situationsbedingte Verschiebung d. h. Verschiebung der Struktur in bezug auf bestimmte Lebenskreise (die wir in mehreren Beispielen bereits kennen gelernt haben), zum anderen noch die entwicklungsbedingte Verschiebung, d. h. Wandel der Struktur im Laufe des individuellen Lebensganges[1]).

Beide sind gleichermaßen für die Charakterologie und für die Erbbiologie von Bedeutung. Beide werden heute noch allzu sehr vernachlässigt. Wenn man sie aber beachtet, so erkennt man, wie wenig uns heute im Grunde die vorhandenen charaktero-

---

[1]) s. H. Hoffmann: Individuelle Entwicklungskurve. Berlin. Julius Springer. 1922. Ferner: Das Problem des Charakteraufbaues. Abschnitt über Entwicklungstypen.

Digitized by Google

logischen Schemata nützen können, da sie dem fließenden Geschehen der Psyche in gar keiner Weise Rechnung tragen.

Kennen wir einen Menschen nur aus einer bestimmten Lebenssituation, so haben wir von ihm ein höchst ungenaues Bild. Es braucht nicht falsch zu sein, aber es ist unvollständig und deshalb unrichtig. Ist uns von einem Menschen nur sein Charakterbild gegenwärtig, das er in einer bestimmten Lebensphase gezeigt hat, so können wir gleichfalls irre gehen. Die menschliche Persönlichkeit macht im Laufe ihres Lebens oft derartig schroffe Umwandlungen durch, — dies gilt ganz besonders für kontrastiert aufgebaute Typen — daß uns unter Umständen wichtige Charakterstrebungen verloren gehen, wenn wir uns gewissermaßen auf die Querschnittsbetrachtung beschränken. Wie häufig wird gerade an den wichtigsten Marksteinen der Entwicklung: Pubertät, Reifung, Involution und Senium die Struktur entscheidend umgebaut. Tendenzen, die in der einen Lebensphase von entscheidender Bedeutung waren, werden später von anderen in der Vorherrschaft abgelöst. Bestimmte Lebenssituationen ziehen andere Register und damit ändert sich die Klangfarbe des Charakters. Die situations- und entwicklungsbedingten Strukturverschiebungen zeigen uns, welche Register d. h. welche Anlagen überhaupt vorhanden sind. In einer bestimmten Entwicklungsphase brauchen nicht alle in ausgeprägter Form in dem Akkord mitzutönen.

Die bestimmte im Einzelfall gegebene Struktur (mit all ihren Verschiebungsmöglichkeiten) ist, das wird niemand bestreiten wollen, von der Qualität der Charakterstrebungen abhängig. Bei den antinomisch aufgebauten Persönlichkeiten ist es die Gegensätzlichkeit der Tendenzen, die ihnen das eigenartige Gepräge gibt. Doch, so fragen wir uns, ist das alles? Wovon hängt es denn ab, daß in einem Falle der Ehrgeiz dem Pflichtgefühl oder die Selbstdisziplin der Leidenschaft untergeordnet ist, und im anderen Falle das umgekehrte Verhältnis besteht? Selbstverständlich spielt in der Beziehung zweier Strebungen zueinander immer auch die sonst noch vorhandene Charakterbeschaffenheit hinein, die Zuordnung zu bestimmten anderen Tendenzen. Aber außerdem muß für die Eigenart der Struktur ferner noch die Intensität (Quantität) der Strebungen von ausschlaggebender Bedeutung sein. Bei den Charakterantinomien z. B. spielt neben der Gegensätzlichkeit als solcher auch das Ausmaß der Kontrastspannung eine Rolle. Je stärker, je intensiver die gegensätzlichen Tendenzen gegeneinander wirksam sind, desto größer wird der innere Zwiespalt und die innere Disharmonie; d. h. mit zunehmender Intensität der Strebungen ändert sich die Struktur.

Sind nun etwa die antinomischen Tendenzen an Kraft verschieden, so wird leicht die schwächere von der stärkeren unterdrückt. Im allgemeinen ist die Art der individuellen Struktur in dem Sinne von der „Stärke" der vorhandenen Tendenzen abhängig, daß eine schwache Tendenz für die betr. Persönlichkeit mehr periphere Bedeutung hat, während umgekehrt jede starke Tendenz, soweit sie nicht durch andere Anlagemomente unterdrückt wird, eine zentrale Stellung einnimmt.

Je größer das Ausmaß der Kontrastspannung, je intensiver die Antinomien miteinander in Widerstreit leben, desto differenzierter, aber auch desto psychopathischer d. h. von der Norm abweichender ist die Persönlichkeit. Das Problem der Charakterantinomien ist gleichermaßen wichtig für die Psychopathologie wie für die Lehre von den genialen Persönlichkeiten. Sie bildet die Beziehungen zwischen beiden. Bleuler (Lehrbuch für Psychiatrie) hat schon vor Jahren auf diese Tatsache hingewiesen, wenn er sagt: „Es ist deshalb kein Zufall, daß berühmte Männer so oft aus Ehen verschiedenartiger Eltern stammen, deren Tendenzen sich in der Psyche der Nachkommen nicht zu einem einheitlichen Ganzen fügen, sondern zeitlebens nach verschiedenen Richtungen streben." Dies gilt nicht nur für geniale Persönlichkeiten, sondern auch für unendlich viele Einzelfälle psychischer Erkrankungen[1]).

[1]) s. meinen Aufsatz: Eine Theorie der Pathogenese. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 1926.

Digitized by Google

Charakteristische Persönlichkeitstypen anomaler und pathologischer Art kommen dadurch zustande, daß gewisse Korrelationen von Einzelelementen häufig wiederkehren; Korrelationen, die natürlich eine ganz bestimmte Struktur von (qualitativ und quantitativ) bestimmten Charakterstrebungen darstellen. Es gilt für sie im Laufe der Zeit die spezifische Aufbauformel zu ergründen und festzulegen.

Zum Schluß möchte ich kurz noch auf die Frage der heute in der Charakterologie üblichen Terminologie eingehen. Ich stimme hier voll und ganz mit Utitz überein, der sich sehr energisch für eine feinere Differenzierung unserer charakterologischen Begriffe eingesetzt hat, da sie vielfach allzu komplex und vieldeutig sind. Was besagen Begriffe wie Phantasie, Gedächtnis, Mut, Willenskraft, Energie, Empfindsamkeit, Altruismus, Gutmütigkeit usw. Wir müssen in erster Linie wissen, in welcher Hinsicht bestimmte Eigenschaften gültig sind.

In welche Verlegenheit kommen wir z. B. bei E. Th. A. Hoffmann, der in seinen privaten Angelegenheiten von genial-liederlicher Unordnung war. Er lebte leichtsinnig und verschwenderisch, war extremster Alkoholiker und zechte gern bis in den frühen Morgen. Diese Lebenseinstellung war ein Erbteil des Vaters. In amtlichen Dingen dagegen — er war ein guter, bei den Behörden äußerst geschätzter Jurist — bewahrte er peinlichste Sorgfalt. Alle Berufsarbeiten führte er pünktlich und gewissenhaft aus. Trotz seiner Abneigung gegen diesen Beruf hat er stets ein strenges Pflichtbewußtsein bewiesen, das in seinem privaten Leben völlig ausgeschaltet war. Dieses Erbteil stammt aus der Familie der Mutter.

Was war nun Hoffmann? War er liederlich und leichtfertig? War er pflichtbewußt? Er war beides. Aber das eine nur in dem einen, das andere in dem anderen Lebenskreise. Es nützt uns nichts, wenn wir von einem Menschen wissen, er ist ängstlich, er ist energisch, er ist lebhaft usw. Vielmehr müssen wir uns darüber klar werden, in bezug auf welche Lebenssituation eine Eigenschaft gültig ist (berufliche Situation, deren qualitative Verschiedenheiten; geschäftlicher Verkehr; „offizielle" Situationen; Feste; Familienkreis, Freundeskreis, Wissenschaft, Kunst, Religion, Vermögen). Wir denken in diesem Zusammenhang an die beiden Preußenkönige, bei denen wir dieselbe Gegensätzlichkeit des Verhaltens in verschiedenen Lebenskreisen beobachten konnten wie bei E. Th. A. Hoffmann. Die verschiedenen Eigentümlichkeiten eines Menschen stehen jeweils zu spezifischen (einer oder mehrerer) Milieuformen in enger Beziehung (milieuspezifische Eigenschaften).

Und wenn wir nun noch tiefer dringen, so erkennen wir, daß hinter den Charaktereigenschaften bestimmte Triebe, Strebungen, Zielrichtungen, Bedürfnisse stecken. Manche Widersprüche und Begriffsschwierigkeiten werden ohne weiteres wegfallen, wenn wir uns auf eine dynamische Terminologie einstellen (wie wir es bei unseren Beispielen z. T. schon durchgeführt haben). So kommt z. B. das wechselvolle Verhalten von E. Th. A. Hoffmann zustande durch ein bestimmtes Verhältnis zweier Triebe zueinander; des Triebes zur Ein- bzw. Unterordnung und des Triebes zur Unabhängigkeit (außerdem sind natürlich noch andere Tendenzen jeweils zugeordnet). In seinem Privatleben konnte er sich die „Unordnung", den haltlosen Lebenswandel leisten, was er im Beruf nicht zu tun wagte.

Noch einige andere Beispiele (s. auch Utitz):

1. Wir reden gelegentlich vom Typus des Willensmenschen. Dieser Typus ist durchaus nichts Einheitliches. Zu ihm gehören zunächst alle Menschen, denen das Wollen und Vollbringen an sich wesentlich ist, die durch einen starken Trieb zur Tätigkeit, zum Schaffen ausgezeichnet sind. Andererseits aber auch solche Charaktere, die alles daran setzen, andere zu überflügeln (Machttrieb). Und drittens solche, die etwa rein um der Erkenntnis willen ungeahnte Willenskräfte entfalten (Erkenntnistrieb).

2. Wohltätigkeit und Hilfsbereitschaft können ebenfalls verschiedene Trieb-

Digitized by Google

wurzeln haben. a) Inneres Bedürfnis nach Hingabe an die Schwächeren (Hingebungstrieb); b) Schlaue Berechnung (egoistische Tendenzen); c) Unheimlichkeitsgefühle und Lebensangst (magische Lebenssicherung).

3. Fleiß und Pflichttreue können motiviert sein a) durch den reinen Unterordnungstrieb, b) durch Freude an der Tätigkeit (Tätigkeitstrieb); c) durch Ehrgeiz und Geldgier (Machttrieb).

Unendlich viele Begriffsschwierigkeiten werden durch die Triebterminologie aus der Welt geschafft. Bei näherer Betrachtung wird sich dann noch die Tatsache herausstellen, daß manche anscheinend einfache Eigenschaftsbegriffe auf mehrere Triebwurzeln zurückgehen, die in bestimmter Form einander zugeordnet sind, und zum Aufbau der betr. Eigenschaft zusammenwirken.

Die neue Entwicklung der Charakterologie wird in der Richtung der dynamischen Betrachtungsweise gehen müssen. Ihr muß auch die Erbbiologie sich anschließen, trotz der Warnung von Utitz, der darin eine gewisse Gefahr sieht, daß man heute geneigt sei, die ganze Charakterologie in eine Lehre von den Trieben und ihre Mechanik zu verwandeln. Nach meiner Meinung kann man mit einer Triebpsychologie sehr weit kommen, wenn sie auch kein Allheilmittel sein soll. Ich bin mit W. Peters[1]) durchaus einverstanden, wenn er neben den Trieben, die er als dynamische Anlagen oder Formanten bezeichnet, noch sog. statische Anlagen (z. B. Visualität, Geschicklichkeit, viele andere Begabungsanlagen; weiterhin alles das, was Klages als Materie bezeichnet) annimmt. Diese sind gewissermaßen die Bausteine, deren sich die Formanten bedienen, um Eigenschaften zu erzeugen. Aber die Triebpsychologie ist ein außerordentlich wichtiges Kapitel der Charakterologie, dem sich auch die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse zuwenden muß, um ihre Zwecke wirklich erfüllen zu können.

Ansätze zu einer brauchbaren Triebpsychologie finden wir bei Vierkandt (Gesellschaftslehre).

Er spricht zunächst von den Instinkten des Selbstgefühls. In ihnen sind stets auch starke Antriebe zur Einordnung in die Gesellschaft enthalten; denn selbst der grausamste Tyrann braucht Menschen, um sich als Tyrann zu fühlen. Es gibt zwei verschiedene Formen. Einmal soll das Ich als mächtig und bedeutungsvoll nach außen erscheinen; es will Furcht und Staunen erregen. Diese Menschen genießen das Bewußtsein ihrer Wirkungskraft, ihrer starken Vitalität. Bei der zweiten Form will der Mensch in tief innerlichem Sinne den Eindruck der Überlegenheit erwecken. Er will Achtung einflößen. Dabei wird den Mitmenschen das Recht zugestanden, über Wert oder Unwert zu entscheiden. Der Grad der Abhängigkeit von der Gruppe kann verschieden sein. Die einen empfangen in erster Linie ihren Wert von der Umgebung, die anderen schöpfen ihn aus der eigenen Selbstbeurteilung. Demnach kann der Machttrieb 3 verschiedene Hauptmotive haben: 1. Freude am Können und Verursachen, 2. Freude an der Anerkennung der anderen, 3. Befriedigung über die Steigerung des eigenen Wertes, die für unser Bewußtsein mit dem Machtbesitz verbunden ist. Eine besondere Form des erfüllten Selbstgefühls ist die Würde. Dem würdevollen Menschen fehlt stets das Aggressive und Verletzende. Die Verletzung des Selbstgefühls kann nach den 3 Hauptmotiven des Machttriebes verschiedene Wege gehen; Bewußtsein der Leistungsunfähigkeit; Bewußtsein, seinen Wert in den Augen der Umgebung oder vor sich selbst herabgesetzt zu haben.

Der Instinkt der Unterordnung ist charakterisiert durch schrankenlose Hingabe an die Autorität. Gehorsam gegenüber führenden Persönlichkeiten als respektvolles Unterordnen unter die Gebote der Allgemeinheit sind zwei verschiedene Formen (persönlich-genossenschaftlich). Die Unterordnung ist ein freiwilliges Sichfügen. Sie führt zur Selbsterhöhung durch Zugehörigkeit zu einem Anderen, Höheren; durch Sicheinsfühlen mit der autoritativen Person oder mit der Idee der Gesellschaft. Denn das gibt eine größere Sicherheit. Der Affekt des Unterordnungstriebes ist die Verehrung. Er findet sich besonders bei Menschen, die sich unterlegen fühlen

[1]) W. Peters: Vererbung geistiger Eigenschaften u. psychische Konstitution. G. Fischer. Jena. 1925.

Digitized by Google

und sich infolgedessen unumschränkt dem Starken fügen. So ist der Verehrungstrieb oft mit dem Furchtinstinkt vermischt. Der reine Gewaltmensch kann nur Furcht einflößen. Verehrung erweckt die wirkungskräftige, echte Führernatur, die das Ganze zu fördern imstande ist. Der lediglich gutmütige, hilfreiche Mensch ist kein Objekt der Unterordnung. Andererseits kann die Unterordnung rein geistigen Mächten gelten; z. B. die Unterwerfung unter ein Gesetz, die Anerkennung bestimmter Ideen und Anschauungen. Die Leichtigkeit und Stärke des Unterordnungstriebes ist bei einzelnen Individuen sehr verschieden. Jedes Gefühl der Schwäche und Minderwertigkeit begünstigt ihn. Aus derselben Quelle fließen z. B. übertrieben eifrige Liebedienerei, pedantisch-ängstliche Genauigkeit in der Befolgung der Vorschriften und Sitten, übermäßiges Betonen der Pflicht, Flucht in die geistige Welt des Idealismus. Die Wirkung des Triebes ist unbedingte Folgsamkeit und selbstverständliches Unterwerfen unter das Werturteil des Überlegenen. Verletzungen des Unterordnungstriebes haben Verlegenheit zur Folge; hierher gehören Ungeschicklichkeiten und verpönte Handlungen, das Sichsträuben anderen Menschen etwas Unangenehmes zu sagen, Lampenfieber (Nötigung vor einem Überlegenen auftreten zu müssen). Überwindung des Unterordnungstriebes bedeutet Auflehnung gegen Überlegene. Schüchterne und Schwache neigen besonders zur Verlegenheit, wenn sie ihren Unterordnungswillen gestört sehen oder ihn überwinden müssen (etwa wenn sie durch den Zwang der Verhältnisse sich zur Geltung bringen, sich in den Mittelpunkt stellen sollen). Die Verlegenheit ist ein Zeichen dafür, daß ein Mensch der Darstellung der Überlegenheit nicht gewachsen ist. Tief wurzelt der Trieb im Menschen, sich an Autoritäten anzuschließen, zu ihnen in vergötternder Verehrung aufzublicken. Er stillt das Verlangen nach Schutz und die Hoffnung auf Förderung. Er ist ein eminent sittlicher Trieb, ohne den die Moral mit ihrem Soll und ihren Pflichten undenkbar wäre. Das Bewußtsein der Unterlegenheit ist oft nur in bestimmten Situationen gegeben, in anderen können bei demselben Individuum die Instinkte des Selbstgefühls herrschen. Entsprechendes Beispiel ist der Typus subalterner Naturen, die nach oben kriechen, nach unten dafür um so heftiger treten. Die Instinkte des Selbstgefühls stehen zum Unterordnungstrieb in gegensätzlichem Verhältnis.

Der Hilfs- und Pflegetrieb ist besonders klar ausgeprägt in Gestalt der Mutterliebe. Diesen Trieb kennzeichnet impulsive Hilfsbereitschaft, liebevolle Gesinnung, Zärtlichkeit, Weichheit, Teilnahme und Wohlwollen. Speziell bei kleinen Leuten finden wir vielfach ein großes Maß gegenseitiger Hilfswilligkeit. Der Hilfstrieb ist auch bei „geselligen Tieren" vorhanden. Er regt sich beim Menschen um so schwerer, je mehr Opfer seine Betätigung verlangt. Die Jugend ist mehr zum Nehmen als zum Geben geneigt; im Alter verschiebt sich dies Verhältnis in gegenteiligem Sinne. Das Funktionsbedürfnis ist um so stärker, je weniger der Mensch mit sich selbst beschäftigt ist, und je weniger er durch andere Triebe in Anspruch genommen wird. Durch gegensätzliche Antriebe (egoistische Interessen, Kampf um Erfolg und Gewinn) wird die Hilfsbereitschaft gelähmt. Unterstützt wird der Trieb durch Furchtinstinkte und Unterordnungstrieb.

Der Kampftrieb ist darauf gerichtet, die Umwelt zu schädigen. Anlaß zur Aktivierung gibt die Störung eigener Absichten (Angriff) oder die Erwartung derselben; jede Beeinträchtigung des Glücks- oder Selbstgefühls durch Erfolg anderer, durch Schwierigkeiten persönlicher oder sachlicher Art. Der Wille zur Schädigung kann äußere oder innere Ziele haben, er kann sich auf leibliche oder seelische Schmerzen richten. In milder Form erscheint er als Zweck- und Oppositionslust oder als allgemeine Neigung alles herabzusetzen oder zu entwerten (Ressentiment, Krittelei). In schroffer Form als grobe Feindseligkeit, Haß, Grausamkeit, Quälerei und Zerstörungswut. Eine besondere Art ist die Schadenfreude und der Hang zur Intrigue. Bei all dem ist der Schwache immer das bequemste Ziel. Die Funktionslust des Triebes wird oft durch nichtige Anlässe ausgelöst. Gelegentlich ist der Kampftrieb mit dem Spieltrieb verbunden. Der ernste Wille zur Schädigung erfährt eine abschwächende Umwandlung in die Form des Spieles. Unterstützend für den Kampftrieb wirkt das Gefühl der Ohnmacht und Schwäche. Letzteres schafft Verletzbarkeit, Reizbarkeit und hat aggressive Haltung zur Folge. Oft fließt in den Kampftrieb eine Freude an der Schädigung um ihrer selbst willen mit ein (Sadismus). Die Schädigung des Selbstgefühls ist ohne einen gewissen Unterordnungstrieb nicht denkbar. Man muß dem anderen ein Recht zugestehen, über das eigene Ich zu urteilen. Andererseits richtet sich der Kampftrieb nur gegen solche Menschen, die man glaubt treffen zu können.

Die Tatsache der Sympathie. Hierher gehört einmal das direkte unmittelbare Miterleben von Gefühlszuständen eines anderen Wesens vermöge einer instinktiven (reflektorischen) Resonanz. Vorbedingung ist die Veranschaulichung des Gefühls durch lebhafte eindeu-

Digitized by Google

tige Ausdrucksbewegungen. Von dieser Erscheinung führen allmähliche Abstufungen zu dem abgeblaßten Miterleben, bei dem das Gefühlsmäßige zurücktritt zu Gunsten des Wissens und bloßen Verstehens von fremden Seelenvorgängen. Hierbei müssen allerlei Erfahrungen und Kombinationen mitwirken. Für gewöhnlich hat der Schwache ein feineres Verständnis für den Herrschenden, als umgekehrt. Die Furcht errät, was der andere ist, kann und will. Endlich umgreift die Sympathie auch die Erscheinungen des Mitgefühls (Mitfreude und Mitleid). Fremdes Glück und fremdes Leid erfahren eine innere Anteilnahme. Fremdes Glück erregt Freude, fremdes Leid erregt Schmerz. Der Mitfühlende teilt nicht mit dem Erleider das gleiche Schicksal, er steht ihm gewissermaßen als beteiligter Betrachter gegenüber. Das Mitgefühl wird durch den Hilfstrieb (Weichheit, Zärtlichkeit) erleichtert. Im allgemeinen ist das Mitleid stärker entwickelt als die Mitfreude. Denn die Mitfreude wird leicht durch einen leisen Hauch beeinträchtigenden Selbstgefühls gedämpft, während das Mitleid sich gern mischt mit einem Unterton selbstischer Befriedigung. Alle Sympathie ist nur möglich, wenn engere Beziehungen im Sinne einer Gemeinschaft bestehen. Sie kühlt ab bei dem Eintreten eines Kampfverhältnisses oder bei sozialer Gleichgültigkeit.

Der Nachahmungstrieb. Ein Beispiel erweckt Nachahmung wegen event. angenehmer Folgen. Es wird ein bestimmtes Tun nachgeahmt, da es gewisse Reize oder Werte in sich schließt, die dann zum eigentlichen Motiv werden. Viel primitiver ist die echte Nachahmung, die erfolgt um der Nachahmung willen, aus einem unmittelbaren triebhaften Bedürfnis nachzuahmen (rein formal ohne Rücksicht auf den Inhalt). Hier ist ein angeborener Zusammenhang zwischen Bewegungsvorstellung und Bewegung wirksam. Jede Wahrnehmung einer Bewegung hat die Tendenz, die entsprechende Bewegung selbst hervorzubringen. Ebenso kann man sich eine Bewegung nicht lebhaft vorstellen, ohne sie wenigstens in abgeschwächtem Maße zu realisieren. Dieser primitive Trieb zur Bewegungsnachahmung (Gebärden, Mienenspiel, Körperhaltung), ist eine wesentliche Grundlage des schauspielerischen Talents. Beim Kulturmenschen ist der Spielraum des Nachahmungstriebs in seiner Unmittelbarkeit durch die ratio erheblich eingeschränkt. Er ahmt nur dann nach, wenn es einen gewissen Reiz hat. Der Unterordnungstrieb setzt vielfach den Nachahmungstrieb in Bewegung. Man hat den Ehrgeiz eine autoritative Person zu kopieren und erhöht dadurch sein Selbstgefühl.

Die Gläubigkeit. Jede ausgesprochene Überzeugung hat die Tendenz, von den Hörern ohne Prüfung aufgenommen zu werden. Der Mensch ist von Haus aus geneigt, alles Dargebotene anzunehmen und zu glauben. Die Kritik entwickelt sich erst auf höherer Stufe. Ursprünglich besitzt das menschliche Bewußtsein die Eigenschaft der Gläubigkeit; ihr Grad vermindert sich mit steigender Kultur. Erfahrung und kritisches Denken engen die Gläubigkeit ein, meist nur für ganz bestimmte Erfahrungsgebiete. Es gibt eine partielle Gläubigkeit bzw. Ungläubigkeit. Der Unterordnungstrieb (Verehrung) unterstützt die Gläubigkeit; ebenso der Trieb zum Staunen und Bewundern. Dagegen pflegt der Kampftrieb die Gläubigkeit zu hemmen. Andererseits sind noch bestimmte Beziehungen vorhanden zwischen affektiven Tendenzen und dem Inhalt von Überzeugungen. Gewisse Menschen pflegen ungewöhnliche phantastische Überzeugungen leichter zu glauben als rationale Zusammenhänge, und umgekehrt.

Der Ausdruckstrieb äußert sich darin, daß innere Zustände ohne Zweckbedeutung durch äußere Vorgänge kundgetan werden. Diese Ausdruckstätigkeit ist vielfach in leidenschaftlicher Erregung gesteigert, bei ruhiger Stimmung gemäßigt. Durch sie setzt sich der Mensch mit seiner Umgebung in Beziehung. Der Ausdruckstrieb sucht Kontakt mit den anderen Menschen. Man hat das Bedürfnis sich auszusprechen, sein Herz auszuschütten. Diese Mitteilungstendenz ist ein primitiver Trieb, ohne den ein sozialer Organismus undenkbar wäre. Andere Triebe können in ihn eingehen. Es wird dann das Mitteilungsbedürfnis dazu benützt, etwa den Kampftrieb oder den Machttrieb zu befriedigen.

Der Geselligkeitstrieb. Das gesellige Zusammensein wird von den meisten Menschen als beglückend und erhebend empfunden. Sie haben ein zwingendes Bedürfnis nach freundschaftlichem Umgang. Die Geselligkeit gibt aus mannigfachen Gründen eine Bereicherung des Ich. Man findet Widerhall und Zustimmung, man fühlt sich heimisch und gemütlich, man kann seine Fähigkeit zeigen und sich zur Geltung bringen. Der Geselligkeitstrieb ist von elementarer Kraft, und auf die Dauer seine Befriedigung nicht zu entbehren. Dabei kommen abstoßende und anziehende Wirkungen zur Geltung, je nachdem wo man Resonanz findet. Wir unterscheiden zwei verschiedene Formen, den einfachen Herdentrieb, der zur Folge hat, daß man lieber in einer Bibliothek als in der einsamen Stube arbeitet, daß man lieber seine Mahlzeiten gemeinsam ein-

Digitized by Google

nimmt als allein. Die differenziertere Form äußert sich in freundschaftlichem Verbundensein mit bestimmten Personen, mit denen man gemeinsame Schicksale und Erlebnisse oder auch gemeinsame Überzeugungen teilt. Hier muß eine gewisse Übereinstimmung gegeben sein. Ausschließliche Gegensätze ziehen sich nicht an.

Der Trieb des Meidens. Er ist begleitet von dem spezifischen Gefühl der Abneigung und Aversion. Hierher gehört der Widerwillen des gesunden, kräftigen Menschen gegen alles, was alt, krank oder anderweitig abnorm erscheint. Ferner die Abneigung bestimmten Menschen gegenüber auf Grund eines bloßen Eindrucks. Furcht- und Kampfinstinkte unterstützen das Meiden. Man fürchtet das Unheimliche oder setzt sich gegen vermeintliche Kränkungen zur Wehr.

Ich habe mir eine kurze Übersicht über diese Triebeinteilung nicht versagen wollen. Nicht, weil ich ihr in dieser Form voll und ganz zustimmen möchte, sondern nur deshalb, weil ich in ihr wichtige Ansätze erblicke, die einer weiteren Vertiefung und Förderung wert sind. Sie muß in mancher Beziehung (z. B. Sexualtriebe, Psychoanalyse) weiter ausgebaut und vervollständigt werden. Ganz besonders aber ist dabei die Beziehung der einzelnen Triebe, die Struktur, zu beachten.

Den Beweis hoffe ich erbracht zu haben, daß die erbbiologische Persönlichkeitsanalyse eine wichtige Ergänzung für die Charakterforschung bilden kann. Ich hatte schon darauf hingewiesen, daß wir nicht bei der Analyse von Einzelfällen stehen bleiben dürfen, daß wir uns vielmehr die systematische Erfassung des Charakteraufbaues zum Ziele setzen müssen, die jedoch der ständigen Kontrolle bedarf durch das empirische Material. Wir wollen uns vor der Versuchung einer frühzeitigen Schematisierung hüten und jeder Zeit bereit sein, unsere Begriffe jeweils den Erfahrungstatsachen anzupassen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Periphertrieb

Von OTTO LIPMANN (Berlin)

Digitized by Google

Meinen Kindern — beim Eintritt ins praktische Leben.

Digitized by Google

Wenn das Tier seine Jungen füttert, wenn Eltern ihre Kinder erziehen, wenn der Gelehrte und der Künstler Werke der Wissenschaft und der Kunst schaffen, wenn wir lehren, unterrichten, Reden halten, politisch agitieren, uns unterhalten, Briefe schreiben usw. — was ist das Gemeinsame aller solcher Verhaltungsweisen und Handlungen? Zunächst etwas Negatives: Sie sind im Bewußtsein des Handelnden *nicht* auf einen zu erreichenden äußeren Erfolg gerichtet; es ist nicht die lustvolle Vorstellung eines solchen Erfolges, die als Zielvorstellung dieser Handlungsweisen betrachtet werden könnte: Das Tier ernährt seine Jungen nicht, *damit* sie am Leben bleiben und groß und kräftig werden; auch der Mensch „hat nichts davon", wenn er seine Kinder erzieht, wissenschaftlich oder künstlerisch arbeitet, seine politischen Ideen propagiert, im Gespräch Witze erzählt usw. All das, was durch solche Handlungen tatsächlich unter Umständen erreicht wird, ist nur ein sekundärer, ein ursprünglich weder gewollter noch ein auch nur gewußter Erfolg. Die wissenschaftliche und künstlerische Arbeit geschieht nicht, wenigstens in der Regel und ursprünglich nicht, *damit* der Gelehrte und der Künstler ihr Leben fristen; man ist nicht ein guter Gesellschafter, um sich damit eine Stellung in der Gesellschaft zu schaffen. Kurz, diese Argumentation läuft darauf hinaus, daß all diese Handlungen *triebhaft* geschehen, daß sie nicht „Erfolghandlungen", sondern „Triebhandlungen" sind, wenigstens so lange sie „rein" und „naiv" verlaufen und nicht durch bewußte Überlegungen des Handelnden über ein „Wozu?" beschwert sind; denn natürlich *können* auch diese Triebhandlungen, wie jede andere, in den Dienst eines zu erzielenden, bewußt vorgestellten Erfolges gestellt werden, und erst eine biologische Betrachtungsweise wird in ihnen, ebenfalls ebenso wie bei anderen Triebhandlungen, verborgene, „unbewußte" Zwecke entdecken können.

Als Charakteristikum der Triebhandlungen gegenüber den Erfolghandlungen betrachten wir dies, daß sie nicht durch die Vorstellung eines zu erreichenden Erfolges bestimmt sind, sondern daß die Handlungsweise selbst lustvoll ist. Und wenn wir nun wiederum die oben aufgezählten Handlungsweisen, die zunächst höchst heterogen erscheinen, betrachten, so finden wir, daß ihre Eigentümlichkeit, die sie von anderen Triebhandlungen unterscheidet, darin besteht, daß in ihnen das Ich des handelnden Menschen sich über seine räumlich und zeitlich begrenzte körperliche Sphäre erweitert. Man kann diese Handlungsweisen daher zusammenfassend als Äußerungen eines *Periphertriebes* bezeichnen, der auf Erweiterungen der Ich-Peripherie gerichtet ist, und man kann diesen Periphertrieb anderen Trieben, den *Zentraltrieben*, die dem konkreten, begrenzten, bewußten Ich dienen, gegenüberstellen. Solche „Zentraltriebe" sind der Nahrungstrieb, der Bewegungstrieb und der Selbsterhaltungstrieb im engeren Sinne des Wortes, welch letzterer sich dann äußert, wenn die Betätigung der anderen Zentraltriebe, insbesondere des Nahrungstriebes und des Bewegungstriebes, irgendwie gehemmt oder gefährdet erscheint.

Es ist eine Eigenart *aller* Triebhandlungen, daß *innerhalb* ihres Mechanismus' kein außerhalb der Handlung selbst liegender Erfolg als lustbetontes Ziel vorgestellt wird. Wohl aber kann die Triebhandlung ihrerseits Teil und Ziel einer umfassenden Erfolghandlung sein. So kann die Handlungsweise eines Menschen darauf gerichtet sein, seinem Geschlechtstrieb Gelegenheit zur Betätigung zu geben; auch die Betätigung des Selbsterhaltungstriebes kann Ziel einer Erfolghandlung sein, die also darauf ge-

Digitized by Google

richtet ist, den Menschen in gefährliche Situationen zu bringen, in denen er seinen Selbsterhaltungstrieb betätigen kann (Sport, insbesondere z. B. der Bergsport). Dasselbe gilt auch von den Periphertrieben: ihre Betätigung hat kein äußeres Ziel, aber sie ist ein Ziel des Handelns, bei manchen Menschen weniger, bei anderen geradezu Inhalt einer „Leidenschaft".

Die Abgrenzung zwischen den Zentraltrieben, insbesondere dem Selbsterhaltungstrieb, und dem Periphertrieb ist keine scharfe; vielmehr ist der Übergang ein fließender, so daß es gelegentlich Handlungsweisen gibt, bei denen die Entscheidung schwer fällt, ob sie in diese oder jene Gruppe gehören.

Wir müssen nämlich unter den Periphertrieben noch zwei Gruppen unterscheiden, solche, welche die Erweiterung des konkreten, „benannten" Ich zum Inhalt haben, und solche, bei denen das Ich sich anonym erweitert; die Peripher-Handlungen, deren Inhalt das benannte Ich bildet, stehen den aus dem Selbsterhaltungstriebe entspringenden Handlungen nahe.

Diese Unterscheidung ist nun nicht so gemeint, daß manche der oben aufgezählten Peripherhandlungen die Erweiterung des benannten, andere die Erweiterung des anonymen Ich zum Inhalte haben, sondern jede dieser Handlungen kann sowohl im Sinne dieser wie im Sinne jener Triebrichtung ausgeführt werden.

Ehrgeiz, Eitelkeit, Ruhmsucht u. dgl. sind Charaktereigenschaften eines Menschen, dessen Handlungen davon beherrscht sind, sein benanntes Ich über seine räumlich-zeitliche Erstreckung hinaus zu erweitern, d. h. also es derart zu erweitern, daß die Erfolge seiner Handlungen immer in Beziehung zu diesem seinem Ich bleiben.

Man kann sich aber natürlich als Erzieher, Politiker, Wissenschaftler, Künstler, ja auch als Kaufmann betätigen, um einer Idee Ausdruck zu verleihen, um einem Gedanken oder einer Willensrichtung Anhänger zu werben, kurz um dieses oder jenes eigene psychische Erlebnis aus der Enge des individuellen Erlebens zu befreien, es auch in andere Seelen zu verpflanzen, ihm zeitliche Fortexistenz zu geben.

Man könnte diese Triebrichtung, soweit sie die zeitliche Erweiterung des Ich zum Inhalte hat, als „Fortpflanzungstrieb" bezeichnen, wenn mit dieser Bezeichnung nicht die des Geschlechtstriebes verquickt wäre. In der Tat, d. h. für das Bewußtsein des Handelnden, haben diese beiden Triebe aber nur insofern etwas miteinander zu tun, als der Geschlechtstrieb unter Umständen in den Dienst des Fortpflanzungstriebes gestellt werden kann.

Man kann den Geschlechtsakt vollziehen, um seinen Geschlechtstrieb zu betätigen oder auch — das wird freilich selten sein — mit der bewußten Absicht, ein Kind zu zeugen. (Wenn wir hier einerseits von einer „bewußten Absicht" und andererseits doch von einer „Trieb"handlung sprechen, so bedeutet dies, daß die auf die Kindererzeugung gerichtete Erfolghandlung doch, vom Standpunkt der Selbsterweiterung betrachtet, eine Triebhandlung ist; denn die Vorstellung des zu erzeugenden Kindes ist nur dadurch lustbetont, daß das Kind eine zeitliche Erweiterung des Ich darstellt.) — Wir sagten, daß der Geschlechtsakt wohl nur ausnahmsweise mit dem Gedanken an Zeugung vollzogen wird; in solchen Situationen pflegt eben der Geschlechtstrieb das Bewußtsein völlig zu erfüllen. Aber die vorbereitenden Handlungen können doch entweder unter dem Einflusse des Geschlechtstriebes oder mehr unter dem des Fortpflanzungstriebes vollzogen werden. — Dies ist es, was die Ehe von allen anderen geschlechtlichen Beziehungen unterscheidet: Die Ehe ist diejenige geschlechtliche Verbindung, deren Sinn nicht (oder nicht nur) die Betätigung des Geschlechtstriebes, sondern des Fortpflanzungstriebes ist, — wobei unter „Fortpflanzung" nicht nur an die körperliche Zeugung von Nachkommen, sondern auch an die Pflege und Erziehung der Kinder zu denken ist. Wer eine Ehe eingeht (im bürgerlichen Sinne des Wortes), nur unter dem Zwange des Geschlechtstriebes, im Zustande blinder „Verliebtheit" (oder gar unter dem Gesichtspunkte der „Versorgung"), gefährdet den Sinn

Digitized by Google

der Ehe. Der Entschluß, mit diesem Menschen eine Ehe zu schließen, ist gleichbedeutend bzw. soll gleichbedeutend sein mit dem Willen, seinen eigenen Periphertrieb mit dem dieses anderen Menschen auf ein Ziel zu vereinigen. —

Die Anonymität des Periphertriebes darf nicht schlechthin als eine Kulturerscheinung betrachtet werden. Bei Tieren und in primitiven Formen der menschlichen Gesellschaft geschieht die Aufzucht der Nachkommen durchaus „anonym", d. h. ohne daß die aufziehenden Eltern dabei das Bestreben haben, daß das Ergebnis in irgendwelcher Beziehung zu ihrer eigenen Person bleibt. Das Ziel der Aufzucht und der Erziehung, sofern von einer solchen da schon die Rede sein kann, ist vielmehr im wesentlichen nur die Übertragung von Art-Eigenschaften und -Fähigkeiten auf die kommende Generation. „Anonym" ist im wesentlichen auch die Tätigkeit des beruflichen Erziehers, des Lehrers, und eigentlich erst beim Hochschullehrer läßt sich die Frage aufwerfen, ob er mehr im Sinne einer anonymen oder einer benannten Erweiterung seines Ich sein Amt versieht, ob er mehr seine Kenntnisse von objektiven Kulturgütern oder mehr seine subjektive Einstellung zu solchen Kulturgütern seinen Hörern übermittelt. Denn es handelt sich hier, und erst recht bei der individuellen Erziehung der Kinder durch ihre Eltern, nicht bloß mehr um die Übermittlung des allgemein-menschlichen Kulturgutes, also um die Erhaltung und Fortpflanzung von Arteigenschaften, Arteinstellungen, Artfähigkeiten usw., sondern sehr wohl, wenigstens zum großen Teil, auch um ganz individuelle Eigenschaften usw. des Übermittelnden; dennoch kann dies auch geschehen, und, möchte ich hier sagen, soll dies geschehen, ohne daß der Übermittelnde dabei von persönlichem Ehrgeiz getrieben und bestrebt ist, seine persönliche Eigenart in Verbindung mit seiner Persönlichkeit (mit seinem Namen) zu erhalten bzw. zu erweitern.

Während wir also einerseits gerade in primitiven Stadien der Betätigung eines anonymen Periphertriebes begegnen, können wir diese Anonymität andererseits auch als ein Zeichen höchsten Kulturmenschentums, eines reinen, von Ehrgeiz usw. unbeeinträchtigten Strebens betrachten.

Wenn wir ferner glauben, feststellen zu dürfen, daß die Frau mehr ihr „benanntes" Ich zu entfalten bestrebt ist, während der Mann in mehr anonymer Weise seinen Periphertrieb betätigt, so ist, wie aus dem Vorigen hervorgeht, diese Feststellung frei von jedem Werturteil. Eine Teilerscheinung dieser differentiell-psychologischen Gesetzmäßigkeit ist die, daß die Frau ihr Unsterblichkeitsbedürfnis, d. i. ihren Trieb nach zeitlicher Entfaltung, mehr im Streben nach Mutterschaft, der Mann mehr in der Betätigung als Berufserzieher, als Politiker, als Wissenschaftler und Künstler erfüllt sieht. Man kann somit einerseits diese anonymen Betätigungen als „Sublimierungen" des Geschlechtstriebes (insofern dieser mit dem Fortpflanzungstriebe zu tun hat) betrachten („Eros" des Erziehers); andererseits sind diese anonymen Betätigungen des Periphertriebes für die Frau, soweit sie den Typus ihres Geschlechtes repräsentiert, im Wesentlichen Ersatzfunktionen, die ihr dann, soweit und solange eine gewisse Ersatzbefriedigung gewähren, sofern der Frau die Betätigung des Fortpflanzungstriebes in der ihr adäquaten Form versagt ist. Auch bei der Erziehung der eigenen Kinder, im Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern zeigt sich diese verschiedene Einstellung des Vaters und der Mutter, und gerade deshalb kann wohl eben nur eine solche Erziehung vollkommen sein, die von Vater und Mutter gemeinsam ausgeübt wird.

Denn eine rein anonyme Erziehung, die, wie schon gesagt, der Übertragung bloßer Art-Charaktere nahe benachbart wäre, ist nicht unser Ideal. Wir haben das, wie wir glauben, berechtigte Bestreben, auch unsere individuelle Eigenart, soweit wir sie billigen zu können vermeinen, über unsere individuelle Existenz forterhalten zu wissen. Die Erziehung ist das naturgegebene Recht der Eltern, und ein Verzicht auf dieses Recht wäre ein Analogon zur Selbstkastration. Nur soweit die Erziehung in der Übermittlung von Art-Eigenschaften, insbesondere von Art-Kenntnissen besteht, kann sie

Digitized by Google

dem berufsmäßigen Erzieher übertragen werden; geht ein Berufserzieher auf Grund seiner stark expansiven, „imperialistischen" Persönlichkeit darüber hinaus, so besteht die Gefahr, daß er in Elternrechte eingreift.

Auch vom Kinde aus gesehen, ist eine ideale Erziehung nicht diejenige, die den Zögling nur ganz allgemein in die menschliche Kultur oder in irgendeine besondere Kultur (einer „Schulgemeinschaft oder dgl.) hineinstellt, sondern es ist wesentlich, daß dem Kinde auch diejenige spezielle Einstellung zu Lebens- und kulturellen Fragen gegeben wird, die in das besondere soziale, berufliche usw. Milieu paßt, in das es einmal hineinwachsen soll. Diese besondere Einstellung aber kann dem Zögling nicht eine öffentliche Erziehungsanstalt, sondern — von Ausnahmen abgesehen — nur die Familie geben.

Bei der Ausübung der Erziehungsrechte sind allerdings Hemmungen geboten. Erziehen und Belehren dürfen nicht zur Proselytenmacherei ausarten, d. h. darin bestehen wollen, die eigenen Einstellungen, Ansichten usw. auf andere zu übertragen, ohne daß diese anderen sie bewußt und gewollt zu ihren eigenen gemacht haben; d. h. die Selbständigkeit der fremden Seele darf durch die Betätigung des Periphertriebes nicht verletzt werden.

Konflikte zwischen Eltern und Kindern beruhen zum großen Teile darauf, daß das Kind sich den Betätigungen elterlicher Periphertriebe widersetzt, daß die Peripherien des Eltern-Ich und des Kindes-Ich, die beide sich zu erweitern bestrebt sind, einander kreuzen: das Kind fühlt sich gehemmt, die Eltern müssen eines Tages bemerken, daß das Kind doch nicht nur eine Erweiterung und zeitliche Fortsetzung des Eltern-Ich ist, sondern ein eigenes Ich mit eigenen Periphertrieben besitzt. Viele, wenn nicht alle typischen Konflikte des Jugendlichen lassen sich unter die Formel bringen, daß der im Jugendalter sich stark entwickelnde Periphertrieb einerseits die seine Betätigung ermöglichenden Bahnen und Wege noch nicht kennt und beherrscht, andererseits im Betreten dieser Bahnen durch seine „konservative" Umgebung gehemmt ist. Besonders heftig wird der Widerstand des Jugendlichen dann, wenn er bemerkt, oder zu bemerken glaubt, daß er in den Dienst der „benannten" Erweiterung eines fremden Ich gestellt werden soll, während er andererseits gern bereit ist, sich zum Träger oder Werkzeug einer anonymen Idee zu machen.

Bei der rein wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeit ist die Anonymität selbstverständlich, soweit diese Tätigkeiten nicht in den Dienst des Gelderwerbes und sonstiger persönlicher Erfolge gestellt werden.

Bei diesen wissenschaftlichen und künstlerischen Betätigungen sind zwei Stadien zu unterscheiden, von denen das zweite nicht immer nachweisbar ist. Aber die Unterscheidung dieser beiden Stadien ist auch für die Theorie des Periphertriebes überhaupt wichtig. — Der Trieb, welcher der wissenschaftlichen oder künstlerischen Produktion zugrunde liegt, kann nämlich bloß oder im wesentlichen darauf gerichtet sein, das eigene Ich zu bereichern, die eigenen Gedanken zu klären, Probleme des Lebens oder der Wissenschaft zu lösen, sich Kenntnisse anzueignen, für eigene Gedankeninhalte und Stimmungen symbolische Ausdrucksformen zu finden usw. Dieses Stadium der wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeit (im weitesten Sinne dieser Worte) ist also noch im wesentlichen „zentral" gerichtet, und erst, wenn wir nun fragen, was den Menschen veranlaßt, diese Früchte seines inneren Gestaltens auch anderen zugänglich zu machen, sie von sich zu geben, niederzuschreiben, auszusprechen oder sonstwie zu projizieren oder zu publizieren, stoßen wir auf das Eigentümliche des Periphertriebes, auf den Trieb, Inhalte des eigenen Ich räumlich und zeitlich über das eigene Ich hinaus zu expandieren.

Die Betätigung dieser Triebrichtung hat eine außerordentliche soziale Bedeutung; ja die Gesellschaft und jede Gemeinschaft ist überhaupt nur möglich, indem bei allen ihren Angehörigen der Periphertrieb mehr oder weniger entwickelt ist. Aber es ist

Digitized by Google

falsch, von „sozialen" Trieben zu sprechen; die soziale Wirkung ist nicht die Folge eines auf das soziale Ganze oder auf einzelne Artangehörige gerichteten Triebes, sondern kommt unbeabsichtigt zustande infolge einer Triebrichtung, die auf die Erweiterung des eigenen Ich gerichtet ist; durch seinen Periphertrieb wird der Mensch zum ζῶον πολιτικόν. Wir können dies auch durch die schon oft formulierte Banalität ausdrücken; es gibt keinen Altruismus, sondern nur Egoismus. Der Gegensatz zwischen Individualismus und Kollektivismus löst sich auf in den Gegensatz zwischen einem Überwiegen der Zentraltriebe und einem Überwiegen der Periphertriebe. Aus sozialen Erwägungen und im Interesse einer Förderung der allgemein-menschlichen Kultur müssen wir fordern, daß die periphere Triebrichtung nicht gegenüber der zentralen verkümmert, sondern zur höchsten Entwicklung gebracht wird. Nur wenn die wertvollen Menschen sich bestreben, das, was wertvoll in ihnen ist, über sich hinaus zu erstrecken, kann das Menschengeschlecht sich weiter entwickeln.

Auch das Gegensatzpaar Egoismus-Altruismus steht in Beziehung zu dem Gegensatzpaar Zentraltrieb-Periphertrieb, wenn wir von der Banalität absehen, daß im Grunde jede triebhafte Betätigung ursprünglich egoistischer Art ist. Der Zentraltrieb verfolgt eo ipso egoistische Ziele, der Periphertrieb kann sowohl in egoistischer wie in altruistischer (sozialer) Weise betätigt werden; die anonyme Betätigung des Periphertriebes wird meist, nicht immer, altruistisch gerichtet sein.

Nicht nur die Gestaltung des Berufes, den ein Mensch ausübt, sondern schon die Berufswahl kann und soll von der Erwägung beherrscht sein, durch die Betätigung der Periphertriebe dem sozialen Ganzen und der Menschheitsentwicklung zu dienen. Es ist freilich nicht möglich, daß alle Menschen wissenschaftliche, künstlerische, politische oder lehrende Berufe ausüben, die ganz auf die Betätigung von Periphertrieben eingestellt sind; aber auch viele andere Berufe, so insbesondere auch viele kaufmännische Berufe, gestatten wenigstens eine solche Betätigung. Auch in unselbständigen Berufsstellungen wird der Periphertrieb des Berufstätigen dann Befriedigung finden, wenn in ihm das Gefühl der „Werkzugehörigkeit" rege ist. Jeder Beruf, der nicht bloß Erwerbsangelegenheit ist, gewährt dem Periphertrieb Befriedigung, läßt den Berufstätigen sein Ich über seine räumlich-zeitliche Begrenztheit sich erweitern. Angehörigen anderer sog. „Berufe" wird es freilich überlassen bleiben müssen, ihre Periphertriebe außerhalb ihres Berufslebens, in Vereinen, Gewerkschaften, Parteien usw. zu befriedigen.

Jedem Triebe entsprechen gewisse Gefühle, die sowohl bei der Betätigung des Triebes selbst auftreten, wie auch unabhängig davon, nämlich auch dann, wenn das Triebziel ohne eigenes Zutun erreicht wird (z. B. das dem Selbsterhaltungstriebe entsprechende Gefühl auch bei einer von außen her erfolgenden Rettung aus Gefahr). Solche Gefühle sind auch dem Periphertrieb zugeordnet; Beispiele solcher Art sind: die Elternliebe, die dem Fortpflanzungstriebe ebenso zugeordnet ist wie die geschlechtliche Liebe dem Geschlechtstriebe, das Gefühl intellektueller Befriedigung, wenn wir eigene Gedankengänge bei anderen wiederfinden, das Gefühl ästhetischer Befriedigung, wenn ein Kunstwerk uns „anspricht"; der Naturgenuß beruht zum großen Teile darauf, daß wir uns als Teilchen der Natur empfinden, oder umgekehrt, daß wir unser Ich im Naturganzen und Weltgeschehen aufgehen fühlen, und nicht anders ist es schließlich mit dem religiösen Gefühl, dem „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit".

Digitized by Google

Digitized by Google

Charakterologie und Tierpsychologie

Von DAVID KATZ (Rostock)

Digitized by Google

Digitized by Google

A. Allgemeiner Teil.

I.

Schon seit langem befolge ich es als ein Prinzip der Forschung, welches sich mir häufig bewährt hat, jede Frage der allgemeinen Psychologie versuchsweise auch für die Tierpsychologie zu stellen. Ein derartiges Verfahren kann in den Fällen, wo gleiche oder wenigstens ganz ähnliche Leistungen beim Menschen und beim Tier vorliegen, davor bewahren, zur Erklärung der menschlichen Leistungen kompliziertere Faktoren anzunehmen, als man dem tierischen Bewußtsein zugestehen mag[1]). Wenden wir zur Erläuterung diesen Forschungsgrundsatz auf einen noch sehr einfach gelagerten Fall der Farbenwahrnehmung an: Der Nachweis, daß der Simultankontrast bei Tieren bis herunter zu den Bienen vorhanden ist, bietet der Anschauung Ewald Herings von der physiologischen Bedingtheit des Simultankontrastes beim Menschen in dem Maße eine Stütze, wie er der alten Helmholtzschen Auffassung widerstreitet, daß bei seinem Zustandekommen „unbewußte Schlüsse" mit im Werke seien. Die Betrachtungen, die ich im folgenden zu dem Thema „Charakterologie und Tierpsychologie" entwickle, können zunächst betrachtet werden als eine Anwendung des namhaft gemachten Prinzips — als eines methodischen Kontrollprinzips — auf das Gebiet der menschlichen Charakterologie, sie gehen aber dann darüber hinaus zu dem Versuch einer Beantwortung der allgemeineren Fragen: 1. Welche Bedeutung hat die Tierpsychologie für die menschliche Charakterologie? 2. Läßt sich so wie eine Charakterologie des Menschen auch eine Charakterologie des Tieres bzw. der Tiere entwickeln?

Ich möchte an der Spitze meiner Ausführungen noch ein anderes Prinzip in Erinnerung bringen, das tiercharakterologische Untersuchungen für die Gewinnung gewisser Einsichten innerhalb der menschlichen Charakterologie methodologisch bedeutsam erscheinen läßt. Es handelt sich um ein Prinzip, welches ich früher einmal im Zusammenhang kindespsychologischer Betrachtungen entwickelt habe[2]). Die Durchführung mancher psychologischer Experimente scheitert bei Erwachsenen daran, daß sie selbst für den Fall eines ausdrücklichen Verbots in der Instruktion eine Reflektion über den Zweck der Experimente nicht zu unterdrücken vermögen. Wer würde z. B. bei Versuchen über das anschauliche Farbengedächtnis unter Vermeidung einer solchen Reflektion die Reproduktion von Farbennamen ganz und gar unterlassen können! In derartigen Fällen bieten nun die gleichen mit sehr jungen Kindern (in dem Fall der Farbenversuche noch sprachlosen Kindern) durchgeführten Versuche einen gewissen Ersatz, weil man bei ihnen sicher ist, daß sie als der (sprachlichen) Reflektion überhaupt noch nicht fähig auch über die Situation, in die man sie bringt, nicht reflektieren werden. Alle Versuche mit Tieren sind nun vor einem Verdacht nach dieser Richtung in noch höherem Grade als Experimente mit Kindern gesichert. Mit dem Fortfall der Reflektion beim Tier entfällt auch die bewußte Verstellung. Wie schwer ist es häufig, hinter den Charakter eines Menschen zu kommen, weil er sich dauernd und konsequent hinter einer zur Schau getragenen Maske verbirgt. Das Tier aber liegt mit seinem Charakter hüllenlos vor jedem, der seine Ausdrucks-

[1]) D. Katz, Probleme der Tierpsychologie. Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. Bd. 94. 1924.

[2]) D. Katz, Studien zur Kinderpsychologie. Leipzig 1913.

Digitized by Google

bewegungen zu deuten vermag. Es gibt sich immer so, wie es ist — von den besonders gearteten seltenen Fällen abgesehen, wo ein Tier vorübergehend, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen sich verstellt (flügellahm sich gebärdendes Rebhuhn), das Spiel aber leicht durchschaut werden kann. Es ist bedeutungsvoll, daß die Tiercharakterologie demnach von vornherein methodisch mit einer wesentlich einfacheren und durchsichtigeren Sachlage rechnen darf als die Charakterologie des Menschen. Unter den zahlreichen Parallelen zwischen Kinderspychologie und Tierpsychologie besteht auch die, daß jüngere Kinder gleich den Tieren sich nicht zu verstellen vermögen und sich ihr Charakter demzufolge viel leichter durchschauen läßt als der von Erwachsenen.

II.

Die Wissenschaft ist bisher der Prüfung der Beziehungen, die zwischen der Charakterologie des Menschen und der Tierpsychologie bestehen, fast ganz aus dem Wege gegangen. Auf das Wenige, was hier vorliegt (das älteste darüber in der fälschlich Aristoteles zugeschriebenen Schrift über Physiognomik) hat bereits Utitz in kritischer Weise hingewiesen[1]). Es geht nicht an, aus einer vagen Ähnlichkeit des Gesichtsausdrucks eines bestimmten Tieres und eines bestimmten Menschen auf eine entsprechende Verwandtschaft der Charaktere dieser beiden zu schließen. Es war dies um so weniger statthaft, als schon der Schluß vom Gesichtsausdruck des Tieres auf seinen vermeintlichen Charakter in der Regel so vorurteilsvoll und damit unzutreffend war, wie es allgemein kennzeichnend für eine unkritische Tierpsychologie vergangener Tage gewesen ist. Nicht ganz so groß sind die hier lauernden Gefahren, wenn man an Stelle des morphologisch bestimmten Gesichtsausdrucks die (optischen und akustischen) Ausdrucksbewegungen bei Mensch und Tier auf ihren charakterologischen Wert hin miteinander vergleicht. Nur die kritisch ausgedeuteten Ausdrucksbewegungen bilden eine tragfähige Grundlage für eine vergleichende Psychologie und damit auch für vergleichend charakterologische Studien. Der Mensch und die höherstehenden Tiere haben zweifelsohne vieles in den Ausdrucksbewegungen und den zugehörigen Bewußtseinszuständen gemeinsam, bis zu einem gewissen Grade kann man also folgenden Ausführungen Sommers in seiner Tierpsychologie zustimmen. „Diese engen Beziehungen, in denen Menschen und Tiere zueinander durch ihre Ausdrucksbewegungen stehen, bilden die Grundlage für die Darstellungen mancher bedeutender Künstler, die einerseits die tierähnlichen Züge vieler menschlicher Gesichter, andererseits die menschenähnlichen bestimmter Tiergesichter erfaßt und ausgedrückt haben. Es entsteht dadurch zum Teil eine Karikatur, die jedoch in der wirklichen inneren Beziehung der Ausdrucksbewegungen bei Menschen und Tieren eine psychophysiologische Grundlage hat. Eine weitere Anwendungsart dieser Einsicht bildet auf literarischem Gebiet die Tierfabel, die, abgesehen von ihrer phantastischen Seite, ebenfalls einen tierpsychologischen Kern in der Ähnlichkeit vieler Ausdrucksbewegungen bei Menschen und Tieren hat“[2]).

Anknüpfend an die Ausführungen Sommers bemerken wir: So unberechtigt wie die meisten bisher unternommenen Versuche gewesen sind, die verschiedenartigen menschlichen Charaktere vom Tier aus verständlich zu machen, ebenso gilt für zahlreiche Unternehmungen früherer Tierpsychologen, daß sie bei grob zugreifender anthropomorphisierender Deutung von Tiercharakteren, sei es ganzer Tierarten und Tierfamilien, sei es einzelner Vertreter derselben in der Irre gegangen sind. Zur Erläuterung der Unzulässigkeit solchen Verfahrens, soweit es sich auf einen ganzen Tierstamm bezieht, sei hier angeführt, was sich in einer alten Ausgabe von Brehms Tierleben (2. Aufl.

[1]) E. Utitz, Charakterologie. Panverlag 1925.
[2]) R. Sommer, Tierpsychologie. Leipzig 1925.

Digitized by Google

1876, Bd. 1) bei der Schilderung des Säugetiercharakters findet. „Das Säugetier besitzt Gedächtnis, Verstand und Gemüt und hat daher oft einen sehr entschiedenen bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Orts-, Farben- und Tonsinn, Erkenntnis, ... Urteil, Schlußfähigkeit; ... es erkennt Gefahren und denkt über Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung ... Zorn und Sanftmut, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Tier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtheit Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drang zu genügen. Das Tier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesamtheit ... Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen, zeigt aber auch selbständigen Willen und Willenskraft." (Sperrungen von mir.) Hier wie bei allen tierpsychologischen Betrachtungen, die von strenggläubigen Darwinianern durchgeführt worden sind, zeigen sich die bedenklichen Folgen der dogmatischen Geisteshaltung in der unbedenklichen Ausdeutung gewisser tierischer Verhaltungsweisen im Sinne menschlicher Charakteranlagen.

Auch in den beiden folgenden Schilderungen zweier Tierpersönlichkeiten, die ich dem bekannten Werk von K. Groos über die Spiele der Tiere entnehme, dürfte in der Vermenschlichung ein wenig zu weit gegangen sein. „Eine Buldogge von sehr philosophischer Gemütsart, die ich früher besaß, machte regelmäßig selbständige Spaziergänge, die für ihren Herrn recht kostspielig zu werden drohten. Sie verließ das Haus ohne Maulkorb (was polizeilich verboten war), wurde beobachtet, wie sie gelassen und frech am Amtsgericht vorbeibummelte, stieg dann den Schloßberg hinan und erging sich im Schloßgarten (in der Hunde an der Leine geführt werden müssen)." — „Der Hammel Mfuka duldete nicht Streit noch Lärm unter Menschen und Tieren. Kämpften liebeglühende Ziegenböcke miteinander, so schaute er kurze Zeit prüfend zu und rannte sie dann einfach nieder; zankten sich einmal etliche unserer Leute, so trat er in gleich wirkungsvoller Weise als Friedensstifter auf, natürlich zum Jubel der Umstehenden."

Unsere Einwände gegen Schilderungen der vorstehenden Art sind durchaus nicht so zu verstehen, als hielten wir es a priori für ausgeschlossen, daß manche Tierarten oder Tierpersönlichkeiten ähnliche Charakterzüge aufweisen wie Menschen schlechthin oder einzelne menschliche Persönlichkeiten (im Gegenteil, wir werden unten Gelegenheit haben, weitgehende Parallelen zwischen menschlichem und tierischem Verhalten aufzuzeigen, die auf charakterologisch nächste Verwandtschaft hinweisen), wogegen wir uns aber wenden müssen, das ist einmal die Annahme von charakterologischer Verwandtschaft, ohne daß zwingende Beweise für ihr Vorhandensein geliefert werden, dann aber die Annahme einer bewußten Reflektiertheit des Tieres auf die charakterologisch bedeutsamen Motive seines Verhaltens, die unter allen Umständen unzutreffend ist.

Die Tierpsychologie befindet sich zur Zeit in einem Stadium, welches man nicht ohne Grund als das kritizistische bezeichnen könnte, indem sie sich ebenso fernzuhalten versucht von dem oben gekennzeichneten Anthropomorphismus Darwinscher Observanz wie von dem die Möglichkeit einer Tierpsychologie überhaupt bestreitenden Dogmatismus gewisser Richtungen innerhalb der Physiologie[1]). Im Zeichen einer derartigen kritizistischen Haltung, die sich bemüht, bei der Begriffsbildung, den angewandten Methoden und ihren theoretischen Ansätzen ausschließlich den in den festgestellten Tatsachen selbst liegenden Zwang immanenter Art bestimmend werden zu lassen, muß auch die Tiercharakterologie stehen.

---

[1]) Man vgl. hierzu z. B. E. Claparède, Tierpsychologie. Handwörterbuch der Naturwissenschaften, XI, 1913.

Digitized by Google

III.

Wenn Utitz die Charakterologie definiert als die Wissenschaft von der Persönlichkeit, gesehen unter dem Gesichtspunkt ihrer Strebungen, bzw. als die Wissenschaft von den Strebungen in ihrem Sinn für die Persönlichkeit, so bedeutet der Nachweis der Berechtigung, innerhalb der Tierwelt von Persönlichkeiten zu sprechen, zugleich auch den Nachweis von der grundsätzlichen Möglichkeit einer Tiercharakterologie. Dieser Nachweis ist im individualpsychologischen Sinn für große Tiergruppen, jedenfalls aber für die höheren Tiere, unschwer zu erbringen.

Jeder Hundeliebhaber wird uns — und mit Recht — versichern, daß sein Hund eine Persönlichkeit sei, ganz verschieden von jedem anderen Hund derselben Rasse. Daß etwa die bei Hunden oder anderen mit dem Menschen zusammenlebenden Tieren beobachteten individuellen Verschiedenheiten nicht ausschließlich Erziehungsprodukt sind, sondern vorzugsweise bedingt sind durch angeborene Anlagen, ergibt sich zwingend aus der Beobachtung, daß man auch zwischen Tieren, die volle Geschwister sind, dasselbe Geschlecht besitzen und unter denselben äußeren Verhältnissen herangewachsen sind, Differenzen von nicht geringerem Grade antrifft. Es gibt wohl kaum einen überzeugenderen Beweis für die Maßgeblichkeit des angeboren Dispositionellen in charakterlicher Hinsicht als derartige Beobachtungen an Tieren. Durch eine experimentell festgehaltene bis ins Kleinste gehende Gleichgestaltung der äußeren Lebensbedingungen kann man dieser Beobachtung eine weit größere Beweiskraft geben als den entsprechenden Beobachtungen bei gleichgeschlechtlichen menschlichen Zwillingen.

In der menschlichen Charakterologie hat man angefangen, den Erbgang charakterologischer Eigenschaften zu untersuchen, aber schon aus dem äußeren Grunde, daß sich hier die einzelnen Generationen in so großen zeitlichen Abständen folgen, erklärt sich der langsame und nur unsichere Fortschritt der Erkenntnis auf diesem Untersuchungsgebiet. Sehr wertvolle Beiträge vermag das Vererbungsexperiment bei Tieren nach der charakterologischen Seite zu liefern. Was in dieser Richtung bisher unternommen worden ist, findet man in dem grundlegenden Werk von Peters zusammengestellt[1]).

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß man sich natürlich hinreichend lange mit Tieren beschäftigt und sie genau in ihrem Benehmen studiert haben muß, um die bei ihnen bestehenden Persönlichkeitsdifferenzen erkennen und angemessen formulieren zu können. Wir erinnern hier auch, um die Berechtigung von Persönlichkeiten bei Tieren zu sprechen zu erweisen, an die zahlreichen auf liebevollster Beobachtung von frei lebenden Tieren beruhenden Schilderungen tierpsychologisch interessierter Jäger, die gar nicht daran zweifeln lassen, daß Tiere Persönlichkeiten seien, wo jede sich von jeder anderen sowohl morphologisch wie dem seelisch bedingten Verhalten nach unterscheidet. Es sei hier kurz verwiesen auf die prachtvollen Schilderungen Seton Thompsons in seinem Buch „Prärietiere und ihre Schicksale", deren besonderer Reiz gerade darin liegt, daß das Schicksal einzelner Tierpersönlichkeiten an uns vorüberzieht mit all der Tragik, die man sonst nur menschlichen Persönlichkeiten zuschreiben möchte. Mit dem Vogel als Persönlichkeit hat sich besonders eingehend Schjelderup-Ebbe[2]) beschäftigt, und er gelangt auf Grund seiner eindringenden Studien zu dem Ergebnis, daß jeder Vogel eine Persönlichkeit in dem Sinne sei, daß er sich von jedem anderen nach seinem Äußeren, seinen Ausdrucksbewegungen sowie seinen geistigen Eigen-

---

[1]) W. Peters, Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution. Jena 1925. S. 31f.

[2]) Th. Schjelderup-Ebbe. a) Beiträge zur Sozialpsychologie des Haushuhns. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 88. 1922. b) Weitere Beiträge zur Sozialpsychologie und Invidualpsychologie des Haushuhns. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 92. 1923. c) Zur Sozialpsychologie der Vögel. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 95. 1924.

Digitized by Google

schaften unterscheide. Natürlich, so fügt auch er hinzu, könne man das nur erkennen, wenn man sich sehr eingehend mit den einzelnen Tieren einer Art beschäftigt und gelernt habe, auf feinste Unterschiede der Individualität zu achten. Wenn der norwegische Forscher gefunden hat, daß das Unterscheidungsvermögen der Vögel für ihre Artgenossen bedeutend besser zu sein scheine als für Individuen einer anderen Vogelart, so erlaubt dieser Satz nach den Beobachtungen anderer Forscher bei anderen Tieren (z. B. Köhler bei Anthropoiden) wohl eine Verallgemeinerung dahin, daß jede Tierart — infolge der angeborenen sensomotorischen Abgestimmtheit aller Exemplare dieser Tierart auf einander — die ihr eigenen Körperformen, Körperhaltungen und Ausdrucksbewegungen besser versteht als die einer anderen[1]). Der Satz gilt natürlich mit Einschluß des Menschen und hier aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der Richtung, daß das Tier in der unreflektierten Erfassung der Persönlichkeit von Artgenossen dem Menschen weit überlegen ist.

Wenn Freundschaften oder Feindschaften zwischen Individuen einer Tierart entstehen, die wir von unserem Standpunkt aus nicht erklären können, wenn ein Männchen einer Tierart sich weigert, eine Paarung mit einem Weibchen vorzunehmen, das einem anderen Männchen hochwillkommen ist (spezieller Beleg für diesen Fall unten S. 379), so wird das vom Standpunkt des Tieres aus schon seinen guten Grund in den hier obwaltenden „persönlichen" Beziehungen haben, die nur für das Tier bestehen. Aus derartigen Feststellungen ergibt sich in dem vorliegenden Zusammenhang die wichtige methodologische Folgerung, daß die Berechtigung, von Tierpersönlichkeiten zu sprechen — wovon wir die Möglichkeit einer Tiercharakterologie abhängig machten — in Wirklichkeit noch tiefer fundiert ist, als dies ohnehin bei einer Betrachtung vom Menschen aus zu gelten scheint. Es sei aber zugleich auch auf eine andere wichtige Folgerung hingewiesen: Tiercharakterologie vom Menschen aus getrieben fällt nicht zusammen mit Tiercharakterologie vom Tier aus getrieben. Beides hat natürlich seine relative Berechtigung, denn man kann ebenso die Strebensverhältnisse des Tieres zum Menschen wie die Strebensverhältnisse von Tieren untereinander zum Gegenstand tiercharakterologischer Studien machen. Solange man nur bedenkt, daß beide Standpunkte möglich sind, ist die Gefahr ihrer fehlerhaften Verquickung nicht allzu groß. Wir kommen unten noch einmal auf die mit diesem Hinweis angeschnittenen Probleme zurück.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt." Welches die günstigsten Bedingungen für die Entwicklung der Talente unter den Tieren seien, das ist nicht so leicht zu entscheiden, ohne Zweifel trifft aber der zweite Teil des Goetheschen Satzes auch innerhalb der Welt der Tiere das Richtige. Es ist nicht nur ein wichtiges methodisches Prinzip, daß man charakterologische Unterschiede, die zwischen Tieren derselben Art bestehen, nur dort mit Sicherheit ermitteln kann, wo Tiere in Gesellschaften von höherer oder niederer Beständigkeit zusammenleben, sondern auch ganz sachlich betrachtet kann natürlich das, was als charakterologische Tendenz in einem Tier angelegt ist, nur dort zur Entwicklung kommen, wo die adäquaten Reize in Gestalt der Einwirkung von mit ihm vergesellschafteten Genossen gegeben sind. Wo keine gegenseitigen gesellschaftlichen Beeinflussungen bestehen, da kann sich keine Persönlichkeit mit ihren mannigfachen Strebungen entfalten.

Gesellschaftsbildung ist nun aber nicht die einzige Voraussetzung, die erfüllt sein muß, damit es zur Entwicklung von Persönlichkeiten kommt. Eine zweite Voraussetzung ist, daß die vergesellschafteten Tiere eine gewisse Höhe seelischen Lebens überschritten haben und demzufolge in der Lage sind, voneinander Notiz zu nehmen und mit hinreichend differenzierten Ausdrucksbewegungen auf einander einzuwirken. Wenn Korallen sich zu riesigen Siedlungen zusammenschließen, so fehlen doch in

[1]) Man vergl. hierzu D. Katz, Der Aufbau der Tastwelt. Leipzig 1925. S. 71ff.

Digitized by Google

der entstehenden Gesellschaft alle weiteren Bedingungen, unter denen allein Ausbildung von Persönlichkeiten möglich ist. Wie steht es mit Charakterstudien bei relativ niedrig stehenden Tieren mit stark ausgeprägtem sozialem Leben, wie etwa den sozial lebenden Insekten, den Ameisen, Bienen und vergesellschafteten Wespen? Greifen wir einmal die Bienen heraus, bei denen bereits zufolge den schönen Untersuchungen von v. Frisch[1]) gewisse Mittel der Verständigung in Anwendung kommen? Daß bei den Bienen bereits beträchtliche individuelle Differenzen bestehen, läßt sich unschwer erweisen. Man stellt leicht fest, daß die eine Biene geschickter beim Auffinden von Futter ist als eine andere, wenn dieses zu Versuchszwecken irgendwo Aufstellung gefunden hat, die eine Biene hat ein besseres Gedächtnis als die andere, was sich etwa in größerer Dressurfähigkeit äußert. Eine Individualpsychologie der Bienen ließe sich auf Grund solcher und anderer Verschiedenheiten im Verhalten wohl entwickeln, aber von charakterdifferenten Persönlichkeiten bei Bienen daraufhin zu sprechen, das scheint uns doch nicht recht angebracht. Vom menschlichen Standpunkt aus gewinnt man den Eindruck, daß die Bienen wie in ihrem Verhalten überhaupt so auch in ihrem Verhalten zueinander noch zu stark artmäßig gebunden sind, als daß man bei ihnen von Persönlichkeiten sprechen könnte. Vielleicht behandeln sich Bienen gegenseitig doch als Persönlichkeiten (das Benehmen der Königin gegenüber ist wohl auch außer acht zu lassen, da es in gleicher Weise die artmäßige Gebundenheit zeigt), aber bis jetzt ist das für uns wissenschaftlich nicht nachweisbar, und da überlassen wir es lieber dem Dichter, eine „Biene Maja" zu schreiben. Das über Bienen Gesagte scheint für alle sozialen Insekten Geltung zu haben. Persönlichkeiten treten für uns erkenntlich erst dort in der Tierreihe auf, wo die artmäßige Gebundenheit einer größeren Freiheit des Verhaltens gewichen ist.

So wie der Charakter des Menschen ganz verschiedene Seiten in den verschiedenen sozialen Kreisen zu erkennen gibt, denen er angehört, so gilt auch für Tierpersönlichkeiten, daß sie sich anders und anders geben je nach dem sozialen Verband, dem sie zeitweilig angehören. Eine sehr eingehende Darstellung der in der Natur vorkommenden Tiergesellschaften verdanken wir Deegener[2]). Für charakterologische Untersuchungen kommen in erster Linie die Familien mit den Varianten der Elterufamilie, der Mutterfamilie, der seltenen Vaterfamilie sowie die auf der Familie sich aufbauenden und sie mehr oder weniger sprengenden höheren sozialen Verbände in Frage, von denen es eine recht beträchtliche Anzahl gibt. Eine Henne von Gallus domesticus benimmt sich, wie wir unten noch des näheren erfahren werden, sehr verschieden, je nachdem, ob sie mit ihren Küchlein, mit einem erwachsenen Hahn, mit jungen Hähnen, mit Mithennen zusammen lebt und hier wieder verschieden je nach der Zusammensetzung der Gruppe von Mithennen, in die man sie hineinsteckt.

Bei allen wirklich sozial lebenden höheren Tieren sind die gegenseitigen Beeinflussungen so sehr persönlichkeitsbedingt, andererseits persönlichkeitsbildend, daß das einzelne Tier in einem tieferen Sinn gar keine Realität besitzt, daß es psychisch gewissermaßen eine Abstraktion bedeutet und für sich kaum mehr verständlich ist als eine aus dem Gesamtorganismus eines Leibes herausgenommene einzelne Zelle. Man muß sich demzufolge auch davor hüten, die Persönlichkeit eines Tieres als eine unabhängige konstante Größe anzusehen, in Wirklichkeit variiert sie in erstaunlichem Grade mit ihrem sozialen Milieu.

Sprachen wir bis jetzt, anknüpfend an die in der menschlichen Charakterologie vorherrschende Betrachtungsweise, auch bei Tieren von Charakteren im Sinne der Individualcharakterologie, so ist im folgenden noch ein anderer Charakterbegriff oder richtiger gesagt ist eine Reihe von Charakterbegriffen zu entwickeln. Wir knüpfen

[1]) K. v. Frisch, Über die Sprache der Bienen. Jena 1925.
[2]) P. Deegener, Die Formen der Vergesellschaftung im Tierreiche. Leipzig 1918.

Digitized by Google

dabei noch einmal an die obige Aufstellung an, daß man bei Bienen nicht gut von Persönlichkeiten sprechen könne, weil die Biene in ihrem Verhalten artmäßig zu stark gebunden sei und daß es darum auch keine (Individual-)Charakterologie der Biene gebe. Nun könnte man aber doch der „Art" Biene einen bestimmten Charakter zulegen und diesem gegenüberstellen den Charakter ihr verwandter Arten, der Wespen, Hummeln, Hornissen. Tatsächlich spricht man häufig auch von Artcharakteren in solchem Sinn. Wenn es sich um den Vergleich des Verhaltens sehr nahestehender Tierarten oder gar nur Varietäten handelt, so kann man einem solchen vergleichend-charakterologischen Vorgehen ein gewisses Recht zugestehen. Denken wir an die unzähligen Hunderassen, die man charakterlich gegeneinander abzugrenzen versucht, wie ja auch die Praxis unmittelbar an der richtigen Charakterisierung wegen der Auswahl der Hunde für ganz bestimmte Zwecke interessiert ist. Diese Hunderassen eignen sich wegen ihres Charakters als Polizeihunde, jene als Jagdhunde, wieder andere als Sanitätshunde usw. Gegenüberstellung von Charakteren verschiedener Tierarten hat so lange einen guten Sinn, als es sich um einander biologisch hinreichend nahestehende Gruppen handelt, um Tiere, die im Sinne von v. Uexküll[1]) annähernd in derselben „Umwelt" leben. Diese Bedingung ist beispielsweise für alle Hunderassen erfüllt. Hiernach hat es seine volle Bedeutung, etwa den Hund charakterologisch mit seinem nahen Verwandten, dem Wolf, zu konfrontieren, allgemein formuliert, alle domestizierten Tiere mit ihren wilden Stammformen zu vergleichen, um den Einfluß der Domestizierung auf den Charakter zu bestimmen. Aber welche Bedeutung könnte es haben, zwei Tiere charakterologisch miteinander zu vergleichen, die in völlig getrennten Umwelten leben, wie etwa die Biene und den Affen? Hier fehlen ja alle gemeinsamen Maßstäbe für die Beurteilung ihrer Strebensverhältnisse.

Die Aufstellung von Art-(Varietät-)charakteren ist nicht abhängig von den Bedingungen, die wir oben genannt haben, damit von Persönlichkeiten gesprochen werden könne. Von Artcharakteren darf auch dann die Rede sein, wenn das seelische Leben nicht sehr hoch steht, ja selbst dann, wenn nicht einmal ein zweifelsfreier Nachweis von psychischem Leben möglich ist. Wenn ich richtig sehe, wurzelt jedes Urteil über Artcharaktere in einer Gegenüberstellung verschiedener, einander nahestehender Tierarten (Varietäten), wenn man ihm das infolge der absoluten Form, unter der es auftritt, auch nicht immer sofort ansieht. Die Individualcharakterologie einer Tierart läßt sich immer nur auf dem Boden ihrer Artcharakterologie aufbauen, so wie ja auch beim Menschen ein Urteil über seinen Individualcharakter ein Urteil darüber zur Voraussetzung hat, was „menschlich" überhaupt ist. Das, was oben über die verschiedenen Formen der Vergesellschaftung bei Tieren gesagt worden ist, hat für Untersuchungen über Artcharaktere große Bedeutung, denn schon die von einer Tierart soziologisch gewählte Form des Lebens charakterisiert sie häufig in ausgezeichneter Weise. So kann aber auch das völlige Fehlen eines Gemeinschaftslebens die Art charakterisieren, wie es für alle solitär lebenden Tiere gilt.

Nehmen wir Bezug auf den Unterschied von allgemeiner und individueller Psychologie des Menschen, so können wir sagen, der Artcharakter eines Tieres gehört in seine allgemeine Psychologie, der Individualcharakter in seine Individualpsychologie. Steigen wir nach der im zoologischen System durchgeführten Klassifikation von der „Art" nach unten und nach oben, so treffen wir untergeordnet nur noch die Varietät an, während sich aufsteigend an die Art anschließen die Gattung, die Unterstufe, die Familie, die Unterordnung, die Ordnung, die Klasse, der Unterstamm und abschließend der Stamm. Es steht nun dem nichts im Wege, entsprechend dieser Gliederung, abgesehen von dem Artcharakter und Varietätcharakter, von welchen bereits die Rede gewesen ist, noch zu sprechen von dem Gattungscharakter, dem Charakter der Unter-

[1]) J. v. Uexküll, Umwelt und Innenwelt der Tiere. Berlin 1909.

Digitized by Google

stufe usw., um schließlich beim Stammcharakter anzulangen. Entsprechend der Verengerung des Begriffes in der Reihe der zoologischen Disjunktionen nimmt der Reichtum des Charakters der ihm zugeordneten Tiergruppe immer mehr zu, natürlich ist aber von dem psychologischen Charakter eines ganzen Tierstammes nur noch wenig auszusagen. Im allgemeinen wird man behaupten dürfen, daß zwei Tierarten in ihrem psychologischen Charakter um so mehr Verwandtschaft zeigen werden, je näher sie einander in der Tierreihe stehen, je größer also ihre äußere Verwandtschaft, diejenige ihrer leiblichen Organisation, ist. Bei vielen Tieren genügt es, ihr Äußeres zur Kenntnis zu nehmen, um ein zutreffendes Urteil über ihren Charakter abzugeben, ohne daß wir ihre Verhaltungsweisen eingehend studiert hätten. Wir berühren hiermit einen bedeutsamen Komplex der Tierpsychologie, von dem aus auch einiges Licht auf gewisse Verhältnisse der menschlichen Charakterologie fallen kann.

Jahrhundertelange Bemühungen haben in der menschlichen Charakterlehre der Untersuchung der Frage nach den Beziehungen zwischen Körperkonstitution und Charakter gegolten, die leider noch immer nicht zu restlos befriedigenden Ergebnissen geführt haben. Beim Tier liegt die Frage nach der Korrelation zwischen Körperbau und Charakter sehr viel einfacher und durchsichtiger, denn sehr weitgehend herrscht Harmonie zwischen dem körperlichen Organismus einer Tierart und ihrem psychologischen Charakter. Der äußeren Struktur des Leibes entspricht weitgehend die Struktur der Seele. Sein Gebiß verweist das Raubtier auf die Tötung anderer Tiere, sein Verdauungstraktus erlaubt ihm nicht, als Vegetarier zu leben. Die Schnelligkeit seiner Läufe verweist das Reh ebenso wie seine geringe Wehrhaftigkeit auf die Flucht, wenn Gefahr droht. Das Schaf wird durch seinen Verdauungsapparat auf Pflanzenkost verwiesen. In dem athletischen Körper eines Menschen kann eine extrem furchtsame Seele wohnen, in dem kranken schwachen Leib eines anderen ein tollkühner Geist, aber in dem Körper eines Löwen hat nicht der Charakter eines Pflanzenfressers, in dem Leib eines Schafes nicht eine Raubtiernatur Platz. Bei den Tieren beobachten wir nie eine weitgehende Loslösung von körperlichen und seelischen Eigenschaften voneinander. Tiere sind nach ihrer äußeren Organisation stets Spezialisten, die Spezialisierung geht verschieden weit, vorhanden aber ist sie immer. (Formen des Gebisses. — Formen des Fußes, wie Grabfuß, Kletterfuß, Schwimmfuß usw.) Die Spezialisierung des Leibes schreibt dem Tier sein Leben in einem biologisch ziemlich engbegrenzten Milieu vor und bestimmt somit auch weitgehend seinen Charakter. Der Mensch ist seiner körperlichen Natur nach das am wenigsten spezialisierte Geschöpf, nirgends kommt das vielleicht so deutlich zum Ausdruck wie in der außerordentlichen Vielseitigkeit seines Greiforgans, der Hand. Man kann die menschliche Hand geradezu als Symbol für die Vielseitigkeit seines Geistes nehmen. (Kant: Die Hand das äußere Gehirn des Menschen[1]).) Der mangelnden Spezialisierung des menschlichen Körpers entspricht nun das Höchstmaß von Unabhängigkeit seines Charakters vom Körperlichen. Der hohen Plastizität der Organe verbindet sich die Vielgestaltigkeit der Individualcharaktere in der menschlichen Psychologie. Nächst dem Menschen sind die Anthropoiden wohl als die am wenigsten spezialisierten Tiere zu bezeichnen (Leistungsfähigkeit der Anthropoidenhand!), schon das läßt die durch die Erfahrung voll bestätigte Erwartung aufkommen, daß die Anthropoiden den größten Reichtum an Individualcharakteren zeigen werden. Nächst dem Menschen sind sie charakterologisch ihrem Körper am wenigsten verhaftet.

Wenn der Mensch unter dem Zwiespalt seiner Natur leiden muß, wenn sein Charakter so häufig in Widerstreit mit den Trieben seines Leibes gerät, so kennt das in Freiheit lebende Tier nichts von derartigen Konflikten, sein Charakter tut nichts, was nicht im

[1]) Man vergl. hierzu die einschlägigen Betrachtungen bei D. Katz, Der Aufbau der Tastwelt. Leipzig 1925.

Digitized by Google

Einklang mit seiner körperlichen Organisation stünde. Während das wilde Tier noch keinen charakterologischen Sündenfall getan hat, steht es anders bei der Bestie, die der Mensch einer Dressur unterworfen hat oder bei den Tieren, die infolge ihrer Domestizierung dauernd mit dem Menschen zusammenleben und sich an dessen Lebensgewohnheiten anpassen mußten. Der Tiger, der nicht mehr zupackt, wenn ihm der Dompteur die Hand in den Rachen steckt, hat gelernt, seinen natürlichen Blutdurst zu bezähmen, gegen seinen natürlichen in seiner körperlichen Organisation verwurzelten Trieb zu handeln. Alle Künste der Dressur, Peitsche und Zuckerbrot, mußten in Anwendung kommen, um ihn so weit zu bringen. Eine Dressur kann je nach Art, Stärke und Dauer der angewandten Mittel den ursprünglichen Charakter in verschiedenem Umfang und verschiedener Tiefe ergreifen. Infolge der Freiheit, die bezüglich der Variation der Bedingungen bei der Dressur herrscht, bietet diese ein vorzügliches Mittel, charakterologische Verhältnisse bei Tieren mit einer Exaktheit zu studieren, die leider der menschlichen Charakterologie in der Regel verschlossen bleibt. Unter der Dressur differenzieren sich Charaktere von Tieren im individuellen wie im artlichen Sinn. Es ist bekannt, daß die Dressur selbst unter einander sehr nahestehenden Varietäten beträchtliche charakterliche Differenzen zu Tage fördern kann.

Was beim Tier die Dressur, das leistet beim Menschen die Erziehung, allerdings unterschied sich die Pädagogik mancher Zeiten, die nicht einmal allzu weit hinter uns liegen, nicht wesentlich von einer Dressurkunst. Wir wissen, daß unter der Einwirkung gewisser erregender Umstände sowie unter dem physiologischen Einfluß mancher Medikamente und Rauschmittel (Alkohol, Kokain) die durch Erziehung erworbenen Verhaltungsweisen einen mehr oder weniger starken Abbau erfahren können, wobei dann der ursprüngliche Charakter wieder mehr zu seinem Recht kommt. Beim wilden Tier wirken ungewohnte äußere Eindrücke sowie somatische Verhältnisse wie Hunger und Brunst schädigend auf die Dressurresultate ein und lassen die natürlichen Anlagen wieder zum Durchbruch kommen. Je länger ein Tier derartigen Einflüssen, die wieder in aller Breite experimentell variiert werden können, widersteht, um so tiefere Schichten seines Charakters hat der Dompteur zu treffen vermocht. Aus der vorliegenden Fachliteratur über Dressur ist charakterologisch nach den angedeuteten Richtungen beträchtlicher Erkenntnisgewinn zu ziehen.

Nach den bisherigen Ausführungen, die mehr allgemeinere Fragen berührt haben, wenden wir uns nun speziellen tiercharakterologischen Studien zu. Gestützt auf vorliegende tierpsychologische Untersuchungen bringen wir Beiträge zur Charakterologie der Hühner (Gallus domesticus) sowie der Anthropoiden, werden aber unseren Bericht stellenweise auch wieder durch Erwägungen allgemeinerer Natur unterbrechen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das, was wir zur speziellen Tiercharakterologie beitragen, durchaus nur beispielhafter, aber nicht abschließender Natur sein kann und will.

B. Beiträge zur speziellen Tiercharakterologie.

I.

Wir beginnen unseren Beitrag zur Charakterologie der Hühner mit einem Bericht über das, was sich in individualcharakterologischer Hinsicht in einer Arbeit von Katz und Toll[1]) findet. Es möge gestattet sein, die Charakteristiken der fünf Versuchstiere, mit denen Katz und Toll gearbeitet haben, in Ausführlichkeit hier anzuführen, da in der tierpsychologischen Literatur nur wenig derartige auf Tiere zielende Persönlichkeits-

[1]) D. Katz u. A. Toll, Die Messung von Charakter- und Begabungsunterschieden bei Tieren. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 93. 1923. Die Versuche wurden in der tierpsychologischen Station des Rostocker psychologischen Instituts durchgeführt.

Digitized by Google

schilderungen vorliegen. Die den fünf Hennen beigelegten Namen knüpfen teils an äußere, teils an innere Eigenschaften der Versuchstiere an.

1. Jungfer. Hastig und vorlaut in seinen Bewegungen, gegenüber den anderen Tieren von hysterischer Beweglichkeit. Das Tier konnte einerseits erstaunlich zutraulich werden, indem es auf den ausgestreckten Arm oder auf die Schulter flog, hatte aber andererseits eine starke Neigung, „übelzunehmen". Wurde es durch Ruf oder Bewegung verjagt oder gar leicht geschlagen, so war längere Zeit nichts mit ihm anzufangen. Nicht nur die späteren Versuche, sondern auch die tägliche Beobachtung ließen Jungfer durchaus als intelligentestes Tier der Gruppe erscheinen. Auch in soziologischer Hinsicht behauptete es als Despot über die vier anderen Tiere durchaus den obersten Rang, war also im Sinne Schjelderup-Ebbes als Spitzentier zu bezeichnen. Sein Despotentum trat deutlich zu Tage. Sehr futterneidisch sah man Jungfer oft mit einer Brotrinde im Schnabel auf ein anderes Tier eindringen, das im Begriff war, sich auch einen Anteil am Futter zu holen. Durch sein Temperament hielt Jungfer alle übrigen Tiere in Bewegung, war Jungfer abwesend, so benahmen sich die anderen Hennen im Auslauf viel ruhiger.

2. Walküre. Dem imponierenden Äußeren entsprach die ruhige feste Haltung des Tieres. Ohne eigentlich scheu zu sein, ließ es doch nicht gern mit sich arbeiten. Es zeigte eine gewisse vornehme Reserviertheit. Den gefüllten Napf sah es oft genug stehen, mußte wohl auch wie die anderen Tiere Hunger haben, fraß aber doch nicht. Im Gegensatz zu Jungfer zeigte Walküre also keinen Futterneid. Auch sonst trug es den anderen Tieren gegenüber eine gewisse Ruhe zur Schau, hackte nur gelegentlich Silber. Walküre machte wohl einen gescheiteren Eindruck, als es seinen wirklichen Leistungen entsprach.

3. Silber. Ein sehr furchtsames Tier. In Verbindung mit geringerer Intelligenz ergab sich daraus oft Kopflosigkeit. Seine Scheu hat Silber nie abgelegt. Soziologisch nimmt Silber die Rolle des Aschenbrödels ein, von allen verfolgt und gehackt. Trotzdem war es zu den anderen Tieren sehr anhänglich, denn wenn es allein im Auslauf war, versuchte es häufig erregt und laut gackernd umherlaufend zurück zu seinen Gefährten zu kommen. Silber hatte entschieden das, was man als Anlehnungsbedürfnis bezeichnen könnte. Es gibt ja auch Menschen, welche die Gesellschaft nicht missen können, wenngleich sie in ihr nur Übles erfahren.

4. Mohr. Scheu, daher oft kopflos bei den Versuchen. Eine gewisse Ungleichmäßigkeit des Verhaltens, die fast launenhaft wirkte. Manchmal legte Mohr seine Scheu ab und flog uns auf den Arm, besonders wenn Jungfer es ihm vormachte. Die Neigung zur Nachahmung äußerte sich auch sonst bei diesem Tier. In der sozialen Rangfolge stand Mohr günstig, hackte nach allen, außer nach Jungfer. Es kam vor, daß es die unterworfenen Hennen förmlich jagte.

5. Rebhuhn. Das Tier erschien zunächst sehr intelligent, in Wirklichkeit war es aber nur eine gewisse Furchtlosigkeit oder gar Zutraulichkeit, was diesen Eindruck bewirkte. Als einziges von allen Tieren ließ es sich vom Boden aufnehmen, ohne Miene zu machen zu entfliehen. Es hatte etwas Sanftes. So friedfertig Rebhuhn auch im allgemeinen war, so kam es zwischen ihm und Jungfer doch zweimal zum Kampf. Gegenüber einem Gegner wie Jungfer änderte sich Rebbuhns Aussehen völlig, es wurde dann der lauernd sich deckende Kämpe. Hunden gegenüber zeigte Rebhuhn wenig Furcht, während alle anderen in deren Anwesenheit außer sich gerieten.

Die hier ihrem Charakter nach geschilderten fünf Tiere wurden Intelligenzprüfungen mit Hilfe einer Reihe verschieden schwieriger ihnen angepaßter Tests unterworfen. (Versuche über mechanisches Gedächtnis, Erfassung einer Farbenrelation, Zählversuche, Versuche mit erschwertem Ziel, Umwegversuche, Versuche über Spontaneität des Verhaltens.) Auch in den experimentell festgestellten Leistungen, welche die verschiedenen Seiten der Intelligenz hervortreten ließen, erwiesen sich die Verschieden-

Digitized by Google

heiten von Charakter und Temperament von Einfluß. Die Ergebnisse der vielseitigen Prüfung sollen nicht eingehend geschildert werden, nur das mag als methodisch wichtig aus ihnen herausgehoben werden, daß sich jedenfalls in der Tierpsychologie zahlreiche, ja prinzipiell unbegrenzte Möglichkeiten zu einem experimentierenden Vorgehen bieten, um latente Charaktereigenschaften manifest zu machen.

In der Arbeit von Katz und Toll finden sich auch Ansätze zu einer experimentellen Behandlung des Führerproblems, das ja auch eine charakterologisch sehr bedeutsame Seite besitzt. Es wurde untersucht, in welchem Grade ein Tier andere zu führen oder wenigstens als Vorbild für andere zu wirken vermag und wie das Führertier in intellektueller und sonst in sozialer Hinsicht gestellt ist. Es zeigte sich, daß unter Umständen das soziologisch und intellektuell nicht an der Spitze marschierende Tier vorbildlich für das Verhalten der anderen werden kann. Es gilt also, wenn man es einmal so formulieren will, daß jedenfalls bei den Tieren die politische Führung nicht immer in der Hand der Intelligenz liegt.

Man könnte gegenüber den oben mitgeteilten Charakterbildern der fünf Hennen geltend machen, daß sie ganz anthropomorphistisch gehalten seien, für derartige Schilderungen dürfe es in einer modernen, kritisch eingestellten Tierpsychologie, für die wir doch selbst so nachdrücklich eingetreten seien, keinen Raum mehr geben. Einem solchen Einwand gegenüber müssen wir nun betonen, daß es uns gar nicht möglich erscheint, eine adäquate Beschreibung der wirklich beobachteten Mannigfaltigkeit im Verhalten der Hühner und der dahinter liegenden Charaktere zu geben, ohne der menschlichen Charakterologie entlehnte Kennzeichnungen zu verwenden. Nur der eingefleischte Behaviorist oder der extreme Physiologist wird das mit der Bestreitung eines eigentlichen Bewußtseinslebens überhaupt bestreiten wollen. Das ist allerdings richtig und braucht wohl kaum noch einmal betont zu werden, daß die von uns zur Kennzeichnung des Verhaltens der Tiere verwandten charakterologischen Begriffe in Anwendung auf Tiere ganz derjenigen Seite verlustig gehen, die sie im Bezirk der menschlichen Psychologie infolge der hier gegebenen Selbstreflektion besitzen.

Zur Stütze meiner Anschauung verweise ich auf Ausführungen Deegeners in seinem oben angeführten Werk, er hat sich dort auch gegen eine zu weit gehende Scheu, zur Erklärung sozialpsychologischer Erscheinungen in der Tierwelt soziale, den menschlichen ähnliche Gefühle zu verwenden, mit treffendem Spott gewandt. Mit noch mehr Berechtigung darf ich mich auf gewisse Betrachtungen Heinroths[1]) beziehen, die er anläßlich der Beschreibung des Verhaltens von Gänsen bei der Werbung gegeben hat, sowie des Verhaltens von Schwänen und Gänsen gegenüber sich paarenden Artgenossen. Für die auf Lebenszeit geschlossene Ehe ist bei Gänsen noch nicht die Paarung bestimmend, sondern das von Männchen und Weibchen gemeinsam angestimmte Triumphgeschrei, welches der Gänsejüngling nach Vertreibung eines wirklichen oder nur markierten Gegners anstimmt und in das die Erkorene einstimmt, falls sie die Bewerbung annimmt. „Ich möchte die Sache so auffassen, daß sich die Tiere gegenseitig ihre Zuneigung dadurch ausdrücken, daß sie gemeinsam der ganzen Welt gegenübertreten, und bei der Annäherung des werbenden Ganserts an seine Zukünftige handelt es sich gewissermaßen um ein Einschmeicheln durch Schlechtmachen anderer und Sichbrüsten mit den eigenen Heldentaten." Hierzu bemerkt der Autor und wegen der nun folgenden Ausführungen haben wir ihm an dieser Stelle das Wort gegeben: „Diese Ausführungen erscheinen dem Uneingeweihten echt vermensch-

[1]) O. Heinroth, Beiträge zur Biologie, namentlich Ethologie und Psychologie der Anatiden. Bericht über den 5. Internationalen Ornithologenkongreß, Berlin 1910. Ich führe hier noch zwei andere ornithologische Arbeiten Heinroths an, die tiercharakterologisch wertvolles Material enthalten. 1. Beobachtungen bei einem Einbürgerungsversuch mit der Brautente. Neudamm 1910. 2. Lautäußerungen der Vögel. Journal für Ornithologie. Bd. 72, 1924.

Digitized by Google

lichend und geradezu spaßig, sie sind jedoch nichts weniger als komisch oder in übertragener Bedeutung gemeint. Bei gesellig und familienweise lebenden Geschöpfen, zu denen ja auch der Mensch gehört, bilden sich eben in den verschiedensten Tiergruppen dieselben Gewohnheiten heraus. Für mich ist das Verhalten der Gänse nicht ein Zeichen von menschenähnlicher Intelligenz, sondern dafür, daß viele unserer Verkehrsformen, wie das Schlechtmachen anderer und die Verherrlichung der eigenen Angehörigen weiter nichts als gesellige Instinkte sind, bei denen sich der einzelne zunächst gar nichts denkt; sie sind ja der logischen Überlegung auch oft recht wenig zugänglich."

Wie Heinroth beobachtet hat — und damit kommen wir auf die zweite Gruppe von Erfahrungen, die wir zur Stütze unserer hier zu verteidigenden Position anführen wollten — kann der Anblick eines sich gerade paarenden Artgenossen Schwäne und Gänse mit Wut erfüllen. Nach diesem Autor kann es dahin kommen, daß das männliche Tier, welches sich auf dem Teich eines zoologischen Gartens zum Despoten aufgeschwungen hat, überhaupt Paarungen anderer Tiere nicht zuläßt, sondern immer als Störenfried auftaucht, wo es Paarungseinleitungen beobachtet. Was steckt charakterologisch hinter einem derartigen Verhalten? Nicht etwa Eifersucht, wie man zunächst anzunehmen geneigt wäre, denn der Tyrann denkt nicht daran, sich um das Weibchen des von ihm vertriebenen Männchens zu bewerben und selbst die Paarung mit ihm zu vollziehen. Man kann das Verhalten nur verstehen als ein Ärgernisnehmen ähnlich dem des Menschen bei der entsprechenden Gelegenheit. „Also das Ärgernisnehmen an dem Geschlechtsverkehr anderer ist durchaus nicht an den menschlichen Verstand gebunden, sondern ist ein natürliches in der Tierreihe auch sonst vielfach verbreitetes Empfinden" (Lex-Heinze-Stimmung).

II.

Im Anschluß an die oben mitgeteilten Charakteristiken der Hühner folgen hier einige Bemerkungen, die ich auch für die menschliche Charakterologie als nicht ganz bedeutungslos ansehe. Die Charakterisierung der Tiere läßt die Genese dieser Charakterisierung nicht erkennen, deren Aufklärung hier aber erwünscht erscheint und darum versucht werden soll. Sie kommt auf dem Wege der Relationserkenntnis zustande, ihr Wert ist darum in Wirklichkeit viel bedingter als es zunächst erscheinen möchte.

Machen wir einmal die Fiktion, man solle eine Anzahl in einer Gruppe zusammenlebender Tiere individuell charakterisieren, die einem bis dahin nicht zu Gesicht gekommen sind. Noch klarer würde das, was im folgenden auseinandergesetzt werden soll, hervortreten, wenn es sich dabei um Exemplare einer Tiergattung handeln würde, die man überhaupt noch nicht kennen gelernt hat. Wie geht man in einem solchen Fall bei dem Versuch der Charakterisierung zu Werke? Den Ausgangspunkt bildet nicht das einzelne Tier, sondern die Gruppe. Von dem Gesamteindruck, den die Gruppe macht, geht man aus und kommt von dort auf Erkenntniswegen von eigenartiger logischer Struktur zur Bestimmung des einzelnen Tieres. In und an der Gruppe werden die charakterologischen Maßstäbe entwickelt, die man an das einzelne Tier heranträgt. Woher sollte man auch bei der Beurteilung der Charakterunterschiede der Tiere, die einem nicht einmal der Gattung nach bekannt sind, die Maßstäbe nehmen, wenn nicht aus dem Verhalten, das die Tiere der Gruppe gegeneinander zeigen, also aus der Gesamtbetrachtung der Gruppe selbst? Es wird in der Regel so sein, daß man selbst an gänzlich unbekannte Tiere mit einem Charakterschema herantritt, und so sind unsere ersten Urteile über den Charakter der Tiere eher als Vorurteile zu bezeichnen. Merkt man, daß man mit dem Schema nicht durchzukommen vermag, so benutzt man die feiner sich einspielende Beobachtung, um es dem vorgefundenen Sachverhalt besser anzupassen. Das angesetzte Schema gibt Leitlinien für die Beurteilung, die geordnete Beobachtung korrigiert das Schema, welches fortschreitend mit dem wahren Charakter

Digitized by Google

der Tiere zu einer besseren Deckung kommt. Dieses Verfahren erinnert etwas an einen circulus vitiosus, es liegt aber kein echter Zirkel vor, denn ein solcher könnte uns in der Erkenntnis nicht wirklich weiter helfen. Vielleicht kann einmal an anderer Stelle zur logischen Seite des Verfahrens Näheres gesagt werden. Unsere skizzenhaften Ausführungen werden dem Verständnis schon darum keine Schwierigkeiten bereiten, weil das geschilderte Verfahren den meisten aus der eigenen Erfahrung bekannt sein dürfte[1]).

Aus der Betrachtung des vorstehend geschilderten Verfahrens ergibt sich mit voller Sicherheit, daß die charakterliche Beurteilung eines Tieres völlig von dem Charakter der die Gruppe zusammensetzenden Tiere abhängt, daß sich das Urteil unmittelbar mit Änderungen in der Zusammensetzung der Gruppe ändern muß. Dabei ist sogar noch ganz abgesehen von den realen Einflüssen, die auf jedes Tier von jedem anderen der Gruppe ausgehen. Hat ein Tier erst einmal auf Grund der Beobachtung in einer Gruppe einen bestimmten Charakter zugeschrieben bekommen (auf dem Weg einer Verabsolutierung des Urteils), so versuchen wir unser Urteil so gut und so lange als möglich festzuhalten. Wir werden unten noch davon hören, daß ein Huhn mit der Änderung seiner Stellung in der Gruppe seinen Charakter völlig ändern kann. Nehmen wir zwei Beobachter an, denen man die Aufgabe gestellt hat, dasselbe Huhn zu charakterisieren, das einmal dieser, ein anderes Mal jener ganz anders zusammengesetzten Gruppe angehört, so werden wir zwei ganz verschiedene Berichte erhalten und doch kann jeder ganz einwandfrei beobachtet haben.

Warum wir auf diese methodologischen Dinge hier eingegangen sind? Weil sie in der menschlichen Charakterologie ihre weitgehenden Parallelen haben. Nur sind die Verhältnisse dort nicht so leicht durchschaubar, wie das hier (beim Tier) sozusagen in statu nascendi der charakterologischen Relationserkenntnisse der Fall ist. Das Verfahren bei der Erfassung neuer menschlicher Charaktere in einer Gruppe ist in höherem Grade automatisiert, es wird stärker unter Benutzung gewisser unserer Erfahrung entstammender Schemata abgekürzt, die Verabsolutierung unserer Urteile hat einen hohen Grad erreicht. Wenn ich richtig sehe, kommt man den methodischen Verhältnissen, wie sie bei der Urteilsbildung über tierische Charaktere in einer Gruppe liegen, in dem Fall am nächsten, wo sich auf der Bühne die Charaktere der Personen eines Stückes durch ihr Gegeneinanderspielen vor unseren Augen entwickeln. Treten wir im praktischen Leben in einen völlig neuen Kreis von Personen ein, so wird die wissenschaftliche Durchschaubarkeit der Entwicklung unseres Urteils über ihren Charakter wegen der unmittelbaren Mitbeteiligung unserer Person am Geschehen beeinträchtigt.

Die Sicherheit unserer Aussagen über Artcharaktere nimmt zu mit der Anzahl der Tiere, auf welche sich die Aussage bezieht. Jedes neu hinzukommende Exemplar kann unser früheres Urteil modifizieren, kann eine bis dahin übersehene oder nicht genügend beachtete Charaktereigenschaft erkennen lassen. Unser Urteil wird aber vor allem sicherer in der Richtung, daß es sich von den menschlichen Maßstäben mehr frei macht, und in demselben Grade die der Tiergattung immanenten Maßstäbe zur Entwicklung kommen. Das ideale Ziel ist, den Menschen aus der Betrachtung ganz herausfallen zu lassen, den Tiercharakter ganz vom Tier aus zu erfassen. Ganz erreichbar ist dieses

---

[1]) Es sei hier erinnert an die Untersuchungen von O. Selz über die Bedeutung des antezipierenden Schemas bei den Vorgängen des Denkens in seinem grundlegenden Werk „Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums" (Bonn 1922). — Im Gebiet der Wahrnehmungspsychologie kann man in dem Verhältnis von Lokalfarbwert zu Gesamtbeleuchtungseindruck eine gewisse Analogie sehen zu dem Verhältnis von Individualcharakter zu Gesamtcharakter einer Gruppe im Gebiet der Charakterologie. Einen echten Zirkel hat Hering in dem fraglichen Gebiet der Farbenwahrnehmung Helmholtz nachweisen können (D. Katz, Die Erscheinungsweisen der Farben; Leipzig 1911, S. 369).

Digitized by Google

Ziel nicht, es sei denn, wir könnten uns selbst in Tiere verwandeln, aber dann würde es wieder an der für die wissenschaftlichen Feststellungen nötigen Reflektion fehlen.

Beobachtet man eine weiße Maus für sich, so ist man wohl geneigt, von hysterischer Unruhe und Beweglichkeit zu sprechen, beobachtet man eine Schnecke für sich, so möchte man sagen, sie sei von unglaublichem Phlegma — das sind beides ausgesprochen vermenschlichende Urteile. Haben wir aber eine ganze Mäusegesellschaft vor uns, eine ganze Ansammlung von Schnecken, so sehen wir uns in das Bewegungstempo, in den Rhythmus der Tiergattung ein, wir bekommen einen adäquaten Maßstab der Beurteilung, und dann finden wir, daß die Mäuse gar nicht hysterisch und die Schnecken gar nicht phlegmatisch sind. Und was die zuerst beobachteten einzelnen Exemplare von Maus und Schnecke angeht, so stellt sich unter Umständen sogar heraus, daß die Maus, an ihren Genossen gemessen, ein ausgesprochen ruhiges Exemplar, die Schnecke, mit ihresgleichen verglichen, geradezu eins der temperamentvollsten Tiere war.

Mit Zunahme der Anzahl der Exemplare einer Tiergattung, die unter die Beobachtung fallen, vermögen wir dem Individualcharakter eines Tieres größere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Je klarer das auf unmittelbare Beobachtung und denkende Verarbeitung zurückgehende Bild des Charakters einer Tierart wird, um so leichter gelingt es uns, bei der Beurteilung eines neuen Exemplares unsere eigene Person aus dem Ansatz zu eliminieren. Auch in der menschlichen Charakterologie besteht ja als oberstes Ziel, bei der Beurteilung anderer die eigene Persönlichkeit, die das nicht zu umgehende Medium für das Verstehen abgibt, wieder auszuschalten. Die wunderbare Kraft der menschlichen Persönlichkeit, andere nachbilden und verstehen zu können, sie erfährt eine neue und überraschende Beleuchtung durch das, was in der Tierpsychologie durch die Nachbildung von Tiercharakteren geleistet wird, seien es Gattungs-, seien es Individualcharaktere. Welche schöpferische Leistung verrät sich in der fast unbegrenzten Fähigkeit, uns in Tiercharaktere zu versenken, angefangen von den uns seelisch am nächsten stehenden Anthropoiden bis hinunter zu den Lebewesen, wo die Ausdrucksbewegungen kaum noch auf ein bewußtes Seelenleben hinzuweisen scheinen[1]).

Die immer weiter fortschreitende Versenkung in den Charakter einer Tierart oder einer einzelnen Tierpersönlichkeit ist gebunden an den Fortschritt in der deutenden Erfassung der jeweils in Frage kommenden Ausdrucksbewegungen. Manche Ausdrucksbewegungen sind von so allgemeinem Typus, daß wir sie durch die ganze Tierreihe hindurch in der Gleichartigkeit ihrer Struktur wiedererkennen. Wir führen beispielsweise hier an: die Annäherung an das, was als Wert für das Geschöpf erscheint, die Abwendung von dem, was für es den Charakter des Lebensbedrohenden hat, das gerichtete „Hin zu" wie das gerichtete „Weg von", sie sind beide kaum Fehldeutungen bei der Auffassung des Verhaltens durch die ganze Tierreihe ausgesetzt[2]). Derartige Fälle dürfte Scheler im Auge haben, wenn er gelegentlich bemerkt: „Es gibt hier gleichsam eine universale Grammatik, die für alle Sprachen des Ausdrucks gilt und oberste

[1]) „Das ganze Maß unseres Verständnisses auch für solche Mitlebende, die von unserer eigenen Sinnesart mehr abweichen, mag daher kommen, daß unsere Erbschaft von der Gattung außer unserem wesentlichen Charakter doch noch Spuren anderer Ahnencharaktere enthält und so das Verstehen — d. h. das Vollziehen der gleichen psychischen Prozesse wie jene — ermöglicht." Diese Ausführungen Simmels in seinen Problemen der Geschichtsphilosophie müßten sinngemäß, um das Verstehen von Tiercharakteren verständlich zu machen, die tierischen Ahnen des Menschen in die Erwägungen über Erbschaftsverhältnisse einbeziehen.

[2]) Andere als Ausdrucksbewegungen machen den Eindruck der Gerichtetheit nicht oder nicht in demselben Grade. Man vergleiche hierzu die subtilen an Aufklärung reichen Ausführungen von Buijtendijk und Plessner, Die Deutung des mimischen Ausdrucks. Philosophischer Anzeiger. 1. Jahrg. 1925.

Digitized by Google

Verständigungsgrundlage für alle Arten von Mimik und Pantomimik ist." Das Schreien eines gefangenen Huhnes kann in uns etwas mitschwingen lassen, was an die Urangst der leidenden Kreatur mahnt, das Heulen eines verlassenen Hundes zu nächtlicher Stunde kann uns als reinster hemmungsloser Ausdruck trostloser Verzweiflung erscheinen, aber nicht immer wird uns das Verständnis von Ausdrucksbewegungen durch unmittelbare Resonanz so leicht gemacht. Die Regel ist, daß das Verständnis der Ausdrucksbewegungen erst allmählich durch die Einstellung auf eine große Reihe von Gesamtsituationen, in denen uns ganze handelnde Tiergruppen entgegentreten, zur Entwicklung kommt.

Ich glaube, die letzten Ausführungen dürfen als weiterer Beleg für die Richtigkeit des an die Spitze meiner Untersuchung gestellten Forschungsprinzips bezeichnet werden. Es ist mir immer aufgefallen, wie wenig sich die „Verstehenspsychologie" um Verstehensfragen der Tierpsychologie von der Art, wie sie vorstehend berührt worden sind, gekümmert hat. Ich glaube, manche Aufstellungen wären auch hier nicht erfolgt, wenn man die anders gelagerten Verhältnisse bei den Tieren immer mit im Auge gehabt hätte, manches wäre wesentlich anders dargestellt worden. Um nur eines anzudeuten: Bei Tieren fällt ja alles fort, was als Kulturwert im eigentlichen Sinne des Wortes anzusprechen ist. Theorien des Verstehens, die Bezug nehmen auf objektive Kulturwerte als notwendige Mittler zwischen Person und Person, können also keinesfalls, wenn damit auch der charakterologische Verstehensakt von Mensch zu Tier — noch weniger, wenn der Verstehensakt von Tier zu Mensch, der doch auch nicht übersehen werden darf — umfaßt werden soll, einen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erheben.

III.

Sehr ergiebig für eine spezielle Charakterologie des Haushuhns sind die einschlägigen bereits oben angeführten Untersuchungen von Schjelderup-Ebbe. Der norwegische Forscher hat sich auch in einem Umfang wie keiner vor ihm des soziologischen Experiments bedient, das von hier aus seinen Weg in die menschliche Soziologie genommen hat[1]). Alle soziologischen Betrachtungen Schjelderup-Ebbes haben auch eine charakterologische Seite, bei deren hier folgender Darstellung ich mich auf einen Bericht stütze, den ich in anderem Zusammenhang an anderer Stelle erstattet habe[2]).

Eine über einen längeren Zeitraum sich erstreckende Beobachtung von Hühnern bei der Futtersuche, beim Fressen aus dem Futternapf, beim Aufsuchen der Sitzstange oder des Nestes zum Eierlegen sowie bei anderen Gelegenheiten zeigt, daß das Verhalten der Tiere zueinander durchaus nicht ein rein zufälliges ist, wie der Besucher des Hühnerhofes, der die Insassen nicht einzeln kennt und infolgedessen ihr Benehmen nicht zu kontrollieren vermag, etwa vermuten möchte, sondern daß hier ein unverbrüchlicher von festen Gesetzen beherrschter Komment besteht. Woran läßt sich erkennen, wie zwei Hühner sozial zueinander stehen? Am sichersten an dem mit dem Schnabel gezielten Hack, der entweder wirklich trifft und dann für das getroffene Tier mehr oder weniger schmerzhaft ist, oder der das bedachte Tier nicht trifft, weil dieses rechtzeitig auszuweichen verstand. Ehe ein Huhn hackt, nimmt es eine drohende Haltung ein, und diese drohende Gebärde wird auch von dem Tier, dem sie gilt, richtig verstanden. Geht nun das Hacken und Bedrohen, das ein Verjagen vom Futterplatz, von der Sitzstange oder vom Nest zur Folge hat, bei Berücksichtigung zweier beliebiger Tiere ungefähr gleich häufig in der einen und der anderen Richtung? Nein, vielmehr beob-

[1]) D. Katz, Tierpsychologie und Soziologie des Menschen. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 88. 1922. — K. Reiniger, Über soziale Verhaltungsweisen in der Vorpubertät. Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie. 1925.

[2]) D. Katz, Sozialpsychologie der Vögel. Ergebnisse der Biologie. Bd. 1. Berlin 1926.

Digitized by Google

achtete Schjelderup-Ebbe bei einer Statistik, die sich über 1900 Fälle erstreckte, daß von zwei Hennen, die einige Zeit zusammengelebt haben, die eine Henne immer die andere hackt oder bedroht, daß aber so gut wie niemals das Umgekehrte eintritt.

Wir bezeichnen mit Schjelderup-Ebbe die hackende und drohende Henne als Despoten, die getroffene oder nur bedrohte als das unterworfene Tier. Es ist nun festgestellt worden, daß das unterworfene Tier nur in seltenen Fällen einen Aufruhr gegen seinen Despoten versucht, wie und mit welchem Erfolg das geschieht, wird später noch zur Darstellung kommen. Wenn man alle Hühner, die in einem Hühnerhof zusammenleben und die Möglichkeit haben, auf einander einzuwirken, auf ihr wechselseitiges Verhältnis hin untersucht, so stellt man fest, daß es nicht zwei Individuen gibt, die nicht ausgemacht hätten, welches Despot über das andere ist. Das muß natürlich dahin führen, daß die ganze Hühnerschar eines Hofes schließlich einer festen sozialen Rangordnung unterworfen ist[1]).

Tiercharakterologisch ist die vorstehend entwickelte Sachlage sehr bedeutsam, zeigt sie doch den unbändigen Drang des Tieres, das Gesetz der latenten sozial maßgeblichen Charaktereigenschaften, soweit sie das Herrschen und Beherrschtwerden betreffen, manifest zu machen, ein Gesetz, das seine Parallele in der menschlichen Soziologie hat[2]). Die Rangfolge, die sich aus der Beobachtung des gegenseitigen Hackens ergibt, bezeichnet Schjelderup-Ebbe als Hackliste. Von vornherein möchte man erwarten, daß jedesmal die an Körperkraft überlegene Henne die schwächere hacken würde, dann müßte eine kontinuierliche Hackliste heraussspringen derart, daß eine von n Hennen alle übrigen n-1 hackte, die nächste n-2, die nächste n-3 usw. Aber so verhält es sich in der Regel nicht. Es kann z. B. vorkommen, daß Henne A die Henne B hackt, Henne B die Henne C, daß aber Henne C die Henne A hackt. Es liegt dann das vor, was Schjelderup-Ebbe als Hacken im Dreieck bezeichnet. Dementsprechend gibt es auch ein Hacken im Viereck usw. Hieraus kann man entnehmen, daß neben der individuellen Körperstärke noch andere Faktoren die Gestaltung der Hackliste maßgeblich beeinflussen müssen. Hackverhältnisse dieser Art lassen uns a priori erwarten, daß es Hühnervölker gibt, in denen kein Tier existiert, das nicht ein anderes über sich hätte, eine Erwartung, welche durch die Erfahrung immer wieder ihre Bestätigung erfährt.

Hat man es mit einem Hühnervolk zu tun, das ausschließlich aus Hähnen besteht, so gelten ganz dieselben Verhältnisse bezüglich der Regelung der Rangfolge wie bei

---

[1]) Schjelderup-Ebbe hat die entsprechenden Despotiegesetze wie beim Haushuhn auch ermittelt bei folgenden Vogelarten: Perlhuhn, Sperling, Buchfink und andere Finken, Kohlmeise, Blaumeise, nordische Meise, Kleiber, Baumläufer, grauer Fliegenschnäpper, verschiedene Hänflinge und Zeisige, Gimpel, Zaunkönig, Kreuzschnabel, Bachstelze, Kanarienvogel, Rohrsperling, Wasseramsel, Lerche, Star, Krähe, Elster, Dohle, Saatkrähe, Teichrohrsänger, Schwarzamsel, eine Menge Papagei- und Kakaduarten, Spechte, Eulen, Silberfasan, Goldfasan, andere Fasanen, Truthahn, Singschwan, Höckerschwan, Storch- und Reiherarten, Kiebitz, Kranich, großer Brachvogel, Flamingo, Pelikan, Mövenarten, Wildente, braune Ente, Pekingente, andere Entenarten, Grangans, weiße Gans, Bläßgans, Tauben von der Gattung Turtur und Columba, Adlerarten, Eisvogel, Strauß, Nandu, Erdschwalbe, Pfau. Die charakterologischen Betrachtungen, die wir im Anschluß an die Despotiegesetze beim Haushuhn durchführen, haben also generelle Geltung für alle vorstehend aufgeführten Vogelarten.

[2]) Herr Prof. Vierkandt hat gelegentlich brieflich die Frage an mich gerichtet, ob die Rangfolge der Tiere sich ausschließlich bestimme durch ein verschieden starkes Streben nach Macht oder ob neben dem Streben nach Macht bei den einen Tieren korrelativ ein Streben nach Unterordnung bei den anderen dafür bedingend sei. Nach meinen Beobachtungen ist es nicht wahrscheinlich, daß bei Vögeln eine ausgesprochene Tendenz zur Unterordnung vorkommt. So viel ist sicher, daß der Despot seine Macht nie benutzt, um sich bedienen zu lassen, und es wird auch keinerlei Neigung zu positiven Dienstleistungen auf seiten des unterworfenen Tieres beobachtet.

Digitized by Google

den Hennen, es zeigt sich also, daß der von uns herausgestellte Drang zur Manifestierung des latenten sozialen Charakters von dem Geschlecht unabhängig ist.

Beim ersten für das Despotieverhältnis meist entscheidend werdenden Zusammentreffen zweier Tiere spielen neben der Körperstärke auch charakterologische Faktoren mit wie Mut und Unerschrockenheit. Schon hieraus kann man nun, wenn man von noch anderen Faktoren ganz absieht, das Hacken im Dreieck, im Viereck usw., das zunächst paradox erschien, verständlich machen, denn wenn wie in dem oben von uns angeführten Beispiel die Henne A die Henne B durch ihre Körperkraft besiegte, die Henne B durch ihre Körperkraft die Henne C, so kann natürlich die Henne C durch ihre Unerschrockenheit Siegerin über die weitaus stärkere Henne A geworden sein.

Es ist merkwürdig, daß gerade die erste Begegnung zwischen zwei Tieren eine so große Bedeutung hat und daß sich das dabei unterworfene Tier in der Regel mit seinem Schicksal für immer oder doch für lange Zeit abfindet. Selten nur kommt es vor, daß ein Tier von rebellischem Charakter einen Aufruhr gegen seinen Despoten unternimmt. Es ist beachtenswert, daß ein solcher Aufruhr seltener stattfindet von seiten eines Tieres, das durch Kampf unterworfen wurde, als das beim ersten Zusammentreffen sich aus psychologischen Gründen unterworfen hat. Bei der von seiten eines unterworfenen Tieres erfolgenden Kündigung des Gehorsamsverhältnisses ist es die Regel, daß der frühere Despot um seine alte Stellung kämpft und die Position nicht ohne weiteres räumt. Siegt der Despot in dem entstehenden Kampf, so bleibt das alte Verhältnis bestehen, unterliegt er, so rückt das früher unterworfene Tier an seine Stelle. Es ist aufgefallen, daß bei solchen Aufruhrkämpfen das rebellische Tier nicht mit der Entschiedenheit kämpft, die es in einem Kampf mit einem gänzlich unbekannten Gegner zeigen würde, offenbar wirkt das alte Autoritätsverhältnis, von dem sich das Tier schwer freimachen kann, dahin, daß es nur mit halbem Mut für seine Revolution eintritt.

Wenn infolge besonderer Umstände, etwa durch eine künstlich durch den Versuchsleiter herbeigeführte Anordnung, zwei Tiere miteinander in Streit geraten, von denen jedes in seiner Gruppe Spitzentier gewesen ist, so entsteht ein Kampf von ganz besonderer Erbitterung. Diese Tiere sind es eben gar nicht gewohnt, daß ihnen ein anderes den Platz streitig machen könnte.

Charakterologisch vollzieht sich eine sehr interessante Änderung mit einer Henne, die gluck wird. Die Erregung, in der sich ein gluckes Tier befindet, wirkt dahin, daß Kämpfe um die soziale Stellung, die notwendig werden, mit größerer Energie ausgefochten werden. Es ist dies ein Beitrag zur Frage nach der Bedeutung der inneren Sekretion — und wir müssen uns wohl das Gluckwerden durch innere Sekretion ausgelöst denken — für die Tiercharakterologie. Die Tierpsychologie bietet gegenüber der menschlichen Psychologie die Möglichkeit, unter sehr weitgehender Variation der Versuchsbedingungen der Frage nach der Bedeutung der inneren Sekretion für die Charakterologie nachzugehen[1]). Das Studium der Änderung des Verhaltens unter dem Einfluß innersekretorischer Verhältnisse ist in die Charakterologie einzubeziehen und darf nicht mit der Begründung ausgeschlossen werden, man habe es doch dabei

[1]) Wie sehr sich unter dem Einfluß veränderter innerer Bedingungen das Verhalten des Organismus selbst ändern kann, dafür liefert uns auch die Insektenwelt einiges Material. Beispiele: Weibliche Hummeln, die Anfang Juni noch Blüten besuchen, beherbergen als Schmarotzer den Wurm Sphaerularia bombi. — Von Wespen angestochene Raupen nächtlich fressender Arten fangen an, auch bei Tag zu fressen. — Bestimmte von Wespen angestochene Raupen zeigen einen völligen Wechsel des Futterinstinktes, indem sie sich von Pflanzen nähren, die normale Individuen niemals annehmen. — Gewisse Landinsekten mit Gordiusjugendformen als Schmarotzer gehen gegen ihren sonstigen Instinkt ans Wasser, um den im Wasser geschlechtsreif werdenden Wurm zu entlassen. (Letzteres zugleich ein Beispiel eines Verhaltens von fremddienlicher Zweckmäßigkeit.)

Digitized by Google

mit nur vorübergehenden Verhaltungsweisen zu tun. Denn es spricht doch alles dafür, daß ein Mensch diesen oder jenen Charakterzug darum als einen dauernden zeigt, weil er eben dauernd dem Einfluß gewisser innersekretorischer Kräfte unterworfen ist.

Die Beobachtung auf dem Hühnerhof zeigt, daß eine Henne, die Küchlein führt, sehr streitbar ist. Sie verteidigt auch ihre Kleinen gegen Hennen, die Despoten über sie sind. Wird es nötig, so setzt sie sich nicht nur Hunden gegenüber zur Wehr, sondern attackiert auch Menschen, selbst wenn sie im Stadium der Kinderlosigkeit von ängstlicher Natur gewesen ist. Das Temperament einer Henne, die Familienmutter wird, verschiebt sich also weiter nach der Richtung, die infolge des Gluckwerdens eingeschlagen worden ist. Hier bietet sich demnach ein sehr lehrreiches Beispiel für die Erhöhung einer Temperamentseigenschaft auf psychischem Wege (Anblick der Kinderschar), die sich infolge innersekretorischer Verhältnisse (Gluckwerden) angebahnt hatte.

Die Bereitschaft von Gluckhennen, fremde Kücken zur Aufzucht anzunehmen, ist sehr eingehend nach verschiedenen Richtungen von Schjelderup-Ebbe untersucht worden. Charakterologisch treten hier bei den verschiedenen Rassen sehr beträchtliche Differenzen zu Tage. Sehr viele, namentlich noch nicht ganz domestizierte Rassen, wie Phönix und Kämpfer, töten Trappen im Ei schon bei den ersten Pieptönen, ja manche wollen überhaupt nur wildfarbige Kücken annehmen, betrachten also sogar abweichend gefärbte Haushuhnkücken als Nestfeinde. Ungemein tolerant sind dagegen z. B. Cochins[1]).

Charakterologisch von höchstem Interesse ist das, was Schjelderup-Ebbe bezüglich des Charakters von Tieren ausgeführt hat, die in der sozialen Rangordnung eine verschieden hohe Stellung einnehmen oder deren Stellung in dieser Rangordnung sich im guten oder schlechten Sinne verschiebt. „Ein Vogel, der in einer größeren Schar nur über einen oder wenige Despot ist, ist über diese wenigen ein gewaltsamerer Despot als ein Vogel, der über viele andere Vögel Despot ist. Wenn ein Vogel, der sehr niedrig auf der sozialen Leiter steht, und infolgedessen grausam ist, in einer anderen Schar hoch zu stehen kommt, so wird sein Benehmen bald sichtbar milder. Wird er in eine Schar zurückversetzt, wo er niedrig zu stehen kommt, so ist er wieder zur härteren Behandlung seiner Untergebenen geneigt." Hiermit dürfte es zusammenhängen, daß ein Vogel, der eine ziemlich grausame Despotie ausübt, wenn er eine größere Anzahl von Tieren um sich hat, milder wird, wenn man die Zahl dieser Tiere vermindert; bleibt er schließlich mit einem Tier allein, so kann sich geradezu ein Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und dem unterworfenen Tier ausbilden, und auch der Unterworfene nimmt offenbar von dem veränderten Verhalten des früheren Despoten Kenntnis und wird ihm gegenüber zutraulicher.

In der menschlichen Charakterologie hat man sich bis jetzt sehr wenig in exakter Weise mit der Frage beschäftigt, wie sich der Charakter im Lauf des individuellen Lebens ändert bzw. wie er sich entwickelt. Neugeborene Kinder lassen in der Gleichförmigkeit ihres Verhaltens die Charakterunterschiede kaum ahnen, die sie als Erwachsene später zeigen. Noch in den ersten Lebensjahren ist die charakterologische Differenzierung nicht ganz deutlich, was z. B. auch die bekannte Beobachtung erklärt, daß Kinder in der Auswahl ihrer Freunde noch nicht sehr wählerisch sind. Der Zufall bestimmt in jungen Jahren, mit wem man Kameradschaft hält. Erst in der Pubertät entwickelt sich auch der Charakter; setzt seine starke Differenzierung ein, dann sucht man sich auch die Freunde, die dem eigenen Charakter liegen. In Biographien großer Männer wird zwar hier und da der von uns soeben aufgeworfenen Frage nach der Entwicklung des Charakters nachgegangen, aber man weiß ja, mit welch beträchtlichen Fehlerquellen hier zu rechnen ist. Groß ist die Versuchung, bei retrospektiver Betrach-

[1]) Nach brieflicher Mitteilung von O. Heinroth.

Digitized by Google

tung des Lebens großer Menschen alles Mögliche in ihre charakterologische Entwicklung hineinzulegen, was sich bei nüchterner Betrachtung gar nicht rechtfertigen läßt. Methodologisch ist nun auch in dieser Frage nach der charakterologischen Entwicklung im individuellen Leben die Tierpsychologie von großer Bedeutung. Man kann bei Tieren die Entwicklung des Charakters mit aller Genauigkeit, eventuell unter Verwendung experimenteller Verfahren, verfolgen. Was z. B. die Neigung zur Ausübung der Despotie angeht, so können wir uns hier wieder auf eingehende Beobachtungen des norwegischen Forschers stützen.

Nach Schjelderup-Ebbe vertragen sich neugeborene Küchel zunächst sehr gut, ohne daß irgend etwas von gegenseitigem Hacken zu beobachten wäre. Dieses Unschuldstadium dauert 16 Tage bis einen Monat. Dann zeigen sich die ersten Regungen, die Rangfolge durch Kämpfe zu regeln. Diese Regungen sind instinktiver Natur, sie äußern sich nämlich auch dann, wenn keine Erwachsenen Vorbilder abgeben, sondern die Küchel, die künstlich ausgebrütet worden sind, für sich heranwachsen. Es zeigen sich hier auch beachtenswerte charakterologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern, insofern die Kämpfe um die soziale Position bei den Hahnenküchlein früher beginnen als bei den Hennenküchlein. Sobald die Hahnenküchel eine gewisse Reife erlangt haben, versuchen sie sich mit den erwachsenen Hennen, mit denen sie zusammenleben und die zunächst, gestützt auf Autorität, Despoten über sie sind, zu paaren. Die erwachsenen Hennen sind über die unerwarteten Angriffe zunächst sehr erbost und versuchen sie abzuwehren, unterliegen aber schließlich eine nach der anderen den Angriffen und sind dann den Junghähnen unterworfen.

Der erwachsene Hahn ist in Wirklichkeit immer Despot über die Hennen, die Natur dieses Despotismus ändert sich aber mit der Jahreszeit. Wir könnten es auch so formulieren, der Charakter des Hahnes, soweit er sich in der Ausübung des Despotismus gegenüber den Hennen äußert, ändert sich mit der Jahreszeit, ändert sich, was damit gleichbedeutend ist, mit dem Jahresgang der inneren Sekretion. Der Despotismus des Hahnes ist zur Zeit, wo der Geschlechtstrieb wach ist, überdeckt durch eine gewisse Ritterlichkeit, die er dann zur Schau trägt. Der Despotismus kann aber in aller Deutlichkeit den Hennen gegenüber im Winter hervortreten, wenn der Geschlechtstrieb ruht. Charakterologisch sehr auffällig ist die sichere Beobachtung, daß ein Hahn aus nicht erkennbaren Gründen eine Abneigung dagegen haben kann, sich mit einer bestimmten Henne zu paaren, obgleich diese ihrem ganzen Bau nach sich für die Paarung ebensowohl eignet wie eine andere, was sich daraus ergibt, daß ein anderer Hahn die Paarung gern mit ihr vollzieht. Übrigens hat auch Heinroth in seiner oben angeführten Anatidenarbeit über Freundschaftsbünde sowie Paarungen zwischen Vögeln derselben oder gar verschiedener Arten berichtet, die vom Standpunkt des Menschen aus einen völlig irrationalen Eindruck machen.

Es ist in der Vogelwelt die Regel, daß — wie bei den Hühnern — jedes erwachsene Männchen Despot über alle Weibchen ist, bei manchen Vögeln, wie z. B. bei vielen Sperlingsarten, ist aber das Weibchen Despot über das Männchen. Wo Weibchendespotismus herrscht, da besteht nach Schjelderup-Ebbe immer die Gefahr der Entartung des Despotismus mit der Folge einer Verhinderung der Begattung. Offenbar hat der Charakter des Weibchens keine primären Anlagen als Führer für erwachsene Tiere, wird nun das Weibchen übermächtig, so mißbraucht es seine Gewalt.

Wir kommen noch auf einige Faktoren zu sprechen, durch die der Charakter eines Tieres mehr oder weniger für längere oder kürzere Zeit verdeckt werden kann. Wenn neue Tiere mit alteingesessenen auf deren Territorium zusammentreffen, so schneiden in den dann stattfindenden Kämpfen, durch die das Herrschaftsverhältnis bestimmt werden soll, die Neuangekommenen in der Regel schlechter ab. Die Ungewohntheit des Ortes läßt die Neuankömmlinge nicht mit der Tatkraft kämpfen, mit der sie es unter anderen Umständen tun würden. Auch zeigen die neuangekommenen Vögel

Digitized by Google

unter diesen Umständen eine Neigung stärker zusammenzuhalten und sich an einer bestimmten Stelle zu sammeln. Unter dem deprimierenden Eindruck einer ungewohnten Umgebung scheinen selbst Despoten vorübergehend die Lust zur Ausübung ihrer Macht über die unterworfenen Tiere zu verlieren. Hierher gehört auch die Beobachtung Heinroths, daß die sonst ganz feste Rangordnung der einzelnen Paare von Schwänen auf einem Teich völlig vergessen werden kann, wenn alle Bewohner des Teiches gleichzeitig durch irgendeinen Umstand in hochgradige Angst versetzt worden sind. Während nach Heinroths Beobachtungen die Rangordnung, die zwischen Gänsen besteht, solange nicht deutlich wird, als sie sich auf dem Wasser befinden — offenbar weil diese Vögel es überhaupt vermeiden, sich ohne Not zu nahe zu kommen — wird ihre Rangordnung deutlich, sobald sie am Futtertrog in engere Nachbarschaft zueinander geraten.

Nach Schjelderup-Ebbe gehören Vogelfreundschaften, d. h. soziale Zustände, wo an die Stelle des Herrschaftsverhältnisses des einen über den anderen das friedliche Zusammenleben zweier Vögel tritt, zu den Ausnahmen, soweit von Individuen desselben Geschlechts die Rede ist. „Bei manchen Vögeln, z. B. afrikanischen Prachtfinken, sind Freundschaften gewöhnlich, indem man die Tiere auf einem Ast friedlich und ohne sich zu hacken nebeneinander sitzen sieht, und zwar möglichst eng zusammen, wahrscheinlich um eine angenehme Temperatur an den Berührungsstellen zu erzielen." Hiernach können wir also mit Recht von einem ausgesprochenen Zug zur freundschaftlichen Verträglichkeit in der speziellen Charakterologie dieser Prachtfinken sprechen, dem eine ebenso ausgesprochene Neigung zur gegenseitigen Bekämpfung bei anderen Vögeln gegenübergestellt werden kann, wie das z. B. bei dem Auerhahn und dem Kolibri der Fall ist.

Heinroth berichtet von zahlreichen Freundschaften, die sich zwischen gleichgeschlechtlichen Bewohnern derselben Teichfläche von mehr oder weniger naher Verwandtschaft entwickeln. Derartige Freundschaften dürften allerdings unter den natürlichen Verhältnissen des freien Lebens nur selten entstehen. Nicht ohne jede Bedeutung für das Verständnis der Homosexualität beim Menschen in charakterologischer Hinsicht dürfte die Feststellung des häufigen Vorkommens von Homosexualität bei Vögeln sein, wo ein heterosexueller Partner fehlt und die Tiere gezwungen sind, auf engem Raum zusammenzuleben. Homosexuelle Verhältnisse, die unter diesen Umständen zur Ausbildung gekommen sind, werden späterhin auch dann in der Regel nicht aufgegeben, wenn ein heterosexueller Partner zur Verfügung gestellt wird. Diese Fälle von Homosexualität dürften wohl denen beim Menschen entsprechen, wo der homosexuelle Charakterzug nicht angeboren ist, sondern infolge besonderer Umstände erworben wird.

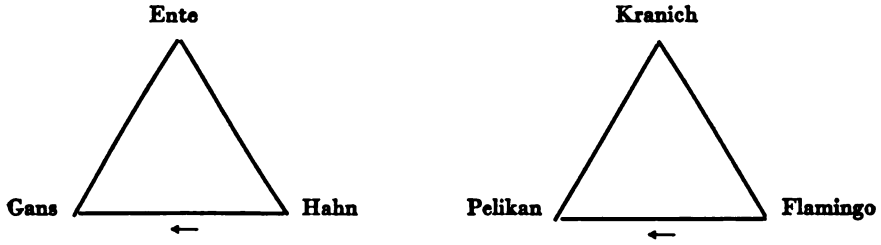
Wären Tiere in der Lage, selbst im eigenen Kreise charakterologische Studien zu treiben, so würden sie sehr wahrscheinlich im einzelnen zu wesentlich anderen Aufstellungen kommen als der Mensch bei der Betrachtung von seinem Standpunkt aus. Zu dem, was bereits oben zu der besonderen Geschmacksrichtung von Hähnen gegenüber Hennen gesagt worden ist, fügen wir hier als weiteren Beleg für unsere Auffassung die gelegentliche Beobachtung, daß das Spitzentier in einer Gruppe von Hühnern durchaus nicht immer auch zugleich das kühnste dem Menschen gegenüber zu sein braucht. Es ist bei allen Untersuchungen zur Charakterologie der Tiere immer wohl der Standpunkt zu beachten und kenntlich zu machen, von dem aus die Betrachtung erfolgt. Bei den vorstehenden Ausführungen erkennt man den Versuch, die charakterologische Betrachtung des Huhnes in der Hühnergruppe, also gewissermaßen vom Huhn aus, durchzuführen.

Innerhalb gewisser Grenzen nehmen Tiere, die verschiedenen Tiergattungen angehören, in der Gefangenschaft sowohl wie in der Freiheit in sozialer Hinsicht untereinander Fühlung, also nicht nur in dem Sinne Fühlung, wie es Raubtier und Beutetier

Digitized by Google

tun. Die Art, wie der Vertreter der einen Tierart dabei zu dem Vertreter einer anderen Stellung nimmt, ist wieder durchaus nicht eindeutig festgelegt durch die Position dieser Tiere unter ihren Artgenossen. Wir erinnern daran, daß von den oben charakterisierten fünf Hühnern Rebhuhn vor Hunden sich am wenigsten fürchtete, weit weniger als Jungfer, die als Spitzentier der ganzen Gruppe auch Rebhuhn überlegen war.

Schjelderup-Ebbe hat auch den sozialen Beziehungen, wie sie sich zwischen Individuen verschiedener Vogelarten ausbilden, einige Beachtung geschenkt. Er hat dabei gefunden, daß sich auch zwischen Vögeln, die verschiedenen Arten angehören, Despotieverhältnisse entwickeln können und zwar geschieht das dann so, als ob der Artbegriff eliminiert wäre, als ob die betreffenden Tiere Tiere derselben Art wären. Nicht immer entscheidet also auch hier die Größe der Vögel bezüglich der Rangfolge, die sich ausbildet, vielmehr spielen daneben, wie wir oben für die Hühner ausgeführt hatten, auch charakterologische Differenzen (Herrschsucht, Mut usw.) ganz wesentlich mit. So kann es dann auch hier zur Ausbildung sehr merkwürdiger Verhältnisse des Hackens im Dreieck kommen, wofür zwei Beispiele angeführt seien, welche je drei im zoologischen Garten zusammenlebende Vögel betreffen.



Wie sich Tiere zueinander verhalten, die in der Natur in sozialen Kontakt kommen, dafür möge das folgende Beispiel dienen. Nach Schjelderup-Ebbe ist der Kiebitz (Vanellus cristatus) immer Despot über die Krähe (Corvus corone). Es ist unwahrscheinlich, daß den Krähen Furcht vor den Kiebitzen angeboren ist, es hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, daß die erwachsenen Krähen, die mit dem spitzen Schnabel der Kiebitze Bekanntschaft gemacht haben, ihren Jungtieren Warnungen vor den Kiebitzen zugehen lassen. Jedenfalls hat dieses Verhalten der Kiebitze zu den Krähen in der freien Natur zur Folge, daß andere Vögel, deren Nester von den Krähen geplündert zu werden pflegen, ihre Nester im Schutzkreis der Kiebitze zu bauen pflegen.

IV.

Eine unerschöpfliche Fundgrube für tiercharakterologische Zwecke stellen Köhlers Veröffentlichungen zur Psychologie der Anthropoiden dar[1]). Sehr viele von den zu Experimenten herangezogenen Tieren der Anthropoidenstation auf Teneriffa werden entweder explicite in Einzelporträts oder implicite anläßlich ihres Verhaltens bei den verschiedenen Versuchen so eingehend und plastisch geschildert, daß ihre Persönlichkeiten zum Greifen deutlich vor uns treten.

Wenn oben auf den Unterschied der tiercharakterologischen Schilderung vom Menschen aus und vom Tier aus hingewiesen wurde, so gehen ja bei Tieren, die den elementaren Unterbau des Gefühls- und Affektlebens in so überraschend weitgehendem Maße mit dem Menschen gemein haben wie die Anthropoiden, die beiden Arten der Schil-

[1]) W. Köhler. a) Intelligenzprüfungen an Anthropoiden. 2. Aufl. Berlin 1922. b) Zur Psychologie des Schimpansen, Psychologische Forschung. Bd. 1. 1922. — Auch in den anderen einschlägigen Schriften Köhlers finden sich hier und da charakterologisch verwertbare Kennzeichnungen der Anthropoiden.

Digitized by Google

derung weniger weit auseinander, als das bei anderen Tieren der Fall ist. Man findet diese Erwartung bei der Lektüre der Köhlerschen Untersuchungen bestätigt.

Die Deutung, welche Köhler an die intellektuellen Leistungen seiner Versuchstiere herangebracht hat, ist nicht unbestritten geblieben, dagegen hat man, soweit ich sehen kann, kaum Einwände vorgebracht gegen seine Auffassung von ihrem Gefühls-, Affekt- und Willensleben, obwohl die Tiere, wenn man sich dem Eindruck ganz unbefangen hingibt, in dieser Hinsicht viel menschenähnlicher wirken. Ich lege in diesem Zusammenhang hierauf Wert, weil damit auch die charakterologische Nähe der Anthropoiden zum Menschen gesicherter erscheint. Daß der Charakter mehr mit dem affektiv-volitionalen als mit dem intellektuellen Leben unmittelbar zu tun hat, das ist ja kaum jemals bestritten worden. Daß Köhler mit seiner stark vermenschlichenden Auffassung der Verhaltungsweisen der Anthropoiden, soweit das Charakterliche in Frage kommt, im großen ganzen das Richtige getroffen hat, scheint mir unzweifelhaft zu sein, um so weniger, wenn schon bei weit tiefer stehenden Tieren eine derartige Auffassung am Platz scheint, wie sie Heinroth bezüglich der Deutung der oben angeführten Ausdrucksbewegungen bei Gänsen vertritt.

Was früher über die Bedeutung des Gesellschaftslebens für die Entwicklung des Charakters im allgemeinen ausgeführt worden ist, wir finden es bei Köhler hinsichtlich der stark zur Geselligkeit neigenden Schimpansen unterstrichen. „Man übertreibt wohl kaum, wenn man sagt, daß ein einzeln gehaltener Schimpanse gar kein rechter Schimpanse sei. Daß sich besonders charakteristische Eigenschaften dieser Tierart der Beobachtung nur dann zeigen, wenn man eine Gruppe hat, rührt zunächst einfach daher, daß das Verhalten der Artgenossen für jedes Einzeltier den allein adäquaten Reiz zu einer großen Reihe von wesentlichen Betätigungen darstellt und die Beobachtung mancher Schimpanseneigenschaft wird auch erst klar verständlich werden, wenn sich Verhalten und Gegenverhalten der Individuen in der Gruppe zu einem Gesamtvorgang schließt." Was wir oben ausdrücklich für Hühner formuliert haben, es läßt sich auch aus diesen Ausführungen für Anthropoiden ableiten, daß ein Schimpanse je nach der Zusammensetzung der Gruppe, in die er hineingerät, ganz verschiedene Charaktereigenschaften zu erkennen geben muß.

Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Einzelporträts, die Köhler von seinen Tieren entworfen hat, mit Ausführlichkeit herzusetzen, welche deutlich die beträchtlichen zu Tage getretenen charakterologischen Differenzen erkennen lassen.

„Nueva unterschied sich körperlich von den anderen Tieren durch ihr merkwürdig breites unschönes Gesicht und eine... Dürftigkeit der Körperbehaarung über schlechter Haut. Ihre Häßlichkeit wurde jedoch reichlich ausgeglichen durch ein Wesen so freundlicher Milde, naiven Zutrauens und stiller Klarheit, wie wir es sonst bei Schimpansen nicht gesehen haben. Wenigstens die ganz kindliche Anhänglichkeit fanden wir einigermaßen ähnlich bei anderen Tieren, wenn sie krank waren und vielleicht geht manches von den Vorzügen Nuevas überhaupt darauf zurück, daß sie von vornherein unter dem Einfluß einer langsam verlaufenden Erkrankung stand... Besonders wohltätig wirkte die feine Art des Tieres, mit den einfachsten Mitteln stundenlang zufrieden zu spielen. Übrigens darf man nicht etwa vermuten, die erfreulichen Eigenschaften dieses Tieres seien wohl auf frühere erzieherische Einwirkungen zurückzuführen. Leider scheint es nicht möglich, aus einem von Natur fahrigen und wüsten Schimpansen durch Erziehung ein liebenswürdiges Wesen zu machen... Nahm man ihr Futter fort, das sie mit der größten Unbefangenheit irgendwo ergriffen hatte, und das ihr nicht zukam, so biß sie in ihrem Zorn momentan und noch ohne jede Hemmung gegenüber dem Menschen zu."

„Das Männchen Koko... war ein Schimpanse, wie man ihn nicht selten sieht: über dem stets prallen Bauch ein hübsches Gesicht mit ordentlichem Scheitel, mit spitzem Kinn und vordringenden Augen, das fortwährend unzufrieden zu fordern

Digitized by Google

schien und dadurch dem kleinen Burschen etwas von selbstverständlicher Frechheit verlieh. In der Tat verlief ein großer Teil seines Daseins in einer Art chronischer Empörung ... er klagte nicht, er war entrüstet ... In dem unwirschen Fordern und der hellen Empörung, wenn seine Ansprüche nicht sofort befriedigt wurden, ähnelte Koko einem anderen Egoisten par excellence, nämlich Sultan. Zum Glück — und vielleicht ist das kein Zufall — war Koko zugleich auch so begabt wie Sultan."

„Rana fällt als dumm fortwährend auf, weil sie zum Unglück auch noch sehr beflissen ist und sich immer wieder eifrig exponiert, während es Tercera, die nur ganz selten auf einen Versuch eingeht, durch zweiundeinhalb Jahre gelungen ist, eine etwas rätselhafte Figur zu bleiben. Es verdient sehr beachtet zu werden, daß Rana (außer dem kleinen Konsul, den sie bemutterte, solange er lebte) keinen rechten Spielkameraden finden kann, auch ihre Artgenossen können nichts mit ihr anfangen, und Tschego behandelt die Unglückliche einfach wie einen blöden Clown."

Dieser Auszug aus Köhlers eingehenden Schilderungen mag genügen, um deutlich zu machen, daß wir es hier wirklich mit Charakterdifferenzen zu tun haben, die der Größenordnung nach hinter den bei Menschen angetroffenen nicht zurückstehen. Von den entsprechenden individuellen Unterschieden auf intellektuellem Gebiet ist dabei noch fast ganz abgesehen worden, es ergibt sich also, daß man allein schon wegen der innigen Wechselwirkung von Intelligenz und Charakter niemals versäumen darf, Intelligenzprüfungen, die maßgeblich werden sollen für Ermittlung einer Durchschnittsintelligenz, mit einer größeren Anzahl von Tieren durchzuführen.

Wenn wir oben zur Verteidigung unseres Verfahrens, bei der Charakterisierung von Hühnern die Terminologie der menschlichen Charakterologie in weitem Umfang zu verwenden, auf Heinroths Beschreibung des Verhaltens von Gänsen Bezug genommen haben, so bedienten wir uns dabei der persönlichen Autorität eines unserer besten Kenner der Vogelwelt, der es einfach für unmöglich hält, den qualitativen Reichtum der charakterlichen Sachverhalte zu leugnen, der hinter den unmittelbar beobachteten Ausdrucksbewegungen und ihrem Zusammenspiel bei der Geschlechtersuche gelegen ist. Der Zwang, der sich aus der Beobachtung der Schimpansen und ihres Zusammenlebens ergibt, ihnen Charaktereigenschaften zuzugestehen, die man dem Menschengeschlecht reservieren möchte, ist natürlich ganz erheblich größer. Wer möchte nicht den Typ des „Hetzers", des „Aufwieglers", wenngleich er nicht gerade ein rühmlicher ist, uns Menschen vorbehalten? Köhler hat ihn aber mit Sicherheit unter seinen Tieren festgestellt. „Es gehört zu den erstaunlichen Charakterunterschieden, die zwischen Schimpansen vorkommen, daß viele von ihnen gewiß nicht absichtlich den Massenangriff heraufbeschwören werden, während einzelne es bei schlechter Laune geradezu darauf anlegen und sich in Empörungen über ein Nichts und im Aufhetzen der Schar sehr häßlich ergehen. Dies ist leider zeitweise die Art des begabten Sultan, dessen Neigung, ohne Grund in die Rolle des Gefolterten und Bemitleidenswerten zu verfallen, schon früher erwähnt werden mußte."

Es wurde oben betont, daß man auseinanderzuhalten habe, wie sich der Charakter eines Tieres äußere in dem Verhalten gegenüber Artgenossen einerseits, Nicht-Artgenossen und dem Menschen gegenüber andererseits. Was nun den Menschen angeht, so wird sich natürlich ein Unterschied in dieser Hinsicht nur bei denjenigen Tieren mit Deutlichkeit nachweisen lassen, die entweder als Haustiere wie etwa der Hund beständig mit dem Menschen zusammenleben oder die, wie es in zoologischen Gärten und speziellen Tierstationen der Fall ist, Gelegenheit haben, auch mit dem Menschen in engere Berührung zu kommen. Nach dieser Richtung sind nun Köhlers Beobachtungen wieder besonders aufschlußreich. Wie, so fragen wir hier, verhalten sich die Schimpansen zu den Menschen, mit denen sie regelmäßig zusammenkommen?

Nach Köhler zeigt ein Schimpanse, welcher eine Züchtigung erhalten hat, ein gedrücktes Wesen, bis er wieder in Gnaden aufgenommen worden ist, dann aber gibt

Digitized by Google

er alle Äußerungen des Glückes der Versöhnung zu erkennen. Nirgends scheint mir der Anthropoide dem Menschen näherzukommen als in diesem Verhalten, welches doch gerade beim Menschen — wenn auch in der sublimiertesten Form des Versöhnungsaktes — als ein der religiösen Sphäre angehöriges betrachtet wird. (Das Bedürfnis nach Versöhnung zeigt sich übrigens, wenn auch in abgeschwächter Form, bereits beim intelligenten Hund, der von seinem Herrn bestraft worden ist.) — Nach Köhler wird von den Menschen, die mit den Schimpansen auf der Station in Teneriffa zu tun hatten, derjenige am herzlichsten begrüßt, der die allgemeine Behandlung der Tiere in Spiel und Ernst besser traf. Die Analogie zu dem Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer beim Menschen liegt hier auf der Hand.

Sehr beachtenswert ist für die Charakterologie vom Tier aus, daß die bevorzugte Behandlung, die ein Schimpanse von seiten des Menschen aus erfuhr, eine Rückwirkung auf seine Position in der Tiergruppe ausübte. Das galt z. B. für den wegen seiner überragenden Intelligenz bevorzugten männlichen Affen Sultan, dem übrigens die Vorzugsbehandlung selbst charakterologisch schlecht bekam. Auf die auch in dieser Beziehung zu Tage tretenden Analogien der menschlichen Charakterologie braucht gar nicht erst besonders hingewiesen zu werden. Unter dem hier herausgegriffenen Gesichtspunkt erwähnen wir schließlich noch, daß die Schimpansen Köhlers sich für kleine Kinder, besonders Säuglinge, sehr eingenommen zeigten, sowie daß sie bei Erkrankungen ein starkes Anlehnungsbedürfnis an den Menschen zeigten.

Es entspricht dem hohen Niveau der Anthropoiden, daß wir bei keiner anderen Tierart so ausgeprägte und zugleich so differenzierte Freundschaften antreffen wie bei ihnen. Nicht der Zufall bestimmt bei ihnen den Zusammenschluß, was z. B. für die oben angeführten Freundschaften der Prachtfinken zu gelten scheint, sondern das Aufeinanderpassen der Charaktere. Es bot sich auch Gelegenheit, anläßlich der Ankunft von Neulingen ihre Aufnahme in der Gruppe und die Annäherung an einzelne Tiere im Zusammenhang mit der charakterologischen Struktur derselben zu beobachten.

Die Aufgaben, welche die Schimpansen zu lösen hatten, waren ihnen im allgemeinen biologisch angepaßt. Es wurde bekanntlich von Köhler Wert darauf gelegt, daß die Lösungen der verschiedenen Aufgaben möglichst spontan erfolgten, die üblichen Dressurmittel, durch welche Tiere bei Schaustellungen in ihren Kunststücken bestimmt werden, kamen fast ganz in Fortfall. Es ist überaus kennzeichnend für den Charakter der Anthropoiden, wenn Köhler versichert, daß es ihm als eine äußerst schwere, ja fast unmögliche Aufgabe erscheint, dem Schimpansen Wesensfremdes so einzuverleiben, daß er es fortan tut wie Eigenes.

Noch manches ließe sich aus Köhlers Untersuchungen für den Aufbau einer Anthropoidencharakterologie entnehmen, aber im Rahmen dieses Aufsatzes kam es mir nur darauf an, als Paradigmen Skizzen von Tiercharakterologien zu entwerfen. Überhaupt wollen meine vorstehenden Ausführungen ausschließlich als Anregungen betrachtet werden dahingehend, daß künftig innerhalb der Tierspychologie dem Spezialgebiet der Charakterologie etwas mehr Beachtung als bisher geschenkt wird.

Digitized by Google

Hermann Löns als Mensch und als Dichter

Ein Beitrag zur Charakterologie des Künstlers

Von KONRAD EILERS (Rostock)

Digitized by Google

Digitized by Google

Über seine Abstammung gibt Hermann Löns die nachfolgende charakteristische Auskunft:

„Ich glaube, ich habe meinen Beruf verfehlt. Zigeuner, Indianer, Trapper oder so etwas Ähnliches, das wäre das Richtige gewesen. Schade, daß ich meinen Stammbaum nur zweihundert Jahre zurückverfolgen kann. Ich bin überzeugt, ich stamme von irgendeinem altniedersächsischen Jäger oder Fischer ab." (Mein grünes Buch, S. 148.)

Und in seiner leider nur sehr skizzenhaften Selbstbiographie „Von Ost nach West" heißt es: „Bisher hatte ich mich ganz als Einzelwesen gefühlt; nun empfand ich Stammesbewußtsein — — da war ich bewußt das, was ich unbewußt immer gewesen war, Niedersachse." Hermann Löns fühlte sich als Niedersachse und war es auch.

Wilhelm Deimann macht in seinem Buche „Hermann Löns, sein Leben und Wirken" S. 9 f. folgende Angaben: „Ein Löns, des Dichters Urgroßvater, saß noch auf einem Bauernhof, Haus Röken, in Eikel bei Wanne. Dies Bauernblut war in Hermann Löns allzeit lebendig. Sein Großvater ... zog nach Bochum und fing ein Geschäft an." Und Seite 12 f. heißt es ebenda: „Weiter hinauf als die Familie des Vaters läßt sich die der Mutter verfolgen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war ein Abraham Cramer im Gefolge eines Fürstbischofs, wohl als dessen Hofapotheker, aus Süddeutschland nach Paderborn gekommen. Er richtete am Markt die erste Apotheke ein, die jetzt noch bestehende Adlerapotheke ... Einen Cramer trieb sein Tatendrang in die Ferne. Er nahm bei den Habsburgern Kriegsdienste, brachte es zu Verdienst und Ehren und beschloß seine Tage als Graf Cramer von Kronenbach." Diesen „Ururonkel", der im Krieg gegen die Türken gefochten hatte, erwähnt auch Hermann Löns in seiner Selbstbiographie mit einem gewissen Stolz. Ein solcher Vorfahre gefiel ihm, weil er sich ihm verwandt fühlte, und mit großem Interesse betrachtete er die im Hause seiner Großeltern mütterlicherseits vorgefundenen Reiterpistolen, die seinem Ahnen im Kampf gegen die Türken gedient hatten.

Aber ebenso stolz wie auf kriegerische Taten seiner waffenfrohen Vorfahren ist er auf die geistigen Leistungen seiner Ahnen, worüber er in seiner Selbstbiographie sagt: „Daneben standen die Jahrgänge der Gunloda und Arminia, die mein Urgroßvater, Oberlandesgerichtsrat Moritz Bachmann, ein guter Freund Freiligraths, herausgegeben hatte, und mit heißen Backen las ich die zum Teil recht kecken Gedichte des Mannes, dessen strenges, bartloses, tieffaltiges Bauerngesicht von der Wand herabsah."

Hermann Löns legte also Wert auf seine Abstammung von einer alteingesessenen westfälischen Bauernfamilie und auf die kriegerischen wie auf die geistigen (literarischen) Leistungen seiner Vorfahren. Und eben damit charakterisiert er sich selbst: In ihm steckte von Haus aus ein niedersächsischer Bauer, ein waffenfroher Krieger und ein Literat.

Seine Liebe zum heimischen Bauerntum bestätigen alle seine Werke, insbesondere die Romane: „Der letzte Hansbur", „Dahinten in der Heide" und „Der Wehrwolf". Außerdem viele private Äußerungen in seinen Briefen. Noch aus dem Felde schrieb er 1914, daß „nächst dem Ackerbau das Kriegshandwerk das einzige eines Mannes würdige Geschäft" sei (Rudolf Löns: „Die Lönssche Art", S. 40), und sein Bruder Rudolf betont es immer wieder: Er hätte Bauer werden sollen! In dem zuletzt auf-

Digitized by Google

geführten Ausspruch von Hermann Löns selbst wird als zweites das „Kriegshandwerk" genannt, und seine Waffenfreudigkeit bewies er sein ganzes Leben hindurch durch seine Liebe zur Jägerei und schließlich am schönsten durch seinen freiwilligen Eintritt in die Armee bei Kriegsausbruch. Das dritte Element in der angestammten Veranlagung von Hermann Löns — denn nur hiervon reden wir hier zunächst — die Neigung zur Schriftstellerei und Dichtkunst, brauchen wir an dieser Stelle nicht weiter zu behandeln. Hier soll nur alles das kurz angemerkt werden, was geeignet ist, von seiner Abstammung und Erbanlage her Schlaglichter auf seinen Charakter zu werfen.

„Schweres westfälisches Bauernblut rollt von Vaters Seite her in den Adern des Dichters," sagt Friedrich Castelle in seinem Buch: „Hermann Löns und seine Heide", S. 32: „im westfälischen Ruhrgebiet, in der Gegend zwischen Bochum, Essen, Dortmund, den drei aus kleinen Bauernsiedeleien erwachsenen Industriestädten, haben die Löns-Geschlechter auf verschiedenen Höfen gesessen. Ein Löns-Hof, eine Löns-Mühle wird noch heute in den Katastern von Bochum aufgeführt."

Aber in dieser vorstehend gekennzeichneten Abstammung, die einerseits den Zug zum Bauerntum und Kriegshandwerk, andererseits den Zug zu geistigem, literarischem Schaffen aufweist, liegt wohl auch die Doppelseite seines Wesens verankert, das Urwüchsige, Bodenständige, Naturhafte auf der einen und das Kulturhaft-Ästhetische auf der anderen Seite. Und hier liegen wohl auch letzten Endes die Keime jener Zwiespältigkeit seines Wesens, die seinem inneren und äußeren Leben so schwere Konflikte bringen sollten.

Durch seine Abstammung und seine Jugendjahre im elterlichen Hause erklären sich zweifellos manche Wesenszüge und Anlagen des Dichters. Man wird daher dem Urteile W. Deimanns (a. a. O. S. 19) zustimmen können: „So dürfen wir wohl in dem Bauernblute Hermanns, in seiner geistigen Regsamkeit und Liebe zur Dichtkunst, seiner Freude an der Natur und dem Tierleben, vielleicht auch in seiner übermäßigen, zuweilen krankhafte Formen annehmenden Feinnervigkeit und Gemütsverdüsterung, in dem Zwieklang seines Wesens zum guten Teil ein Erbe seines Stammes (d. h. Familienstammes) wiedererkennen."

Wir wollen uns jetzt der körperlichen und seelischen Wesensart des Dichters im einzelnen zuwenden.

Seine Gestalt wird übereinstimmend als knapp mittelgroß, schlank und sehnig beschrieben. Er war sehr beweglich, pflegte schnell zu gehen und hatte einen leichten, federnden Gang. Die Hände waren kräftig und fest. Eine adlige Dame nannte seine Hand aristokratisch. Die Hautfarbe war hell, wenn nicht — was wohl im Sommer die Regel war — Gesicht und Hände braun gebrannt waren von Luft und Sonne. Die Haare waren hellblond. Der in jungen Jahren üppige, lockige Haarwuchs wich im letzten Jahrzehnt einer immer mehr zunehmenden Glatze. Der Kopf erschien im Verhältnis zu dem fast schmächtig zu nennenden Körper groß, und im Gesicht dominierten wieder die großen blauen Augen und die lange schmale Nase. Die untere Gesichtspartie war zusammengedrückt, das Kinn spitz, die Stirn hoch und das Schädeldach stark gewölbt. Die Ohren waren ziemlich groß und ein wenig abstehend. Den energischen Mund hielt er fest geschlossen, oft erschien er ganz schmal. Hermann Löns trug in jüngeren Jahren einen nach oben gedrehten, später kurz geschnittenen Schnurrbart. Ein Bild aus dem Jahre 1912 zeigt ihn ganz bartlos. Sein Gesichtsausdruck war meist ernst, die Augen blickten oft träumerisch und verloren wie in weite Ferne. Nur dann und wann huschte ein leichtes Lächeln um seine Züge; aber wenn er von Dingen sprach, die ihn interessierten, wurde sein Gesichtsausdruck plötzlich lebhaft, und seine Augen leuchteten. Sein ganzes Äußere, namentlich sein Gesicht, fiel sofort auf. Er machte den Eindruck eines besonderen Menschen. Man sah ihm eine überlegene Intelligenz an. In seinen jungen Jahren erschien er meist zurückhaltend und bescheiden, ja oft hilflos und unsicher. Später verlor sich das mehr und mehr,

Digitized by Google

und er machte eher den Eindruck eines sehr energischen, selbstbewußten, ja eines herrischen Menschen. Sein Wesen konnte sogar etwas Herausforderndes haben, obwohl zu Zeiten auch wieder seine natürliche Güte, seine Anspruchslosigkeit und Schlichtheit zum Vorschein kamen.

Eine ganz ausgezeichnete Schilderung gibt Traugott Pilf, der Hermann Löns im Jahre 1912 mehrere Monate in seinem Hause beherbergte, von dem Gesichtsausdruck und dem Mienenspiel des Dichters: „Hermann Löns hatte innerlich und äußerlich viel mehr Gesichter als nur zwei oder gar nur eins. Ich habe bei ihm äußerlich mindestens dreißig verschiedene Gesichter gesehen. Alles, was er war, dachte, bildete, wollte, das gab sein Gesicht wieder. Einmal sah er mit seinem hageren, schmalen scharfgeschnittenen niederdeutschen Gesicht aus wie ein alter Heideschäfer, nach fünf Minuten glaubte man bestimmt das Gesicht eines fröhlichen Jungen zu schauen. Nach zehn Minuten sah er mit seiner großen, scharfen Nase wie ein deutscher Kaiser aus dem Mittelalter aus, dann wieder wie ein uralter sächsischer Bauer und plötzlich wie ein ganz junger Bauer; mit einem Mal war er ein wilder Reiteranführer oder ein mißgelaunter Ansiedler, der über ein verhageltes Feld geht. So ging das hin und her in ewigem Wechsel. Wer aber das Glück gehabt hat, tiefer in seine Augen zu sehen, in diese dunkelblauen, rätselhaften, scharfen und harten, sanften und warmen, leuchtenden und mattglänzenden, der kann das nie wieder vergessen."

Gewiß ist das die liebevolle Schilderung eines Freundes. Aber wenn man auch manches abziehen wollte, aus der Luft gegriffen ist sie sicher nicht. So war Hermann Löns in allen Farben schillernd und wechselnd und doch immer er selbst, denn in ihm lebten viele Gestalten.

Es sind viele Bilder von Hermann Löns vorhanden, an denen wir die Angaben seiner Freunde über sein Aussehen bestätigt finden können. Wir finden sie zerstreut in den vielen Büchern über Hermann Löns. Einige sind auch als Kunstblätter herausgegeben. Besonders gut erscheint mir das Bildnis von Wilhelm Krichelsdorff, Celle, in Halbprofil (jetzt im Provinzialmuseum in Hannover, wiedergegeben z. B. in Traugott Pilf „Hermann Löns der Dichter"), ebenso ein Bild von demselben Künstler, das das Gesicht von vorn zeigt (wiedergegeben in dem Büchlein von Swaantje Swantenius „Hermann Löns und die Swaantje"). Am bekanntesten und beliebtesten aber ist wohl die Aufnahme von F. Wellhausen in Hannover aus dem Jahre 1908, die Hermann Löns als Jäger darstellt, mit schief auf dem Kopf sitzendem Filzhut, den Drilling über der linken Schulter und das Jagdglas um den Hals.

Wenn wir uns die Rassekennzeichen in der „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Hans Günther ansehen, so müssen wir Hermann Löns nach seiner Schädelbildung wohl durchaus der nordischen Rasse zuschreiben, was ja auch seiner Abstammung, soweit sie feststellbar ist, entsprechen würde. Auch die sonstigen Rasseeigentümlichkeiten der nordischen Rasse, wie Günther sie angibt, würden einigermaßen auf Hermann Löns passen. Auf weitere Einzelheiten wollen wir uns hier nicht einlassen, zumal die ganze Rassenlehre noch sehr umstritten ist und charakterologisch kaum wesentliche Ergebnisse dadurch gewonnen werden können.

Wertvoller dürfte es sein, Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter nach den Gesichtspunkten aufzusuchen, die Ernst Kretschmer in seinem Buche „Körperbau und Charakter" aufgestellt hat.

Kretschmer unterscheidet bekanntlich drei Haupttypen, den asthenischen, den athletischen und den pyknischen. Die sehnig-schlanke Figur, wie sie Hermann Löns besaß, würde wohl einer Mischung des asthenischen mit dem athletischen Typ zuzuweisen sein.

Und wenn Kretschmer herausgefunden hat, daß zwischen dem asthenischen und athletischen Körperbau einerseits und dem schizothymen Charakter andererseits eine „Affinität" bestehe, so würde das auch für Hermann Löns durchaus zutreffen. Denn

Digitized by Google

zweifellos besaß er eine schizothyme seelische Konstitution im Sinne Kretschmers. Auf die gegensätzliche, „gespaltene" Seelenbeschaffenheit des Dichters wurde oben schon hingewiesen und kommen wir noch wiederholt zurück. Vorausgesetzt also, daß die anatomische Struktur des Gesichts tatsächlich „ein wichtiger Index für den seelischen Habitus" und von ähnlicher Wichtigkeit wie die mimische Innervation ist, wird man auch in dem Gesichtsbau von Hermann Löns vieles bestätigt finden, was uns auch sonst die charakterologische Erforschung seiner Wesensart gelehrt hat; bzw. wird man ähnliche Schlußfolgerungen aus seinem Gesichtsbau herauslesen können. Formen und Ausdruck seines Gesichts lassen von vornherein eine besonders eigenartige, bedeutende Persönlichkeit vermuten und scheinen Scharfsinn, Energie, aber auch verhaltene Leidenschaftlichkeit und herrisches Wesen zu verraten. Aus dem Ausdruck der Augen blickt uns die Fähigkeit zu klarem, fernsichtigem Schauen, der Hang zu träumerischem Grübeln, aber auch unverkennbare Güte entgegen.

Die Handschrift von Hermann Löns, um auch diese kurz zu erwähnen, macht, wenn er sich einigermaßen Zeit ließ, einen sauberen, klaren, gefälligen Eindruck, verrät aber meist den Charakter des Hastigen. Er muß offenbar für gewöhnlich sehr schnell geschrieben haben. Einzelne Worte, z. B. seine Unterschriften und Postkarten, sind dann kaum leserlich. Er schrieb immer mit deutschen Buchstaben, auch seinen Namen. Die einzelnen Buchstaben erscheinen in Haar- und Grundstrich von ziemlich gleicher Stärke, ohne merklichen Druckunterschied. Das hastige Schreiben stimmt auch zu seiner ungewöhnlich raschen Art, geistig zu schaffen. Es wird erzählt, daß er manchmal auf einem Sitz zahlreiche Blätter in fliegender Eile vollschrieb und ein Blatt nach dem anderen auf den Fußboden gleiten ließ.

Charakteristischer noch als seine Schrift war seine Sprechweise. Hermann Löns hatte beim Sprechen einen gleichförmigen, man möchte sagen gleichgültigen Ton, sogar beim Vorlesen seiner Dichtungen. Die Swaantje erzählt: „Hermann las dann meistens sein Lieblingskapitel, den Sturm der Schweden auf die Wallburg, rasch, eintönig, halblaut, einen kurzen, abgebrauchten Bleistift in der Hand, mit dem er in seiner hastigen Art während des Lesens änderte und strich" (a. a. O. S. 74). Auch Traugott Pilf erwähnt die „eintönige, tiefe, klingende Stimme" des vorlesenden Dichters (a. a. O. S. 73) und sagt an einer anderen Stelle: „Seine Stimme war hart und weich, hell und tief, hochgemut und schwermütig, klar wie die Sonne und oft wie eine Nacht ohne Sterne und Mond, aber niemals laut oder lärmend."

Lulu von Strauß und Torney sagt von Hermann Löns: „Eine Eigenschaft an ihm ist mir immer besonders sympathisch gewesen: Ich habe wenig Menschen gekannt, bei denen jede Art Pose so völlig ausgeschlossen war wie bei ihm. Wie er war, so gab er sich, und ob der Eindruck günstig oder ungünstig war, das scherte ihn nicht. Die gleichgültige nüchterne Art, wie er seine Verse vorzulesen pflegte, war kennzeichnend für diesen Mann, der sich selbst so gar nicht in Szene zu setzen verstand. Aber er hatte das auch nicht nötig, denn er war etwas Ganzes und wirkte auch so. Man brauchte nur diesen scharfgeschnittenen Kopf mit den wasserblauen, fast visionären Augen in irgendeinem größeren Kreis zu sehen, um sofort zu wissen, hier ist etwas, das über dem Durchschnitt steht!"

Hermann Löns wollte nicht auffallen, nichts Besonderes aus sich machen. Was er sagte und tat, machte den Eindruck des Selbstverständlichen. Damit hängt es auch zusammen, daß er selbst beim Erzählen der tollsten Einfälle und Schnurren immer ein totemstes Gesicht machte, obwohl er sehr lebhaft dabei sein konnte und die Worte oft nur so hervorsprudelten. Er besaß ein glänzendes Erzählertalent und liebte derbe und drastische Ausdrücke. Seine Jagdkameraden hörten ihm gern zu, und jeder wollte bei ihm sitzen. Im kleinen Kreise konnte er manchmal recht ausgelassen und übermütig sein, aber Fremden oder solchen gegenüber, die er nicht leiden konnte,

Digitized by Google

war er verschlossen und oft ganz unzugänglich. Er war eben immer durchaus ehrlich und machte „aus seinem Herzen keine Mördergrube".

Als geistig intensiv arbeitender Mensch hatte Hermann Löns viel Schlaf nötig, gönnte ihn sich aber viel zu wenig und arbeitete oft die Nächte durch; sei es im Drange der beruflichen „Fronarbeit", sei es aus freiem Triebe. Dadurch überanstrengte er sich und erlebte wiederholt Nervenzusammenbrüche. Seine Frau hatte daher die Gewohnheit, ihn in Schlaf zu lesen, und erreichte dann manchmal, daß er stundenlang schlief. „Der Schlaf tat ihm immer bitter not, — der Feuergeist rieb den Körper auf."

Auch Swaantje Swantenius erzählt von der Unruhe und Qual seiner schlaflosen Nächte, die in diesen Fällen dann aber ihre Ursache in unbefriedigter Liebessehnsucht gehabt haben sollen.

Wenn Hermann Löns froh und befriedigt aus seinem Beruf nach Hause kam, hörte seine Frau schon von der Straße her seinen ihr bekannten Pfiff. Er nahm dann immer zwei Treppenstufen auf einmal und trommelte oben an die Tür. „Geschah das alles nicht, kam er ruhig nach Hause, dann hatte er Ärger gehabt, war überarbeitet und nervös. Schnell wurde in seinem Zimmer allein gedeckt ... Mit lautlosen Schritten wurde ihm dann das Essen gebracht, die Klingel sofort abgestellt, kein Teller, kein Geschirr durfte klappern, bis er, gewöhnlich nach einer Stunde Ruhe, wieder zum Vorschein kam. Auch nach der Witterung mußten wir uns bei der Wahl des Mittagessens richten" ... So berichtet seine Frau und fügt hinzu: „Er war Stimmungsmensch durch und durch." Ja, das war er, und zwar einer, bei dem die Stimmungen sehr jäh wechseln konnten. Seine Wesensart zeigt überall die schroffen Gegensätze des schizothymen Charakters.

Seine Stimmung konnte wechseln wie das Aprilwetter. „Einen Augenblick war er der freundlichste, fröhlichste und liebenswürdigste Mensch und schon im nächsten konnte er zum größten Griesgram und Nörgler werden" (Vorwort zu den Lönsanekdoten im Lönsgedenkbuch). Offenbar hing dieser jähe Stimmungswechsel mit seiner körperlichen und nervösen Konstitution zusammen. Oft wurden seine krankhaften Zustände durch periodisch einsetzenden, vermutlich immer irgendwie durch Stimmungsstörungen motivierten übermäßigen Alkoholgenuß gesteigert. Berufliche Überanstrengung, häufige Nachtarbeit und Konflikte in der Ehe werden dazu beigetragen haben, daß die krankhaften Erscheinungen zu Explosionen und schweren Erschütterungen führten. Dazu die Not des Dichters, dem hunderte von Stoffen das Hirn durchwühlten, ohne daß er Zeit und Muße fand, sie künstlerisch zu gestalten und seine Pläne in die Tat umzusetzen. Der unglückliche Mensch irrte dann oft in den Nächten planlos umher, landete in irgendeinem Wirtshaus, um sich im Alkohol zu betäuben. Natürlich traten dann wieder Rückwirkungen ein bis zu völliger Lethargie, Selbstmordgedanken und dem Grauen vor dem Gespenst des Wahnsinns. Und in diesem circulus vitiosus brach der Dichter zeitweise gänzlich mit den Nerven zusammen, so daß schließlich auch Heidewanderungen und die Jagd nicht mehr den nötigen Ausgleich schufen und nur noch ein längerer Aufenthalt in einem Erholungsheim helfen konnte.

In solchen Schwermutsanwandlungen verließ den Dichter oft die ruhige Überlegung, und so hat er einst in einer düsteren Stunde seine wertvollste wissenschaftliche Arbeit „Die Fauna der Provinz Hannover", die schon im Manuskript druckfertig vorlag, in tausend Fetzen gerissen! Doch wurde er zeitweise auch wieder Herr über seine Schwäche, die er ehrlich bekämpfte. Er erzählt selbst, daß er einmal über zwei Jahre lang Abstinenzler war.

Größeren Wert als auf Nervenreizmittel und narkotische Genüsse legte er auf gutes Essen, wie aus den Mitteilungen seiner ersten Frau, Elisabeth Erbeck („Meine Erinnerungen an Hermann Löns"), zu entnehmen ist. Manchmal scheint er aber auch beim Essen recht hastig gewesen zu sein. Gute Hausmannskost und ein

Digitized by Google

derbes Jägerfrühstück waren ihm lieber als Diners und Soupers von vielen Gängen. „Mir schmeckt es stets besser, wenn ich am gescheuerten Tisch über den Daumen frühstücke, als wenn ich mich in Frack und Lack zwischen weißen Schultern durch zehn Gänge durchessen und Konversation machen muß."

Noch charakteristischer ist für ihn seine Gewohnheit, sich zweckmäßig zu kleiden, und sein Urteil über die Mode. Es liegen verschiedene Aussprüche von Hermann Löns vor, in denen er seinen Geschmack deutlich zu erkennen gibt. „Ich finde mich ja schließlich auch in Frack und langem Rock zurecht, aber wohl fühle ich mich nur, wenn ich den achtjährigen Lodenhut auf habe, wenn die Schmierstiefel an den Füßen sitzen und der Rumpf in der stilvollen Joppe steckt, die nur gewinnen kann, wenn ich mich damit auf den nassen Moorboden lege" (Grünes Buch). Hier spricht also der Naturmensch, der Jäger, und bei seiner Freude am Umherstreifen in der freien Natur und am Jagen versteht es sich von selbst, daß Hermann Löns gern die bequeme derbe Sportkleidung des naturforschenden Jägers getragen hat.

Aber wir haben auch eine Menge Zeugnisse, daß er sich den Verhältnissen und Umständen anpassen und immer geschmackvoll zu kleiden wußte. Er legte Wert darauf und scheint richtige Perioden gehabt zu haben, in denen dieser oder jener Geschmack bei ihm vorherrschte. Stets und überall war er der Besondere, Eigenartige, der sich nicht nach den anderen richtete und nicht gern, wie er einmal selbst sagte, „anderen etwas nachmachte," sondern seinem Äußeren gern seine besondere Note gab, ohne freilich dadurch auffallen zu wollen. „Manchesmal," erzählt Elisabeth Erbeck, „sagten Mütter erwachsener Söhne: „Mein Junge macht alles nach, was er bei Fritz von der Leine (Pseudonym für Hermann Löns) sieht; er behauptet immer, der trägt sich musterhaft."

Und das habe, meint seine Frau, oft zu falschen Urteilen geführt, so daß er gelegentlich sogar als „Fatzke" bezeichnet wurde. Aber sie widerspricht dem entschieden und erklärt alles aus seinem „ausgeprägten Schönheitssinn", seinem Sinn für Farbe und Formen. Und das wird wohl zutreffen. Ebenso wird sie wohl recht haben, wenn sie ausdrücklich bestreitet, daß er zu Zeiten ein Rüpel gewesen sei. „Rüpelei war ihm genau so widerwärtig wie Fatzkerei" (a. a. O. S. 79). Gewiß konnte er sehr derb und burschikos, herausfordernd und rücksichtslos sein, gefallen ließ er sich nichts, kannte Furcht nur dem Namen nach und war gleich mit dem Schläger und später mit der Pistole bei der Hand. Duelle hat er mehrfach ausgefochten, und ein solches scheint auch Anlaß zu seinem vorübergehenden Verschwinden im Jahre 1911/12 gewesen zu sein!

Traugott Pilf sagt (a. a. O. S. 766): „Sein größter Schmuck war seine Männlichkeit, die ihm geistig auch ein sehr streitbares Wesen verlieh und körperlich nicht gerade selten eine gewisse Neigung und Vorliebe für Gewalttätigkeiten zeigte; es war stets bedenklich, mit ihm feindselig irgendwie anzubinden, denn von bemerkenswerter Rücksicht war er in solchem Falle kein Freund. Noch mehr aber entfaltete sich seine Kampfeslust, wenn er als ein Verteidiger gegen ein Unrecht, das anderen geschah (!), auftreten konnte."

Und derselbe Gewährsmann berichtet uns: „Oft sagte meine Frau zu mir: „Hermann ist doch wie unser großer Junge." Er hatte ein Gemüt wie ein Kind; er war zutraulich, harmlos, rücksichtsvoll, dankbar, nie seine vornehme Gesinnung und gute Erziehung verleugnend. Er spielte mit den Kindern wie ein Bruder, er half der Frau im Hause, hatte Teilnahme und Verständnis für alles" (a. a. O. S. 73 f.).

So widerspruchsvoll solche Urteile wirken, wenn man sie nebeneinander stellt, so richtig sind sie doch zweifellos. Wenn irgendeiner, so trug Hermann Löns „zwei Seelen in seiner Brust", von denen bald die eine, bald die andere die Herrschaft hatte. Er hatte seine Perioden, und Stimmung und Verhalten konnten manchmal für längere Dauer, oft aber auch ganz jäh und plötzlich wechseln. Und doch blieb er dabei

Digitized by Google

immer er selbst. Denn eben diese Gegensätzlichkeit war ein Stück seines Wesens.

Die Gegensätzlichkeit seines Wesens trat im Verkehr mit anderen Menschen naturgemäß häufig hervor. Seine erste Frau nennt „Güte" als den Grundzug seines Wesens, spricht wiederholt von seiner „Zartesten Rücksichtnahme" (a. a. O. S. 17), von seiner „reinen, kindlichen und doch so großen Seele" (a. a. O. S. 73), erzählt, daß ihr Mann ihr zu ihrem Geburtstag alle Schalen und Vasen mit Frühlingsblumen gefüllt habe. „Wenn das Wetter den Märzveilchen günstig gewesen war, lag sogar ein Kranz um den Geburtstagstisch" (a. a. O. S. 81). Aber sie verschweigt auch nicht das Gegenteil: schwere Verstimmungen durch seinen oft ganz plötzlich und unerwartet ausbrechenden Jähzorn und seine maßlose Heftigkeit, z. B. als sie ihm einen Schreibtisch geschenkt hatte, der durchaus nicht nach seinem Geschmack war. Er habe ihr die in den Borten des Schreibtisches aufgestellten Bücher vor die Füße geworfen, sie in heftigen Worten eine Banause ohne künstlerischen Geschmack gescholten, und sei dann wütend aus dem Hause gestürmt, obwohl sie damals gerade in gesegneten Umständen und jede Aufregung für sie gefährlich gewesen sei. „Aber ebenso schnell kam seine Güte wieder zum Vorschein," und einige Stunden später legte er ihr ein rührendes Gedicht aufs Bett! (a. a. O. S. 64 f.).

Sehr treffend urteilt Rudolf Löns über seinen Bruder: „Hermann hatte die unglückliche Hand in Dingen des täglichen Lebens vom Vater geerbt, aber nicht dessen Teilnahmlosigkeit. Er hatte nicht die Gabe und auch nicht die geringste Neigung, andere Wesen zu leiten und besonders nicht, sie geschickt zu behandeln, um seine eigenen Ziele zu erreichen. Er konnte nur bitten oder befehlen, nicht anleiten und erziehen" (a. a. O. S. 75). Daher konnte er im Verkehr mit Menschen niemals zu einem Gleichmaß kommen. Er konnte zu Zeiten ein glänzender Gesellschafter (worüber viele Zeugnisse vorliegen), zu Zeiten aber auch geradezu „unmöglich" sein. So wird glaubhaft erzählt, daß er einmal in einem Gasthaus, als ein Silhouettenschneider eintrat, diesen zu einem ihm mißliebigen Herrn am Nebentisch führte und zu dem Silhouettenschneider sagte: „Schneiden Sie mir diesen Herrn für mein Verbrecheralbum aus!" Zu einem anderen Herrn, mit dem er aneinander geriet, sagte er: „ Seien Sie froh, daß ich keine Handschuhe anhabe, sonst hätten Sie schon längst eine Ohrfeige erhalten." Das war keine leere Drohung. Hermann Löns konnte in der Erregung tatsächlich handgreiflich werden. Er erzählt uns selbst in der Zeit seiner freiwilligen Verbannung (1911/12): „Nach Deutschland kann ich vorläufig nicht zurück. Ich habe einem männlichen Klatschweibe den Daumen abgeschossen (im Duell) und höre, daß die Sache polizeiwidrig sein soll. Ich habe dann einer ähnlichen Nummer, die sich meiner Pistole entzog, am hellen Tage so lange die Backen bearbeitet, bis er heulend am Boden lag."

Wie Zartheit und Grobheit bei Hermann Löns nahe beieinander wohnten, so auch ausgelassene Heiterkeit und eisige Verschlossenheit, urwüchsiger Humor und frostkalter Ernst. Belege für die „Tagseite" wie für die „Nachtseite" seines Charakters — wenn wir es einmal, allerdings ungenau, so nennen wollen — ließen sich dutzendweise geben und sind ja auch aus unseren bei anderer Gelegenheit gegebenen Ausführungen und Beispielen leicht zu ersehen[1]). Hermann Löns war ein schroff gegensätzlich gearteter Charakter. So war er, um bei dem zuletzt besprochenen Zusammenhang zu bleiben, im Grunde ein Einsamkeitsmensch und trug doch die Sehnsucht nach Geselligkeit und nach der Anteilnahme anderer im Herzen. Lassen wir ihn wieder einmal selbst reden: „Mich schaudert es vor der Einsamkeit. Fünf Tage war ich froh, allein sein zu können; nun sehne ich mich nach einem Menschenherzen. Und dann lächle ich, aber ein bißchen bitter; man bleibt ja doch immer allein mit

[1]) Vgl. mein Buch über Hermann Löns. Verlag von Adolf Sponholtz, Hannover 1926.

Digitized by Google

seiner Seele. Das weiß ich schon lange; aber die Sehnsucht bettelt darum doch Tag für Tag vor der Tür, und nachts erst recht, und tritt man sie auch noch so oft fort" („Auf der Wildbahn"). „Arme Seelen haben wir alle. Ob die Gesichter noch so blühend, die Augen noch so hell, die Mienen noch so heiter sind, arm bleibt die Seele doch in ihrer Sehnsucht, arm und allein ... Deine letzten Gedanken, deine tiefsten Wünsche, deine heimlichste Sehnsucht, keiner versteht sie ja, und auch du wirst der anderen innerstes Leben nicht fühlen" („Grünes Buch"). Und in einem seiner Briefe heißt es: „Das ist das Los aller Sehnsuchtsmenschen, der Lauscher auf das Ewige. Die müssen sich am meisten bescheiden und können froh sein, bleiben sie nicht ganz neben dem Leben liegen."

Rührende Anspruchslosigkeit spricht aus einem Briefe aus dieser Notzeit: „Ein Bogen Papier, ein Schultintenfaß, ein Pott Gummiarabikum, ein Pinsel, eine Papierscheere, ein Federhalter und zwei Bleistifte sowie zwei bis drei Schosseesteine als Briefbeschwerer sind genügend persönlicher Besitz." Und wenn man diese Worte auch zum Teil als Ausdruck seiner Verbitterung deuten müßte, so hat der Dichter an anderer Stelle jenem Zug seines Wesens durch folgende Worte einen um so echter wirkenden Ausdruck verliehen: „Ich will ja so wenig, will weiter nichts als ein bißchen Hoffnung, mit offenen ehrlichen Händen gegeben."

Ein Charakterzug, den seine Jugendfreunde schon an dem jungen Hermann Löns entdeckt hatten, eine oft geradezu kindlich wirkende Bescheidenheit, Genügsamkeit, Freude am Kleinsten, der ist ihm schließlich auch durch sein ganzes Leben zueigen geblieben, wenn er auch oft lange Zeit verborgen blieb. Schließlich trat er doch einmal wieder ans Tageslicht.

Im täglichen Leben bewies Hermann Löns ein starkes Bedürfnis nach Schönheit. Seine erste Frau erzählt: „Wenn er zu Tisch kam, mußte der Tisch zierlich gedeckt sein, immer mit einem Blumenstrauß in der Mitte" — ... „Auf beiden Tischen standen das ganze Jahr frische Blumen oder Zweige in bunten Bauerngläsern, neben seinem Ruhebette stand ein Tischchen mit einer alten Aschenurne, gefüllt mit Fichtenzweigen. Viele alte schöne und wertvolle Sachen trug er nach und nach heran ... und bald war sein schönes und großes Zimmer eine Sehenswürdigkeit" (a. a. O. S. 43). In einem Briefe an Max Apffelstaedt heißt es: „Von jetzt ab wird furchtbar regelmäßig gelebt. Ich habe alle Möbel bis auf mein Arbeitszimmer herausgeschmissen. Ein Schlafzimmer habe ich mir bauen lassen, violett und orange, aus exotischen Orchideen jedes Stück entwickelt, mit mächtigen Kupferbeschlägen. Dann ließ ich mir ein Arbeitszimmer machen in rot und grün, Kiefermotiv ..." An denselben Freund schreibt Hermann Löns im Jahre 1906 über seinen Kunstgeschmack: „Ich habe mich so viel mit bildender Kunst beschäftigen müssen, daß ich kein Bild, keine Plastik, kein Ornament mehr vertrage. Mein Wohnideal ist ein Bauernhaus mit viel, viel Aussicht. An den Dingen dieser Welt liegt mir nichts mehr. Die seltensten Dinge meiner alten Bauernschosen gab ich dem Museum. Ich freue mich über alles Hübsche und Schöne, haben will ich aber nichts mehr. Ich habe ein so bombiges Gedächtnis, daß ihr Besitz für mich unnotwendig ist. Ich habe gefunden, je kahler, leerer immer der Raum ist, in dem man schafft, um so hungriger arbeitet die Einbildungskraft und füllt ihn mit Vorstellungen. Mein schön geschnitztes Arbeitszimmer, in dem jetzt meine Frau wohnt, lähmt mich. Ein Bild, eine kleine Plastik, eine hübsche Vase oder dergleichen im Zimmer geht an, ein Mehr ist vom Übel. Je länger man seine hübschen Sachen sieht, um so weniger liegt einem daran. Man sieht sie schließlich nicht mehr. Die Japaner sind klug, sie schließen alles fort und holen sich bald dies, bald das heraus, freuen sich acht Tage darüber und stellen es wieder weg. Unser kompliziertes Leben macht uns immer barbarischer. Zivilisation haben wir, bloß keine Kultur. In einem Strohdach steckt mehr davon als in der ganzen Siegesallee, und unsere Bauern haben mehr davon als unsere Großstädter."

Digitized by Google

Wir haben dieses ausführliche Zitat hierher gesetzt, weil es charakterologisch überaus ergiebig ist. Es spricht für sich selbst. Die ganze sensible Art von Hermann Löns, seine reizbare, überästhetische Feinfühligkeit, aber auch sein immer wieder durchbrechender Sinn für alles Große, Schlichte, Einfache, Volkstümliche in Kunst und Leben tritt uns hier aus seinen eigenen Worten lebendig entgegen.

Wie Hermann Löns zur Musik stand, erzählen uns seine erste Frau und seine Freunde. Erstere berichtet, daß Hermann Löns keine Begabung zum Singen gehabt habe, aber doch gern scherzhafte Lieder gesungen habe. Auch Wilhelm de Witt, ein Freund des Dichters und Musiker von Beruf, berichtet, daß er zwar „zur Musik keine besondere Einstellung" gehabt, aber doch musikalisch gewesen sei und beweist das sehr richtig durch die musikalische Sprache seiner Lieder und sogar seiner Prosatexte. Auch erzählt er, daß Hermann Löns ihm oft seine neuentstandenen Lieder vorgepfiffen oder vorgesungen habe (Wilhelm de Witt „Hermannn Löns, der Dichter, der Mensch, der Freund").

Hier mag auch noch über den älteren Dichter (1912) eine Bemerkung von Traugott Pilf Platz finden, die auch sonst aufschlußreich ist: „Im Winter und Vorfrühling 1912 war Hermann Löns länger als drei Monate in unserem Landhause auf der freundlichen Felderhöhe ... Es war eine reiche Zeit für uns, unvergeßlich und schön. Er hatte sich ein helles sonniges Erkerzimmer ausgesucht, mit Fenstern nach Süden und Westen, wo er weit hinab und hinaus sehen konnte, nach dem langen Gebirgszuge und nach der Stadt! Hier hauste er zuweilen tagelang ganz einsam und still, wenn er seine nachdenklichen Stunden für Arbeit, Gedanken oder Träume hatte. Niemand durfte ihn dann stören, und nur wenig ganz einfache Nahrung ließ er sich bringen. Aber Musik wollte er dann täglich gegen Abend hören. Mein Ruhezimmer lag gerade unter seiner Klause, und als erst einmal in der Dämmerung ein leises Stück von Beethoven zu ihm heraufgedrungen war, bat er mich am nächsten Tage wieder darum. Ich durfte jedoch nur Beethovensche Musik machen; wenn ich etwas anderes einschob, merkte er es sofort und wollte nichts mehr hören. Sonst war er der Musik nicht sehr geneigt, aber Beethoven kannte und liebte er" (a. a. O. S. 72).

Seine Frau sah er am liebsten in weißen Kleidern (a. a. O. S. 81), und Swaantje erwähnt eine Äußerung von ihm: „Wenn ich König wäre, müßten alle Mädchen weiße Kleider tragen" (a. a. O. S. 44). Weiter erzählt Swaantje: „Hermann liebte die gleichförmige Mode nicht und wollte seine „Grete" (seine zweite Frau, Lisa Hausmann) nur in Eigenkleidern sehen. Gerade so, wie er in allem seinen eigenen Weg ging, hatte er sich selbst auch von der herrschenden Mode freigemacht, und es kleidete ihn gut, das schwarze Knotentuch und die hochgeschlossene Bauernweste" (a. a. O. S. 26). Die Kunstschätze in den Museen und Galerien sah Swaantje mit seinen Augen, „die so scharf und sicher die echte Kunst von den aufdringlichen Tageskünsteleien zu scheiden verstanden" (a. a. O. S. 27). Besonders schätzte er die alten Ägypter, aber auch über Böcklin sprach er sich begeistert aus. Von seinem literarischen Geschmack wird weiter unten noch mehr die Rede sein müssen. Nur ein sehr charakteristischer Ausspruch mag hier Platz finden. Er stammt aus einem Briefe an Friedrich Castelle: „Ich bin aus der Empfindungszeit in die Wollensperiode geraten, es geht alles auf Tendenz — im hohen Sinne — und auf lineare, straffe Form. Jetzt bin ich erst an einem herben Bauernroman, ungefähr das Gegenteil von der schlagsahnigen Frensserei, ein Buch, dessen Held sich sein Lebelang auf Kandare reitet ... Von den modernen Dichtern verehre ich am meisten Homer, von den modernen Historikern am meisten Herodot. Ich bin also ein ganz moderner Mensch, indem ich das Modische nicht mag, z. B. „mein goldenes Buch", in dem ein Dutzend Liedchen gut, die übrigen überflüssig sind. Im Grund mag ich nur alte Kunst, Ägypter, Mittelalter; nach der Reformation ging es reißend bergab mit der Kunst; es fehlt das Grundgebälk: die Weltanschauung ..." (Hermann Löns und seine Heide, S. 50).

Digitized by Google

Ein umstrittener Punkt ist die Sexualität des Dichters. Nach den Angaben seiner Freunde war sie bis etwa zu seinem 20. Lebensjahr latent geblieben, dann aber stark hervorgetreten. In seinen Schülerjahren waren ihm Mädchen gleichgültig. In den Studentenjahren schlug es ins Gegenteil um, und offenbar hat Hermann Löns in seinem ganzen späteren Leben mit einer überstarken Sexualität zu kämpfen gehabt und zeitweise schwer darunter gelitten. Seine Freunde wissen es, und seine Werke, namentlich das „Zweite Gesicht", legen davon Zeugnis ab.

Hermann Löns verteidigt gern die ländliche Bauernmoral, die in der Befriedigung geschlechtlicher Sinnlichkeit etwas rein Natürliches sieht, etwas Gesundes, Normales, Selbstverständliches. Aber für sich selbst sucht er doch noch eine andere Rechtfertigung, nämlich durch das vermeintliche Vorrecht des genialen Menschen, des Künstlers. Im „zweiten Gesicht" ist das wiederholt sehr unverblümt ausgesprochen. Der Dichter beruft sich dabei auf ein angebliches Wort Hans von Bülows: „Die Kunst steht über der Moral." Besonders deutlich sind folgende Worte: „Künstler sollen nicht heiraten. Sie können nicht treu sein, dürfen es nicht, sollen sie nicht sich selber untreu werden. Aber heiratet man nicht, so hat man keinen Zusammenhang mit dem Leben, lernt dessen tiefste Nöte nicht kennen. Wie man es auch macht, es ist immer verkehrt, und so wird das Allerverkehrteste wohl das einzig Richtige sein." „Denn ich bin mehr wert als zehntausend andere Männer, kann deshalb auch mehr Ansprüche machen. Und das werde ich, so wahr ich Helmold Hagenrieder heiße" („Das Zweite Gesicht", S. 138). Jedenfalls ist es zweifellos, daß das Sexuelle im persönlichen Leben des Dichters eine besondere Rolle gespielt hat. Daher nimmt auch das Erotische in seinen Büchern und Erzählungen einen ziemlich breiten Platz ein. Besonders beachtenswert ist in dieser Hinsicht die sieben Jahre hindurch währende Sehnsucht nach „Rose-Marie," die in dem wundervollen „Abendlied" Ausdruck gefunden hat, und der Kampf Helmold Hagenrieders um Swaantje, den Hanna Fueß wirklich mit Hermann Löns erlebt haben will. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu urteilen, oder gar zu entscheiden. Im Grunde ist es auch gleichgültig, wieviel oder wie wenig Wirkliches der dichterischen Gestaltung zu Grunde liegt. Zweifellos ist, daß Hermann Löns unter dem Drang nach dem Weibe und auch durch die Sehnsucht nach dem Ideal des Weibes schwer gelitten hat, und daß dieser Trieb seine dichterische Phantasie und Produktivität gewaltig beeinflußt hat. Aus dem Kampf um Swaantje wollen wir nur die bezeichnenden Worte hierhersetzen: „Bedenkt ihr denn nicht, daß ich mehr bin als ein beliebiger Herr Soundso? und daß ihr, helft ihr mir, einem Manne das Leben neu schenkt, der dazu berufen ist, seinem Volke große Werte zu schaffen? ... „Sieh doch: Du weißt, wer ich bin, daß ich meinem Volke etwas sein werde. Meinst du, es wäre so schlecht, hülfest Du mir dabei?" „Du bist es unserem Volke schuldig, Swaantje, daß du zu mir kommst; mit dir und durch dich werde ich schaffen, was noch kein Mensch zuvor geleistet hat, durch dich nur kann ich Unsterbliches schaffen" ... „Und wenn Swaantje daran zerbricht, ich will meinen Willen haben, denn ich bin zu wertvoll, als daß ich an ihr umkommen darf. Was ist sie denn? Ein schönes Mädchen aus guter Familie! Es gibt mehr solche; aber Männer wie ich kommen nicht oft vor" („Das zweite Gesicht", S. 116, 138, 150 f.).

Auch wenn man die wohl absichtliche und bewußte Übersteigerung des Ausdruckes absieht, bleibt doch immer noch das übrig, worauf es uns ankommt: die Selbstrechtfertigung einer stark sinnlich betonten Männlichkeit, die im Weibe nur ein Mittel sieht und gleichzeitig eine sehr hohe Selbsteinschätzung, vielleicht Überschätzung seiner Person.

Hermann Löns' beide Ehen (mit Elisabeth Erbeck und Lisa Hausmann) endeten mit der Trennung. Ein dauerndes Familienglück war ihm nicht beschieden. Er hatte nur einen geisteskranken Sohn. Die Frau, die er brauchte — im natürlichen und geistigen Sinne — hat er wohl nicht gefunden und hätte er auch in Hanna Fueß

Digitized by Google

(Swaantje) nach seinem eigenen späteren Zeugnis nicht finden können. Wenn wir hier überhaupt nach einer Schuld fragen wollen, und wir können es tun, so weit es charakterologisch wichtig ist, so wird man antworten müssen, daß die Schuld auf beiden Seiten lag. Zu einem Teil sicherlich beim Dichter selbst und seiner „unglücklichen" Veranlagung und Lebensführung, zu einem Teil aber auch an seinem unglücklichen Lebensschicksal: an dem nicht zum Abschluß gebrachten Studium, dem Bruch mit dem Vater, dem Fehlen eines befriedigenden Berufs und — seinen Frauen!

Seine erste Frau, Elisabeth Erbeck, mit der er von 1893 bis 1901 verheiratet war, gibt in ihrem schon genannten Büchlein eine wohl stark optimistisch gefärbte Schilderung ihres Ehelebens mit Hermann Löns. Trotzdem hat man den Eindruck einer möglichsten Sachlichkeit, nicht etwa den einer bewußten Beschönigung und Verschleierung. Man wird daher die Angaben der Elisabeth Erbeck berücksichtigen und mitwerten dürfen. Das Buch ist unbedeutend. Gewiß. Und die Darstellung verweilt meist bei den Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten des täglichen Lebens. Aber gerade das ist charakterologisch wertvoll, und wir werden zu dieser nüchternen Mitteilung an sich unbedeutender und nebensächlicher Sachverhalte ein gutes Vertrauen haben dürfen. Jedenfalls mehr als zu den literarisch höherstehenden, aber offenbar stark subjektiv gefärbten und durch allzu lebhafte Phantasie und weitgehende Selbsttäuschung beeinträchtigten Schilderungen des Swaantjebüchleins.

Elisabeth Erbeck also, die mit Löns eine glückliche Ehe geführt haben will (a. a. O. S. 57), teilt zum Beweise hierfür allerlei kleine Begebenheiten mit, Aussprüche, Briefe und Gedichte ihres Mannes, die es tatsächlich wahrscheinlich machen, daß Hermann Löns wenigstens zeitweise ein ganz zufriedener Ehemann gewesen ist. Einiges davon wurde weiter oben schon erwähnt. Hier interessiert nur, daß Hermann Löns in diesen Jahren sehr häuslich gewesen sein soll, oft Hausbesuch hatte, aber Einladungen zu fremden Leuten meist nur mit Widerstreben folgte und sich nie um weibliche Wesen kümmerte. Diese Bemerkung wird nur so ganz nebenbei gemacht, so daß man wohl keine besondere Absichtlichkeit dabei vermuten darf.

Übrigens tritt auch sein Bruder Rudolf der Auffassung entgegen, daß Hermann Löns einer haltlosen Sinnlichkeit dauernd unterworfen gewesen sei. Er schreibt: „Hermann selbst war kein Lüstling. Die Frauen flogen ihm ja zu, aber er fand auf die Dauer an keiner Gefallen. Das heiße Verlangen nach Frauenliebe, das aus vielen seiner Werke quillt, gilt immer der einen Frau, die er nirgends fand (also dem gesuchten Frauenideal!) ... Überall in seinen späteren Werken betont er die geschlechtlichen Vorgänge geradezu gewaltsam." Die letztere Bemerkung hat zweifellos ihre große Berechtigung. Wer Hermann Löns in seiner Gesamtpersönlichkeit kennt und seine Werke nicht nur mit den Augen, sondern mit verstehendem Geiste und Herzen liest, auch zwischen den Zeilen zu lesen weiß, der gewinnt tatsächlich diesen Eindruck: Er war eine stark sinnlich veranlagte Natur und erlag zu Zeiten dieser Sinnlichkeit. Aber er kämpfte auch ehrlich mit ihr und blieb wohl auch periodenweise Sieger. Und als Dichter und Schriftsteller entledigte er sich dieser Kämpfe und Niederlagen, indem er sich selbst eine Maske vorband und seine Schwäche bewußt und absichtlich aufs höchste steigerte und übertrieb.

Seine große Sehnsucht nach einer „stillumfriedeten Häuslichkeit", einer „sanften, gütigen Frau" und einem halben Dutzend lieber, gesunder Kinder spricht gelegentlich in geradezu rührender Weise aus seinen Briefen, die er nach dem Zusammenbruch auch der zweiten Ehe aus freiwilliger Verbannung an seine Freunde schrieb. Er war auch in dieser Hinsicht nach seinem eigenen Ausdruck ein „Sehnsuchtsmensch", der keine Erfüllung fand.

Von seiner noch lebenden Frau (geb. Lisa Hausmann) sind keine näheren Mitteilungen öffentlich bekannt geworden. Wir bleiben einstweilen auf das dichterische Gegenbild dieser Frau („Grete" im „Zweiten Gesicht") angewiesen. Da dies aber

Digitized by Google

eine literarische Gestalt ist, läßt sich daraus für die Charakterologie des Menschen Hermann Löns weniger gewinnen als für die des Dichters. Doch davon später. Hier sei nur noch angemerkt, daß der eigentliche Scheidungsgrund für die erste Ehe wohl die dauernde Kränklichkeit und Kinderlosigkeit der Frau war. Sie hatte fünfmal eine Fehlgeburt! Die zweite Ehe (1902—1911) scheint zu Anfang nicht unglücklich gewesen zu sein. Nach vier Jahren wurde der geistesschwache Sohn Dettmar geboren. Dann brach die Ehe immer mehr zusammen. Andere, z. B. seine Brüder, die der zweiten Frau meist ablehnend gegenüberstanden, sahen das Verhängnis schon viel früher kommen als es wirklich eintrat. Aus dem „Zweiten Gesicht" wollen wir nur den Satz hierhersetzen: „Grete und ich, wir haben uns heiß geliebt. Das ist vorbei. Sie ist zu sehr selbsteigene Persönlichkeit, um in mir aufgehen zu können. Alles in ihr wehrt sich gegen mich, darum macht sie mir so oft oder eigentlich immer Opposition. Das kann ich nicht vertragen. Denn ich bin eine Herrennatur und will keinen Widerspruch, von meinem Lebensgefährten wenigstens nicht." Auch die „Swaantje-Chose" (Ausdruck von Löns selbst!), also das eigentümliche Verhältnis zu der Kusine seiner Frau, Hanna Fueß, mag mitgewirkt haben, war aber (wieder nach Hermann Löns' eigenem Ausspruch) wohl nur eine „Episode", die den Dichter länger beschäftigte als den Menschen. Der Bruder Rudolf urteilt: „Jedenfalls hat er auch das Unglück seiner zweiten Ehe tapfer genug ertragen. Denn das Unglück war die Ehe selbst, nicht ihr endlicher Bruch, den ich viel früher voraussah und auch gewünscht hätte. Aber er war zäh und ergab sich nicht so leicht. Darum mußte es bei ihm immer erst zum Äußersten kommen, ehe er sich den unwiderleglichen Tatsachen unterwarf und einen Strich unter einen falschen Lebenstraum machte" (a. a. O. S. 75). Im Jahre 1911 endete auch die zweite Ehe, und es folgte nun ein schlimmes Jahr, in dem der Dichter sich unstet, hauptsächlich in Österreich und in der Schweiz umhertrieb und auch für seine nächsten Freunde verschollen war. In dieser Zeit war er körperlich und seelisch ganz zusammengebrochen.

An den zweifellos vorhandenen Nachtseiten seiner seelischen Veranlagung, die, Dämonen gleich, immer im Hintergrunde seines Wesens lauerten, um bei irgendwelchen besonderen Anlässen, Störungen, Reizungen, Verstimmungen, Konflikten plötzlich und unwiderstehlich hervorzubrechen wie eine furchtbare Krankheit, dürfen wir nicht vorübergehen.

Das erste mir bekannte Zeugnis hierfür ist ein Brief seines Vaters an einen Studienfreund seines Sohnes in Göttingen. Darin heißt es: „Der Junge zeigt in allem ein so ratloses und gewissenloses Verhalten, daß wir oft daran zweifeln müssen, ob er noch Verstand habe. Was denken Sie darüber? Kommt er Ihnen nicht auch zuweilen geistesverwirrt vor? Glauben Sie, daß er seine Verstandeskräfte noch beisammen hat?" Die Antwort des Freundes ist nicht bekannt. So bleibt zunächst nur die Besorgnis des Vaters, der wohl reichlich schwarz gesehen hat. Aber doch läßt diese wohl auch nicht ganz unbegründete Besorgnis einen Rest krankhafter Veranlagung des Dichters vor unseren Augen bestehen bleiben. Gewiß urteilte der Vater überhaupt zu schroff über den genialen Sohn, der seinen Leidenschaften oft die Zügel schießen ließ. Aber die Besorgnis des Vaters über den Geisteszustand seines Sohnes findet doch auch ihre Bestätigung durch andere Zeugnisse. So urteilt Friedrich Castelle: „Bei einem jungen Menschen, der nach der einen Seite so zielbewußt und sicher zu arbeiten vermag, der aber nach der anderen Seite hin fast willenlos ausschlägt und dann endlich völlig entfesselt umtreibt, sucht die nachforschende Freundschaft nach den Gründen, die diese Zwiespältigkeit erklären und entschuldigen könnten. Und heute darf man es, bei genauerer Kenntnis der seelischen Entwicklung jener Jahre, ohne Besorgnis aussprechen: schon in dem jungen Löns sind jene Nachtseiten vorhanden, die später so viel Not und Wirrwarr in sein Leben bringen sollten. Es liegt eine schauerlich-düstere Tragik über diesen wilden Jahren ..." Ich glaube, daß

Digitized by Google

Castelle sehr richtig gesehen hat. Die unheimliche Gabe des zweiten Gesichts, die Hermann Löns von einem Verfahren geerbt haben will, wird, abgesehen von dem gleichnamigen Roman, auch anderweitig bezeugt. Sie spukt in mehreren kleinen Gespenster- und Geistergeschichten (z. B. des „braunen Buches") und wird auch von seinem Bruder Rudolf, wenigstens indirekt bestätigt: Rudolf Löns erzählt nämlich von sich selbst, daß er die Gabe des zweiten Gesichts besessen habe (a. a. O. S. 33 ff.). Von seinem Bruder weiß er es nicht unmittelbar, bestreitet es aber auch nicht und sagt: „Seine Augen gingen häufig weit in die Ferne, daß ihm alle Erdenwelt daraus entschwand. Zweifellos ging seine Seele dann planlos und ungebunden in ewigem Raume auf weglosen Pfaden, wie er auf der Erde ziellos im Grünen zu schweifen pflegte" (a. a. O. S. 31 f.). Und die Zwiespältigkeit seines Wesens, seine dauernden inneren Kämpfe und Sehnsüchte, seinen Gefühlsüberschwang mit allen für ihn und seine Umgebung quälenden Folgeerscheinungen bezeugt er mit den Worten: „Immer wieder rannte er gegen die Herrschaft seiner Teufel an, — aber es kam doch nicht zum Ausgleich zwischen seinem Gefühl, seiner Gesinnung und Erkenntnis; daran hinderten ihn alle Gewohnheiten, deren er nicht Herr wurde. Also war das Feingefühl, das ihn zum großen Künstler machte, auch die Ursache seiner Unvollkommenheit und seiner Leiden ... So groß auch sein Verstand war ... so edel auch seine Gesinnung, das Gefühl war doch stärker als beide und ging mit ihnen durch, sobald er stark erregt wurde. Daraus erklären sich alle Widersprüche seiner Natur, die seiner Umgebung oft so rätselhaft waren; daraus auch, daß er seine besten Freunde am meisten ungerecht behandelte in Liebe und in Zorn, und daß er seine Augen verschloß vor der aufkeimenden Erkenntnis von der Unhaltbarkeit seiner äußeren Lebensumstände" (a. a. O. S. 43 f.). Der beste Spiegel dieser pathologischen oder doch an das Pathologische grenzenden Seite seiner Wesensart ist und bleibt sein Roman „Das zweite Gesicht", das durch das Swaantje-Büchlein eine, wenn auch stark subjektiv gefärbte, Bestätigung findet. „Es war die Zeit der Vollmondnächte. In solchen Tagen war Hermann nicht Herr seines Willens und allen bösen Geistern ausgeliefert" (a. a. O. S. 77; vgl. S. 80 f.).

Doch genug der Zeugnisse. Sie genügen, uns ein deutliches Bild von der unglücklichen, oft geradezu pathologisch anmutenden Naturveranlagung und Seelenverfassung des Dichters zu geben.

„Es fehlt das Grundgebälk, die Weltanschauung!" sagt Hermann Löns von der neueren Kunst, und eben dieses Wort könnte man auch als Motto auf sein eigenes Leben und Lebenswerk anwenden. Bei allem Großen und Schönen in seinem Wesen und Schaffen doch diese traurige Zwiespältigkeit und Zerrissenheit, ein ewiges Hin und Her, ein immerwährendes Auf und Ab, ohne festen Grund und ohne klares Ziel! Es fehlt die einheitliche, geschlossene Weltanschauung, die seinem Leben und Dichten sicheren Halt hätte geben können. Und eben darum fehlt ihm auch die eigene Befriedigung. Ruhelos, freudlos hastet der geniale Mensch und Dichter durch sein Leben, bis ihm Glück und Leben zerbricht.

Hatte Hermann Löns als Mensch eine Weltanschauung? Er hatte sie und hatte sie nicht. Seine Weltanschauung war kein errungener und dann, wenn auch im steten Kampf, festgehaltener Besitz — wie es vielleicht hätte sein können —, nein, seine Weltanschauung war selbst steter Wechsel und Kampf. Wenn man seine Weltanschauung auf eine Formel bringen will, so kann man vielleicht, aufs Ganze gesehen, von einem verneinenden, gefühlsmäßig-ästhetisch gearteten Pessimismus reden. Aber wenn diese pessimistische Grundstimmung in seinem Denken und Seelenleben auch überwogen haben mag, so ist damit doch nicht alles gesagt. Daneben könnte man auch mit nicht weniger Recht von einem himmelstürmenden, titanenhaften Aktivismus und Voluntarismus, einem hochstrebenden Idealismus reden, namentlich wenn man an seine vaterländisch-völkische (natürlich nicht politisch gemeinte) Ein-

Digitized by Google

stellung denkt — der freilich niemals auf die Dauer standhielt, und hier und da jäh emporflackerte, um rasch in seiner eigenen Flamme zu versengen und wieder in der Asche eines hoffnungslosen Pessimismus zu versinken.

Forschen wir nach den Gründen, so müssen wir zunächst wieder auf seine unglückliche, zwiespältige Veranlagung und Wesensbeschaffenheit verweisen, die ein oft krankhaftes Gefühlsübermaß deutlich erkennen läßt. Aber wir dürfen auch seine Erziehung, seine Jugend- und Lebensschicksale mit ihren schweren Erschütterungen nicht vergessen, um sein Wesen und seine Weltanschauung zu verstehen.

„Allzu schwer hatte der Glaubenszwang in der Jugend auf ihm gelastet," sagt sein Bruder Rudolf (a. a. O. S. 64). „Unser Vater baute seine Erziehungsversuche auf dem Grundsatz der Verneinung auf. Alles, was wir gerne taten, wurde verboten, alles uns Unangenehme mußten wir tun, ganz gleich, ob es recht oder falsch war. Zur Strafe mußten wir Schularbeiten machen, zur Strafe in die Kirche gehen, so daß uns Schule und Kirche bald verhaßt wurden" (a. a. O. S. 46).

„In seinem äußeren Leben hat Hermann nirgends Ruhe gefunden. Es war der Ekel über seine Umgebung, der ihn rastlos hetzte, die eisige Kälte aus Mangel an Liebe, deren Sehnsucht ihn zerfraß. Qualen brachten ihm seine beiden Ehen, in die er beide gegen seine innere Stimme, die er gewaltsam überschrie, hilflos hineintrieb" (a. a. O. S. 52). „Doch quälte ihn die vermeintliche Sinnlosigkeit seines Lebens am stärksten ... Hermann sah sein Volk zugrunde gehen und fand keinen Weg zu seiner Rettung ... „Unser Volk ist entartet und geht rasend bergab" schrieb er mir einmal ..." (a. a. O. S. 67). „Er durchschaute ihre (der Natur) Sinnlosigkeit ... tödlichen Frost hatte er bei den Menschen seiner Umgebung erlitten, hoffnungslos war sein Kämpfen um die Wohlfahrt seines Volkes; er sah keine Frucht seiner Taten, und in den Werken seiner Feder sah er das Suchen, aber nicht die Vollendung, nach der er rang."

So war er ständig in Gefahr, einem eisigen, Welt und Menschen verachtenden Pessimismus zu verfallen. Und doch zwang er sich immer wieder zu warmem Leben, zum Schaffen und Wirken empor; auch nach jener unseligen Zeit der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit in den Jahren 1911/12 und endlich und zu guterletzt im heldenhaften Abschluß seines Lebens im Herbst 1914!

„Hermann Löns zerbrach nicht an dem Blick ins grause Nichts und er ergab sich auch nicht blindem Glauben — — — dem Versinken in den berauschenden Lehren der Entsagung." Sein Bruder Rudolf bezeugt es ihm (a. a. O. S. 63 f.). Es klingt wie ein Widerspruch zu den früher angeführten Urteilen. Und doch ist es keiner, weil eben beides richtig ist.

Hermann Löns war eine Kampfesnatur und ein Sehnsuchtsmensch, dem seiner ganzen Veranlagung nach geruhige Selbstgenügsamkeit und zufriedenes Sattsein kein wünschenswertes Ziel war, und dessen ruhelos forschender und strebender Geist niemals völlige Befriedigung, niemals eine Lösung für die Rätsel des Lebens und der Welt finden konnte.

Wir wollen hier einige sehr verschiedenartige Aussprüche von Hermann Löns zusammenstellen: „Ich will leben und kämpfen, lieben und hassen bis zu meinem letzten Atemzuge. Alles, nur kein geruhiges Leben soll mir beschert sein, und den Abschluß hätte ich gern unter Donner und Blitz" („Auf der Wildbahn"). „Nichts auf der Welt hat eigenen Wert, die Einbildung ist alles. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, sagt man. Er ist und bleibt aber, wie alles im Leben, eine dilettantische Leistung" („Das zweite Gesicht").

Zu Zeiten spielte Hermann Löns sogar mit dem Selbstmordgedanken: „Läuft man nicht den ganzen Tag im Kreise? Im dicken Nebel? Hinter halbverwehten Hoffnungen her, auf unbestimmte Ziele zu und hat schließlich doch nichts davon als ein weißes Laken. Die Mündungen meiner Waffe grinsen mich an. Wenn ich jetzt an dem

Digitized by Google

Abzug rühre, dann bin ich schnell zu Hause. Dann brauche ich nicht erst so schnell zu laufen. Soll ich?" („Mein grünes Buch".)

Und dann wieder — diesem Weltschmerz gegenüber — die rückhaltloseste Weltoffenheit und Weltfreudigkeit, überschäumende Lust am Leben, am Schaffen und Wirken und Kämpfen! Im Gegensatz zu der pessimistischen Verneinung ein freudiges Jasagen zum Leben: „Ich bin immer darauf gefaßt (auf den Tod) und bereite mich darum nie darauf vor. Das mögen die tun, die aus dem Verneinen des Lebens einen Beruf machen, die Mönche. Ich aber sage zu ihm: Ja!" („Auf der Wildbahn".)

Hermann Löns war nicht ohne Religiosität. Aber die katholische Religion, in die er hineingeboren wurde, war ihm durch eine falsche Erziehung verleidet worden. Der Protestantismus erschien ihm zu kalt und nüchtern. Jeglicher Dogmatismus war ihm zuwider. In den Balladen seines „Blauen Buches" werden mehrfach religiöse Probleme berührt (besonders im „Hexenbrenner" und „Luzifer"), ebenso in dem Dorfroman „Die Häuser von Ohlenhof". Von sonstigen Äußerungen seien angeführt: „Ich bin durchaus in meinem Innersten religiös, wenngleich mir manche Wundergeschichten reichlich dick aufgetragen sind. Aber über eins habe ich schon oft nachgegrübelt, ohne zu einem festen Resultate zu kommen — über die Schöpfungsgeschichte." Hier hört man den Naturforscher reden, den unter den religiösen Problemen „Wunder" und Schöpfungsgeschichte besonders beschäftigen. Auch hier wirkt wohl der streng katholische Standpunkt seiner Jugenderziehung nach, der den Gegensatz von Religion und Wissenschaft schroffer erscheinen läßt als er es in Wirklichkeit ist. Denselben Eindruck gewinnt man aus einer Äußerung über den Begriff des Glaubens: „Was ist Glauben anderes als Selbstmord? Wer glaubt, dem ist das Leben kein Problem. Er kann sich getrost begraben lassen, für ihn gibt es keinen Kampf mehr. Ich aber will kämpfen, sonst danke ich für das Leben." In dem schon erwähnten „Roman eines Dorfes" („Die Häuser von Ohlendorf") läßt der Dichter wiederholt Leute aus dem Volk über religiöse und sittliche Fragen urteilen. Mit einer offenbar inneren Genugtuung läßt er die Dorfleute ihre natürliche Bauernreligion und Bauernmoral dem Dorfpastor gegenüber vertreten. Aber man darf aus seinem Widerwillen gegen allen starren Buchstabenglauben und unaufrichtige Scheinfrömmigkeit nicht falsche Schlüsse ziehen. Die natürliche Religiosität des Herzens und des gesunden Menschenverstandes war ihm nicht fremd. Friedrich Castelle urteilt zweifellos richtig, wenn er in der Einleitung zu seiner Gesamtausgabe der Werke des Dichters sagt: „Er ist jeder Stimmung in der Natur auf das Innigste verbunden. Sie beglückt ihn, sie erschreckt ihn, sie macht ihn fromm, sie wird für ihn zu einem geheimnisvollen Dom, in dem er fromm niederkniet und ehrfürchtig betet wie ein staunendes Kind, das all die Wunder nicht fassen kann, die sich auftun vor seinen Blicken." Der große Naturkenner maßt sich nicht an, die Natur zu begreifen: „Was begreift man überhaupt? Der Mensch und die Natur kommen nie überein. Wir legen immer unseren Maßstab an sie, und der ist so klein. Ich weiß noch, wie glücklich ich war, als ich zuerst den Darwin las. Ich glaubte, nun begriffe ich alles da draußen. Aber heute weiß ich, daß ich nie dahin komme, ich nicht und andere auch nicht. Das hat mich lange Zeit traurig gemacht. Heute hab ich es überwunden. Ich nehme die Natur so, wie sie ist, und zerbreche mir den Kopf nicht mehr über allerlei Zwecke und Absichten, die ich einst dahinter suchte („Heidbilder").

Mit dem Verstande war er Darwinist, aber er fürchtete sich vor der daraus aufsteigenden Leere und machte dann wie ein Kind die Augen zu. Darum gab er das Grübeln mit dem Verstande auf, versenkte sich mit Herz und Gemüt in die Geheimnisse der Natur und las in ihrem Buche mit den Augen des Dichters. Und so konnte er sich von sich sagen: „Mit allem, was um mich lebt und webt, stehe ich auf Du und

Digitized by Google

Du, mit dem gelben Sande, mit dem bunten Gestein, mit den Bäumen und den Blumen und mit allem, was da kreucht und fleucht, singt und summt."

Mit der Philosophie hat Hermann Löns sich wohl niemals ernstlich und anhaltend befaßt, und so bewegte sich sein weltanschauliches Denken in den Bahnen einer schwärmerischen Naturmystik, untermischt mit einer starken Vorliebe für das sinnenfreudige und kampffrohe altgermanische Heidentum, die dichterisch geartet war und einen niedersächsisch völkischen Einschlag aufwies. Da es sich hierbei aber im Grunde doch nur um Phantasien, um dichterische Einkleidungen von Stimmungen und Gedanken handeln konnte, so war freilich, wenn die rauhe Wirklichkeit des Lebens an ihn herantrat, ein Umschlag in Skeptizismus und Pessimismus unausbleiblich.

Noch mehr als die Rätsel des Lebens haben Hermann Löns offenbar die Rätsel des Todes zu schaffen gemacht. Überall in seinen Werken tritt uns das immer anders gefaßte Motiv des Vergehens und Sterbens in Natur und Menschenleben entgegen. Es sei nur an eine der schönsten Stücke seiner dichterischen Gestaltungskunst: „Um die Ulenflucht" (im „Braunen Buch") erinnert, wo — im Gegensatz zu dem sonst bei ihm üblichen Verzicht auf jede Lösung — das Grauen vor dem unvermeidlich nahenden Tod durch den Gedanken an Arbeit und Tätigkeit siegreich überwunden wird: „Eine Waffe, eine Arbeit, ein Ziel, seinen Platz ausfüllen in diesem Leben, so gut wie man kann, die einzigen Mittel sind es gegen unsere große Angst in der Ulenflucht" („die Ulenflucht trüber Stunden, des kommenden Alters Dämmerung").

Als im Herbst 1911 auch seine zweite Ehe in Trümmer ging und er durch das Swaantje-Erlebnis zermürbt war, floh er aus der Welt seiner Freunde und blieb längere Zeit völlig verschollen. Selbst seine nächsten Bekannten wußten nicht, wo er sich aufhielt. Diese Zeit brachte ihm den Höhepunkt seiner Lebensot. An seinen Jugendfreund Max Apffelstaedt hat er in dieser Zeit einige Briefe geschrieben, ohne jemals seinen Aufenthaltsort zu verraten. Seine Äußerungen und Urteile steigern sich hier zu einer ungewöhnlichen Schroffheit und Bitterkeit: „An Freundschaft unter Männern glaube ich nicht, an die unter Weibern erst recht nicht, und an die zwischen Mann und Weib schon gar nicht." Bezeichnend sind schon die Briefüberschriften: „Nirgendwo, am Nimmermehrstage des Niemondes a. diaboli 1911" ... „Und so bin ich denn als Mann von 45, nach zwanzigjähriger harter Arbeit ein Mensch ohne Heim, ohne Weib, ohne Kind, ohne Geld, und was das Schlimmste ist, ohne Freund und Bruder hier im fremden Lande. Alles schmiß ich weg, alle Gedanken, alle Bücher, alles. Frei bin ich jetzt, aber vogelfrei." „Nun besitze ich nichts mehr als meine Kleider und ein komplettes Lager staubiger Erinnerungen ... und gehe meinen Weg als abgekühlter Einzelgänger." „Ob mir nun einer mit oder ohne Absicht einen Stein vor den Schädel wirft, ein Loch gibt es immer. Ich kann mich durch ein Weib nicht hindern lassen, meinem Volke die Zinsen für meine Begabung zurückzuerstatten ... Wenn ich wollte, könnte ich Park, Villa, Diener und Equipage ohne Heiraterei haben; aber ich will nicht. Frei will ich sein, wenn auch vogelfrei ..." „Diese asexuellen Weibsbilder soll der Teufel holen. Zum Glück entpuppte sie (Swaantje) sich nachher, wie alle ihresgleichen, als enge Seele, und liegt schon lange auf dem Müllhaufen meiner Erinnerung." ... „Ich war am Zugrundegehen und habe für immer einen Knacks weg."

Und doch gab es für ihn noch eine Rettung: seine Dichtkunst! Auch in dieser Zeit tiefster Niedergeschlagenheit, hoffnungsloser Verzweiflung und vollendeten Lebensekels hatte er den Kopf voller großer literarischer Pläne: „Mein nächster Roman wird ein politischer Zukunftsroman sein. Dann kommen die Kämpfe zwischen Franken und Sachsen, ganz legendär behandelt, daran, und vorher muß ich mein streng stilisiertes Versdrama schreiben." Und damit verbindet sich die immer mehr hervordrängende Sehnsucht nach der niedersächsischen Heimat: „Länger als bis

Digitized by Google

zum Mai möchte ich aber in den Alpen nicht bleiben, schon deshalb nicht, weil einige historische Romane, die ich vorhabe, es nötig machen, daß ich dicht bei Niedersachsen bin. Ich will die Ausrottung der Stedinger Bauern durch den Erzbischof von Bremen und die Kämpfe zwischen Sachsen und Franken behandeln." ... „Da ich Sandlandmensch bin, Geestkerl, kann mir nur die Sandlandschaft und ihr Volk zur visionären Erscheinung kommen. Jede andere Landschaft — ich war in der Schneeregion der Tiroler Alpen, am Meer usw. — hat für mich nur gegensätzlichen Wert, nur Vergleichswert." „In der Schweiz hielt ich es nicht länger aus. Volk und Landschaft (die „ewige Eiskonditorei") ekelten mich auf die Dauer an, und in dem Hotelleben kam ich nicht zur Sammlung!"

Und so ringt er sich aus Not und Verzweiflung wieder empor, ein Beweis für seine unverwüstliche Lebenskraft und Charakterstärke — trotz aller Schwächen! Im Frühjahr 1912 ist er wieder in Deutschland. Die Heimat und sein Drang zu neuer Dichterarbeit ließen ihn nicht los, ließen ihn nicht versinken.

So steht der Mensch Hermann Löns vor uns als urwüchsige, eigenwillige Kraftnatur, der im Leben schon zu scheitern drohte, ja, der wirklich Schiffbruch erlitt in den Stürmen des Lebens, durch eigene Schuld und durch fremde Schuld, aber dennoch nicht in den Fluten versank, sondern sich ans Ufer rettete, um das Leben von neuem zu beginnen.

Wenn wir nun in dem folgenden Abschnitt Hermann als Dichter charakterologisch würdigen wollen, kann es natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte seiner dichterischen Laufbahn zu entwickeln oder seine Dichtwerke selbst im einzelnen zu analysieren, sondern wir werden unser Augenmerk nur auf die Frage zu richten haben, welche Bedeutung seiner dichterischen Tätigkeit für seinen Charakter und im Gesamtbilde seiner Persönlichkeit zukommt, und umgekehrt, welchen Einfluß sein Charakter auf seine Dichtertätigkeit gehabt hat.

Neben dem Naturdrang und dem Heimatsinn steht bei Hermann Löns zweifellos das Dichtertum im Mittelpunkt seiner Gesamtpersönlichkeit. Ja, wenn wir den fertigen Menschen vor uns stellen, so erscheint er uns in allererster Linie als Dichter, und alles andere läßt sich diesem Beziehungspunkt ein- und unterordnen.

Hermann Löns begann nach Zeugnissen seiner Freunde, etwa im Alter von 15 Jahren, als Obertertianer in Deutsch-Krone, zu dichten. Ein äußerer Anlaß, genauer gesagt, ein von außen kommender zwingender Antrieb dazu ist nicht ersichtlich. Wir müssen annehmen, daß der Drang zu dichterischer Gestaltung in seiner ganzen Veranlagung von vornherein angelegt und begründet war, genau so wie sein Drang zur Natur. Wenn er bei seinen ersten noch unbeholfenen dichterischen Versuchen sich an fremde Vorbilder seiner Lektüre anlehnte, so gilt das nur für die Form, nicht für die Motivation und den Stoff der Dichtung. Sein erstes uns bekanntes Gedicht, gezeichnet Deutsch-Krone 1884, schildert eine „Segelfahrt" auf dem See bei Deutsch-Krone, in dem am Tage zuvor zwei junge Gesellen ertrunken waren. Es behandelt also ein persönliches Erlebnis, das ihn zu dichterischer Gestaltung zwang. Andere Gedichte, die erst nach seiner Übersiedlung nach Münster in Westfalen entstanden, sind aus heimweherfüllten Erinnerungen an sein Jugendland erwachsen (z. B. „Seufzerlaube", „Kartoffelfeuer", „Heimatklänge", „Radaunensee im Klotzow", „Nebelkrähe", vielleicht auch die Urform des schönen volksliedmäßigen Gedichtes: „Über die Heide geht mein Gedenken").

„Drei Klänge sinds vom Heimatland ...
Du Rauschen in dem dunklen Föhr,
Du Wellenklang vom grünen See,
Du Lied aus Volksmund, wild und weh —
Wer weiß, ob ich euch nochmals hör!"

Digitized by Google

So singt der Zwanzigjährige in den „Heimatklängen“ (1886) und schlägt damit die beiden Motive an, die seinem innersten Wesen entsprangen, und denen er zeitlebens treu geblieben ist: Natur und Volkstum! Der geborene Naturdichter und Volksliedsänger kündigt sich an. Es ist möglich, daß das Motiv des Volkstümlichen ihm erst in Münster, in der Heimat seiner Väter, zum Bewußtsein gekommen ist, und daß er es nur gewissermaßen zurückdatiert hat in das westpreußische Kinderland. Es ist aber durchaus denkbar, daß dieses Motiv schon unbewußt oder unterbewußt in ihm geschlummert hat und nur so lange latent geblieben war, bis es durch neue Eindrücke wachgerufen wurde.

Eine ungewöhnliche Aufnahme- und Begeisterungsfähigkeit, eine erstaunlich große und rasche Produktivität war ihm von Jugend auf eigen. Die gebundene Form, Lied und Ballade, wurde von dem jugendlichen Dichter zunächst bevorzugt. Volkstümliche und romantische Stoffe herrschten vor (z. B. „Krüzkes Franz“, „Zigeunerliedchen“, „Jasch“, die erste Prosadichtung von ihm, die den Weg in die Öffentlichkeit fand). Bald aber wurden diese Stoffe durch die literarische Modeströmung, die auch den Dichterkreis in Münster erfaßte, verdrängt; Genialitätsbewußtsein, Übermenschentum, übermäßiger Lebensdrang, aber auch Weltschmerz, Lebensverneinung, ja das Spielen mit dem Todesgedanken traten an die Stelle (z. B. „Rückfall“, 1885; „Alte Liebe“, „April“, „Am Wege“, „Opium“, „Den Alltagsmenschen“, 1886—1887). Während seiner Studiensemester in Greifswald (1887/88) wird die Berührung mit der Moderne noch stärker. Hermann Löns wird sich seiner dichterischen Sendung bewußt, und greifbare dichterische Pläne treten auf. Mit der ihm eigenen großen Leidenschaftlichkeit wirft er sich in den Strudel der Zeitströmung. Er sagt selbst: „In wenigen Jahren verschlang ich alles, was ich an deutscher und fremder Literatur in die Finger bekam. Die Revolution in der Literatur war hereingebrochen; Bleibtreu, die Harts, Michael Georg Conrad fochten in der ersten Reihe; Zola war Feldgeschrei!“

Wertvollere Gedichte sind in der Greifswalder und ebenso in der Göttinger Zeit (1888/89) kaum entstanden. Das burschikose Studentenleben nahm den Dichter ganz gefangen. Aber die persönlichen und literarischen Erlebnisse dieser Zeit wirkten nach, und die aufgespeicherten und zu eigener Produktion drängenden Eindrücke kamen in den folgenden Semestern 1889/90 zur Entladung. Die Grothemeyersche Handschrift, welche die Jahre 1884—1890 umfaßt, enthält 93 Gedichte, von denen allein aus dem Herbst und Winter 1889 zwanzig, aus dem Jahre 1890 etwa fünfzig Dichtungen stammen. Außerdem sind noch eine ganze Reihe anderer Gedichte hinzuzurechnen, die Elisabeth Erbeck in Abschrift besaß und die mit vielen aus der Grothemeyerschen Handschrift stammenden von Friedrich Castelle unter dem Titel „Junglaub“ im Jahre 1919 zuerst veröffentlicht wurden. Zweifellos also entfaltete Hermann Löns gerade in diesen Jahren eine ungewöhnliche Produktivität.

Wir sehen hier Hermann Löns unter dem Einfluß Friedrich Nietzsches (von dem er später etwas geringschätzig sagte, daß er „so hübsch dunkel über die hellsten Sachen“ zu reden verstünde) und der bekannten literarischen Vorbilder und Führer des modernen Naturalismus (Zola, Tolstoi, Dostojewski, Turgenjew, Ibsen, Strindberg; Karl Bleibtreu, Gebrüder Hart, M. G. Conrad, Alberti u. a.), die ihm in seiner Lektüre lebendig geworden waren. In pathetischer, sozialrevolutionärer Kämpferstellung wütet er gegen die spießbürgerliche Konvention des Alltags, stürzt sich in wirklichkeitswütigem Impressionismus auf alle möglichen, meist angelesenen oder anempfundenen Stoffe, deren er habhaft werden kann, gefällt sich in einer unverhüllten Erotik, predigt einen zweckverneinenden Materialismus und Pessimismus, eine blasierte fin de siècle-Stimmung bis zur Geschmacklosigkeit und zum Überdruß! (vgl. „Das neue Lied“, „Februar“, „Hymnus“, „Dezember“, „Der Spatz“, der Zyklus

Digitized by Google

„Frau", „Zwei Verlorene", „Die Dirne", „Poeta laureatus", „Hymnus", „An die Ungezeugten", „Scheuerfest", „Ich" u. a.).

Unter dem äußeren Einfluß der Zeit kam in dieser Episode seines Lebens und Dichtens aber auch jene uns schon bekannte düstere Seite seiner Veranlagung und eine aus seiner damaligen schwierigen Lebenslage erwachsene pessimistische Welt- und Lebensanschauung zur Wirkung, die sich bis zu dem Satze verstieg: „Ein fauler Witz ohne Saft und Kraft ist das ganze menschliche Leben!"

Wenn wir also hier Hermann Löns als Menschen und noch mehr als Dichter in starker Abhängigkeit von fremdem Einfluß sehen, nach Form und Stoff und Tendenz, so war dies nur möglich, weil die Dichtung und Weltanschauung jener Tage in ihm in jener Periode seines Sturms und Drangs eine verwandte Saite anschlug. Das Aufbegehren seiner bisher durch seine strenge Erziehung geknechteten, nun aber ungestüm nach Freiheit verlangenden Herrennatur fand in jener Zeitströmung einen willkommenen Bundesgenossen. So wurde eigentlich nichts Fremdes in ihn hineingetragen, sondern es kam nur zu rascherem Ausbruch und deutlicherem Ausdruck, was in ihm gärte. Und für einen schärferen Blick ist auch an diesen Dichtungen seiner Sturm- und Drangperiode trotz aller Beeinflussung von außen die eigene Note unverkennbar. Die ursprüngliche Naturromantik seiner voraufgehenden Jugendjahre, das echt Volkstümliche und Heimatfrohe seiner eigenen Art ist nur vorübergehend verschleiert, aber nicht verschüttet und vergraben. Es leuchtet immer wieder durch, und es bedarf nur der glücklichen Stunde, um es wieder frei und ungehindert hervorbrechen zu lassen.

Neben den damals Modernen zeigen sich auch unverkennbare Anklänge an ihm im Grunde verwandte ältere Dichter wie Lenau, Heine, Freiligrath und Herwegh. Und sein eigentliches „Herz" war eben doch, wie er selbst sagt, von Anfang an immer nur bei Annette von Droste-Hülshoff gewesen und hernach bei Liliencron und kehrte auch immer wieder zu diesen Geistes- und Seelenverwandten zurück (die übrigens auch bei den „Modernen" in Ansehen standen), wenn er auch mit Kopf und Feder zeitweise dem schrankenlosen, sich übersteigernden Naturalismus Gefolgschaft leistete. Man lese nur „Am Galgenberge", ein prächtiges, balladenhaftes Gedicht aus dem Jahre 1886, und nehme dazu etwa „Moorrauch" vom Jahre 1889, so wird man den Geist der Droste, der in seiner Hinwendung zu Natur, Heimat und Volk dem seinen nahe verwandt war, nicht verkennen können. Und ebenso trägt der „Vorfrühling an der Ostsee" durchaus Liliencronsches Gepräge. Die Grundstimmung seiner Seele, die Richtung zum schlicht Natürlichen, kam gegenüber dem unnatürlich und krank- und krampfhaft gewordenen Naturalismus immer wieder zum Durchbruch.

Zu einem schönen, schlichten Ausdruck gelangt diese seine Grundstimmung in den Schlußversen des Gedichtes „Regen" (1889):

„Klar muß der Geist und nüchtern sein
Im frischen Arbeitsgetriebe.
Du uraltschöne Allnatur,
Du bleibst meine letzte Liebe."

So war es kein Wunder, daß verhältnismäßig bald die Stunde schlug, wo er aus dem Bann des entarteten Naturalismus befreit wurde, wo, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, ihm „die Milieuwurzelei" und der „ganze hochgepriesene naturalistische Quark in der Seele zuwider" wurde und er sich wieder zu der Linie zurückfand, die er schon in jungen Jahren so vielversprechend begonnen hatte. Seine Aufsätze über Peter Hille vom Jahre 1904 und über den „Gorkikult" (1905) legen davon deutlich Zeugnis ab.

Wir wollen hier doch Hermann Löns selbst das Wort geben: „Ich erwischte das Buch und nahm es mit. Es war ein Roman, betitelt: „Die Sozialisten." Ich fing um

Digitized by Google

½10 nachts darin zu lesen an und hatte es morgens um ¾6 zweimal durchgearbeitet, einmal schnell und einmal langsam. Denn das Buch war für mich eine Offenbarung, war für mich der Handweiser an dem längst geahnten (!) Wege zu einer künstlerischen Erkenntnis. Schon lange graute mir innerlich vor dem Realismus und Naturalismus. („Realismus" ist hier nicht als der sogenannte „poetische Realismus" von Hebbel, Keller usw. zu fassen, sondern mit „Naturalismus" zusammen als ein Begriff). Die ewigen aschgrauen Elendschilderungen, die fortwährend eselfarbige, humorlose Detailmalerei, diese durch undichterischen Arbeitsfleiß und unkünstlerisches Sitzfleisch zusammengeharkte Milieuwurzelei langweilte mich, und schon seit einem Jahre hatte ich mich bei Goethe, Keller, Grillparzer und Hebbel davon erholt. Und nun kam dieser westfälische Junge und warf in der unzeitgemäßesten Weise ein Buch in die Literatur, das geradezu eine Verhöhnung alles Gangbaren und Modischen war ... Es war ein unmodernes Buch damals, heute wäre es modern. Heute wollen wir keinen Realismus (lies: extremen Naturalismus) mehr, heute wollen wir Poesie!"

Das letzte Wort sagt alles. Hermann Löns ist sich bewußt, zu der nach seiner Auffassung allein echten Poesie der Goethe, Keller usw. (wir dürfen wohl auch die Droste und Liliencron wieder nennen) zurückzukehren.

In einer Abrechnung mit dem „Gorkikult" (1905) tritt uns seine Auffassung vom Wesen und der Aufgabe der Poesie in seltener Klarheit entgegen, und zugleich können wir dabei sein scharfes, selbständiges, eigenwilliges Urteil beobachten, das vor keinen Autoritäten Halt macht und den herrschenden Zeitgeschmack, der ihn eine kurze Weile in Bann geschlagen hatte, kräftig und selbstbewußt von sich abschüttelt.

Aus der ganzen Münsterschen Dichterperiode ergibt sich mit voller Deutlichkeit, daß Hermann Löns auch als Dichter immer ein Ringender, ein Kämpfer war, der nicht nur gegen äußere Einflüsse und Mächte, sondern auch gegen Neigungen und Leidenschaften in seiner eigenen gegensätzlichen Natur zu kämpfen hatte und ehrlich und mannhaft gekämpft hat, um sich schließlich immer wieder und immer mehr zu seinem ureigensten Dichterideal siegreich hindurchzuringen, das wir in die drei Worte fassen können: Natur, Heimat und Volkstum! Da uns aber nicht nur die Zielrichtung des Dichters — ganz abgesehen vom Sachlichen und Stofflichen — sondern auch die Art und Weise seines dichterischen Schaffens charakterologisch interessiert, wollen wir jetzt noch einen Blick in die Werkstatt des Dichters zu gewinnen suchen.

Die ungemein starke Fruchtbarkeit seines dichterischen Schaffens wurde schon betont. Sie fällt in der Münsterschen Zeit auf und auch später wieder. Es scheint so, als wäre sie periodenweise besonders hervorgetreten, wenn die Überfülle der Erlebnisse und Gefühle zur Entladung drängte. Auch in der Münsterschen Zeit standen neben vielem Angelesenen und Nachempfundenen bestimmte eigene Erlebnisse, besonders Liebesabenteuer, hinter den Erzeugnissen seiner Dichterphantasie und poetischen Gestaltungsfreudigkeit. Und die künstlerische Gestaltung erfolgte bei Hermann Löns dann mit einer erstaunlichen Leichtigkeit, Selbstverständlichkeit und Schnelligkeit, ja, fast mit ungestümer Hast, nicht selten auf Kosten der Formvollendung. Hermann Löns feilte nicht lange an seinen Gedichten herum, sondern ließ sie meist stehen, wie sie ihm aus der Feder flossen. Erst viel später, nachdem er zeitlichen Abstand von seinen Schöpfungen gewonnen hatte, ging er zuweilen daran, Ausdruck und Form ein wenig zu ändern. Ein Beispiel hierfür wäre das bekannte „Winter" überschriebene Volkslied: „Über die Heide geht mein Gedenken."

Über die Art seines künstlerischen Schaffens belehrt er uns selbst am besten durch Selbstzeugnisse und Urteile über andere Künstler und Dichter. So sagt er in seiner kleinen Lebensskizze (die natürlich nicht nur die bisher behandelte Zeit, sondern auch die nachfolgende bis zu seinem Roman „Dahinten in der Heide" — 1909 — umspannt; wir müssen daher für die angeschnittene Frage etwas vorgreifen, können es auch unbedenklich tun, weil seine Schaffensart immer dieselbe geblieben ist):

Digitized by Google

„Ganz urplötzlich entstand mitten zwischen den journalistischen Arbeiten ein Gedicht, das sich sehen lassen konnte, eine Skizze, die Form besaß ... Die beste Lehrerin war mir doch die Heide. Ich durchstreifte sie, die Büchse über das Kreuz geschlagen, nach allen Richtungen, wohnte wochenlang in der Jagdbude, lebte monatelang unter Bauern, und dann, wenn ich wieder in den Stadttrubel kam, formte sich das, was mir der Wind, der über die Heide ging, erzählt hatte, zu fester Gestalt. So entstand ganz ohne mein bewußtes Wollen (!) fast alles, was „mein braunes Buch" enthält. Dann stieß mich ein inneres Erlebnis zum Verse hin. Ich begann mich als Dichter zu fühlen. In drei Wochen schrieb ich „Mein goldenes Buch" hin. Damals gefiel es mir, denn es bedeutete eine Rettung für mich. Heute weiß ich, daß vielleicht ein Drittel der Gedichte von Wert sind, die anderen nicht (!). Aber die Hauptsache war: ich fing an, an mich zu glauben. Und so suchte ich die besten Jagdschilderungen heraus und stellte sie als „Mein grünes Buch" zusammen. Es gefiel. Ich bekam Mut, kramte meine Mappe durch, und „Mein braunes Buch" entstand. Es wurde mehr gekauft, als es verdient, denn es enthält sehr ungleichwertige Stücke ... Ab und zu gelang mir eine Ballade. Wie sie entstanden, das weiß niemand weniger als ich. Irgendeine eigenartig beleuchtete Landschaft, die ich, wer weiß vor wieviel Jahren (!) sah, ohne bewußt darauf zu achten (!), tritt vor mich, und in ihr der schattenhafte Umriß eines Menschen. Plötzlich ist die erste Strophe mit dem einzig dafür möglichen Versmaß da. Damit bin ich dann lange behaftet. Mit einem Mal muß ich schreiben. Es ist, als wenn ich nur zuzugreifen brauche; alles geschieht ohne mein Wollen. Hinterher wundere ich mich, woher ich das wußte, wie ich das konnte. Alles, was an meinen Dichtungen, sei es Vers, sei es Prosa, gut ist, steht außerhalb meines äußeren Wollens (!). Ich habe einst Balladenstoffe gesammelt. Sie sind in ihrer Mappe verstaubt, ohne daß nur aus einem etwas wurde. Dann aber belästigte mich mit einemmal eine Vorstellung, quälte mich irgendein geschichtliches Ereignis, über das ich vor Jahren flüchtig hingelesen hatte, zwang mir den Bleistift in die Hand, und da stand sie, die Ballade, lachte mich an und sagte: Na, was sagst du nun? ... Genau so ist mein erster Roman entstanden ... Mitten in einem Übermaß von Arbeit und Ärger stand der „Hansbur" vor mir, stieß mich, der ich vor Überarbeitung und Erkältung kaum stehen konnte, an den Schreibtisch, und kalt und ruhig, als schriebe ich an einer trockenen zoologischen Arbeit, schrieb ich zwischen Leitartikeln — ... das Leben eines Heidebauern hin, der in einer Zeit lebte, die ich nur aus dem Munde ganz alter Leute kenne und aus den Sprüchen und Schnörkeln, die auf den alten Schoppen und Tellern stehen, die ich auf meinen Pürschgängen in der Heide geschenkt bekam. Ohne es zu wollen, fand ich für den Stoff auch den Stil ... Ich glaube, daß „der letzte Hansbur" Bestand haben wird. Ich darf das getrost sagen, denn mir ist, als hätte ich nur niedergeschrieben, was mir jemand über die Schulter diktierte (!). Denn es erscheint mir eigentlich unmöglich, daß ich, der ich täglich mindestens acht Stunden an der Zeitung arbeiten muß, in zwölf Tagen (!), freilich mit den halben Nächten, den Roman schrieb und einige Wochen nachher, bei ebenso viel Arbeit und doppelt so viel Ärger und dreifach so viel Sorgen, weil mir inzwischen wegen allzu großem Mangel an subalterner Gesinnung die Stellung (in Bückeburg) gekündigt war, in vierzehn Tagen einen zweiten Bauernroman „Dahinten in der Heide", ebenso äußerlich kalt und ruhig hinschrieb wie den ersten."

Steht in diesem Selbstbekenntnis, das wir absichtlich so ausführlich und wörtlich wiedergaben, nicht ein wirklicher, echter Dichter vor uns, bei dem das Wort „Kunst" nicht von Können und auch nicht von Wollen herkommt, sondern von Müssen?

„Was wißt denn ihr, was es heißt, den „Wehrwolf" schreiben müssen?" So sagt Hermann Löns, als nach Vollendung dieses seines dritten und größten Romans (in wiederum kurzen drei Wochen!) seine Angehörigen und Freunde sein Krankenlager

Digitized by Google

umstanden, auf das ihn die körperliche und seelische Überanstrengung geworfen hatte. Ja wahrlich, Hermann Löns war ein Dichter von Gottes Gnaden, ein aus innerstem Erleben und Bedürfnis heraus frei und schöpferisch gestaltender Künstler! Selbstbewußt und eigenwillig, nicht ohne Schwächen und Mängel, aber auch kritisch gegen sich selbst und ehrlich bis in die Knochen!

In zwei Studien über Böcklin und Spitteler, auf deren Inhalt wir hier nicht näher eingehen können, wächst Hermann Löns gewissermaßen über sich selbst hinaus. Wir sehen deutlich, wie er von der bloßen Naturbilderei und der bloßen Heimatkunst abrückt und ihm das Ideal einer deutschen Höhenkunst vorschwebt.

In einer dritten Studie über Napoleon (im „Türmer" 1906) kennzeichnet Hermann Löns in lapidarem Stil, in kurzen knappen Strichen und kühn und überraschend in Fragestellung und Urteil den korsischen Riesen. Aus jedem Wort spricht verhaltene Bewunderung. Und doch will Hermann Löns den großen Korsen keineswegs verherrlichen, nicht einmal verteidigen, nur ihn kennzeichnen, ihn zeigen, so wie er ihn sieht. Am Schluß seiner Skizze gelangt er sogar zu einer Verurteilung. Die letzten Sätze lauten: „Des Menschen Beruf ist es, zu schaffen, Kleines oder Großes, je nach seiner Kraft ... Er aber, der ein großer Erschaffer sein sollte, wurde ein großer Vernichter. Darum scharrte ihn, den entgleisten Künstler (!), das Schicksal in der Armesünderecke ein. Und auf seinen Grabstein schrieb es nur die zwei Worte: Lui-même. Weiter nichts."

Und warum schrieb Hermann Löns diese Skizze? Und warum führen wir sie hier an? Weil der Dichter in dieser Studie über Napoleon, die zugleich eine Charakterskizze und eine Kritik ist, sich selbst wie in einem Spiegel sieht, und weil sie daher auch uns dazu dienen kann, an ihr das eigene Wesen des Dichters zu ergründen.

Hermann Löns fühlte sich in seiner Eigenschaft als Dichter und Künstler selbst als ein Riese, ein „Promethide" (wie er Napoleon in obiger Skizze auch nennt), der weiter nichts sein wollte als — er selbst! Aber er fühlte auch die Schwächen und Schranken seiner Persönlichkeit und seines Künstlertums und setzte sich eben daher immer wieder aufs neue höhere Ziele und Ideale für sein Schaffen.

Außer durch die Art und Ziele seines künstlerischen Schaffens kennzeichnet sich der Dichter Hermann Löns auch durch die Wahl seiner Stoffe, durch Komposition und Stil seiner Dichtungen und ganz besonders durch die Charaktere seiner Romanhelden.

In die journalistische Periode — es sind gerade rund zwanzig Jahre (1891—1911) — fällt Hermann Löns' zweite Dichterperiode, etwa bis 1905, wenn wir die bisherige Zeit (1884—1890) als Jugendperiode zusammenfassen wollen. Später können wir dann noch von einer dritten reden (von 1906 ab).

Hermann Löns war Dichter, bevor er Journalist wurde, und er ist auch als Journalist immer Dichter geblieben. Aber doch empfing er auch durch seine journalistische Tätigkeit mancherlei Anregung und Förderung für sein Dichtertum, wie er auch selbst später anerkannt hat (vgl. Castelle, Gesamtausgabe, Band I, S. 67). So kann man sagen, der Dichter wird zum Journalisten, und aus dem Journalisten erwächst von neuem der Dichter.

Eine im eigentlichen Sinne dichterische Tätigkeit — die kurzen Aufenthalte in Gera und Hamburg kommen nicht in Betracht — entwickelte Hermann Löns erst wieder seit 1893 in Hannover. Hier entstehen mitten in seiner journalistischen Tätigkeit, meist als Plaudereien für die Sonntagsbeilage geschrieben, die prächtigen Natur-, Tier- und Jagdskizzen, durch die er als „Fritz von der Leine" so rasch berühmt wurde, und die er zunächst 1901 in seinem „Grünen Buch", 1906 in seinem „braunen Buch" usw. zusammengestellt und veröffentlicht hat. Gelegentlich gelingen ihm auch lyrische Sachen, die er der im Jahre 1902 unter dem Titel „Mein goldenes Buch"

Digitized by Google

herausgegebenen Sammlung einreiht, und außerdem drängt es ihn zu Bauerngeschichschichten (vgl. das spätere Werk „Die Häuser von Ohlenhof").

Die Anregungen, Motive und Stoffe zu seinen Dichtungen holte er sich in Wald und Flur und in den Dörfern auf seinen ständigen Wanderungen und Jagdfahrten. Er sagt selbst in einem Brief an Castelle: „Ein sehr wertvolles Mittel, an Land und Volk heranzukommen, war mir die Jagd." Von gesellschaftlichen Verpflichtungen in der Stadt hielt er sich möglichst fern und auch dem Alkohol hat er zeitweise gänzlich (einmal zwei Jahre lang) entsagt. Für die Stoffgewinnung kam ihm auch sein früheres naturwissenschaftliches Studium zustatten. Er sagt einmal selbst, daß er zwar „anderthalb Jahre mit der Viecherei verplempert", aber dabei ein „unendliches Material gesammelt" habe, aus dem er, wenn er sonst zu nichts anderem Schreiblust habe, „etwas heraushole" und „zu einem volkstümlichen Aufsatz vermurkse". „So etwas wird gern gelesen, und ich brauche das bißchen Dichtergabe nicht immer zu Zeitungszwecken anzugreifen." „Ich habe erst geflucht und getobt, als ich merkte, wie sehr die trockene Zoologie mich vom Schaffen (!) abhielt. Aber wenn mein Stil reifer und meine Darstellung plastischer wurde, so habe ich das diesem Denkgesundbad zu verdanken. Man muß so viel Lyrik, Romane usw. schlucken als Kritiker, daß man dabei schließlich sein Eigenes verliert, und man kriegt es nur wieder zu fassen, schrubbt man sich das fremde Zeugs mit etwas ganz Hartem von der Pelle. Und so anderthalb Jährchen Systematik, Nomenklatur, Morphologie und Zoogeographie mit der dabei nötigen scharfen kritischen Arbeit ist dem Brägen genau so gut wie den Schreibknochen drei Wochen Heidestrampelei und den hyperästhetischen Nerven dieselbe Zeit Bauernverkehr und Rehbockschießerei. Man glaubt, man verdummt, und plötzlich fühlt man, wie hell und licht es um einen wird. Dich, dachte ich, interessiert es ein wenig, wie ich wurde und auf welche Art." ... (Brief an Apffelstaedt.)

In diesen Worten kennzeichnet der Dichter zugleich sein damaliges Leben und seine Arbeitsweise. Außerdem zeigt er uns, wie er sein früheres Naturstudium für Stoff und Stil seiner Dichtungen verwertet. Nebenbei ist auch der derbe Briefstil für ihn charakteristisch. Er ist immer noch (oder wieder) ganz und gar, auch als Zeitungsredakteur, verheirateter Mann und reifer gewordener Dichter der urwüchsige Naturmensch, der er von Jugend auf gewesen war.

Als Naturmensch, Heidewanderer und Jäger schreibt er sein „Grünes Buch" (Jagdskizzen), später sein „braunes Buch" (Natur- und Menschenbilder) und weiter solche prächtigen Skizzenbücher (im ganzen sind es dreizehn) bis zu der aus dem Nachlaß herausgegebenen Sammlung „Aus Forst und Flur", die schon vorher in den „Tierbildern" von Meerwarth erschienen waren: poetische Prosa, Gedichte ohne Vers und Reim, Naturkunde, Tierkunde, Menschenkunde in Kunstform. Gerade in diesen Skizzen steht unser Dichter einzig da in der deutschen Literatur, ja, man kann wohl sagen in der Weltliteratur. Keiner vor ihm hat so etwas gekonnt, keiner hat es ihm bisher nachgemacht. Und wenn es jemand gelänge, so wäre es eben doch weiter nichts als — Hermann Löns! Hier ist er ganz er selbst. Aus seinem ureigensten Wissen, Kennen, Schauen, Erleben ist alles geboren. Nur vermöge seiner einzigartigen, von niemand sonst auch nur annähernd erreichten Naturverbundenheit, seinem Du-auf-Du sein mit den Bäumen und Blumen, den Tieren und Menschen in Heide und Wald vermochte er diese Naturdichtung in Prosa zu schaffen. Inhalt und Form, Stoff und Stil sind eins. Keins von beiden ist anders zu denken als wie es eben da steht.

Das feinere kritische Auge kann bei dem Dichter in diesen seinen Naturbildern im Laufe der Jahre aber doch einen deutlichen Fortschritt des Stils und der epischen Gestaltungskunst beobachten. Der Dichter hat es selbst ausgesprochen: „Ich habe in den letzten Jahren (vor 1906) einen sehr ulkigen Stilprozeß durchgemacht und komme zu dem Formstandpunkt zurück, mit dem ich als Student begann. Die Naturschilderungsweise der letzten Jahre halte ich für ganz falsch. Beschreiben sollen wir

Digitized by Google

nicht, oder vielmehr malen. Sieh mal der Jürn (Schäfer Jürn, erstes Stück im „braunen Buch") ist mit keinem Worte geschildert, und er steht doch plastisch da. Das ist das Richtige." (Aus einem Brief im Jahre 1906 an Apffelstaedt.)

Die ganze dichterische Art von Hermann Löns ist epischer geworden. „Ein lyrisches Buch werde ich sobald kaum herausgeben (dies geschah erst wieder 1911). Mich drängt es zur streng stilisierten Prosa und zur Ballade," schreibt der Dichter in demselben Brief. „Man wird exklusiver, ist man vierzig alt, und vor allem unlyrisch. Das ist doch mehr etwas für Kinder. Von meinem „goldenen Buch" vertrage ich höchstens noch zwölf Lieder (im ganzen stehen 60 drin), die anderen öden mich. Das alles ist ja schon tausendmal und viel besser gesungen (!). Ab und zu fällt mir Lyrik ein, ich lasse sie ungebrochen blühen und binde sie später in Prosakränze ein, anstatt jedes Blümel abzuruppen und behufs Verblühens in den Pott mit Verswasser zu stellen. Es ist ja möglich, daß später einmal wieder lyrisch geschrieben werden muß von mir, aber vorläufig nimmt die Lyrik andere Formen an, gibt sich episch oder dramatisch." (Aus demselben Briefe.)

Man wird wohl sagen können: Als Hermann Löns sein „Braunes Buch" herausgab, 1906, stand er für dieses Gebiet (Naturskizzen) auf der Höhe seiner Kunst: Anschaulichkeit und Plastik der Bilder, Gegenständlichkeit und Farbenkraft der Sprache in Wortbildung und Ausdrucksweise zeigen eine Vollendung, die er nicht mehr übertreffen konnte.

In dieser Naturkunst strömte sein ganzes inneres Wesen aus. Er fand darin, für eine Weile losgelöst von den Widrigkeiten und Hemmungen seines beruflichen und häuslichen Lebens, sein Genüge und seine Befriedigung. Was er wußte und dachte, was er schaute und erlebte, was er liebte und wünschte, gewann darin künstlerische Gestalt und wird so für uns zu einem Abbild dieser Seite seiner ganzen Persönlichkeit.

Wie wir schon einmal sagten, die Motive und Stoffe, die er für seine Dichtungen wählte, und die Art, wie er sie fand und künstlerisch zum Ausdruck brachte und formte, charakterisieren Hermann Löns als Menschen und als Dichter. Vor uns steht immer wieder der innigst naturverbundene, heimattreue und landvolkliebende Mensch, aber zugleich auch der über Naturbegeisterung und engbrüstige Heimatkunst machtvoll und zielbewußt zu immer größerer Vollendung, zu wahrer Höhenkunst hinausdrängende und hinaufstrebende Dichter und Künstler.

Und auch hier tritt immer wieder, mitten in den herrlichsten Naturerlebnissen, die Unausgeglichenheit, die innere Zwiespältigkeit seines Wesens und Lebens uns erschütternd entgegen: „Gedanken umflattern mich, Gedanken, schwarze wie Fledermäuse und lichte, bunte, wie schöne Falter. Das Rätsel vom Leben und Tod (!), von Werden und Vergehen taucht vor mir auf, schöne Stunden und trübe Tage, Menschen, die ich liebe, und Leute, die ich hasse, und dann ein lichter rosenroter Zukunftstraum. Und den jagt ein grauer Einfall wieder fort! —"

Auf die erste Zeit in Hannover (1893—1907) folgt die Bückeburger Zeit (1907 bis 1908). Hermann Löns mußte für eine Zeitlang Abschied nehmen von der ihm liebgewordenen Hannoverschen Heide. Und das war gut für ihn. Längst plagten ihn große epische Stoffe, die alle an dem Boden seiner geliebten Heidelandschaft hafteten. Nun gewann er den für den Dichter so heilsamen Abstand von Heimat und Dichtungsstoff und, wie die Droste am Bodensee, wie Liliencron in Amerika, wurde er unter Sehnsucht und Heimweh von Dichtungen entbunden.

Das Jahr 1909 bringt außer einer Nachlese seiner Naturskizzen („Was da fleucht und kreucht", „Mümmelmann", „Aus Wald und Heide"), vor allem Balladen („mein blaues Buch") und zwei Romane („Der letzte Hansbur" und „Dahinten in der Heide").

„Mein blaues Buch" enthält hauptsächlich Balladen oder balladenartige Gedichte, aber auch Lyrisches. Die Balladen sind nicht Hermann Löns' Stärke. Er

Digitized by Google

sagt selbst: „Eine gute Ballade ist: das persönliche Erlebnis dargestellt durch eine unpersönliche Form. In diesem Buch sind auch schlechte . . .“ Und in der Tat, bei vielen ist Inhalt und Form gar zu ungestüm und gewaltsam. Es sind aber auch gute darunter, und auch in den meisten anderen steckt viel Tüchtiges, Kraftvolles, Volkstümliches. Aus ihnen tritt uns vor allem der deutsche Mann Hermann Löns entgegen, der Heimat und Vaterland über alles liebt, und der heimattreue Niedersachse, der alles Welsche haßt. Aber es fehlen auch nicht Dichtungen, in denen der Dichter sich über Heimat und Volk hinaus zum Allgemeinmenschlichen erhebt. (Vgl. „Das bunte Lied“, ein Gegenstück zu der packenden Prosaerzählung im „braunen Buch“, „Die rote Beeke“, „Jeduch“, „Die schöne Marie“).

Das weitaus schönste Gedicht aber im „Blauen Buch“ ist keine Ballade, sondern ein lyrisches Lied: „Das ferne Land“, das mit den Worten anhebt:

„Und das ist offenbar:
Ich weiß ein Land, in dem ich niemals war . . .“

Man darf dieses Gedicht zu den schönsten unserer gesamten deutschen lyrischen Dichtung rechnen. Dieses Lied veranschaulicht und kennzeichnet, wie kaum eine andere Dichtung von Hermann Löns, die ganze Tragik seines Charakters und seines Lebens, den Sehnsuchtsmenschen, der nach dem Lande Avalun verlangte und es doch im Leben nicht finden konnte. Erst im Tode hat er es gefunden.

Weiter entstanden am Ende der Bückeburger Zeit die beiden schon oben genannten Romane.

Hermann Löns bezeichnet beide als „Tendenzromane“. Aber sie sind es doch nur in jenem höheren Sinn, in dem schließlich alle guten Romane eine „Tendenz“, d. h. eine künstlerische Absicht, ein Ziel haben. „In jedem — sagt Hermann Löns — wehrt sich ein Mann gegen sein Geschick. In dem einen gegen seine böse Veranlagung, in dem anderen gegen sein selbstverschuldetes Unglück.“ Weiterhin bezeichnet er es als seine Absicht „Menschen zu zeichnen, die mit sich selber und dem, was man Schicksal nennt, den Kampf aufnehmen. Wie ich dazu komme, ich weiß es nicht. Der Lehm (bei Bückeburg) mag wohl schuld daran gewesen sein, daß ich Sandleute schreiben mußte, und die geduckten Nacken, daß es mich danach hungerte, wirkliche Menschen hinzustellen. Anders kann ich es mir nicht erklären.“

Wir aber dürfen wohl noch hinzufügen: Er mußte es auch deshalb, weil er selbst so einer war, wie die Männer, die er in seinen Romanen schilderte, und weil es ihn künstlerisch drängte, sein Inneres zu entladen und sich selbst darzustellen.

Im „Letzten Hansbur“, den Hermann Löns, wie schon erwähnt, neben angestrengtester Berufsarbeit in zwölf Tagen und Nächten sich von der Seele geschrieben hat, schildert er in bewußt niederdeutscher Satzbildung und Ausdrucksweise, in knappen, rasch und wuchtig hingeworfenen Kapiteln, die wie unbehauene Findlingsblöcke nebeneinander daliegen, das kraftvolle, urwüchsige, gemütvolle, aber auch herrische, eigenwillige, gewalttätige niedersächsische Bauerntum, wie es leibt und lebt, wie es liebt und haßt, wie es kämpft und siegt und stirbt. Oder wir können auch sagen: Es ist Hermann Löns selber, wie er war, oder noch richtiger gesagt, wie er sein wollte.

Über den zweiten Roman („Dahinten in der Heide“) hat er selbst weniger günstig geurteilt: „Was Großartiges ist es ja nicht, mehr gute Lektüre als Literatur.“ Wir aber können uns auch an Lüder Volkmann, dem Helden dieses Romans, freuen. Denn auch in ihm steckt Hermann Löns selbst und seine ganze Sehnsucht nach Bauerntum und Landleben. Lüder Volkmann ist ein Mann, der an der Wissenschaft verunglückte, aber dann ein froher, starker Bauer wurde. Und wir hören Hermann Löns von sich selber reden, wenn er von seinem Helden sagt: „In der Stadt war er sich eigentlich immer albern vorgekommen zwischen dem lauten unruhigen Volk, das sich

Digitized by Google

wie die Spatzen benahm; immer in hellen Haufen und immer den Schnabel offen ... Und meine anderen Schreibereien? Du lieber Himmel, das, was ich als Kunstkritiker und im Feuilleton leistete, das können hundert andere auch und manche viel besser. Überhaupt ist mir alles, was nach Luxus und Asphalt riecht, in der Seele verhaßt; am wohlsten habe ich mich immer gefühlt, als ich im Blockhause lebte und keine andere Gesellschaft hatte als meine Margerit, meinen Schweißhund und den Homer." Hermann Löns ist es ein Bedürfnis, in allen seinen Romanen das hohe Lied des Bauerntums und des niedersächsischen Volkstums zu singen. Seine Überzeugung war: Die Volkskraft beruht auf dem freien alteingesessenen Bauerntum, das in der heutigen Zeit der Geldwirtschaft, Technik, Industrie rasch dahinschwindet. Daher predigt er dem immer landfremder werdenden Stadtvolk die Vorzüge des Landlebens. Das war sein eigentlicher Beruf. Er hat schließlich ja auch sein Leben für sein Volkstum dahingegeben (nach Rudolf Löns a. a. O. S. 9 f.).

Im Jahre 1910, als Hermann Löns wieder Redakteur in Hannover war (1909 bis 1911), erschien der „Wehrwolf", der allgemein als sein bedeutendstes literarisches Werk gilt. Uns geht hier aber weniger der Inhalt des Buches etwas an (es ist eine Bauernchronik aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der Heidebauern Not und Kampf und Sieg in wuchtiger, knorriger Sprache, in packenden Bildern und stürmisch bewegter Handlung vor unseren Augen entrollend), als vielmehr die Umstände seiner Entstehung, die Art der künstlerischen Gestaltung, und der Inhalt nur insoweit, als er für Hermann Löns charakterologisch bedeutsam ist. Der Wehrwolf ist sein Lebenswerk geworden. Der Stoff beschäftigte ihn schon seit seiner Studentenzeit, und unermüdlich hat er später auf dem Eichsfelde, in der Gegend von Worbis am Südharz und anderwärts nach alten Chroniken und Urkunden, Resten und Spuren aus dem Dreißigjährigen Krieg gefahndet und geforscht, weil ihn der Stoff nicht mehr losließ. Und als er dann in der Lüneburger Heide (in Burg bei Altencelle) bei seinen Streiffahrten noch Spuren von alten Ringwallanlagen fand, da packte ihn der Dichtergeist. Plötzlich steht der Roman in greifbarer Gestalt vor ihm, und — in 21 Tagen schreibt er sich ihn in seiner raschen hastigen Art von der Seele. Der Stoff seiner Dichtung ward ihm innerstes Erlebnis, und in leidenschaftlicher seelischer Erregung und Bedrängnis gestaltete er den Stoff. Alles, was er schilderte, erlebte er nicht nur seelisch, sondern geradezu physisch mit. Er sah die Gestalten seiner Romane an seinem Bette sitzen und glaubte oft selbst der Harm Wulf (der Held des Romans) zu sein. Er kämpft mit seinem Helden dessen Kampf mit dem Schicksal bis zum Ende durch, um dann nach Vollendung des Werkes körperlich und seelisch zusammenzubrechen. Und da sagte er zu den Seinen die schon einmal angeführten Worte: „Was wißt denn ihr, was es heißt, den Wehrwolf schreiben müssen?" Und wie er selbst von seinem Werke dachte, das hat er noch einmal nach Ausbruch des Krieges im Herbst 1914 ausgesprochen, als man Kriegslieder von ihm verlangte: „Mein Kriegslied habe ich bereits 1910 geschrieben, das ist der Wehrwolf!"

Ja, im Harm Wulf des Wehrwolfs, dem Manne, der im Grausen des Krieges das Lachen verlernt und die Worte spricht: „Besser fremdes Blut am eigenen Messer, als ein fremdes Messer im eigenen Blut," und der doch, bis an die Enkel im Blut watend, sein tiefes reines Gemüt nicht verliert und so herzlich und zart sein kann mit Weib und Kind, steckt Hermann Löns selbst, der harte, herrische Mann mit dem wilden und doch so weichen, kindlichen Herzen; der Mann aus dem niedersächsischen Bauernstamm, der selbst am liebsten Bauer geworden wäre, ein Pferd zwischen den Schenkeln oder die Hand am Pfluge, und der das andere, wonach seine Seele drängte, ja auch wirklich geworden ist, ein deutscher Kriegsmann, die Waffe in der Faust, wenn freilich ihm dies auch erst ganz am Ende seines Lebens und nur noch kurze Zeit beschieden war. —

Zeitlich folgen nun erst die hübschen Prosaskizzen „Da draußen vor dem Tore",

Digitized by Google

und dann erschien im Jahre 1911, in demselben Jahre, in dem die zweite Ehe des Dichters in Trümmer ging, sein aus tiefster Seelen- und Lebensqual geborener letzter Roman, sein „Schmerz- und Notbuch", wie er es selbst nennt, „Das zweite Gesicht". Es ist das persönlichste von seinen Büchern und wegen seines Inhalts viel umstritten, auch unter seinen Freunden. Doch das beschäftigt uns hier nicht. Für uns ist dieses Buch nur deshalb wichtig, weil es die Lebensbeichte des Dichters darstellt.

Geschrieben hat er diesen Roman zu einer Zeit schwerster Nervenüberreizung, zum Teil gleichzeitig mit dem „Wehrwolf", in wildem Wechsel an beiden Werken arbeitend, zum Teil in einem Sanatorium, wohin die Ärzte und Freunde ihn geschickt hatten, und wo er trotz seines Versprechens, nicht zu arbeiten, es doch nicht lassen konnte, den Roman zu Ende zu schreiben. Der Held des Romans, Helmold Hagenrieder, ist Maler. In Wirklichkeit ist er, auch als Romanfigur, nicht nur Maler, sondern auch Dichter, und er müßte in Wirklichkeit nicht Helmold Hagenrieder heißen, sondern Hermann Löns. Trotzdem möchte ich das Buch nicht, wie es meist geschieht, als eine Selbstbiographie bezeichnen. Das verführt nur zu leicht dazu, hinter allem, was erzählt wird, tatsächliche Begebenheiten im wirklichen Leben des Dichters zu suchen, allen Personen, die in der Handlung des Buches eine Rolle spielen, nachzuspüren, überhaupt alle Einzelheiten, die der schöpferischen Dichterphantasie entsprangen, durch Zurückführung auf Wirklichkeiten und Tatsächlichkeiten „aufklären" zu wollen. Und das wäre falsch. Es wäre der Dichtung gegenüber ein ebenso rücksichtsloses und verständnisloses wie sinnloses und aussichtsloses Unterfangen. Aber als eine Seelen- und Lebensbeichte des Dichters können wir den Roman mit Fug und Recht bezeichnen. Mir rücksichtsloser Offenheit und Ehrlichkeit, ja, mit übersteigerter Selbstzerfaserung legt der Dichter in diesem Buche seine eigene Seele bloß und schildert, wie er später in einem Briefe sagt, „teils Erlebtes, teils zu Erlebendes". Mit grellen Farben, in schroffen Kontrasten und mit starker Retouchierung des Bildes nach der schlechten Seite hin zeichnet er in Helmold Hagenrieder ein Gegenbild seines eigenen Charakters und Lebens. Das schon genannte Buch von Swaantje Swantenius hat leider der durchaus irrigen Meinung Vorschub geleistet, als ob das Herzstück dieses Buches nichts weiter wäre als ein Abklatsch einer Liebesepisode im Leben des Dichters. Die Verfasserin selbst mag in naiver Selbsttäuschung und reichlich selbstgefälliger Phantasie von ihrem Standpunkte aus es mit ihrem Buche ehrlich gemeint haben. Aber den vielen Blindgläubigen, die ihr Gefolgschaft leisten, möchte man doch zurufen: Meint ihr wirklich, daß Hermann Löns, dieser Riese als Mensch und als Künstler, jemals so jämmerlich klein hätte werden können, sich zu einem bloßen Photographen herzugeben? — — —

Der Bruder des Dichters, Rudolf, hat seinem Bruder einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sich in diesem Roman den Lesern „in wundem Zustand" zeige. Das ist an sich gewiß ganz richtig. Aber der Dichter hat geantwortet: „Gerade das wollte ich, das mußte ich!" Und man wird dieses Müssen achten müssen. Der Dichter konnte nicht anders. Er wollte und mußte sich durch diese Seelen- und Lebensbeichte künstlerisch von sich selbst befreien, von der Zwiespältigkeit seiner Natur, von den Widersprüchen und Widrigkeiten seines Lebensschicksals. Mag das Werk auch manches enthalten, was den Leser befremdet, was gerade der Freund des Dichters am tiefsten bedauert; mag auch schließlich dieser Roman trotz aller Schönheit, aller Vorzüge Lönsscher Gestaltungskraft, trotz alles Ergreifenden und Erschütternden, das er enthält, als Ganzes, rein künstlerisch betrachtet — über den „Hansbur" und Wehrwolf" hinaus kein Fortschritt sein, so kann er doch — gerade dem psychologisch und charakterologisch Interessierten — wie kein anderes seiner Werke dazu verhelfen, den Menschen und Künstler Hermann Löns zu verstehen und zu begreifen, der unter seiner doppelseitigen Veranlagung und Natur und den widrigen Geschicken seines Lebens schwer gelitten, aber auch ehrlich gekämpft und gerungen und nie das stolze Bewußtsein

Digitized by Google

seiner künstlerischen Sendung aus den Augen verloren hat, Natur und Volkstum seiner niedersächsischen Heimat, Menschentum und Manneskraft im Kampfe mit sich selbst und mit dem Lebensschicksal in ureigener künstlerischer Prägung zu gestalten. —

Als lyrisches Gegenstück zum „zweiten Gesicht" reichte Hermann Löns noch im gleichen Jahre (1911) dem deutschen Volke einen reichen Blumenstrauß lyrischer Lieder: „Der kleine Rosengarten." Hermann Löns war doch noch einmal zu der von ihm selbst einst verschmähten ersten Liebe zurückgekehrt. In kaum mehr als zwei Wochen hat er diese 113 Volkslieder gedichtet, eine Leistung, ebenso erstaunlich wie die in wenigen Wochen erfolgte Niederschrift seiner Romane. Und doch begreiflich, wenn man den Dichter kennt. Was sich in all den Jahren des Schaffens, Wanderns und Jagens auf seinen vielen Fahrten durch Wald und Flur und Heidedörfer und in allem Kampf und aller Not seines äußeren und inneren Lebens an lyrischem Stoff in ihm angesammelt hatte, das entlud sich nun neben und nach seinen Romanschöpfungen mit elementarer Gewalt. Was Hermann Löns von sich selbst einmal gesagt hat: „Die Angst muß es bei mir heraustreiben," das gilt von seinen Romanen wie von seinen Liedern. Wie er zu diesen Liedern, die man im wahrsten Sinne des Wortes als Volkslieder bezeichnen kann, gekommen ist, das wußte er selbst nicht zu sagen. Von irgendwelchen bewußten Vorlagen und irgendwie bewußter Nachahmung kann gar keine Rede sein. Sie sind ihm zugeströmt und zugeflogen wie der Duft der Frühlingsblumen, wie der Gesang der Waldvögel, wie das Summen der Heidebienen, wie das Lachen der Mädchen und Burschen aus dem Dorf. Und ohne viel Mühe und Absicht fand er für diese Lieder die einzig mögliche sangbare Form des Volksliedes.

Die Quelle, aus der die Phantasie des Dichters gespeist wird, ist hier nicht nur die Natur und das Naturempfinden des Dichters, sondern auch noch viel mehr das Leben des Volkes und das Erleben des eigenen Herzens, seine Wonnen und seine Nöte.

Die Lieder von Hermann Löns sind wirklich auf dem Wege, echte Volkslieder zu werden, vielleicht der schönste Lohn für des Dichters Kunst!

Der schönste Lohn — und das geht uns hier vor allem an — der beste Beweis für des Dichters echt volkstümliches Wesen, das sich in diesen Liedern ausströmt.

Mit dem „kleinen Rosengarten" ist das dichterische Lebenswerk von Hermann Löns im wesentlichen abgeschlossen. Seine großen Zukunftspläne, die wir oben andeuteten, sind nicht mehr zur Reife gelangt. Das leid- und notumdüsterte Jahr 1911/12 (vom Herbst 1911 bis zum Sommer 1912) hemmte seine sonst so reiche dichterische Fruchtbarkeit, und als er wieder zur Besinnung und Ruhe gekommen war, entriß ihm allzu früh der grausame Schlachtentod die emsige Feder.

Was von Ende des Jahres 1911 ab noch bei seinen Lebzeiten vollendet wurde, war im wesentlichen nur eine Nachlese.

Es ist weder unsere Aufgabe noch unsere Absicht, eine vollständige Aufzählung zu geben. Wesentlich neue Züge dürften aus diesen und anderen nicht genannten Stücken für die Charakterologie von Hermann Löns auch kaum gewonnen werden können. Höchstens würde der gewonnene Eindruck noch weiter bestätigt, verstärkt und vielleicht auch ein wenig erweitert werden können. Aus „Sagen und Märchen" würde die feine Erfindungsgabe, die schöpferische Phantasie des Dichters und sein Sinn für das Volkstümliche, aus dem „Niedersächsischen Skizzenbuch" seine Heimatliebe und sein Kunstsinn, aus „Frau Döllmer" sein unerschöpflicher und oft übersprudelnder Humor, seine manchmal etwas drastische Derbheit und sein Talent und seine Neigung zur Satire hervorleuchten, und aus „Kraut und Lot," „Auf der Wildbahn" und „Ho Rüd hoh" würde der Jäger erneut lebendig werden.

Wenn wir auf die zuletzt genannten, die sich an „Mein grünes Buch" anlehnen, noch ganz kurz eingehen, so geschieht es nur deshalb, um dem weitverbreiteten Irrtum

Digitized by Google

entgegenzutreten, daß Hermann Löns in der Hauptsache ein „Jagdschriftsteller" gewesen sei. Gewiß war er das auch, und sicher einer unserer besten. Aber im Gesamtrahmen seiner literarischen Produktion nimmt, wie auch unsere Ausführungen gezeigt haben dürften, die eigentliche Jagdschriftstellerei nur einen verhältnismäßig bescheidenen Raum ein. Freilich spielt das Jagdmotiv in vielen seiner Dichtungen eine nicht unwesentliche Rolle. Aber damit wird Hermann Löns noch nicht zum Jagdschriftsteller, ganz abgesehen davon, daß auch ein Jagdschriftsteller (so gut wie der Beherrscher und Bearbeiter eines anderen „Milieus") in seiner Art ein Dichter und Künstler sein kann.

Es ist daher durchaus unbegründet und unberechtigt, Hermann Löns als „bloßen" Jagdschriftsteller abzustempeln. Er ist das ebensowenig wie etwa ein bloßer „Naturschilderer", „Tierdichter" oder „Heidesänger" oder wie die sonst üblichen Marken und Etiketten lauten, die man ihm anheftet.

Nein, Hermann Löns war ganz einfach ein gottbegnadeter Dichter und Künstler, wie wir sie in dieser Art sonst in unserer deutschen Literatur nicht aufzuweisen haben.

Hermann Löns ist nicht das geworden, was er werden wollte; noch weniger das, was er werden konnte. Aber er ist doch — im Sinne der alten Griechenweisheit (Pindar) „Werde, was du bist!" — das geworden, was er im Grunde seiner Seele war. Er ist sich selbst getreu geblieben und hat seine Erbanlagen entwickelt, soweit innere und äußere Hemmungen — die Zwiespältigkeit seines Wesens, die Widerstände seiner Umgebung, die Widrigkeiten seines Lebensschicksals und sein früher Tod — es zuließen.

„Er war kein ausgeklügelt Buch,
Er war ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Er war ein Mensch, und er war ein Mann, oder wie er wohl selbst gesagt haben würde — ein Kerl!

Wir wollen nun versuchen, eine charakterologische Zusammenfassung zu geben, indem wir uns bemühen, das vorgeführte Material noch einmal in aller Kürze methodisch und systematisch zu ordnen und auszuwerten.

Unsere im Anschluß an Kretschmer gemachten Ausführungen über die Körperlichkeit des Dichters zusammen mit unseren Hinweisen auf seine Abstammung und Herkunft und der Berücksichtigung seiner gesamten körperlichen Beschaffenheit und Gewohnheiten (Mienenspiel, Prägung des Mundes, Gangart, Ausdruck der Augen, Sprechweise, Handschrift usw.) haben ein Bild ergeben, das zu dem mit anderen Mitteln gewonnenen charakterologischen Bilde paßt und als eine gewisse Bestätigung desselben dienen kann. Um uns nicht unnötig zu wiederholen, verzichten wir hier auf vollständige Aufzählung aller Einzelheiten und geben unter Verweisung auf unsere früheren Ausführungen nur eine kurze Übersicht:

1. Körperlich seelische Dispositionen.
   Nordische Rasse (langschädelig, langgesichtig, helläugig, blondhaarig, blauäugig usw.), niedersächsische Stammesart (ererbt), „athletisch-asthenischer" Mischtyp (kräftig, sehnig, mittelgroß, hager, schmal usw.), beweglich, elastisch, lebhaft (Bewegungen, Gangart), ernster, energischer beherrschter Gesichtsausdruck mit Kennzeichen besonderer Intelligenz, Eigenwilligkeit, starken Selbstbewußtseins, verhaltener Leidenschaftlichkeit; körperliche Grundlage und Ausprägung „schizothymer" Wesensart.
2. Äußere Einflüsse in der Entwicklungszeit.
   Diese körperlich-seelische Veranlagung wurde stark beeinflußt durch ungewöhnliche Umstände im Jugendalter: Aufwachsen in einer Gegend, in der die Eltern landfremd waren, einerseits harte Erziehung durch den Vater,

Digitized by Google

andererseits viel Selbstüberlassenheit, keine Freunde, häufiger einsamer Aufenthalt in freier wilder Natur. Dann plötzlicher Wechsel, Rückkehr in die Urheimat der Eltern, neue Eindrücke (niedersächsische Landschaft und Stammesart, Freunde, systematisches Naturstudium). Hierauf freies, oft ungezügeltes Studentenleben ohne befriedigenden Abschluß, sexuelle Erlebnisse, literarischer Sturm und Drang und revolutionäre Stimmung im Freundeskreis, Bruch mit dem Vater.

Alle diese Umstände sind zum Teil für Hermann Löns charakterogen bedeutsam geworden, zum Teil aber auch durch seinen Charakter selbst mit bedingt und verursacht. Dasselbe gilt von den im folgenden Abschnitt anzuführenden Momenten.

3. Äußere Einflüsse in der Manneszeit.
Berufsunsicherheit, Journalismus, häufiger Wechsel des Wohnortes, Dichternöte, Heidewanderungen, Jagd, unbefriedigende Ehen mit schließlicher Trennung, Alkohol, Liebeserlebnisse sinnlicher Art, unbefriedigte Sehnsüchte, Dichterruhm und Schöpferwonne, Nervenzusammenbrüche, freiwillige Verbannung, Rückkehr in die Heimat, Krieg.

Ob man den Charakter von Hermann Löns als „endogen" oder als „Schicksalscharakter" bezeichnen soll, dürfte wohl nicht leichter Hand zu entscheiden sein. Ein reiner Typ dieser oder jener Art liegt jedenfalls nicht vor. Aber wir haben in ihm auch nicht etwa einen Mischfall in dem Sinne zu sehen, daß weder das Endogene noch das Schicksalbestimmte besonders hervorträte. Es ist vielmehr, so merkwürdig es klingen mag, beides der Fall. Endogener Charakter und Schicksalscharakter dürfen also nicht als sich ausschließende Gegensätze aufgestellt werden. Das „Endogene" im Charakter von Hermann Löns steht uns deutlich vor Augen, wenn wir uns darauf besinnen, wie vieles an ihm doch durchaus „von innen her" bestimmt ist. Fest, starr, unbeirrbar, eigenwillig verfolgt er von Anfang an seinen Weg. Durch die strenge Erziehung seitens des Vaters läßt er sich keineswegs irgendwie beirren, sondern fügt sich nur, solange er unter dem Zwange einer unvermeidlichen Notwendigkeit steht. Sobald die Möglichkeit besteht, macht er sich frei, um seine eigenen Wege zu gehen. Ja, der Zwang ruft gerade seinen Widerstand und Trotz hervor und verstärkt seine Eigenwilligkeit.

Dasselbe Bild ergibt ein Blick auf sein Berufsleben als Journalist und auf sein privates Leben in der Ehe und im Verkehr mit fremden, ihm unsympathischen Menschen. Immer ist er der Eigenwillige, oft sogar Unduldsame und Herrische.

Und doch wieder können wir Hermann Löns nicht als „schwer ansprechbar" bezeichnen. Wir hörten, wie er seiner Mutter und seinen Freunden zugetan war, bescheiden, anschlußbedürftig, dankbar, hilfsbereit. Aber immer nur Menschen gegenüber, die ihm irgendwie wesensverwandt und wohlgesinnt waren, und denen er dann auch seinerseits seine Zuneigung entgegenbrachte. Wir haben hier ein Beispiel für die Zwiespältigkeit seiner Wesensart, die freilich sich in diesem Punkte durch naheliegende natürliche Gründe erklären läßt. Immerhin dürfen wir auch hier anmerken, daß die Zwiespältigkeit seines Charakters überhaupt einer eindeutigen Schematisierung schwer zugänglich ist.

So darf es uns auch nicht wundern, wenn neben der zweifellos vorhandenen endogenen Charaktereigentümlichkeit auf der anderen Seite das Schicksalsmoment eine wesentliche Rolle spielt. Auch stark endogen veranlagte Naturen können offenbar dem Einfluß des Schicksals unterworfen sein. Von Hermann Löns wird es jedenfalls gelten, daß sein Charakter zu einem guten Teile das Gepräge eines Schicksalscharakters hat. Wir brauchen bloß an schon Gesagtes zu erinnern: Die Geburt und erste Jugendzeit in der Fremde (vom Standpunkt der Eltern und Vorfahren aus gesehen), der plötzliche Wechsel des Wohnortes, die neuen Eindrücke der zweiten Heimat

Digitized by Google

und der Studentenzeit, das beruflich ergebnislose Studium, der Bruch mit dem Vater, die drückende Last des „Frondienstes", der mehrfache Wechsel des Wohnsitzes, die Qual der beiden Ehen, die Not und das Elend der freiwilligen Verbannung, der Krieg sind solche Marken auf dem Schicksalswege, den Hermann Löhns gegangen ist, und die ihre deutlichen Spuren in seinem Charakter hinterlassen haben. Er wäre „ein anderer" geworden, wenn das Schicksal nicht in dieser Weise sein Leben und seinen Charakter mitbestimmt hätten.

Wenn wir nun weiter nach dem „Telos", der „Finalität", mit anderen Worten also nach der „Richtungsbestimmtheit" des Charakters von Hermann Löns fragen wollen, so würden wir damit an denjenigen Punkt gelangen, der nach unserer Auffassung (im Anschluß an Utitz) der allem anderen übergeordnete Leitpunkt unserer Charakterologie ist.

Und da erhebt sich nun die Frage nach der Eindimensionalität oder Mehrdimensionalität des Charakters von Hermann Löns.

Eine Entscheidung hierüber ist nicht einfach. Man könnte ja geneigt sein, in dem Künstlertum von Hermann Löns die alles beherrschende Richtung seines Wesens zu erblicken, und auch wir dürften nicht im Zweifel sein, wenn wir etwa das angeben sollten, was vorwiegend sein Streben bestimmt und beherrscht. Aber das Vorwiegen einer Bestimmtheit ist doch wohl keine Eindimensionalität. Auch dann nicht, wenn etwa andere Bestimmtheiten in diese Hauptbestimmtheit teilweise mit einbezogen sind oder doch werden können. Wenn sie, wie dies bei Hermann Löns der Fall zu sein scheint, doch auch eine selbständige Bedeutung haben und behaupten, so darf man u. E. nicht von Eindimensionalität reden.

Nach dem Befund unseres Materials würden wir wohl berechtigt sein, von einer Dreidimensionalität der Richtungsbestimmtheit seines Charakters zu reden, die mit den drei Schlagworten gekennzeichnet werden könnte: Natur, Volkstum, Kunst (Dichtung). Wir haben das oben schon näher ausgeführt und wollen uns nicht in unnötigen Wiederholungen ergehen. Es mag nur noch einmal unterstrichen werden, daß Hermann Löns von Jugend auf und durch sein ganzes Leben hindurch diese drei Strebungen deutlich erkennen läßt: 1. den Drang zum Naturerleben (Naturfreude, Naturforschung, Wandern, Jagen, Verkehr mit Naturmenschen); 2. das Hängen an der Heimat, ihrer Landschaft mit ihrem Volkstum, Vorliebe für Landleben und Bauerntum, Eintreten dafür in Wort und Tat bis zur Selbsthingabe; 3. den Trieb zum dichterischen Schaffen und künstlerischen Gestalten der vorgenannten Inhalte (Natur und Volkstum) aus innerstem Bedürfnis und zur Selbstbefriedigung, zugleich aber auch mit der deutlichen Tendenz zur Steigerung seiner Kunst, zur Annäherung an das Ideal reiner Höhenkunst und zur Hervorbringung hoher künstlerischer Werte.

Die gegenseitigen Beziehungen dieser drei Richtungsbestimmtheiten sind nicht zu verkennen. Sie bilden eine Einheit und bleiben doch auch jede für sich selbständig. Man könnte daher bei Hermann Löns wohl von einer Trinität der Richtungsbestimmtheiten sprechen.

Wir wollen nun weiter den einzelnen „materialen" und „formalen" Momenten seines Charakters nähertreten.

In Hermann Löns ringt der Naturmensch: der Bauer, der Jäger, der Soldat mit dem Kulturmenschen: dem Wissenschaftler, dem Dichter, dem Künstler; der Gefühlsmensch mit dem Willensmenschen und dem Verstandesmenschen.

Sein weiches, wildes Herz liegt beständig im Kampfe mit seinem harten, herben Willen und seinem klaren, kritischen Kopf. Und doch, wenn man die Summe zieht, steht das Herz, also der Gefühlsmensch, im Vordergrunde. Verstand und Wille müssen sich der Herrschaft des Gefühls beugen, und nur zeitweise ringen sich Verstand und Wille auch zu selbständiger Bedeutung hindurch.

Wenn wir seinen Charakter von dessen Zielen her ins Auge fassen, so werden wir

Digitized by Google

finden, daß Hermann Löns wohl auch die Natur mit dem Verstande erkennen und begreifen will (vgl. seine naturwissenschaftliche Jugendperiode und sein auch später bewahrtes naturwissenschaftliches Interesse), aber wichtiger ist es ihm doch, die Natur gefühlsmäßig zu erleben und dieses Erleben künstlerisch, also wiederum vom Gefühl her, zu gestalten. Und wenn er auch den festen Willen hat, seiner Heimat und seinem Volkstum zu dienen, ja, wenn er dies auch in die Tat umsetzt und am Schluß seines Lebens diese Seite seines Wesens den Vorrang gewinnen läßt und selbst zum Tatmenschen wird, so ist es doch im Grunde wieder das Gefühl, das ihn dazu drängt. Zeit seines Lebens war er mit seinem Herzen bei seiner Heimat und bei seinem Volk, und seine dauernde Tat bestand darin, daß er sein Heimat- und Stammesgefühl und sein Volksbewußtsein in seiner Kunst und durch seine Kunst gestaltete, ausströmen und Leben gewinnen ließ. Und diese seine Kunst war, wie alle wahre und echte Kunst, „Gestaltung auf ein Gefühlserleben, der Art, daß der Sinn dieser Gestaltung im Gefühlserleben sich erschließt" (Utitz, Der Künstler, Ferd. Enke, Stuttgart, S. 12).

Seine zentrale, gefühlsmäßige Einstellung erhellt aus seinem ganzen Leben, aus seinen Taten und aus seinen Leiden, aus seinen Vorzügen und aus seinen Schwächen, aus seinem Künstlertum und auch aus den pathologischen Seiten seines Wesens, die sich eben im Gefühlsüberschwang offenbaren (Nervenzusammenbrüche, alkoholische und sexuelle Exzesse).

Hermann Löns ist kein Psychopath in dem Sinne, daß man seinen Charakter schlechtweg als pathologisch bezeichnen müßte. Aber sein Charakter hatte eine pathologische Seite, die seinem Künstlertum ein besonderes Gepräge verlieh, es vielleicht zu Zeiten beschwingte, aber sicherlich auch oft hemmte und schädigte.

So spielt das Gefühl im Gefüge seines Charakters eine entscheidende Rolle, im formalen und noch mehr im materialen Sinne. Sein Gefühl wendet sich auch seiner eigenen „Funktion" zu. Er genießt seine Gefühle und sein künstlerisches Schaffen. Aber im Vordergrunde steht ihm doch das Kunstwerk selbst, „in" dem und „durch" das er schafft. Alle Nebenzwecke (Verdienst, Ruhm) sind für ihn immer Nebenzwecke geblieben. Niemals erniedrigt er die Kunst zu einem Mittel für andere minderwertige Zwecke. Ja, obwohl ihm gewiß, wie jedem echten Künstler, das künstlerische Schaffen tiefstes Bedürfnis und höchste Befriedigung ist, so vergißt er doch nie auf die Aufgaben, die er sich selbst gestellt hat, seinem Volke hohe künstlerische Werte zu schaffen.

Hermann Löns war kein „Berufscharakter". Sein journalistischer Beruf war ihm nur Grundlage seiner äußeren Existenz. Daß er auch seinem Beruf wertvolle Seiten — nach der Richtung des Dichters hin — abgewann, ist kein Gegenbeweis. Vielmehr nur ein Beleg dafür, daß sein künstlerisches Schaffen ihm das Wesentliche war. Wenn wir also schon ein Schema gebrauchen, so war Hermann Löns ein künstlerischer Charakter, aber gleichzeitig auch, wie wir schon darlegten, Naturmensch und Volksmann, wenn es erlaubt ist, diese Ausdrücke für den oben gegebenen Sachverhalt anzuwenden.

Ebensowenig wie ein Berufscharakter war Hermann Löns ein „weltanschaulicher" oder „ethischer" Charakter. Auch kann er keineswegs als „psychopathischer" Charakter bezeichnet werden, weil alle diese Sachverhalte bei ihm nicht im Vordergrunde stehen.

Daß er, um auch dieses Schema in unserer Zusammenstellung zu berücksichtigen, ein „materialer" Charakter genannt werden kann, geht aus unseren früheren Ausführungen hervor. Denn wir zeichneten seinen Charakter als einen solchen, in dem das Gefühl dominiert, und der seinem Wesen und seiner Entwicklung nach so beschaffen war, daß eine materielle Seite desselben, nämlich eben das Gefühl, die Herrschaft gewinnen und behaupten mußte.

Auch als „Zielcharakter" können wir Hermann Löns nach unseren Ausführungen gelten lassen, wenn für diesen Begriff nicht ein einheitliches Ziel („Eindimensionalität")

Digitized by Google

verlangt wird, sondern nur eine bestimmte Zielstrebigkeit, die dadurch gekennzeichnet wird, daß der betreffende Charakter nicht nur auf den Weg zum Ziel und alles das, was er an oder auf diesem Wege findet, Wert legt, sondern auf das Ziel bzw. die Ziele selbst, ja, daß ihm bei seinen Strebungen das Ziel (Naturerleben, völkische Eigenart, Kunstwerk) das Wesentliche und Entscheidende ist.

Alle diese schematischen Begriffe können natürlich nur als Gesichtspunkte und Hilfslinien betrachtet werden, um von verschiedenen Seiten her an den Charakter heranzukommen. Sie müssen sich daher gegenseitig ergänzen und dürfen nicht vereinzelt werden.

Eine vielseitige, ja, möglichst allseitige Betrachtung der Persönlichkeit ist notwendig, um ein zutreffendes Bild ihres Charakters zu gewinnen, etwa so, wie man ein plastisches Bild eines Gegenstandes nur dann gewinnt, wenn man ihn nach einander von allen verschiedenen Seiten betrachtet.

Demselben Zweck mag es endlich auch dienen, wenn wir zum Schluß die „formalen" Momente im Charakter von Hermann Löns noch einmal kurz durchgehen und in ein charakterologisches Schema einzuordnen versuchen. Wir folgen dabei den von Utitz in seiner Charakterologie aufgestellten Leitlinien (a. a. O. S. 202—271).

Wir führten aus, daß Hermann Löns in seinem Charakter starke „Spannungen" aufweist und oft die schwersten Spannungswiderstände zu überwinden hatte. Sein ganzes Leben und Streben war nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich auf Kampf gestellt. Die verschiedenen Elemente seines Charakters ringen beständig miteinander, und wenn auch seine verschiedenen Strebungen, von ihm selbst aus gesehen, eine einheitliche Zielrichtung aufweisen, also nicht „divergieren", sondern „konvergieren", so bleiben doch zum Teil unter dem Einfluß äußerer Umstände auch in Wirkung seines gegensätzlichen Charakters, immer Spannungen bestehen, die ihrerseits wieder akut auftretende Spannungen seines Charakters zu einem chronischen Zustand sich auswachsen lassen.

Daher blieb immer die mehrfach von uns festgestellte Gegensätzlichkeit in der Struktur seines Charakters bestehen. Er erreichte nicht, wenigstens nicht auf die Dauer, eine harmonische Auflösung der Gegensätze, sondern erlebte diese nur vorübergehend und auf einzelnen Höhepunkten seines Lebens, nämlich etwa dann, wenn er in der Natur und im Volkstum untertauchte, wenn er im künstlerischen Schaffen die Wonnen des Gelingens kostete, und — als er den Entschluß faßte und durchführte, sein Leben für sein Volk einzusetzen.

Hermann Löns nahm alles Erleben und alle Lebensprobleme „schwer." Sein künstlerisches Schaffen, als es auf der Höhe stand, beweist es am deutlichsten. Wir brauchen nur an sein Wehrwolf-Erlebnis zu denken oder an die persönlichen Grundlagen vom „Zweiten Gesicht" mit dem nachfolgenden Nervenzusammenbruch. Zeitweise war sein Erleben wohl auch derart übersteigert, daß wir von einer ungewöhnlichen „Intensität" seines Erlebens sprechen können, die geradezu pathologisches Gepräge annahm. Wir können hier wiederum auf die im „Zweiten Gesicht" künstlerisch verarbeiteten Erlebnisse verweisen. So leicht „ansprechbar" Hermann Löns nach seiner Charakterveranlagung offenbar war, befreundeten Menschen und großem Erleben gegenüber — trotz der schon gekennzeichneten endogenen Züge seines Charakters — so „nachhaltig" war trotzdem sein Empfinden und Erleben, und so schwer entledigte er sich seiner Erlebnisse. Sie wirkten nach, er plagte sich mit ihnen und ging mit ihnen schwanger, bis sie, oft unter schweren Geburtswehen, künstlerisch ihre „Erledigung" fanden. Selbst aus unbewußtem Grunde tauchen wiederholt bei ihm frühere Eindrücke und Erlebnisse plötzlich wieder auf und gewinnen nun erst künstlerische Gestalt. Wenn es also die Regel sein sollte, daß einer leichten Ansprechbarkeit eine geringe Nachhaltigkeit des Erlebens und eine leichte „Erlebniserledigung" entspricht, so war Hermann Löns auch hierin eine Ausnahme. Für seinen zwiespäl-

Digitized by Google

tigen oder, noch richtiger gesagt, mehrspältigen und komplizierten Charakter trifft dieser vielleicht sonst häufige Ausgleich, diese Kompensation nicht zu.

Über den schon berührten „Bewußtseinsgrad" seines Handelns hat er sich selbst wiederholt dahin ausgesprochen, daß gerade seine besten künstlerischen Leistungen „außerhalb seines bewußten Wollens" gestanden hätten. Sein Handeln, insbesondere sein künstlerisches Schaffen, ging bei ihm, dem Gefühlsmenschen, nicht den Weg über Denken und Wollen, sondern erwuchs primär aus dem bewußten oder auch vielleicht (und zwar gerade auf den Höhepunkten) unbewußten Gefühl und zeigt somit das charakteristische Gepräge der „Spontaneität" und der „Notwendigkeit".

Dabei war er niemals bloß Künstler. Er betrieb nicht etwa seine Kunst als einen gewissen Sport neben dem Leben. Seine Kunst erwuchs ihm immer unmittelbar aus seinem Leben und Erleben, aus Wonne und Not, und er war als Mensch und Künstler im Innersten „erfüllt" und „beseelt" von seinen Erlebnissen und Problemen, unter Umständen bis zur Steigerung: „Alles oder Nichts." Daher das Unausgeglichene, der sprunghafte Rhythmus seines Lebens wie seines Schaffens, das unstete hastige Tempo seiner künstlerischen Produktion, die bei aller Genialität und Meisterschaft doch auch immer wieder da und dort die letzte Vollendung vermissen und sogar Geschmacklosigkeiten und Trivialitäten mit unterlaufen läßt (vgl. wiederum „Das Zweite Gesicht")! Die Tendenz zur Einheit und Harmonie ist wohl vorhanden, aber es fehlt die Kraft, sie zu verwirklichen.

Wie alles ungewöhnlich ist an diesem merkwürdigen und eigenartigen Charakter, so auch seine Ichstellung. Von einer „Ichfugalität" kann man gewiß nicht reden, so sehr auch das Interesse des Dichters auf das Sachliche des Kunstwerkes gerichtet sein mag. Letzten Endes handelt es sich doch auch um sein Ich. Wenn es nicht immer im Vordergrunde steht, so doch jedenfalls im Hintergrunde. Und oft auch im Vordergrunde. Er betont sein Ich und bezieht alles auf sein Ich, ja, er zergliedert und zerfasert es. Man erinnere sich wieder an das „Zweite Gesicht" und das unglückliche Jahr 1911/12 in seinem Leben mit allen Äußerungen dichterischen Hochgefühls bis zur Selbstüberhebung und wiederum der tiefsten Niedergeschlagenheit, Verbitterung und Verzweiflung. Auch die im „Zweiten Gesicht" zweifellos nicht selten (bewußt und zum Teil wohl auch unbewußt) angewandte „Ich-Maske", hinter der er sein wirkliches Ich verbirgt, indem er die Maske zu Zeiten bis zur Karikatur verzerrt, ist im Grunde ein Beweis seiner „Ichzentriertheit".

Unser charakterologisches Gesamtbild ergibt somit einen auf Natur, Volkstum und Dichtung eingestellten, in sich zwiespältigen bzw. mehrspältigen Künstlercharakter, welcher über die Unausgeglichenheit seines Wesens und die Schranken seines Schaffens hinaus auf eine höhere Einheit seiner Persönlichkeit und seines künstlerischen Strebens abzielt, dieselbe aber infolge seiner Veranlagung und seines Schicksals nicht zu erreichen vermag. Ein Genie mit hohen, meisterhaften Leistungen, das aber durch seinen Charakter und sein Schicksal gehindert wird, die höchste Vollendung zu erreichen.

Digitized by Google